Groſs Octav. N. I. D. A. C 3.

D. L. 166.

fol: 45/3

LA34.74

1

MICHEL
SEIGNEUR DE MONTAGNE

J. C. G. Fritzsch. ſc: Lipſ:

Michaels
Herrn von Montagne
Verſuche,
nebſt des
Verfaſſers Leben,
nach der neueſten Ausgabe
des Herrn Peter Coſte
ins Deutſche überſetzt.

Erſter Theil.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Mit allergnädigſter Freyheit.

Leipzig,
bey Friedrich Lankiſchens Erben, 1753.

Vorrede

Zur deutſchen Ueberſetzung.

Bey einem Werke, welches ſchon drey Vorreden hat, muß die vierte billig ſehr kurz ſeyn. Und was würden wir auch beſonders ſagen können? Ein Buch, welches gemeinnützige Wahrheiten, und in einer allen Leſern, die mit einem geſunden natürlichen Verſtande begabt ſind, faßlichen Lehrart vorträgt, kann der Lobeserhebungen entrathen, welche man Büchern an die Stirne ſetzen muß, die aus allerley Urſachen kein großes Glück in der Welt machen würden, wenn man ihnen nicht durch eine prächtige Vorrede ein wenig hülfe, und wo nicht Leſer, doch Käufer verſchaffete. Wenn ja Jemand lieber nach Vorurtheilen, als nach ſeiner eigenen Einſicht urthei-

len will, denen wird die Sammlung derer dem Montagne meiſtentheils ſehr vortheilhaften Urtheile Gnüge leiſten, welche große und berühmte Männer von den Verſuchen gefället haben, und welche man, wie in der Franzöſiſchen Ausgabe geſchehen iſt, zu Ende des dritten Theiles unſerer Ueberſetzung beyfügen wird. Jeder kann dieſe Urtheile entweder zählen, oder abwiegen, wie es ihm gefällig iſt.

Herr Coſte hat in den zwoen erſten Vorreden, welche er zwo verſchiedenen von ihm beſorgten Ausgaben vorgeſetzet hat, den Montagne wider allerhand Vorwürfe gerettet, und dieſes ſo gründlich, daß uns auch auf dieſer Seite nichts zu erinnern übrig geblieben iſt. Montagne hat ſich, wie er an mehr als einem Orte ſagt, in ſeinen Verſuchen nach dem Leben abſchildern wollen: ein ſchweres Unternehmen, welches ſeiner Natur nach wohl nie von Jemandem mit allgemeinem Beyfalle ausgeführet werden wird. Er hat ſich verſchiedene gute Eigenſchaften beygeleget, und iſt hiedurch ganz natürlich in den Verdacht einer Eitelkeit und übermäßigen Selbſtliebe gerathen. Er hat aber auch ſeine Mängel nicht verſchwiegen, er hat aufrichtig geſtanden, daß er nicht durchgängig Herr ſeiner Leidenſchaften, ſondern ein Menſch gleich andern ſey. Man hat ihm deswegen, durch einen allem Anſehen nach ſehr unnatürlichen Schluß, verdächtige Abſichten wider die Sitten-

tenlehre beygemeſſen, und ſein Buch als gefährlich verſchrien. Die Nichtigkeit der erſten Beſchuldigung hat Herr Coſte genugſam gezeiget. Und die letztere hat ſo wenig Schein, daß wir uns dadurch nicht haben abhalten laſſen, unſern Landesleuten ein Buch bekannt zu machen, welches vorzüglich vor vielen andern bekannt gemacht zu werden verdienete. Feinde der Tugend, Feinde der menſchlichen Geſellſchaft ſind der Geſchichtſchreiber, welcher die Bosheit mit einem allezeit glücklichen Erfolge krönet, oder die unſchuldigſten Handlungen aus vergifteten Quellen herzuleiten bemühet iſt; Der Dichter, welcher das Laſter mit reizenden und verführeriſchen Farben, mit einem allezeit heitern, allezeit vergnügten, allezeit lächelnden Geſichte abſchildert; Der Weltweiſe, welcher die menſchliche Seele ihres Adels beraubet, und alle Begriffe von einem unendlichen Weſen und von der Unſterblichkeit zu erſticken ſucht. Allein ein Mann, der ſeine Fehler nicht verbirget, ſie als Fehler, nicht als Tugenden vorſtellet, und durch keine liſtige Rechtfertigung andere zur Nachahmung zu reitzen ſucht, ein ſolcher Mann kann unmöglich als ein Lehrer der Bosheit betrachtet werden. Wir wiſſen nicht, was für Abſichten diejenigen gehabt haben, welche dem Montagne ſeine Aufrichtigkeit zu einem neuen Verbrechen gemacht haben; und es liegt uns auch daran nichts. Wir unſeres Theils ſuchen Niemanden zur Vertheidigung einer dritten Perſon verdächtig zu machen. So viel dünkt

uns indeſſen, ſo heilig wir auch die Pflichten gegen anderer Menſchen Gewiſſen verehren, daß dieienige Gemüthsverfaſſung, welche durch alles geärgert wird, welche jede Sache immer auf der ſchlimſten Seite betrachtet, welche durch ein einziges Wort, das tauſend andern ſehr gleichgültig ſeyn würde, in Harniſch gebracht wird, aufs glimpflichſte zu reden, nicht die geſündeſte, und nicht zu beneiden iſt.

Der geneigte Beyfall, welchen unſer Unternehmen, ſo viel wir wiſſen, nachdem wir daſſelbe durch einen gedruckten Bogen bekannt gemacht, vielfältig gefunden hat, und die häufige Nachfrage, welche von Auswärtigen bereits nach dem erſten Theile geſchehen iſt, hat uns unſere Sorgfalt zu verdoppeln angetrieben. Wir haben uns aufs beſte bemüht, unſer Verſprechen zu erfüllen, und wir ſchmäucheln uns ein Werk, welches ſo viele gründliche und nicht gar gemeine ſittliche Betrachtungen, eine ſo große Menge edler und hoher Gedanken der größten Männer des Alterthumes enthält, und größtentheils überaus munter geſchrieben iſt, durch unſere Ueberſetzung nicht verunſtaltet zu haben. Aufmerkſame Leſer werden gar bald gewahr werden, wo wir einen Mann reden laſſen, der im ſechzehenten Jahrhunderte gelebet, und wo Ueberſetzer ſchreiben, die dem ihrigen und der Reinigkeit ihrer Sprache nicht haben Gewalt anthun wollen. Und in dieſem Stücke gedenken wir unſerm Verſprechen nachzukommen. Allein,

Allein, in einem einzigen Stücke erfüllen wir daſſelbe wiſſentlich nicht, und hoffen, daß es uns der geneigte Leſer leichtlich verzeihen werde. Wir haben uns anheiſchig gemacht, dieſem erſten Theile des Verfaſſers Leben vorzuſetzen, allein dieſes Leben enthält, wie Herr Coſte erinnert, nichts als aus den Verſuchen ſelbſt zuſammen getragene Nachrichten, welche durch Anführung der Stellen, aus welchen dieſe Nachrichten genommen ſind, deſto angenehmer zu leſen werden. Dieſer Umſtand hat uns vermocht, unſern Entſchluß zu ändern, und dieſes Leben zu dem dritten deutſchen Theile zu erſparen. Inzwiſchen glauben wir, daß das Leben des Verfaſſers eben ſo wol auf dreyen deutſchen Titeln wird ſtehen können, als es im Franzöſiſchen auf ſechſen zu ſehen iſt, unerachtet das Leben ſelbſt nur wirklich in einem Theile befindlich iſt.

Wir müſſen noch etwas erinnern. Wir haben die Ueberſetzungen derer Stellen, welche Montagne aus Horazens Dichtkunſt, aus dem Lucan, der Aeneis, und dem Perſius angeführet, den Anmerkungen in einer gebundenen Ueberſetzung eingerücket, und uns bey der erſten des berühmten Herrn Prof. Gottſcheds zierlichen Ueberſetzung, bey den dreyen übrigen aber der Arbeiten des Herrn von Seckendorfs, Herrn Schwarzens und Herrn Heyde bedienet. Wir unterſuchen hier nicht, ob in denſelben der Sinn der lateiniſchen Dichter in der völligen Stärke und zierlich

genug ausgedrucket iſt, oder nicht. Denn, da unſers Wiſſens bis ietzo noch keine beſſere gebundene Ueberſetzungen erſchienen ſind: ſo haben wir geglaubt, daß wir hierinnen den Ausländern nachahmen, welche ſich ihrer zum Theile ziemlich alten und bekannter maßen oft ungetreuen Ueberſetzungen ohne Bedenken zu bedienen gewohnet ſind, ob gleich Herr Coſte bey ſeiner Ausgabe der Verſuche, den häufig vom Montagne angeführten Stellen der Alten durchgängig ſeine eigenen ohne Unterſchied proſaiſche Ueberſetzungen beyzufügen für gut befunden hat, ausgenommen, daß er ſich bey dem Plutarch Amyots bekannter Ueberſetzung bedienet hat. In Anſehung der übrigen aus alten Schriftſtellern angeführten Worte ſind wir des Herrn Coſte Beyſpiele gefolget, und haben dieſelbe ſelbſt überſetzt, ungeacht wir ſehr wohl wiſſen, daß auch von einigen derſelben Ueberſetzungen in unſerer Mutterſprache vorhanden ſind.

Uebrigens erſuchen wir den geneigten Leſer, unſerer Arbeit, die uns freylich mehr Zeit und Mühe, als bey einem neuen Franzöſiſchen Schriftſteller gekoſtet hat, noch ferner günſtig zu bleiben, mit der Verſicherung, daß wir auch bey den zween übrigen Theilen, davon der zweete künftige Michaelsmeſſe geliefert werden ſoll, eben dieienige Aufmerkſamkeit anwenden werden, die wir uns bey dem gegenwärtigen zu tragen verbunden geachtet haben.

Vorrede
des Herrn Coſte,
zu der Ausgabe von 1724.

Alle gute Köpfe ſtimmen wegen des Werths der Verſuche des Montagne ſeit langer Zeit überein (1). Ich habe weder die Abſicht eine förmliche Lobſchrift auf dieſelben zu verfertigen, noch mich auf die Erörterung der davon gefällten Urtheile einzulaſſen. Ich würde wegen des erſten Puncts nichts neues ſagen können: und ich bin verſichert, daß dieienigen, welche ſeine Schriften mit einiger Aufmerkſamkeit leſen wollen, ſich leicht überzeugen werden, daß die meiſten dieſer Beurtheilungen nicht ſehr gründlich ſind.

Das einzige, worüber ich mich nicht enthalten kann einige Betrachtungen anzuſtellen, ehe ich die Vorzüge der gegenwärtigen Ausgabe vor allen vorhergehenden zeige, iſt die edle Offenherzigkeit, welche man in dem ganzen Werke beobachtet, und welche ſich allezeit gleich bleibet.

Man hat den Montagne ſehr getadelt, daß er ſich ſelbſt zu dem Gegenſtande ſeines Buches gemacht hat. Dieſer Vorwurf iſt tauſendmal wieder auf die Bahn

 gebracht

(1) Des Montagne Witz wird allezeit bewundert werden, ſo lange es Kenner geben wird, ſagt Herr Bayle in ſeinem Wörterbuche unter dem Artikel Eremite, Anmerkung (J.)

gebracht worden; und ich habe denſelben ſehr oft in ſolchen Geſellſchaften wiederholen hören, wo ich leicht merken konnte, daß diejenigen, welche ihn machten, die Art, wie ſich Montagne in ſeinem Buche ſelbſt abgeſchildert, nicht recht wußten. Er hat es ſo aufrichtig gethan, daß man vollkommen Urſache zu glauben hat, er habe ſich auf eine ſo kützliche Sache nicht ſo wohl, aus Eitelkeit, als um andere zu unterrichten, eingelaſſen. So viel iſt wenigſtens gewiß, daß dieſe Abſchilderung einem reinen Spiegel gleicht, in welchem ſich alle Menſchen von irgend einer Seite erkennen werden, wenn ſie ſich nur mit Aufmerkſamkeit, und in der Abſicht ihre wahre Geſtalt zu ſehen, darinnen betrachten. Man mag es machen, wie man will: entweder muß man in der Welt ernſtlich ſich ſelbſt kennen zu lernen bemühet ſeyn; oder auf ein Gerathewohl hinleben, andern Menſchen ſo wohl als ſeinen eigenen Leidenſchaften ohne Unterlaß zum Spiele dienen, allezeit in Unruhe und Unordnung leben, und ſich allezeit über Widerwärtigkeiten beklagen, ohne zu wiſſen, was daran Urſache oder wie denſelben abzuhelfen ſey. **Wenn die Welt, ſagt Montagne bey dieſer Gelegenheit ſehr ſchön, ſich beklagt, daß ich allzu viel von mir ſelbſt rede: ſo beklage ich mich, daß ſie nicht einmal an ſich ſelbſt denket** (2). Man bemühe ſich die Freyheit nachzuahmen, mit welcher er ſich ſelbſt ohne Verſtellung abgeſchildert hat: ſo wird man bald ſehen, daß das Unternehmen nicht ſo wohl tadelnswürdig, als vielmehr ſchwer auszuführen ſey.

Die

(2) B. III. Hauptſt. 2.

Die meiſten Menſchen werden durch eine falſche Eigenliebe und üble Schamhaftigkeit ſo verblendet, daß ſie, an ſtatt ſich der Welt mit der liebenswürdigen Offenherzigkeit zeigen zu können, welche man bey dem Montagne findet, ſich nicht einmal getrauen das Verborgene ihres Herzens zu erforſchen, um in Geheim ihre eignen Schwachheiten, Unbedachtſamkeiten, und die wahren Bewegungsgründe ihrer Handlungen kennen zu lernen. Dieſes iſt ohne Zweifel der Grund, warum ſich unter ſo vielen Schriftſtellern, welche ſeit dem Montagne an das Licht gekommen, und größtentheils nichts als ungeſchickte Nachahmer geweſen ſind, (denn dieſe Art iſt allezeit am häufigſten in der Republik der Gelehrten anzutreffen geweſen), kein einziger gefunden hat, welcher ſich in deſſelben Fußtapfen zu treten unterſtanden hätte.

Dieſes iſt ein ſo merkwürdiger Umſtand, daß der verſtorbene Herzog von Buckingham, der wegen ſeiner ausnehmenden Scharfſichtigkeit, und wegen ſeiner Urtheilskraft, von welcher man niemals den geringſten Argwohn gehabt, als ob ſie durch eine eitele Gefälligkeit für übel gegründete Vorurtheile umnebelt worden wäre, ſo berufen iſt, daher Gelegenheit genommen, den Montagne zu loben. Nachdem er von dem Cicero und dem Kanzler Baco, als von zweenen vortreflichen Männern, geredet, deren Aufführung mit der Weisheit, welche in ihren Schriften hervorleuchtet, ſchlecht überein geſtimmet, ſagt er, daß dieſe zween berühmte Schriftſteller der Welt einen weit größern Dienſt geleiſtet haben würden, wenn ſie derſelben die wahren Urſachen dieſes Wider-

ſpruches unverhelt und umſtändlich hätten entdecken wollen. Allein, fügt er hinzu, einen ſolchen Grad der Aufrichtigkeit dürfen wir von keinem einzigen Schriftſteller erwarten, den unvergleichlichen Montagne ausgenommen, welcher dem Anſehen nach wohl immer der einzige in ſeiner Art bleiben wird (3). Ich weiß gar wohl, fährt der Herzog von Buckingham fort, daß man den Montagne der Eitelkeit beſchuldiget: allein, meines Erachtens, ohne Grund = = = Und wenn es wahr iſt, daß er nicht ganz und gar davon frey geweſen, ſo hat doch nie keiner dieſelbe beſſer zu verbergen gewußt. Denn, da ihm ſeine Eitelkeit blos veranlaßt, ſeine Schwachheiten und Fehler ſo wohl, als ſeine guten Eigenſchaften, offenherzig bekannt zu machen: ſo iſt ſie eine Eitelkeit von einer ganz beſondern Art, und verdiente vielleicht einen andern Namen.

Montagne redet von ſeinem Buche nicht weniger offenherzig, als von ſeiner Perſon.

Er geſtehet frey, daß er, außer den Anführungen, mit welchem er daſſelbe bereichert, viele aus alten berühmten Schriftſtellern genommene Gründe und Vergleichungen hinein gebracht, deren Namen er vorſätzlich verſchwiegen, um die verwegenen Bücherrichter im Zaume zu halten, welche, wenn ſie kaum die Augen auf ein neues Buch geworfen haben, ſich

daſſelbe

(3) But we muſt never expect ſo much ſincerity in any Writer, except the incomparable *Montagne*, who is like to ſtand alone to all Poſterity. Eſſay on Authors p. 266. Vol II. of THE WORKS. of JOHN SCHEFFIELD - - Duke of Buckingham.

daſſelbe gleich zu tadeln unterfangen. Denn, er war ſonſt ſo wenig geneigt ſich anderer Leute Gedanken zuzueignen, daß er ſagt: er wollte es einem danken, der ihm durch ſeine Einſicht die fremden Federn ausrupfen würde (4). Ich habe, ohne mich groß zu bemühen die fremden Gedanken, mit welchen er ſein Werk ausgeſchmücket, aufzuſuchen, deren eine ziemliche Anzahl entdecket: allein mehr von ungefähr, oder durch die Erinnerung, als durch diejenige Unterſcheidungskraft, welche Montagne von denjenigen verlanget, welche ſich ihm die Federn auszurupfen unterfangen.

Er ſagt uns mit eben der Offenherzigkeit (5) er bemühete ſich aus allen Kräften demjenigen, was er andern entwendete, nahe zu kommen, und es demſelben gleich zu thun. Allein, fügt er darzu, eben ſo wohl vermittelſt meiner gemachten Anwendung, als vermittelſt meiner Erfindung. In Wahrheit, ſein Buch iſt mit Stellen aus den beſten Schriftſtellern angefüllt, welche er ſich eigen gemacht, indem er denſelben einen ganz neuen, und öfters weit feinern und edlern Verſtand gegeben, als ſie in der Urſchrift haben. Ich würde ein ganzes Buch ſchreiben müſſen, wenn ich alle dieſe ſinnreichen Anwendungen umſtändlich anführen wollte. Ein einziges Beyſpiel aus dem XXI Hauptſtücke des I Buches wird genug ſeyn, die Neugierde dererjenigen Leſer zu erwecken, welche an dergleichen Unterſuchungen Geſchmack finden. Faſt alle Gedanken in dieſem Hauptſtücke

(4) B. II. H. 10.

(5) B. I. H. 25. B. II. H. 5.

ſtücke ſind Wort für Wort aus dem Seneka genommen: und bey der Anwendung, welche Montagne davon macht, findet es ſich, daß bloße Beobachtungen über dasienige, was in dem gemeinen Leben vorgeht, endlich von der ganzen Natur gelten.

Allein, von eben den Anführungen, mit welchen Montagne ſein Buch zu bereichern gewußt, hat man Gelegenheit genommen, ſeine Aufrichtigkeit zu verſchreyen, die man ihm nicht rauben kann, ohne ſeinen Charakter gänzlich zu verſtellen. „Da Montagne, „ſpricht man, ſein Buch mit einer ſo großen Menge „Anführungen anzufüllen gewußt hat, wie kömmt es, „daß er ſich ſo oft und ſo ernſtlich über ſein ſchwaches „Gedächtniß beklaget? Woher hat er denn ſo viele „hiſtoriſche Umſtände, und ſo viele ſchöne Stellen „genommen, welche er ſo ſonderbar anwendet? Hat „er denn nicht ſeinem Gedächtniſſe die Namen ſo vie„ler Weltweiſen, ihre ſinnreichen Sprüche, welche er „uns alle Augenblicke anführt, und die weitläuftigen „Erzählungen derer Meynungen zu danken, welche „ſie von den kützlichſten Fragen aus der Natur und „Sittenlehre, von der Natur der Gottheit, von dem „Weſen und der Unſterblichkeit der Seele, geheget?„ Dieſen Einwurf zu beantworten, ohne mich in Weitläuftigkeiten einzulaſſen, welche mich allzu weit führen würden, muß man gleich anfangs beobachten, daß ſich Montagne aus Mangel des Gedächtniſſes von Zeit zu Zeit ziemlich gröblich geirret hat: als wenn er den Krates ſtatt des Sokrates, einen gewiſſen Dionyſius, ſtatt des Diogenes, des Cynikers, den Heraklides aus Pontus, ſtatt des Pythagoras genommen

nommen hat; und wenn er den Thales das Gegentheil von demienigen ſagen laſſen, was er wirklich geſagt (6); ia ſelbſt zuweilen dem Plutarch, ſeinem vertrauteſten Freunde, welchen er allezeit bey ſich hatte, und deſſen er ſich nicht einmal zu der Zeit entſchlagen konnte, wenn er mit keinem andern Buche etwas zu thun haben, und an keines denken wollte, eine falſche Meynung angedichtet hat (7).

Fürs andere, hat Montagne ſein Buch nicht durch vieles Nachſinnen und in der Hitze des Schreibens mit allen den Anführungen ausgeputzet, welche man gegenwärtig darinnen findet. Er hat dieſelben meiſtentheils bey müßigen Stunden, und nachdem er ſie in den Büchern, welche er zu der Zeit wirklich vor Augen hatte, gefunden, beygefügt. Man darf nur, um ſich davon zu überzeugen, die erſten Auflagen ſeiner Verſuche durchlaufen, da man in denenienigen Hauptſtücken ſehr wenig Anführungen findet, welche nach der Zeit ganz damit überhäufet worden ſind. Z. E. in dem XII Hauptſt. II B. findet man die Meynungen der berühmteſten Weltweiſen des Alterthums über die Natur Gottes weitläuftig ausgekramet: allein, man findet nicht ein Wort davon, weder in der erſten Ausgabe der Verſuche, die zu Bourdeaux 1580, noch in der Pariſer, die 1588 erſchienen iſt. Und iedermann kann aus der Auflage, welche ich ietzo liefere, ſehen, daß Montagne alle dieſe Gedanken

(6) Man wird dergleichen Irrthümer hier und da in dem Buche ſelbſt in des Herrn Coſte Anmerkungen verbeſſert finden.

(7) B. III. H. 5.

danken ausführlich erkläret, in dem Cicero gefunden hat, woher er ſie, ohne ſein Gedächtniß im geringſten anzugreifen, leicht in ſein Buch hat bringen können.

Ich kann hier nicht Umgang nehmen einen Vorwurf zu unterſuchen, welchen Montagne ſehr offenherzig wider ſich ſelbſt bekannt gemacht, weswegen ihm niemals keiner zu widerſprechen Luſt bekommen hat, und welcher ſeine abgebrochene, und übel zuſammenhangende Schreibart betrift, welche, nach ſeiner Art ſich auszudrücken, beſtändig hüpft und ſpringt (8).

Die Urſache dieſes Fehlers kömmt nicht, wie man bisher geglaubt hat, ſchlechterdings von des Montagne Gemüthsart her, welche ihn ohne Grund von einem Gegenſtande zu dem andern geriſſen, ohne daß er ſeine eigenen Gedanken in einige Ordnung und Zuſammenhang bringen können: ſondern, von, ich weiß nicht wie vielen, Zuſätzen, die er hie und da bey ſeinem Buche gemacht hat, ſo oft es wieder gedruckt worden iſt. Man darf nur die erſten Ausgaben der Verſuche mit den folgenden vergleichen, wenn man mit ſeinen eignen Augen ſehen will, daß dieſe häufigen Zuſätze die Gedanken, welche urſprünglich ſehr klar und zuſammenhangend geweſen, ſehr in Unordnung und Verwirrung gebracht haben. Des Montagne Schreibart, wie man dieſelbe in den erſten Ausgaben findet, und wie ſie in den letztern iſt, nachdem ſie durch dieſe Zuſätze verderbet worden, kann mit einer Perlenſchnure verglichen werden, welche anfangs aus vollkommen runden und gleich großen Perlen beſtanden,

zwiſchen

(8) III. B. 5. H.

zwiſchen welche man aber hernach andere ebenfalls vollkommen runde, aber ungleich größere, gefügt. Dieſe letztern Perlen werden zwar den Werth des Halsſchmuckes vergrößern, allein demſelben einen großen Theil ſeiner Schönheit nehmen. Eben ſo verhält es ſich mit den meiſten Gedanken, welche Montagne von Zeit zu Zeit in ſein Buch eingeſchoben hat. Man würde ſie nicht gerne miſſen, ob ſie daſſelbe gleich an vielen Orten verſtellen, auf die Art wie ſie eingerücket ſind. Da Montagne den Zuſammenhang ſeiner erſten Gedanken, ungeacht deſſen was er darzwiſchen ſetzte, leicht einſah: ſo dachte er, ein aufmerkſamer Leſer würde dieſelben, eben ſo wohl als er, einſehen. Allein, zuweilen ſind von dieſer Verbindung nur ſo geringe und unkenntliche Spuren übrig, daß man dieſelben nicht bemerken kann, wenn man nicht die älteſten Ausgaben zu Rathe zieht. Man findet hiervon ein ſehr merkwürdiges Exempel in dem II B. 12 H. in einer beygefügten Anmerkung: und man wird noch viel andere antreffen, deren umſtändliche Anführung hier ſehr ekelhaft wäre, und mich zu einer übermäßigen Weitläuftigkeit nöthigen würde.

Ich muß nunmehr noch mit wenig Worten die Vorzüge der gegenwärtigen Ausgabe vor allen vorhergehenden zeigen.

Unter allen alten Ausgaben der Verſuche iſt keine einzige ächt, als des Angelier ſeine, welche zu Paris 1595 (9) nach einer Abſchrift abgedruckt worden,

 welche,

(9) Nebſt einem Auszuge aus dem Königlichen Befreyungsbriefe, welcher zu Paris den 15. des Weinmonats 1594 unterzeichnet iſt.

welche, wie man ausdrücklich auf dem Titel verſichert, nach des Verfaſſers Ableben gefunden worden, verbeſſert, und um den dritten Theil vermehrter als die vorhergehenden Ausgaben iſt. Und eben nach dieſer Ausgabe habe ich die gegenwärtige drucken laſſen, ohne mich dererienigen, welche nach dieſer erſchienen ſind, zu bedienen, als um bloße Druckfehler zu verbeſſern. Je neuerer dieſe letztern Ausgaben ſind, deſtomehr Veränderungen hat man in der Schreibart gemacht. Allein, da ich mir ein Geſetz gemacht, des Montagne Buch ſo zu liefern, wie er uns daſſelbe ſelbſt hinterlaſſen hat: ſo habe ich keine von dieſen vermeynten Sprachverbeſſerungen angenommen, welche öfters nur den Gedanken des Montagne ſeine Stärke zu nehmen dienen, und ihm öfters ganz etwas anders ſagen laſſen, als er geſagt hat.

In der Ausgabe von 1595, nach welcher ich mich in Anſehung des Textes genau gerichtet, findet man weder die Griechiſchen, Lateiniſchen, und Italiäniſchen Stellen, welche Montagne angeführt, überſetzt, noch die Quellen, aus welchen dieſe Stellen genommen ſind, angegeben: zwey gleichwohl ſehr nöthige Dinge, mit welchen die Jungfer Gournay die Ausgabe der Verſuche, welche ſie 1635 beſorget, gezieret hat, und die man in den folgenden Ausgaben, nebſt allen Fehlern der erſten Urheberin, findet, welche dieſe Arbeit ſehr unnütze machen.

I. Um von den Anführungen anzufangen, ſo hat die Jungfer Gournay ausdrücklich in der Vorrede zu ihrer Ausgabe der Verſuche vom Jahre 1635 verſichert,

ſichert, daß ſie, da ein Unbekannter auf den Einfall gerathen, einen Theil der Schriftſteller, deren eigene Worte Montagne angeführet hat, anzugeben, alle Fehler, die er begangen, verbeſſert, und das Verzeichniß dieſer Schriftſteller wohl um die Hälfte vermehret, ſo daß noch etwa 50 Stellen übrig wären, deren Quelle ſie nicht entdecken können. Hier ſind ihre eigene Worte, welche ich mich anzuführen nicht enthalten kann: Was die Namen der angeführten Schriftſteller anbetrifft, ſpricht ſie, die man hier findet (in der Ausgabe von 1635) oder ferner in einigen Auflagen finden wird: ſo habe ich alle dieienigen, welche ein Unbekannter beygefüget hat, nachgeſchlagen und mit dem Texte verglichen, die wahren beybehalten, die falſchen verworfen, und die wahren um die Hälfte vermehret: ſo daß in Anſehung deſſen etwa noch 50 Blöſſen oder Namen, in dieſer großen Menge von beynahe 1200 angezogenen Stellen, zu ergänzen ſind. Gleichwohl war es eine ziemlich ſchwere Sache einen guten Theil der in dieſem Buche angeführten Stellen ausfündig zu machen, da der Verfaſſer öfters zwo oder drey mit einander vermenget, zuweilen aber einige nach ſeiner Art gedrehet, welches das Nachforſchen noch mißlicher macht. Es ſey wie es wolle: ich hätte mich niemals dieſe aus zu ſpüren unterfangen, wenn mir nicht angeſehene und gelehrte Männer Handreichung gethan hätten. Wer ſollte nun nicht glauben, daß die Jungfer Gournay die Quellen der meiſten von dem Montagne angeführten Stellen getreulich an-

gezeiget? Gleichwohl iſt es gewiß, daß der Unbekannte und die angeſehenen und gelehrten Männer, welche ihr in der Entdeckung der von dem Montagne angeführten Stellen beygeſtanden, ihr ein ſehr unvollkommenes, mit falſchen Anführungen angefülltes, und gänzlich unnützes Verzeichniß, geliefert haben. Denn, öfters findet man blos die Namen der Schriftſteller, ohne daß man derſelben Werke angezeigt, als, Livius, Petrarcha u. ſ. f. Zuweilen hat man bey einer einzigen Stelle alles auf einmal angeführet, Cicero oder Seneca, Tibull oder Properz: Zuweilen werden zwo Stellen, deren eine dem Cicero, die andere dem Seneca zugehört, beyde bald dem Seneca, bald aber dem Cicero zugeſchrieben. Man eignet dem Plautus eine Stelle des Lucrez, dem Virgil Verſe aus dem Lucan, und dem Lucan des Virgils Verſe zu; und ſetzet zuweilen Verſe eines neuern Dichters auf des Ennius, Virgils, Ovids, Rechnung. Da ich mich durch alle dieſe Verſehen dieſes Verzeichniß für nichts zu rechnen genöthiget ſehe: ſo habe ich von keiner Stelle die Quelle angezeiget, als nachdem ich dieſelbe mit meinen eigenen Augen in der Urſchrift geſehen; und habe endlich durch mein eigenes und einiger Gelehrten, die ich nie vergeblich zu Rathe gezogen, Nachſuchen, alles entdeckt, bis etwa auf 10 oder 12 Stellen, welche wenig bedeuten.

So verächtlich dieſe Arbeit iſt, ſo habe ich mir doch ein Vergnügen daraus gemacht, weil ſie mir nothwendig geſchienen. Denn da Montagne ſein Buch mit Stellen aus den beſten Schriftſtellern an-

gefüllet

gefüllet hat, welchen er öfters einen ganz andern Verſtand giebt, damit er ſich derſelben, ſeine eigenen Gedanken angenehmer und ſtärker auszudrücken, bedienen kann: ſo kann man die Kunſt und Schönheit bey dieſen Anwendungen nicht aus dem Grunde erkennen, wenn man nicht die Stellen in ihrer Quelle unterſucht. Allein, wer würde wohl Luſt bekommen, zween oder drey Verſe aus dem Virgil, eine halbe Zeile aus dem Lucrez oder Catull, einige Perioden aus dem Seneca oder Cicero, einen Gedanken des Salluſts oder Titus Livius aufzuſuchen, wenn man ihm nicht genau anzeiget, wo er ſie findet?

(*) II. Ein Vortheil, welchen dieſe Ausgabe vorzüglich vor allen vorhergehenden beſitzt, iſt die Bekräftigung einer großen Menge Gedanken, ſinnreicher Einfälle, und hiſtoriſcher Sachen, mit welchen Montagne ſein Buch ausgeſchmücket hat, ohne die Schriftſteller zu nennen, aus welchen er dieſelben genommen. Ich bemerkte gleich anfangs einige, welche ſich mir gleichſam von ſelbſt anboten: und nach der Zeit nahm ich mir vor, derſelben ſo viel anzumerken, als ich nur entdecken könnte. Unvermerkt hat dieſes Nachſuchen eine Art von einer ziemlich weitläuftigen Critik über den Montagne hervorgebracht. Denn da ich die Quellen, aus welchen er geſchöpft, genauer betrachtet, ſo habe ich viele Fehler entdeckt, welche er began-

(*) Man hat hier einige Zeilen weggelaſſen, in welchen Herr Coſte von ſeiner Ueberſetzung der Griechiſchen und Lateiniſchen Stellen Rechenſchaft giebt.

gen, weil er entweder die Schriftſteller, die er abgeſchrieben, unrecht verſtanden, oder ihre Gedanken nicht recht behalten hat. Und damit man endlich mit ſeinen eigenen Augen ſowohl deſſelben Behutſamkeit, als auch ſeine Fehler ſehen möchte, welche in der That weder ſo zahlreich noch ſo grob ſind, daß man nicht eben ſo viele, und bey nahe von eben der Art, bey dem Salmas, dem Grotius (*) u. a. m. finden ſollte: ſo führe ich zu Ende ieder Seite die eigenen Worte der Schriftſteller an, wenn die Sachen von einiger Wichtigkeit ſind, doch ohne dieſelben zu überſetzen, wenn ſie nichts mehr enthalten, als was Montagne ſchon Franzöſiſch geſagt hat; und ſo oft ſie demienigen widerſprechen, was Montagne geſagt, füge ich eine genaue Ueberſetzung hinzu, deren ich mich den Widerſpruch zu zeigen bediene (**).

III. Was die Regiſter bey dieſer Ausgabe betrifft, welche ganz neu ſind, ſo will ich dieſelben eben nicht für vollſtändig ausgeben, (und ich weiß nicht, ob man iemals dergleichen über ein Buch machen wird, welches ſo wie des Montagne Verſuche geſchrieben iſt). Doch getraue ich mir zu ver-

(*) Siehe des Herrn Barbeyraks Vorrede von ſeiner unvergleichlichen Ueberſetzung des Buches *de Jure Belli & Pacis.* S. XXII. XXIII. und ich weiß nicht, wie viel andere Oerter mehr in ſeiner Auslegung dieſes Werks.

(**) Man hat hier wieder dasienige weggelaſſen, was Hr. Coſte wegen ſeiner Anmerkungen erinnert, welche die veralteten Franzöſiſchen Wörter erklären.

verſichern, daß man nichts gänzlich unnützes, und das nicht wichtig genug wäre, darinnen finden wird.

Ich habe bey dieſer Ausgabe dasienige weggelaſſen, was man in ſo vielen andern unter der Aufſchrift Leben des Montagne findet: einen elenden und unvollſtändigen Auszug aus demjenigen, was Montagne von ſich ſelbſt in ſeinen Verſuchen berichtet, und der blos aus des Montagne Worten zuſammengeſetzt iſt, die aber alle ihre Stärke und Annehmlichkeit verlieren, da ſie auf dieſe Art von der Gelegenheit getrennet ſind, welche dieſelben veranlaßt.

V. Zur Vergeltung wird man zu Ende des dritten Theils einige Briefe des Montagne finden, unter welchen ſich einer befindet, der von dem Herrn von Papenbrök, einer gelehrten obrigkeitlichen Perſon, und älteſten Präſidenten in dem Schöppenſtule zu Amſterdam, in der Handſchrift mitgetheilet worden iſt. Der letztere ſteht vor der durch den Montagne in das Franzöſiſche überſetzten natürlichen Gottesgelahrheit des Raymond Sebonde. Die 5 erſtern ſind aus einem kleinen ſehr ſeltenen Buche genommen, welches einige Stücke, die Stephan de la Boetie hinterlaſſen, enthält, und von dem Montagne im Jahre 1571 zum Drucke befördert worden, ungefähr 9 Jahre vor der erſten Ausgabe ſeiner Verſuche. Der Herr Ritter Stanley, hat mir dieſes Büchelchen bekannt gemacht, und mir daſſelbe auf eine ſehr ver-

bindliche Art geliehen, damit ich alles zu meiner Abſicht dienliche heraus nehmen können. Der fünfte Brief, in welchem Montagne die beſondern Umſtände erzählet, welche ſich bey ſeines vertrauteſten Freundes, Stephans de la Boetie, Krankheit und Tode ereignet, zeiget genugſam, daß er ſehr zuſammenhangend und ordentlich ſchreiben können, wenn er ſich hat die Mühe nehmen wollen. Man wird in den übrigen Briefen das ungezwungene und natürliche Weſen finden, welches dieſer Art zu ſchreiben, und den Neigungen des Montagne, gemäß iſt.

Schlüßlich wird es meines Bedünkens nicht unnütze ſeyn zu bemerken, daß Montagne im Jahre 1533 gebohren worden, unter der Regierung Franciſcus I, Heinrichs II, Franciſcus II, Carls IX, Heinrichs III, und Heinrichs IV gelebet haben, und im Jahre 1592 den 13 des Herbſtmonats 59 Jahre, 7 Monate und 11 Tage alt, geſtorben ſey.

London, den 29 März 1724.

Vorbericht

wegen der neueſten Ausgabe von 1738.

Dieſes iſt die vierte Ausgabe, welche ich von des Montagne Verſuchen beſorget. Die erſte, welche im Jahre 1724 zu London heraus kam, iſt nicht ſo vollkommen als die andere, welche 1725 zu Paris an das Licht gekommen: und dieſe, welche allem Anſehen nach die letzte ſeyn wird die ich herausgebe, übertrift die, welche zu Haag erſchienen, weit. Ich habe dieſelbe mit aller möglichen Sorgfalt durchgeſehen und verbeſſert.

Da ich den Text mit einer ganz beſondern Sorgfalt durchgegangen, habe ich Fehler darinnen gefunden. Im Vorbeygehen habe ich neue Quellen entdeckt, aus welchen Montagne geſchöpft hat, und welche mich genöthiget, einige Irrthümer, in die er entweder aus Nachläßigkeit oder aus Vergeſſenheit gefallen, zu verbeſſern. Bey dieſer Unterſuchung habe ich beobachtet, daß ich für meine Perſon ſelbſt den Montagne zweymal ganz ohne Grund getadelt. Ich habe mich über dieſe Ent-

deckung

deckung ungemein gefreuet, und dem Montagne gebührende Genugthuung geleiſtet (*).

In der Ausgabe, welche 1725 zu Paris herausgekommen, befinden ſich Stücke, die in keiner einzigen vorhergehenden Ausgabe erſchienen ſind; und einige andere, welche ich bey der Londener Ausgabe von 1724 weg zu laſſen für gut befunden. Dieſe findet man ſämtlich auch in der gegenwärtigen vierten Auflage.

Alles, was ich abgeſondert, war der Brief, welchen die Jungfer Gournay an den Cardinal Richelieu aufgeſetzet, als ſie ihm die Auflage der Verſuche von 1535 zugeſchrieben; die Vorrede, welche ſie dieſer Ausgabe vorgeſetzet, und ein kurzer Abriß von des Montagne Leben, der aus deſſen eigenen Schriften gezogen iſt.

Der Brief, welcher kurz und gut genug geſchrieben iſt, macht dem Montagne Ehre, und verdient alſo ſeinem Werke beſtändig beygefügt zu werden. Man erſiehet aus demſelben, daß der Cardinal Richelieu der Jungfer Gournay durch ſeine Freygebigkeit behülflich geweſen, die vollkommenſte Ausgabe von den Verſuchen unter denen, die damals erſchienen waren, an das Licht zu ſtellen: ein gültiger Beweis von der Hochachtung, welche dieſer berühmte Cardinal für des Montagne Buch getragen hat.

Die

(*) Herr Coſte kömmt nunmehr auf diejenigen Anmerkungen, welche des Verfaſſers Sprache betreffen, und bey dieſer neuen Ausgabe hinzugekommen ſind, welche Stelle man daher ebenfalls weggelaſſen hat.

Die Vorrede, welche die Jungfer Gournay vor ihre Ausgabe der Verſuche vom Jahre 1635 geſetzt, verdient nicht weniger, als ihr Brief an den Cardinal Richelieu, erhalten zu werden: und ich geſtehe ohne Bedenken, daß ich dieſelbe mit Unrecht unterdrückt. Da ich dieſelbe anfangs mit einer langen Vorrede vermenget, welche ich vor der Ausgabe der Verſuche, die im Jahre 1595 herausgekommen, fand, und die mir ziemlich ſchlecht verdauet ſchien: ſo glaubte ich der Jungfer Gournay eine Gefälligkeit zu erzeigen, wenn ich ihre Vorrede bey meiner Ausgabe zu London weglieſſe; oder, beſſer zu ſagen, ich hielt mich unumgänglich verbunden dieſelbe abzuſondern, da ich in einer Auflage der Verſuche, welche im Jahre 1602 zu Paris bey Abel l'Angelier erſchienen, eine kleine Nachricht fand, in welcher dieſes Frauenzimmer dasienige wiederruft, was ſie vor die Ausgabe von 1595 geſetzt. Ihre Worte verdienen angeführet zu werden. **Geneigter Leſer, ſpricht ſie, wenn ich nicht vermögend bin über die Verſuche zu ſchreiben: ſo bin ich wenigſtens ſo großmüthig meine Schwachheit zu geſtehen, und bekenne dir, daß ich die Vorrede wiederrufe, welche mir bey der Blindheit meines Alters und einem heftigen Seelenfieber vor kurzem entwiſchet iſt, als mir nach dem Ableben des Verfaſſers die Frau von Montagne deſſen Gemahlinn dieſelben überſchickte, damit ſie mit einigen von den letzten Zügen ſeiner Hand an das Licht geſtellet werden möchten. Wenn ich künftig wieder ſtärker werde,** fügt ſie hinzu,

hinzu, ſo werde ich dir, wo nicht dasienige was ich ſollte, doch das was ich weiß, davon ſagen. Da die Jungfer Gournay mit der Zeit, wie ſie verhoft, ihre Kräfte wieder erlangt, machte ſie im Jahre 1635 vor einer ſehr ſchönen Ausgabe von den Verſuchen eine neue Vorrede bekannt, (*) die ziemlich natürlich geſchrieben iſt, und verſchiedene gute Antworten auf die Einwürfe enthält, welche man wider des Montagne Buch und Perſon gemacht hatte: Einwürfe, welche ſeit der Zeit öfters wiederholet worden ſind, und die man immer noch täglich wiederholet. Dieſe Vorrede verdienet ohne Zweifel geleſen zu werden, wie Herr Bayle bemercket hat (1). Ich rücke dieſelbe mit Vergnügen wieder in dieſe Auflage ein, da ich ſie bey der Londener nur deswegen weggelaſſen, weil ich aus dem Anfange, welcher bey beyden Vorreden einerley iſt, geſchloſſen, die letztere wäre, einige Zuſätze ausgenommen, welche die Ausgabe von 1635 beträfen, eben die, welche vor den Verſuchen im Jahre 1595 erſchienen, und von der Verfaſſerinn im Jahre 1602 verbannet worden iſt.

Was den Abriß von des Montagne Leben anbetrifft, der von Wort zu Wort dasienige enthält, was Montagne von ſich ſelbſt in ſeinen Verſuchen

gesagt:

(*) Ich nehme ein ausſchweifendes Lob aus, welches ſie darinnen dem Buche des Montagne ertheilet, bey welchem ich, iungen Leuten zum Beſten, die ſich durch übermäßige Vergrößerungen leicht blenden laſſen, mit ein paar Worten das Lächerliche darinnen zeige.

(1) In ſeinem Wörterbuche, unter dem Artikel Gournay. Anmerk. (A)

geſagt: ſo wiederrufe ich mein ehedem von demſelben gefälltes Urtheil nicht (2). Und wenn ich denſelben gegenwärtig wieder abdrucken laſſe, ſo geſchieht es blos wegen zwoer Grabſchriften, die gewiſſermaſſen deſſelben Schluß ausmachen, davon die eine Lateiniſch in ungebundener Schreibart, die andere aber in Griechiſchen Verſen aufgeſetzet iſt, die auch beyde über dem Grabe des Montagne zu Bourdeaux in der Kirche der Feuillanten eingegraben, und zum erſtenmale in der Pariſer Ausgabe von 1725, nebſt einer Ueberſetzung der Griechiſchen Grabſchrift in Lateiniſche Verſe durch den Herrn de la Monnoye, gedruckt worden ſind.

Gleichergeſtalt wird man auch in dieſer Ausgabe alles dasjenige finden, was zum erſtenmale in der Pariſer Auflage vom Jahre 1725 erſchienen iſt: nämlich, die **Urtheile und Critiken** vieler berühmten Schriftſteller über die Verſuche, und zween neue Briefe des Montagne, die aus einem Exemplar der hinterlaſſenen Werke des la Boetie genommen ſind, welche Montagne im Jahr 1572 mit einer Sammlung Franzöſiſcher von ſeinem Freunde aufgeſetzter Verſe, und mit dieſen zween Briefen vermehrte, davon der erſte nur ein Vorbericht an den Leſer wegen dieſer Sammlung iſt, der andere aber eine Art von einer Zuſchrift abgiebt, in welcher er, die guten Eigenſchaften ſeines Freundes des la Boetie erhebet, und mit wenig Worten deſſen Franzöſiſche Gedichte rühmet.

Man

(2) In der vorhergehenden Vorrede.

Man kann überhaupt aus dem langen Verzeichniſſe der Urtheile und Critiken über des Montagne Verſuche ſehen, „daß ſehr berühmte Leute dem Mon„tagne Beyfall gegeben, und ihn getadelt haben; „daß einige öfters dasienige an ihm gelobet, was „andere ſcharf gemißbilliget haben; daß er, wenn „man alles zuſammen nimmt, in Frankreich ieder„zeit ſehr hoch gehalten worden; und daß ſeine „ſtrengſten Tadler gleichſam gezwungen geweſen „ſind, die unnachahmlichen Schönheiten ſeiner „Schreibart, ſeinen durchdringenden Verſtand, ſei„nen feinen Geſchmack, und ſein munteres Weſen, „zu bewundern„.

Es iſt hier der Ort nicht alle dieſe Urtheile genauer zu unterſuchen. Jeder kann es nach ſeiner Fähigkeit thun, und die Gründe, welche man darinnen vor und wider des Montagne Buch anführt, mit einander vergleichen. Allein, ich kann nicht umhin das Verfahren einiger ſeiner ſtrengſten Richter zu prüfen, welche ſich nicht begnügt ſein Buch zu tadeln, ſondern auch ſeine Perſon zu verſchreyen unternommen haben, weil er dasienige nicht geſagt, was er, ihrer Meynung nach, hätte ſagen ſollen. Balzac, der beſcheidene Balzac, der ſich ſo beredt über ſeine Tadler beklagt, iſt zuerſt auf dieſe falſche und boshafte Critik verfallen: und Andächtige von beſonderm Character haben ſich nicht enthalten können, noch weiter als er zu gehen, da ſie ihn abgeſchrieben (3) Erinnern ſie ſich noch, ſagt Balzac, da er von dem Montagne zu reden anfängt, was für

(3) Die Herrn von Port-Royal.

für einen Mangel der artige Mann darinnen fand, welcher mit uns in Geſellſchaft war, und gern geſehen hätte, wenn Montagne, da er ſeinen eigenen Lebenslauf beſchrieben, nicht vergeſſen hätte, daß er Rath in dem Parlamente zu Bourdeaux geweſen. Dieſer artige Mann ſagte uns, er vermuthete, daß Montagne dieſes aus gewiſſen Abſichten weggelaſſen, und daß er vielleicht beſorget, dieſer Artikel von einem Obrigkeitlichen Amte möchte dem Degen ſeiner Vorfahren, und dem Adel ſeines Hauſes, nachtheilig ſeyn. Doch weder ſie, noch ich, waren dieſer Meynung u. ſ. w. Allein, wenn ihm dieſer Verdacht ungegründet geſchienen, wie fällt es ihm denn ein, daß er denſelben in einer Abhandlung, die er bekannt zu machen Willens iſt, einrücket? Die Wahrheit zu ſagen, war Balzac nicht ungeneigt, den Argwohn dieſes artigen Mannes in einiges Anſehen zu bringen: denn er ſetzt unmittelbar dazu: Es ſey nun aus Vorſatz oder aus Vergeſſenheit geſchehen, daß wir uns dieſes Theils ſeines Lebens beraubet ſehen: ſo kann ich mich doch bey dem allen kaum darüber zufrieden geben = = = Ich wollte lieber, er hätte uns was Neues von ſeinem Schreiber erzählet, den man zu der Zeit noch nicht Secretär nannte, als von ſeinem Pagen.

Dieſer Tadel, ſo nichtig er auch iſt, iſt ſeit der Zeit als ein zuverläßiger Beweis von des Montagne Eitelkeit gebraucht worden. Ein berühmter Schriftſteller (4), heißt es in der Art de Penſer, bemerket ganz artig, daß Montagne, der ſich an zween Oertern ſeines Buches ganz unnöthig bemühet uns zu melden, daß er einen Pagen gehabt ⸗ ⸗ ⸗ nicht eben ſo beſorgt geweſen uns zu melden, daß er auch einen Schreiber gehabt, da er Parlamentsrath zu Bourdeaux geweſen. Dieſe Bedienung, ob ſie gleich an ſich betrachtet viel Ehre bringt, that der Eitelkeit nicht genug, die er beſaß, dem Anſehen nach allezeit als einer von Adel und als ein Ritter zu denken, und vor den Obrigkeitlichen Aemtern und den Proceſſen Widerwillen zu bezeigen. Gleichwohl ſcheinet es, er würde uns dieſen Umſtand in ſeinem Leben nicht verſchwiegen haben, wenn er irgendswo hätte finden können, daß ein Marſchall von Frankreich Rath zu Bourdeaux geweſen.

Hier ſehen wir alſo fromme Einſiedler, die den Montagne ohne Bedenken wegen einer Auslaſſung der Eitelkeit beſchuldigen, die dem Balzac gleichwohl nur einen geringen Vorwand geben können,

(4) Balzac, den man auf dem Rande ausdrücklich angeführt findet.

können, dergleichen Argwohn auf ihn zu werfen: einen Argwohn, der nach deſſelben eigenem Geſtändniſſe ziemlich ungegründet iſt; weil er erkennet, daß dieſe Auslaſſung wohl auch nicht vorſätzlich geſchehen ſeyn könnte. Allein, iſt es denn auch gewiß, daß er dieſen Umſtand weggelaſſen hat? Wenn man betrachtet, wie zuverläßig uns Balzac und deſſen Abſchreiber davon verſichern, ſo ſcheint es nicht möglich zu ſeyn, daran zu zweifeln. Gleichwohl iſt es ſo wenig wahr, daß Montagne vermieden oder verabſäumet hat der Welt zu berichten, daß er Rath zu Bourdeaux geweſen, daß er vielmehr derſelben, neun Jahre vor der erſten Ausgabe ſeiner Verſuche, in einem Buche, welches einige hinterlaſſene Schriften ſeines Freundes la Boetie enthält, ſehr natürlich davon Nachricht gegeben, wo er ſich ohne alle Umſtände den Titel Parlamentsrath zu Bourdeaux beyleget, wie man vor dem Briefe ſehen kann, in welchem er ſeinem Vater das Abſterben dieſes erleuchteten Freundes meldet. Scavöla von St. Martha iſt ſo weit von dem Argwohne entfernet, als ob Montagne der Welt mit Vorſatze dieſen Umſtand ſeines Lebens verſchwiegen, daß er uns vielmehr in einer Lobſchrift auf den Montagne, die man hier vor den Urtheilen über deſſelben Verſuche finden wird, unverholen ſagt, Montagne hätte die Bedienung eines Rahts erſt

 nach

nach dem Tode ſeines älteſten Bruders nieder-geleget (5): Equite patre natus auitam rei bellicae gloriam initio neglexerat, - - - ſed fratre natu maiore poſt aliquot annos vita functo, Magiſtratu ſe ſponte abdicauit.

Ich bilde mir ein, wenn man dergleichen Vorwürfe, mit welchen ſich Balzac und ſeine Abſchreiber ſo unbedachtſam an das Licht gewaget haben, bey deſſen Lebenszeiten bekannt gemacht hätte, er würde ſich begnüget haben zu antworten: „In-„deſſen, daß ich mich zum Zeitvertreibe ſelbſt ab-„ſchildere, machen ſich gewiſſe Tadler eine Freu-„de daraus, mir Eigenſchaften beyzulegen, die ich „niemals gehabt, und mir einige von denenieni-„gen zu nehmen, die ich wahrhaftig zu beſitzen „glaube. Sie taufen meine Aufrichtigkeit mit „den Namen der Verſchlagenheit und Verſtellung. „Sie eignen meinen unſchuldigſten Handlungen „lächerliche oder ſtrafbare Abſichten zu: ſie ſchwär-„zen mich ſo an, und malen mich ſo häßlich ab, „daß ich mich ſelbſt nicht kenne. Und wer ſind „denn dieienigen, die ſo urtheilen? Andächtige, „Witzlinge, Leute die mit der ſo gerühmten Wiſ-„ſenſchaft gerüſtet und verſehen ſind, die, wie man „ſagt, der Menſchen Sitten beſſern, Emollit mo-„res, nec ſinit eſſe feros. Wenn Leute von die-„ſer Art ſo hitzig ſind, was kann man ſich von de-„nen verſprechen, welche die Wiſſenſchaft nicht „ſanftmüthiger gemacht hat? Quid facient fures, „domini quum talia patrant? das verſtehe ich nicht.

„Allein

(5) In dem 3ten folgenden deutſchen Theile.

„Allein, ich meines Theils werde mich daran nicht „kehren, und mich um dasjenige, was die letztern „ſagen können, wenig bekümmern, gleichwie ich „ſehr wenig durch dasjenige gerühret bin, was die „erſtern ſo verwegen wider mich ausgeſprenget ha„ben. Sich ſelbſt beſſern, ſich ſelbſt vollkomme„ner machen, iſt eine ſchöne Beſchäftigung. Die„ſes iſt eigentlich unſere Sache in dieſer Welt: „alle andere Bemühungen gehen uns nichts an. „Will man mir glauben? Man beſtrebe ſich gu„tes zu thun, bekümmere ſich nicht um anderer „Leute Urtheile, und mache ſich die gewiſſe Rech„nung, daß man in den Augen der meiſten Men„ſchen niemals weiſe ſeyn wird, weil ſie nicht wol„len, daß man es ſeyn ſoll.„

Uebrigens kann ich mich nicht enthalten, obgleich weiſe Leute nicht nach der Menge dererjenigen, welche den Montagne getadelt oder gerühmet haben, von dem Werthe ſeiner Verſuche urtheilen werden, ein zu des Montagne Lobe verfertigtes Sonnet einzurücken, welches bereits zu Ende einer ſchönen Ausgabe von den Verſuchen ſtehet, die 1602 zu Paris bey Abel l'Angelier in Octav heraus gekommen iſt.

An den Herrn von Montagne.

Wie treflich zeigſt du dich mit ſtark beredter Zungen,
Doch mehr mit der Vernunft, die deine Schriften ziert.
Durch ſie ſieht ſelber ſich der feigſte Geiſt gerührt,
Der Zeiten Ungeſtüm und Unbeſtand bezwungen.

Montagne! dem ſein Bild des Lebens ſchön gelungen,
Welch alter Weiſer hat dich alſo angeführt,
Daß rühmlich deine Bruſt des Todes Spott gebiert,
Und daß ſein Schreckenbild dich keinen Schritt verdrungen?

Daß du gewußt, wie man des Kummers, der uns frißt,
Grosmüthger Stoiker! ein würdger Meiſter iſt,
Läßt aus dem Zeugniß ſich, aus den Verſuchen, faſſen.

Selbſt von der Zukunft wird dies Urtheil einſt gefällt:
Montagne hat ſich uns zum Muſter dargeſtellt,
Wie man ſchön ſprechen ſoll, ſchön leben, ſchön erblaſſen.

Dieſe Verſe hat ohne Zweifel eben der Claudius Expilly verfertiget, auf welchen man in des Morery Wörterbuche eine ſehr wichtige hiſtoriſche Lobſchrift findet. Er war, heißt es, ein Redner, Rechtsgelahrter, Geſchichtskundiger, und Dichter: verdiente aber mehr wegen ſeiner edlen Art zu denken, und wegen ſeiner Grosmuth, geprieſen zu werden, als wegen ſeiner Gelehrſamkeit und ſeiner ſchönen Gaben, die ihn zu den vornehmſten Obrigkeitlichen Bedienungen in dem Parlamente zu Grenoble erhoben, in welchem er Oberpräſident war, als er 1636 ſtarb. Es gereicht dem Montagne zum Ruhme, daß er einen ſolchen Lobredner hat: und irre ich mich nicht, ſo würde Montagne ſelbſt durch deſſen Lobeserhebungen gerühret worden ſeyn, ſo überzeugt er

auch

auch von der Eitelkeit dererjenigen war, die ſich die Menſchen ſelbſt unter einander ertheilen.

Endlich wird man in dieſer Ausgabe das berühmte Werk des la Boetie, die freywillige Dienſtbarkeit, oder das Wieder einen finden (6). Ob daſſelbe gleich des Montagne Verſuchen niemals beygefüget worden iſt: ſo kann man doch ſagen, daß es ein Putz ſey, der ihnen einigermaßen weſentlich iſt. Montagne hatte demſelben einen Platz in dem vortreflichen Hauptſtücke von der Freundſchaft (7) beſtimmet, in welchem er den la Boetie und dieſe kleine Abhandlung rühmet, die zu ihrer erſten Bekanntſchaft, und hierdurch eben zu der zärtlichen und getreuen Freundſchaft Gelegenheit gegeben, welche unter ihnen entſtanden, und von welcher Montagne nach dieſes erleuchteten Freundes Abſterben eine ſo lebhafte Vorſtellung behielt, als bey deſſen Leben. Es iſt wahr, daß er ſich zu Ende dieſes Hauptſtückes auf einmal entſchuldiget, daß er des la Boetie Werk nicht angehänget, wie er entſchloſſen geweſen: allein, dieſes geſchahe blos aus Staatsabſichten, und aus Furcht, man möchte bey den damaligen Unruhen in Frankreich, die in dieſem Werke enthaltenen Sätze, wider des Verfaſſers

 Abſicht

(6) In unſerm 3ten Theile.

(7) In dem I Theile. XXVII Hauptſt.

Abſicht, mißbrauchen. Montagne hatte viele Jahre vorher (8), da er einige hinterlaſſene Stücke des la Boetie an das Licht geſtellet, der Verſuchung die freywillige Dienſtbarkeit in dieſe Sammlung einzurücken, wie er ſelber ſaget, widerſtanden, weil dieſes Werk allzu zart und fein wäre, als daß man es der rauhen und dicken Luft bey einer ſo unangenehmen Witterung ausſetzen dürfte (9): welches, deutlicher zu reden, ſo viel heißt, er beſorgete, der Franzöſiſche Hof würde dieſes Werk mit Unwillen ſehen, in welchem die Aufführung ſchlimmer Regenten, die Härtigkeit und Plackereyen ihrer Staatsbedienten, ſo nachdücklich getadelt wurden. Montagne wußte die Geſinnung des damaligen Franzöſiſchen Hofes und Volkes allzu wohl, daß man ſich in dieſem Stücke vollkommen auf ihn verlaſſen kann, ohne daß man die Geſchichte der damaligen Zeiten zu Rathe zu ziehen nöthig hat. Allein, man kann aus allem, was er uns von der Abhandlung ſeines Freundes ſaget, und aus den Urſachen, die ihn zweymal abgehalten haben, dieſelbe bekannt zu machen, leichtlich ſchlieſſen, daß man gegenwärtig gewiſſermaßen ſeinen Willen erfüllet, wenn man daſſelbe ſeinen Verſuchen beyfüget:

(8) Acht oder neun Jahre vor der erſten Ausgabe der Verſuche, die zu Bourdeaux 1580 erſchienen.

(9) III Theil. VIII Brief.

füget: gegenwärtig, ſage ich, da Frankreich einer vollkommenen Ruhe unter einem iungen Monarchen genieſſet, welcher die Regierung ſeines Königreichs ſelbſt übernommen, und der Liebe, welche er ſeinem Volke ſchuldig iſt, gänzlich nachhangen will, in der Abſicht ſein Regiment glorreich zu machen, indem er daſſelbe ſeinem Staate und ſeinem Volke nützlich macht, deſſen Glück, wie er ſpricht, allezeit ſeine vornehmſte Sorge ſeyn wird (10). Prinzen von dieſer Gemüthsart kann die Freyheit, welche ſich la Boetie genommen, die Wollüſtigkeit, die Ungerechtigkeit und Härtigkeit böſer Könige herunter zu machen, eben ſo wenig entgegen ſeyn, als es Alexandern dem Großen zuwider geweſen ſeyn würde, einen Eiſenfreſſer lächerlich machen zu hören.

Das Exemplar, nach welchen man des la Boetie Abhandlung abgedruckt hat, iſt nicht eben allzu richtig. Es iſt dieſelbe aus dem Eſtat de France ſous Charles IX genommen, und ich weiß nicht, ob ſonſt irgendswo Abſchriften davon übrig ſind. Ich will hier nichts von den Anmerkungen erwähnen, welche man bey den Stellen gemacht hat, die derſelben benöthiget zu

(10) Dieſes iſt Wort für Wort aus einer Schrift genommen, die den Titel führet: Expoſition de ce que le Roi a declaré de ſes Intentions dans ſon Conſeil d'Etat, tenu le 16 Juin 1726.

ſeyn geſchienen haben. Sie ſind von eben der Art, als dieienigen, die man hier und da über des Montagne Verſuche findet.

Ich habe nur noch eine kurze Anmerkung über des Montagne Abbildung zu machen. Bey der Ausgabe zu London hat man dem Montagne ein ganz anderes Wappen gegeben, als er ſich ſelbſt zueignet. Dieſes Verſehen, welches man in allen vorhergehenden Auflagen findet, iſt endlich in der Ausgabe von 1725 nach einem Bilde des Montagne, welches Herr **Berroyer**, Parlamentsadvocat zu Paris, den Herausgebern mitgetheilet, verbeſſert worden, unter welchen des Montagne Wappen eben ſo geſtochen iſt, wie er daſſelbe in ſeinen Verſuchen ſelbſt beſchrieben hat. Ich habe nicht ermangelt mir dieſe glückliche Entdeckung zu Nutze zu machen.

Paris,

den 19 May 1738.

Coſte.

An den Leſer.

Dieſes Buch iſt aufrichtig, geneigter Leſer. Es erinnert dich gleich anfangs, daß ich mir dabey keine andere, als eine Privatabſicht, vorgeſetzet habe. Ich habe dadurch weder dir zu dienen, noch mich berühmt zu machen geſucht. Meine Kräfte ſind zu einem ſolchen Unternehmen nicht hinreichend. Ich habe daſſelbe insbeſondere meinen Anverwandten und Freunden zum Dienſte gewidmet: damit ſie, wenn ſie mich eingebüſſet haben, (welches bald geſchehen wird), darinnen einige Züge von meinen Umſtänden und meiner Gemüthsart wiederfinden können, und durch dieſes Mittel das Andenken des mit mir gepflogenen Umganges deſto vollkommener und lebhafter erhalten. Hätte ich dadurch den Beyfall der Welt zu erlangen

erlangen gedacht, ſo würde ich mich mit entlehnten Schönheiten geputzet haben. Ich will, man ſoll mich darinnen in meiner einfältigen, natürlichen, und gewöhnlichen Art, ohne Kunſt und Verſtellung, ſehen: denn ich male mich ſelbſt ab. Man wird meine Fehler, meine Unvollkommenheiten, und meine wahre Geſtalt, ſo viel mir der Wohlſtand erlauben wollen, mit lebendigen Farben darinnen abgeſchildert finden. Hätte ich mich unter ſolchen Völkern befunden, welche, wie es heißt, noch unter der holden Freyheit der erſten Naturgeſetze leben: ſo verſichere ich dich, ich würde mich herzlich gern völlig und ganz nackend abgemalet haben. Alſo bin ich ſelbſt die Materie meines Buches, geneigter Leſer. Es iſt nicht der Mühe werth, daß du deine Zeit auf einen ſo geringſchätzigen und nichtigen Gegenſtand wendeſt. Lebe wohl. Geſchrieben zu Montagne, den 12 Brachmonats 1580.

Innhalt
derer in dieſem erſten Theile enthaltenen Abhandlungen.

Erſtes Buch.

I. Hauptſt. Man gelangt durch verſchiedene Mittel zu einerley Abſicht. Pag. 1
II. — Von der Traurigkeit 9
III. — Unſere Leidenſchaften überleben uns 16
IV. — Wie die Seele ihre Neigungen auf falſche Gegenſtände wendet, wenn es ihr an wahren fehlet 31
V. — Ob ſich der Befehlshaber in einer belagerten Stadt hinaus begeben ſoll, um Unterhandlung zu pflegen 36
VI. — Die Stunde der Unterhandlung iſt gefährlich 41
VII. — Daß man unſere Handlungen nach der Abſicht, die wir uns dabey vorgeſetzt haben, beurtheilen muß 45
VIII. — Von dem Müßiggange 48
IX. — Von Lügnern 50
X. — Von der hurtigen und langſamen Beredſamkeit 60
XI. — Von den Vorherverkündigungen 64
XII. — Von der Standhaftigkeit 72
XIII. — Gebräuche bey mündlichen Unterredungen der Könige 75
XIV. — Man wird geſtraft, wenn man ſich ohne Grund in einer belagerten Stadt hartnäckig vertheidiget 78

Innhalt.

XV. Hauptſt. Von der Strafe der Feigheit 81
XVI. —— Von dem Verhalten einiger Abgeſandten 85
XVII. —— Von der Furcht 91
XVIII. —— Daß man von unſerm Glücke nicht eher, als nach dem Tode urtheilen darf 97
XIX. —— Daß Philoſophiren ſterben lernen heiſſe 103
XX. —— Von der Stärke der Einbildungskraft 135
XXI. —— Des einen Vortheil iſt des andern Schade 157
XXII. —— Von der Gewohnheit, und daß man ein einmal eingeführtes Geſetz nicht leicht ändern ſoll 158
XXIII. —— Wie einerley Rathſchläge ganz verſchiedenen Erfolg gehabt 193
XXIV. —— Von der Pedanterey 213
XXV. —— Von Erziehung der Kinder, an die Frau Diane von Foix, Gräfin von Gurſon 238
XXVI. —— Es iſt eine Thorheit, das Wahre und Gute nach unſern Kräften abzumeſſen 311
XXVII. —— Von der Freundſchaft 320
XXVIII. —— Neun und zwanzig Sonnete des Stephan de la Boetie, an die Frau von Grammont, Gräfin von Guiſſen 348
XXIX. —— Von der Mäßigung 349
XXX. —— Von den Cannibalen 362
XXXI. —— Daß man von den göttlichen Verordnungen beſcheiden urtheilen muß 388
XXXII. —— Daß man die Wollüſte mit Lebensgefahr fliehen ſoll 393
XXXIII. —— Der Zufall kömmt öfters mit der Vernunft überein 396

XXXIV.

Innhalt.

XXXIV. Hauptſt. Von einem Fehler unſerer Policeyen 402
XXXV. — Von der Gewohnheit Kleider zu tragen 404
XXXVI. — Von dem jüngern Cato 411
XXXVII. — Wie wir über einerley lachen und weinen 419
XXXVIII. — Von der Einſamkeit 424
XXXIX — Gedancken vom Cicero 449
XL. — Daß der Geſchmack an dem Guten und Böſen meiſtentheils auf die Meynung ankomme, die wir davon hegen 460
XLI. — Man theilet ſeine Ehre nicht gern mit andern 502
XLII. — Von der Ungleichheit die zwiſchen uns iſt 510
XLIII. — Von den Geſetzen wider die Verſchwendung 529
XLIV. — Vom Schlafe 533
XLV. — Von der Schlacht bey Dreux 538
XLVI. — Von den Namen 540
XLVII. — Von der Ungewißheit unſerer Urtheile 553
XLVIII. — Von den Handpferden 566
XLIX. — Von alten Gewohnheiten 585
L. — Von dem Demokrit und Heraklit 594
LI. — Von der Eitelkeit der Worte 601
LII. — Von der Sparſamkeit der Alten 607
LIII. — Von einer Rede des Cäſars 609
LIV. — Von eiteln Spitzfindigkeiten 611
LV. — Von dem verſchiedenen Geruche 618
LVI. — Von dem Gebete 622
LVII. — Von dem Alter 643

Zweytes

Innhalt.

Zweytes Buch.

I. Hauptſt. Von der Unbeſtändigkeit unſerer Handlungen pag. 649
II. — Von der Völlerey 663
III. — Gewohnheit auf der Inſul Cea 685
IV. — Die Geſchäfte bis morgen 719
V. — Von dem Gewiſſen 723
VI. — Von der Uebung 732
VII. — Von den Ehrenbelohnungen 752
VIII. — Von der Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder. An die Frau von Eſtiſſac 759
IX. — Von den Waffen der Parther 797
X. — Von den Büchern 806
XI. — Von der Grauſamkeit 834

Des

Des Herrn von Montagne Verſuche.

Erſtes Buch.

I. Hauptſtück.

Man gelangt durch verſchiedene Mittel zu einerley Abſicht.

Die allergemeinſte Art die Herzen dererjenigen, welche wir beleidiget haben, zu erweichen, wenn ſie Gelegenheit zur Rache in Händen haben, und wir in ihrer Gewalt ſind, iſt dieſe, daß man ſie durch Demüthigung zum Mitleiden und zur Barmherzigkeit beweget. Gleichwohl haben öfters Herzhaftigkeit, Standhaftigkeit, und ein muthiger Entſchluß, Mittel, welche den vorhergehenden gänzlich entgegen geſetzt ſind, eben ſo

Man erweicht die Herzen der Beleidigten durch Demüthigung.

Zuweilen auch durch einen beherzten Muth.

viel ausgerichtet. Eduard, Prinz von Wallis, (*) welcher unſer Guienne ſo lange Zeit beherrſchet hat, ein Herr deſſen Eigenſchaften und Glück merklich viel Hohes zeigen, war durch die Limoſiner ſehr beleidiget worden, nahm daher ihre Stadt mit Gewalt ein, und konnte durch das Geſchrey des Volks, der Weibsperſonen und Kinder, welche niedergemetzelt wurden, ihn um Gnade anfleheten, und ihm zu Füſſen fielen, keinesweges beſänftiget werden: bis er endlich, indem er immer weiter in die Stadt eindrang, (**) drey franzöſiſche Edelleute gewahr wurde, welche mit einer unglaublichen Kühnheit den Angriff ſeines ganzen ſiegenden Heeres aushielten. Die Achtung und Ehrerbietung für eine ſo ſeltene Tugend wendete zuerſt ſeinen grimmigen Zorn ab, und er fieng bey dieſen dreyen an, den ſämmtlichen Einwohnern der Stadt Barm-

(*) Welchen die Engelländer gemeiniglich The black Prince, den ſchwarzen Prinz, nennen, ein Sohn Eduards III Königs von Engelland, und Vater des unglücklichen Eduards IV.

(**) Froiſſart nennet ſie Johann von Villemur, Hugo de la Roche, und Roger von Beaufort, einen Sohn des Grafen von Beaufort, Stadthauptleute. Da ſie, ſagt dieſer Geſchichtſchreiber, die Noth und das Verderben ſahen, welche ſie und die Ihrigen überfielen, ſagten ſie: Wir ſind alle verlohren, wenn wir uns nicht wehren. Laßt uns daher unſer Leben theuer verkaufen, wie alle Ritter thun müſſen. Dieſe drey Franzoſen veranſtalteten alſo eine ſtarke Zurüſtung : : Als der Prinz auf ſeinem Wagen dahin kam, betrachtete er ſie mit vielem Vergnügen, und ward beſänftiget und begütiget, da er ſie ſo tapfer fand. Froiſſart Vol. I. Ch. 289.

Barmherzigkeit wiederfahren zu laſſen. Scanderbeg, Prinz von Epirus, jagte einem ſeiner Soldaten nach, in der Abſicht denſelben zu ermorden. Dieſer Soldat, welcher ihn auf alle erſinnliche Art durch Demüthigung und Flehen zu beſänftigen geſucht, entſchloß ſich endlich es auf das äuſſerſte ankommen zu laſſen, und ihn mit dem Degen in der Fauſt zu erwarten. Dieſer ſein Entſchluß hemmete auf einmal die Wuth ſeines Herrn, welcher ihn, weil er ein ſo rühmliches Mittel ergriffen hatte, zu Gnaden aufnahm. Dieſes Beyſpiel könnte von denenjenigen, welchen die erſtaunliche Stärke und Herzhaftigkeit dieſes Prinzens unbekannt wäre, noch anders ausgeleget werden.

Der Kayſer Conrad III hatte den Herzog von Bayern, Guelphen, belagert, (*) und wollte keine gelindern Bedingungen eingehen, ſo niederträchtige und ſchimpfliche Genugthuung man ihm auch anbot, als daß er dem adelichen Frauenzimmer, welches zugleich mit dem Herzoge belagert war, mit unverletzter Ehre zu Fuſſe, nebſt demjenigen, was ſie tragen könnten, heraus zu gehen erlaubte. Dieſe entſchloſſen ſich großmüthig ihre Männer, ihre Kinder, und den Herzog ſelbſt, auf den Rücken zu nehmen. Der Kayſer fand ſo viel Vergnügen an ihrer artigen Herzhaftigkeit, daß er für Freude weinete, alle die grimmige Todtfeindſchaft, welche er wider den Herzog gefaßt hatte, fahren ließ; und von Stund an ihm und den Seinigen leutſeelig begegnete. Beyde Mittel würden mich bald bezwingen; denn ich bin zur Barmherzigkeit und Sanftmuth wunderbar geneigt:

Die Feindſchaft wird durch Mitleiden vertrieben,

 und

(*) Im Jahre 1140 in Winsberg einer Stadt in Oberbayern. Caluiſius.

und ſo viel iſt gewiß, daß ich, meines Bedünkens, eher durch das Mitleiden, als durch die Hochachtung, eingenommen werden würde. Gleichwohl halten die Stoiker die Weichherzigkeit für eine laſterhafte Leidenſchaft, und verlangen, daß man zwar dem Bedrängten beyſtehen, nicht aber ſich erweichen laſſen und Mitleiden mit ihnen tragen ſolle. Allein dieſe Beyſpiele ſcheinen mir geſchickter, und zwar um ſo viel mehr, da man ſieht, daß dieſe große Männer einen von dieſen beyden Anfällen unbeweglich ausgehalten, bey dem andern aber nachgegeben haben. Man kann ſagen daß es von Gutwilligkeit, Freundlichkeit, und Weichlichkeit, herrühret, wenn einem das Herz von Mitleiden bricht; woher es auch kömmt, daß Weibsperſonen, Kinder, und gemeine Leute, dazu am geneigteſten ſind: daß aber gegentheils eine ſtarke und unbeugſame Seele, welche eine männliche und hartnäckigte Herzhaftigkeit liebet und ehret, weder Thränen noch Seufzer achtet, und ſich blos durch die Ehrerbietung für das heilige Bild der Tugend einnehmen läßt.

Die Thebaner werden durch des Epaminondas Standhaftigkeit entwaffnet.

Gleichwohl können bey weniger großmüthigen Seelen Erſtaunen und Bewunderung eben die Wirkung thun. Dergleichen Beyſpiel finden wir an dem Thebaniſchen Volke, welches, da es ſeine Kriegsoberſten für ein peinliches Gericht gezogen, weil ſie ihre Aemter über die geſetzte und verordnete Zeit verwaltet hatten, den Pelopidas, ob er ſich gleich unter der Laſt ſolcher Beſchuldigungen ſchmiegete, und ſich mit nichts, als Bitten und Flehen zu helfen ſuchte, kaum losſprach: gegentheils aber da Epaminondas (*), welcher ſeine ver-

(*) Plutarch. Lib. *quomodo quis ſe ipſum laudare poſſit.*

verrichteten Thaten mit prächtigen Worten erzählete, und ſie dem Volke auf eine trotzige und ſtolze Art vorrückte, nicht einmal das Herz hatte die Stimmen zu geben; ſondern aus einander gieng, und den hohen Geiſt dieſes Mannes über alle Maſſen rühmte.

Der ältere Dionyſius hatte nach einer ſehr langen und harten Belagerung die Stadt Rhegio eingenommen, und in derſelben den Phyton, einen ſehr redlichen Mann, welcher dieſelbe ſo hartnäckigt vertheidiget hatte, gefangen bekommen, den er daher zu einem unglücklichen Opfer der Rache machen wollte. Er ſagte ihm vors erſte, er hätte den Tag vorher ſeinen Sohn ſowohl, als ſeine ſämmtlichen Anverwandten, erſäufen laſſen; worauf ihm Phyton blos die Antwort gab, **ſie wären einen Tag eher glücklich, als er.** Hierauf ließ er denſelben nackend ausziehen, von den Henkern durch die Stadt ſchleifen, und auf eine ſchmälige und grauſame Art peitſchen, wobey er ihn überdieß mit den empfindlichſten und ſchimpflichſten Worten überhäufte. Allein dieſer blieb bey ſtandhaftem Muthe, erzählete gegentheils mit unerſchrockenem Geſichte und lauter Stimme die rühmliche und glorreiche Urſache ſeines Todes, daß er nämlich ſein Land nicht einem Tyrannen hätte in die Hände liefern wollen, und drohete demſelben mit einer nahe bevorſtehenden Rache der Götter. Dionyſius ſahe es ſeinen Soldaten an den Augen an, daß ſie, an ſtatt durch das trotzige Bezeigen dieſes überwundenen Feindes, und durch die Verachtung ihres Oberhauptes und ſeines Sieges, aufgebracht zu werden, durch das Erſtaunen über einer ſo ſeltenen Tugend erweichet, aus einander giengen, einen Aufſtand zu erre-

Grauſamkeit des alten Dionyſius des Syrakuſiſchen Tyrannens.

erregen, und ſogar den Phyton, ſeinen Schergen zu entreiſſen trachteten. Er ließ daher der Marter ein Ende machen, und denſelben in der Stille in dem Meere erſäufen (*).

Pompejus läßt die Vorbitte eines Bürgers, welcher für ſeine Stadt ſterben will, gelten. Sylla erzürnt ſich über dergleichen großmüthigen Anerbieten.

Warhaftig der Menſch iſt ein wunderbar eiteler, veränderlicher, und unbeſtändiger Gegenſtand, und es hält ſehr ſchwer ein gewiſſes und einförmiges Urtheil von demſelben zu fällen. Pompejus verziehe der ganzen Stadt Mammert, wider welche er ſehr aufgebracht war, in Betrachtung der Tugend und Großmuth eines Bürgers, mit Namen Zeno (**), der das, was alle verbrochen hatten, ganz allein auf ſich nahm, und um keine andere Gnade anſuchte, als ganz allein die Strafe dafür zu leiden. Hingegen des Sylla Wirth, der in der Stadt Peruſa (***) gleiche Tugend bewies,

(*) Diod. Sic. L. XIV. c. 29.

(**) Pluatrch. *Praecepta gerendae Reipubl.* allwo dieſer Bürger nicht Zeno, ſondern Stheno Σθενων genannt wird. In den *Apophthegm.* in welchen Plutarch eben dieſe Hiſtorie eingerücket hat, unter dem Artikel von dem Pompejus, wird dieſer großmüthige Bürger Sthennius, Σθεννιος genannt. Allein in des Pompejus Leben ſagt uns Plutarch wieder, Pompejus ſey mit allen Städten in Sicilien glimpflich verfahren, ausgenommen mit der Stadt Mammert: und ſey, da er auch die Hymerier zu züchtigen entſchloſſen geweſen, durch des Sthenis Großmuth, welcher einer von den Befehlshabern in der Stadt geweſen, und das gemeine Verbrechen ganz allein auf ſich genommen, entwaffnet worden.

(***) Plutarch, aus welchem dieſes genommen, ſagt Präneſte.

wies, gewann dadurch weder für ſich, noch für die andern, etwas.

Alexander, der ſo beherzt und gnädig gegen die Ueberwundenen war, handelte meinen erſt angeführten Beyſpielen gerade zuwider. Er eroberte nach vielen Schwierigkeiten die Stadt Gaza mit Gewalt, und hatte nebſt andern Schaden, ſelbſt für ſeine Perſon zwo friſche Wunden bekommen. Als er nun hierauf den Betis antraf, welcher Befehlshaber darinnen geweſen war, und von deſſen Tapferkeit er währender Belagerung wunderbare Proben geſehen hatte, der aber nunmehr ganz allein, von den Seinigen verlaſſen, mit unbrauchbar gemachten Waffen, ganz mit Blute und Wunden bedeckt, mitten unter einem Schwarme Macedonier fochte, die alle auf ihn loshieben, ſagte er zu ihm, über einen ſo theuren Sieg ganz entrüſtet: **Du ſollſt nicht nach deinem Wunſche ſterben, Betis: Mache dich zu allen Martern gefaßt, die nur wider einen Gefangenen erſonnen werden können** (*). Dieſer antwortete mit einer nicht allein unerſchrockenen, ſondern ſogar ſtolzen und trotzigen Mine, kein Wort auf dieſe Drohungen. **Hat er wohl ein Knie gebeugt?** fieng Alexander an, als er dieſes hartnäckige Stillſchweigen ſahe. **Hat er wohl mit einem Laute um Gnade geflehet? Gewiß! Ich will dieſes Schweigen**

Unmenſchliche Grauſamkeit Alexanders des Großen wider einen beherzten Feind.

(*) Quint. Curt. L. IV. Cap. VI. *Non vt voluiſti, morieris, Beti - ſed quicquid tormentorum in captiuum inueniri poteſt, paſſurum te cogita* Ille non interrito modo, ſed contumaci quoque vultu intuens regem, nullam ad minas ejus addidit vocem. Tunc Alexander: *Videtisne obſtinatum ad tacendum?* inquit - *Num genu poſuit &c.*

beſiegen: und wenn ich ihm keine Worte abzwingen kann, ſo will ich ihm doch wenigſtens Winſeln auspreſſen! Sein Zorn verkehrte ſich hierauf in ſolche Wuth, daß er dem Betis die Fußſohlen zu durchbohren befahl, und ihn alſo lebendig hinten an einen Karren angebunden, fortſchleppen, zerreiſſen und zerfleiſchen ließ. Sollte er vielleicht, weil ihm die Herzhaftigkeit ſo etwas natürliches und gemeines war, daß er ſie nicht bewunderte, deswegen weniger Achtung für ſie gehabt haben? Oder ſollte er dieſelbe ſich ſelbſt ſo eigen gehalten haben, daß er ſie unmöglich bey einem andern ſehen können, ohne darüber neidiſch zu werden? Oder litte endlich ſein von Natur ungeſtümer Zorn gar keinen Widerſtand? In Warheit, hätte ſich derſelbe im Zaume halten laſſen, ſo würde dieſes vermuthlich bey der Eroberung und Verheerung der Stadt Theben geſchehen ſeyn, als er ſo viel tapfere Leute, welche verlohren waren, und keine Mittel mehr, ſich gemeinſchaftlich zu vertheidigen hatten, grauſamer Weiſe niedermachen ſahe. Denn es wurden über 6000 umgebracht, von welchen man keinen einzigen fliehen, oder um Gnade ſchreyen ſahe: die vielmehr hie und da auf den Straſſen herum liefen, die ſiegenden Feinde ſchmäheten, und dieſelbe aufforderten, ſie auf eine rühmliche Art um das Leben zu bringen (*). Man ſahe keinen einzigen, der ſich nicht noch bis auf den letzten Hauch zu rächen, und ſich mit den Waffen der Verzweiflung wegen ſeines Todes durch den Tod eines Feindes zu tröſten ſuchte. Gleichwohl fand ihre bedrängte Tugend kein Mitleiden, und ein Tag war nicht

Und wider die Stadt Theben.

ein.

(*) Diod. Sic. Lib. XVII. Cap. 4.

einmal genug ſeine Rache zu dämpfen. Dieſes Gemetzel dauerte ſo lange, als noch ein Tropfen Blut zu vergieſſen übrig war. Es hörte nicht eher, als bey den wehrloſen Perſonen, bey den Greiſen, Weibern und Kindern auf, damit er 30000 Sklaven an ihnen bekam.

Das II Hauptſtück.

Von der Traurigkeit.

Die Traurigkeit iſt eine niederträchtige Leidenſchaft.

Ich bin von dieſer Leidenſchaft ſo ſehr, als jemand, befreyet. Ja, ich liebe und achte dieſelbe auch nicht: ob ſich gleich die Welt gleichſam um die Wette bemühet, ſie mit ganz beſonderer Gunſt zu beehren. Man kleidet die Weisheit, die Tugend, das Gewiſſen, darein. Ein thörichter und ſchimpflicher Putz! Die Italiener haben ſie füglicher mit dem Namen der Boshaftigkeit beleget (*). Denn, ſie iſt eine allezeit ſchändliche, allezeit tolle Eigenſchaft. Daher verbieten ſie auch die Stoiker ihren Weiſen, weil ſie allezeit feig und niederträchtig iſt. Die Geſchichte meldet uns, (**) daß der Egyptiſche König Pſammenit, da er von dem perſiſchen Könige Kambyſes geſchlagen und gefangen worden war, und ſeine ebenfalls gefangene Tochter in Mägdekleidern Waſſer holen geſehen hatte, worüber alle ſeine Freunde um ihn herum geweinet und geheulet, ganz ruhig, ohne ein Wort zu ſagen, geblieben, und die Augen niedergeſchlagen.

Ihre Stärke.

(*) Das italieniſche Wort Triſtezza bedeutet Boshaftigkeit.

(**) Herodot, L. III. p, 187. 188. Edit. Steph. A. 1592.

Daß er ſich auch, da er überdieß ſeinen Sohn zum Tode führen geſehen hatte, noch eben ſo ſtandhaft bezeiget: und hingegen, da er einen ſeiner Bedienten unter den Gefangenen erblicket, ſich vor den Kopf geſchlagen, und höchſt traurig gethan habe. Dieſes läßt ſich mit demjenigen vergleichen, was man unlängſt an einem unſerer Prinzen beobachtet hat. Dieſer Prinz bekam, bey ſeinem Aufenthalte zu Trident, von dem Abſterben ſeines älteſten Bruders Nachricht: eines Bruders, welcher die Stütze und Zierde ſeines ganzen Hauſes war. Bald darauf berichtete man ihm auch den Tod eines jüngern Bruders, welcher ſeine andere Hoffnung war. Er ertrug beyde Zufälle mit einer ungemeinen Standhaftigkeit. Als aber einige Tage darauf einer von ſeinen Leuten geſtorben war, ließ er ſich durch dieſen letzten Unglücksfall hinreiſſen, änderte ſeinen Entſchluß, und hieng der Traurigkeit und Betrübniß nach. Einige brauchten dieſes als einen Beweis, daß er blos durch den letztern Streich empfindlich getroffen worden. Allein in der That rührte es daher, weil er ohnedem mit Traurigkeit erfüllt und überhäufet war; daß er alſo bey dem geringſten, was noch dazu kam, die Gedult verlohr. Man könnte, ſage ich, von unſerer Geſchichte eben ſo urtheilen, wenn ſie nicht dazu ſetzte, daß Pſammenit, als Kambyſes gefragt hatte, warum er durch das Unglück ſeines Sohnes und ſeiner Tochter nicht gerühret worden, und doch das Unglück eines Freundes ſo ungedultig ertrüge, zur Antwort gegeben: **Dieſes kömmt daher, weil ſich blos dieſer letzte Unfall durch Thränen an den Tag legen läßt: die beyden erſtern**

ſtern aber lieſſen ſich unmöglich ausdrücken (*).

Eine übergroße Traurigkeit läßt ſich nicht vorſtellen.

Vielleicht ſchickt ſich die Erfindung jenes alten Malers hieher (*), welcher, da er bey der Aufopferung der Iphigenia die Traurigkeit der Anweſenden, nachdem einem jeden der Tod dieſer ſchönen unſchuldigen Prinzeßinn zu Herzen gieng, vorgeſtellet, und alle ſeine Kunſt erſchöpft hatte, als die Reihe an den Vater dieſes Frauenzimmers kam, denſelben mit verdecktem Antlitze malete; als ob keine Geberden dieſen Grad der Traurigkeit ausdrücken könnten. Dieſes iſt die Urſache, weswegen die Poeten dichten, daß die unglückliche Mutter, Niobe, nachdem ſie erſt ſieben Söhne, und hernach eben ſo viel Töchter eingebüſſet hatte, durch ſo vielen Verluſt niedergeſchlagen, und endlich in einen Felſen verwandelt worden ſey,

(***) diriguiſſe malis.

Sie haben hiedurch die traurige, ſtumme, und taube Unempſindlichkeit ausdrücken wollen, welche uns überfällt, wenn uns ſolche Zufälle betreffen, die über unſere Kräfte ſind. Und in Warheit, die äußerſte Betrübniß muß unſere Seele ganz außer ſich ſetzen, und ſie frey zu handeln hindern: gleichwie wir, bey dem erſten Schrecken über einer traurigen Zeitung beſtürzt, ſtarr und gleichſam unbeweglich werden; ſo daß die Seele, wenn ſie

(*) Ω παι Κυρου, τα μεν οικηϊα ην μειζω κακα η ὡςε ανακλαιειν. Το δε του εταιρου παθος, αξιον ην δακρυων. Herodot. Lib. III. p. 188.

(**) Valer. Maximus L. VIII. cap. XI. In Externis §. 6.

(***) Ouid. *Metamorphoſ.* Lib. VI. Fab. 4.

ſie hernach in Thränen und Klagen ausbricht, ſich los zu machen, zu ſich ſelbſt zu kommen, und ſich mehr in Freyheit und Ruhe zu ſetzen ſcheint.

(*) Et via vix tandem voci laxata dolore eſt.

Die Traurigkeit verurſacht einen ſchnellen Tod.

In dem Kriege, welchen der König Ferdinand wider des Ungariſchen Königes Johanns Wittwe führte, zog bey Buda ein Kriegsmann in einem Scharmützel aller Augen auf ſich, weil er ſehr wohl gebildet war. Er ward daher, ob man ihn gleich nicht kannte, weil er darinnen geblieben, aufs höchſte gerühmet und bedauert; doch von keinem mehr, als von dem Raiſciac, einem deutſchen Herrn, der durch eine ſo ſeltene Tugend ganz bezaubert worden war. Als man den Körper zurück gebracht hatte, näherte ſich auch dieſer, ſo neugierig, wie alle andere, um zu ſehen, wer er wäre, und erkannte, da man dem Todten den Harniſch ausgezogen, daß es ſein Sohn war. Dieſes vermehrte das Mitleiden der Umſtehenden. Nur er allein blieb, ohne ein Wort zu ſagen, ohne die Augen naß zu machen, ſtehen, und betrachtete den Leichnam ſeines Sohnes mit unverwandten Augen: bis endlich die heftige Traurigkeit ſeine Lebensgeiſter gänzlich hemmete, und ihn todt zur Erden warf.

(*) Chi puo dir com' egli ardi, è in picciol fuoco.

ſprechen die Verliebten, wenn ſie ihre unerträgliche Leidenſchaft ausdrücken wollen.

(*)

(*) Virg. Aeneid. L. XI. v. 152.
Sie konnte endlich kaum für Schmerz und Wehmuth ſprechen.

(**) Wer ſagen kann, wie ſehr er brennt, empfindet nur mittelmäßige Glut.

(*) - - - - miſero, quod omnes
Eripit ſenſus mihi. Nam ſimul te
Lesbia, adſpexi, nihil eſt ſuper mi
Quod loquar amens.
Lingua ſed torpet, tenuis ſub artus
Flamma dimanat, ſonitu ſuopte
Tinniunt aures, gemina teguntur
Lumina nocte.

Wir ſind bey der erſten heftigſten und empfindlichſten Hitze nicht in dem Stande uns zu beklagen, oder Vorſtellungen zu thun. Die Seele liegt zu der Zeit in tiefen Gedanken, und der Körper iſt für Liebe niedergeſchlagen und matt. Daher kömmt es, daß zuweilen die Verliebten von ungefähr ſo zur Unzeit ohnmächtig, und für heftigem Brande in dem Schooſe des Vergnügens ſtarr ſind. Alle Leidenſchaften, welche man empfinden und vertragen kann, ſind nur mittelmäßig,

(**) Curae leues loquuntur, ingentes ſtupent.

Andere Wirkungen der Traurigkeit.

Eine unerwartete Freude ſetzet uns eben ſowohl außer uns.

(***) Vt me conſpexit venientem, et Troia circum
Arma

(*) Ich Unglücklicher verliere alle Empfindung! So bald ich dich, Lesbia, nur erblicke, weiß ich ſelbſt nicht, was ich reden ſoll. Die Zunge erſtarret, durch alle Glieder dringt ein verzehrendes Feuer, die Ohren klingen mir, und beyde Augen bedeckt eine dicke Wolke. Catull. Epigr. 49.

(**) Ein kleiner Kummer ſpricht, ein heftiger bleibt ſtumm. Seneca Hyppol. Act. II. Sc. 1.

(***) Virgil. Aeneid. Lib. III. v. 306. u. f.
Und da ſie mich
Mit Troiens Waffen ſah, ſo kam ſie auſſer ſich.

Ja

Arma amens vidit, magnis exterrita monſtris.
Diriguit viſu in medio, calor oſſa reliquit,
Labitur, et longo vix tandem tempore fatur.

Jene Römerinn (*) ſtarb für unverhoffter Freude, als ſie ihren Sohn von Cannä wieder kommen ſahe; Sophokles und der Tyranne Dionyſius (**) haben gleichfalls für Freude das Leben eingebüſſet.

Talva (***) ſtarb in Corſica, als er die Nachricht geleſen hatte, was für neue Ehre ihm der Römi-

Ja ſie erſchrack ſo ſehr, daß ſie die ſtarren Blicke
Ganz leblos auf mich warf; zuletzt fiel ſie zurücke,
Nach langer Zeit hört ich dies' ſchwache Wort von ihr.

(*) Plin. Hiſt. Nat. L. VII. cap. 53. Livius erzählet einen ganz ähnlichen Zufall, der ſich nach der Schlacht bey dem See Traſimenus ereignet. L. XXII. c. 7.

(**) Plinius verſichert zuverläßig daß Sophokles und der Tyranne Dionyſius für Freude geſtorben, da ihre Trauerſpiele den Preis erlanget hatten: Gaudio obiere. Sophocles et Dionyſius Siciliae Tyrannus, vterque accepto Tragicae victoriae nuntio. Nat. Hiſt. L. VII. c. 53. Allein den Dionyſius veranlaſſete, wenn wir dem Diodor aus Sicilien glauben wollen, die Freude, daß er den Trauerſpielspreis davon getragen hatte, zu Ausſchweifungen, welche die wahre Urſache ſeines Todes waren. Er war über dieſer Nachricht ſo erfreut, ſagt dieſer Geſchichtſchreiber, daß er den Göttern zu Ehren ein großes Opfer und prächtige Gaſtmale anſtellte, wozu er alle ſeine Freunde einlud, und wobey er ſo ſtark und ſo übermäßig trank, daß er in eine heftige Krankheit verfiel. L. XV. cap. 20.

(***) Bey dem Valer. Maximus Lib. IX. cap 12. in Romanis §. 3. wird er M. Iuuentius Thalna genannt.

Römiſche Rath zugedacht. Auſſer dieſem wiſſen wir noch, daß in unſerm Jahrhunderte der Pabſt Leo X, als er die Poſt von Eroberung der Stadt Mayland, die er ſo ſehnlich gewünſchet hatte, bekommen (*), in eine ſo übermäßige Freude gerathen iſt, daß ihn das Fieber darüber befallen hat, woran er auch geſtorben iſt. Ja, die Alten haben zu einem noch deutlichern Beweiſe der menſchlichen Schwachheit angemerket, daß Diodor der Dialektiker (**) für übermäßiger Schaam auf der Stelle geſtorben, weil er einen gewiſſen ihm vorgelegten Schluß nicht in ſeiner Schule und öffentlich aus einander wickeln können. Ich bin dergleichen heftigen Leidenſchaften wenig unterworfen. Vielmehr habe ich von Natur ein etwas hartes Gefühl, und bemühe mich durch Ueberlegung mich noch immer unempfindlicher zu machen und zu verhärten.

Das

nannt. Plinius, welcher blos ſagt, daß er währendes Opfers geſtorben, nennt ihn M. Iuuentius Thalua Lib. VII. C. 53. Edit. Variorum Hackii. Allein man merket an dem Rande an, daß in zwey Handſchriften Talua ſteht, und der P. Harduin, welcher dieſer leztern Leſeart gefolgt iſt, beweiſet, daß man ſo leſen müſſe. S. ſeine Anmerkung über dieſe Stelle T. 1. p. 409. der zwoten Pariſer Ausgabe von 1723.

(*) Franceſco Guiccardini Hiſtoria d'Italia Lib. XIV. p. 394. Vol. 2. **Der Pabſt Leo machte ſich ein Vergnügen daraus für Freude zu ſterben**, ſagt Martin du Bellay in ſeinen Memoires Liv. II. fol. 46.

(**) Plin. Hiſt. Nat. Lib. VII. c. 53. Pudore Diodorus ſapientiae dialecticae Profeſſor, luſoria quaeſtione non protinus ad interrogationes Stilponis diſſoluta.

Das III. Hauptſtück.

Unſere Leidenſchaften überleben uns.

Diejenigen, welche es den Menſchen verweiſen, daß ſie immerfort nach dem zukünftigen ſchnappen, und uns ermahnen, wir ſollen uns der gegenwärtigen Güter bemächtigen, und uns an dieſen ſättigen, weil das Zukünftige gar nicht, ja noch weniger, als das Vergangene, in unſerer Gewalt ſteht, berühren den allergemeineſten menſchlichen Fehler. Doch ich weiß nicht, ob man ſich dasjenige einen Fehler zu nennen unterſtehen darf, wozu uns die Natur, welche über unſer Thun eyferſüchtiger, als über unſer Wiſſen iſt, ſelbſt Anleitung giebt, indem ſie uns dieſe falſche Einbildung, wie viele andere, zur Erhaltung ihres Werks, ſelbſt einpräget. Wir ſind niemals bey uns ſelbſt, ſondern allezeit weiter hinaus. Furcht, Verlangen, Hoffnung, treiben uns allezeit auf das Zukünftige, und benehmen uns die Empfindung und Betrachtung desjenigen, was wirklich iſt, um uns mit demjenigen zu beſchäftigen, was vielleicht einmal ſeyn wird, wenn wir nicht mehr ſeyn werden. (*) Calamitoſus eſt animus futuri anxius.

Der Menſch beſchäftiget ſich allzuſehr mit dem Zukünftigen.

Plato führt öfters die wichtige Lehre an: (*) **Thue das Deinige, und lerne dich ſelbſt ken-**

Worinnen die Pflicht eines Menſchen beſteht.

(*) Ein Gemüth, welches ſich wegen des Zukünftigen ängſtiget, iſt unglücklich. Sen. Ep. XCVIII.

(**) **Man hat ſchon von langen Zeiten her und ſehr vernünftig geſagt, ſpricht Plato,**

daß

kennen. Jeder von beyden Sätzen enthält überhaupt unſere ſämmtlichen Pflichten, und ſchließt zugleich den andern in ſich. Wer das Seinige thäte, würde ſehen, daß ſeine vornehmſte Bemühung ſeyn müſſe, ſich ſelbſt, und das, was ihm zukömmt, zu erkennen. Wer ſich aber kennt, betrachtet eine fremde Handlung nicht mehr als ſeine eigene; liebt und beſſert ſich vor allen andern; und entſchlägt ſich unnöthiger Beſchäftigungen, eiteler Gedanken, und Abſichten. Gleichwie die Thorheit nicht vergnügt iſt, wenn man ſie gleich ihres Wunſches gewähret: ſo iſt hingegen die Weisheit mit dem Gegenwärtigen zufrieden, und niemals mit ſich ſelbſt misvergnügt. Epikur überhebt ſeinen Weiſen der Vorſicht und Sorge auf das Zukünftige.

Unter den Geſetzen, welche die Verſtorbenen betreffen, ſcheinet mir dasjenige, welches die Handlungen großer Herren nach ihrem Tode zu unterſuchen befiehlt, (*) ebenfalls guten Grund zu haben. Wenn ſie nicht über die Geſetze ſind, ſo ſind ſie doch wenigſtens denſelben gleich. Es iſt alſo billig, daß die Gerechtigkeit diejenige Macht, welche ſie nicht über ihre Häupter gehabt, über ihren guten Namen und

Das Geſetz, welches die Aufführung der Regenten nach ihrem Tode zu unterſuchen befiehlt, iſt ſehr vernünftig.

daß bloß ein Weiſer das Seinige thut, und ſich ſelbſt kennet. Ευ και παλαι λεγεται, το πραττειν και γνωναι τα τε αυτȣ και ἑαυτον, σωφρονι μονον προσηκειν. In Timaeo p. 554. Edit. Laemerinae Lugd. A. 1590. Dieſes alte Wort zeiget genugſam, wenn jemand daran zweifeln wollte, daß in unſern geſitteten Ländern eine unzählige Menge Thoren ſind.

(*) Diod. Sic. L. I. c. 6.

und über die Güter ihrer Nachfolger hat (*); Dinge, welche wir öfters dem Leben vorziehen. Dieſer Gebrauch bringt denenjenigen Völkern, bey welchen er üblich iſt, beſondere Vortheile, und alle gute Regenten werden denſelben wünſchen, da ſie ſich beklagen können, daß ihr Gedächtniß vor dem Gedächtniſſe der Boshaften nichts voraus hat. Wir ſind allen Königen ohne Unterſcheid ihres Standes wegen unterthänig und gehorſam zu ſeyn verpflichtet: allein Hochachtung und Liebe ſind wir bloß ihrer Tugend ſchuldig. Wir wollen ſie der Regierungsverfaſſung wegen, wenn ſie auch unwürdig ſind, mit Gedult ertragen, ihre Laſter verbergen, ihre gleichgültigen Handlungen durch unſere Lobſprüche erheben, ſo lange ihre Gewalt noch von uns unterſtützet zu werden nöthig hat. Allein ſobald unſere Verbindung einmal getrennet iſt, haben wir weiter keinen Grund, warum wir der Gerechtigkeit und unſerer Freyheit unſern wahren Widerwillen an den Tag zu legen verwehren wollten: und beſonders, warum wir rechtſchaffenen Unterthanen den Ruhm, daß ſie einem Herren, deſſen Mängel ihnen ſowohl bekannt geweſen ſind, ehrerbietig und getreu gedienet, entziehen, und die Nachwelt eines ſo nützlichen Beyſpiels berauben wollten. Diejenigen, welche ſich aus einer beſondern Verbindlichkeit des Gedächtniſſes eines unlöblichen Regentens annehmen, erweiſen demſelben zwar für ihre Perſon Gerechtigkeit, aber zum Nachtheile der allgemeinen Gerech-

(*) Ich weiß nicht, was das für eine Gewalt iſt, welche Montagne der Gerechtigkeit über die Güter der Nachfolger eines böſen Regenten zueignet.

rechtigkeit. Livius (*) ſagt mit Warheit, daß ſolche Leute, die einer königlichen Regierung gewohnt ſind, ihre Reden allezeit mit eiteln Pralereyen und falſchen Zeugniſſen erfüllen: weil jeder ohne Unterſcheid die Tapferkeit und Macht ſeines Königes himmelhoch erhebet. Man kann die Großmuth der zween Soldaten verwerfen, deren einer dem Nero, als er von demſelben gefraget wurde, warum er ihm feind wäre, unter das Geſichte ſagte: (**) **Ich habe dich geliebet, ſo lange du es verdienteſt; allein, ſeitdem du ein Muttermörder, ein Mordbrenner, ein Poſſenreiſſer, ein Fuhrmann, geworden biſt, haſſe ich dich, wie du verdienſt**: der andere aber auf die Frage, warum er ihn ermorden wollte, ebenfalls frey zur Antwort gab: (***) **Weil ich kein ander Mittel ſehe deinen unaufhörlichen Frevelthaten Einhalt zu thun.** Allein, welcher vernünftige Menſch kann die öffentlichen und einſtimmigen Zeugniſſe verwerfen, die man nach ſeinem Tode von ſeinen tyranniſchen und häßlichen Unternehmun-

(*) Lib. XXXV. Cap. XLVIII. Is, (Legatus Antiochi) vt plerique quos opes regiae alunt, vaniloquus, maria terrasque inani ſonitu verborum compleuit.

(**) Interrogatusque a Nerone, quibus cauſſis ad obliuionem ſacramenti proceſſiſſet: Oderam te, inquit, nec quisquam tibi fidelior militum fuit, dum amari meruiſti. Odiſſe coepi, poſtquam parricida matris et vxoris, auriga et hiſtrio, et incendiarius exſtitiſti. Tacit. Annal. L. XV. Cap. 67. num. 2.

(***) Breuiter reſpondens, non aliter tot flagitiis eius ſubueniri potuiſſe. Id. ibid. cap. 68. num. 1.

gen abgelegt hat, und von ihm ſo wohl, als von allen Böſewichtern ſeines gleichen allezeit ablegen wird?

Eitle Cäremonie der Lacedämonier bey dem Tode ihrer Könige.

Es misfällt mir, daß in einer ſo heiligen Regierungsverfaſſung, als die Lacedämoniſche war, eine ſo häuchleriſche Cäremonie bey dem Tode der Könige im Schwange geweſen iſt. Alle Bundesgenoſſen und Nachbarn, und alle Iloten, Männer, Weiber unter einander, zerfetzten zu Bezeigung ihres Leidtragens die Stirne, und ſagten unter ihrem Schreyen und Heulen, dieſer, er mochte geweſen ſeyn wie er wollte, wäre unter allen ihren Königen der beſte geweſen (*). Hoheit war alſo bey ihnen Verdienſt; und das gröſte Verdienſt die gröſte Hoheit.

Betrachtung über Solons Worte, daß niemand vor ſeinem Tode glücklich genannt werden kann.

Ariſtoteles, der alles ausgrübelt, unterſucht, bey Gelegenheit der Worte Solons, (**) **daß niemand vor ſeinem Ende glücklich heiſſen kann**, ob auch derjenige, welcher erwünſcht gelebt hat und geſtorben iſt, wenn er einen übeln Nachruhm hinterläßt, wenn es ſeiner Nachkommenſchaft elend geht, glücklich genannt werden kann. So lange wir uns noch regen können, wenden wir uns aus Vorurtheilen hin, wohin es uns beliebt. Allein, wenn wir nicht mehr ſind, haben wir mit dem, was iſt, keine Gemeinſchaft mehr. Man könnte daher mit mehrerem Rechte zu dem Solon ſagen, daß alſo gar kein Menſch

(*) Herodot. L. VI. p. 401. Φαμενοι τον ὑϛατον αει απογενομενον των βασιληων τȣτον δη γενεσθαι αριϛον.

(***) Herod. L. I. p. 14.

Menſch glücklich ſeyn müſſe, weil er nicht eher glücklich iſt, als bis er nicht mehr iſt.

(*) quisquam
Vix radicitus e vita ſe tollit et eiicit:
Sed facit eſſe ſui quoddam ſuper inſcius ipſe - - -
Nec remouet ſatis a proiecto corpore ſeſe, et
Vindicat.

Bertrand du Glesquin blieb in der Belagerung des Schloſſes Rancon nahe bey du Puy in Auvergne; und die Belagerten mußten, als ſie ſich ergaben, die Schlüſſel des Ortes auf den Leichnam des Verſtorbenen legen (**). Als Bartholomäus d'Alviano, General über die Venetianiſche Armee, in ihren Dienſten in la Breſſe geblieben war, und ſein Leichnam durch das Veroneſiſche, ein feindliches Land, nach Venedig geführet werden ſollte, waren die meiſten in der Armee der Meynung, daß man die Veroneſer wegen des Durchzuges um frey Geleite erſuchen ſollte. Allein Theodor Trivultio ſetzte ſich darwider, und wollte lieber mit Gewalt, wenn es auch darüber zum Treffen kommen ſollte, durchdringen: (***) Todte, die man als Lebendige betrachtet.

(*) Kaum iſt ein einziger, der ſich des Lebens gänzlich begiebt, und ſich demſelben entreißt. Jeder läßt unvermerkt etwas von ſich übrig = = = und entfernt ſich nicht gänzlich von dem erſtarrten Körper. Lucret. Lib. III, v. 890. ſeqq.

(**) Memoires de Brantome T. II. p. 220. Des Hommes illuſtres et grands Capitaines etrangeres.

(***) Brantome in dem Artikel des Bartholomäus d'Al=

weil es, wie er ſagte, ſich nicht ſchickte, daß derjenige, welcher ſich Zeit Lebens nicht für den Feinden gefürchtet hätte, dieſelben nach ſeinem Tode zu fürchten ſchiene In der That begab ſich derjenige, welcher bey einer ähnlichen Gelegenheit den Feind um einen Leichnam erſuchte, um denſelben zu beerdigen, nach den Griechiſchen Geſetzen des Sieges, und durfte kein Siegeszeichen aufrichten. Hingegen derjenige, welcher darum erſuchet worden war, konnte ſich gewonnen zu haben rühmen. Auf dieſe Art verlohr Nicias (*) den Vortheil, welchen er völlig über die Korinther erlanget hatte. Ageſilaus gegentheils verſicherte ſich des Sieges, welchen er noch nicht recht gewiß über die Böotier erhalten hatte (**).

Die Menſchen haben ſich eingebildet, die Gnade des Himmels begleitete ſie ſogar in das Grab.

Dieſe Dinge könnten einem befremden, wenn man nicht zu allen Zeiten gewohnt geweſen wäre, nicht allein die Vorſorge für uns noch über das Leben hinaus zu treiben, ſondern ſogar zu glauben, daß uns die Gnade des Himmels öfters bis in das Grab begleitete, und ſelbſt auf unſern Ueberbleibſeln ruhete. Man hat hiervon ſo viel Beyſpiele aus der alten Geſchichte, der neuern nicht zu gedenken, daß ich mich dabey nicht lange auf zu halten nöthig habe. Eduard I König von Engelland hatte in den langwierigen Kriegen zwiſchen ihm und dem Schottländiſchen Könige Robert erfah-

d'Alviano T. II. S. 219. und Guiccardini, welchen Montagne hier ſehr genau überſetzt hat. B. XII. S. 105. 106.

(*) Plutarch in dem Leben des Nicias.

(**) Eben daſ. in dem Leben des Ageſilaus.

fahren, wie viel ſeine Gegenwart bey ſeinen Unternehmungen thäte: denn er hatte allezeit den Sieg davon getragen, wenn er ſelbſt zugegen geweſen war. Daher verband er bey ſeinem Tode ſeinen Sohn durch einen feyerlichen Eid, daß derſelbe nach ſeinem Abſterben ſeinen Leichnam kochen laſſen ſollte, um das Fleiſch von den Knochen ab zu ſondern, welches er begraben laſſen könnte; daß er aber gegentheils die Knochen aufheben, und dieſelben, ſo oft er Krieg mit den Schotten führte, bey ſich und in ſeinem Heere haben ſollte: nicht anders, als ob das Verhängniß den Sieg unveränderlich an ſeine Gliedmaſſen gebunden hätte. Johann Ziska, welcher um Wiclefs Irrthümer zu vertheidigen, Böhmen in Unruhe ſetzte, befahl, daß man ihm nach ſeinem Tode die Haut abziehen, dieſelbe über eine Drommel ſpannen, und in dem Kriege wider ſeine Feinde führen ſollte: in der Meynung, daß dieſes zur weitern Erhaltung derer Vortheile, die er in den wider ſie geführten Kriegen erlanget, etwas beytragen würde. Gewiſſe Indianer führten auf eben dieſe Art in den Gefechten wider die Spanier die Gebeine eines ihrer Herrführer bey ſich, weil derſelbe in ſeinem Leben allezeit glücklich geweſen war. Und andere Völker in eben dieſem Welttheile ſchleppen die Körper tapferer Männer, welche in ihren Schlachten geblieben ſind, in dem Kriege mit ſich, damit ſie ihnen ein gutes Glück bringen und zur Aufmunterung dienen ſollen. Die erſtern Beyſpiele laſſen dem Grabe nichts, als den durch der Verſtorbenen ehemaligen Thaten erlangten Ruhm übrig: allein, dieſe letztern wollen auch noch das Vermögen, etwas zu thun, darein mengen.

Herzhaftigkeit des ſterbenden Hauptmanns Bayard.

Etwas beſſer iſt die That des Hauptmanns Bayard. Denn, als er ſich durch einen Musquetenſchuß tödtlich verwundet fand, und ermahnet wurde, ſich aus dem Gefechte zu entfernen, gab er zur Antwort, er wollte bey dem Ende ſeines Lebens nicht erſt anfangen dem Feinde den Rücken zu zu kehren. Nachdem er alſo, ſo lange er noch bey Kräften war, gefochten hatte, endlich aber merkte, daß er ohnmächtig wurde, und ſich nicht länger auf dem Pferde halten konnte, (*) befahl er ſeinem Haushofmeiſter ihn unter einen Baum zu legen, aber ſo, daß er das Geſicht gegen den Feind gekehret, ſtürbe. Dieſes geſchahe auch.

Beſondere Schamhaftigkeit des Kaiſers Maximilian.

Ich muß noch ein Beyſpiel hinzuſetzen, welches in dieſer Betrachtung ſo merkwürdig iſt, als keines der vorhergehenden. Der Kaiſer Maximilian, der Urgroßvater des jetzigen Königes Philipps, ein mit allen großen Eigenſchaften, und beſonders mit einer ausnehmenden Schönheit des Leibes, begabter Herr, hatte unter andern auch die Art, daß er ſich nicht einmal von einem ſeiner vertrauteſten Kammerdiener in dem heimlichen Gemache ſehen ließ; ganz anders, als wie andere große Herren zu thun gewohnt ſind, welche, wenn ſie die wichtigſten Geſchäfte vorhaben, den Nachtſtuhl zu ihrem Throne machen. Er gieng allezeit auf die Seite, wenn er das Waſſer laſſen wollte, und ſcheuete ſich ſo ſehr, als eine Jungfer, dem Arzte, oder ſonſt jemanden, diejenigen Gliedmaſſen zu zeigen, die man zu verbergen gewohnt iſt. Ich, der ich ein ſo leichtfertiges Maul habe, empfinde

(*) *Memoires* de Martin du Bellay. Liv. II. pag. 79.

de gleichwohl von Natur dieſe Schamhaftigkeit. Ich laſſe, wenn mich nicht die Noth oder Wolluſt ſehr treibet, keinen Menſchen diejenigen Glieder oder Handlungen ſehen, welche uns unſere Gewohnheit verdeckt zu halten befiehlt. Ich muß mir dabey mehr Gewalt anthun, als es meines Bedünkens einer Mannsperſon, und zumal einem Manne von meinem Stande, geziemet. Allein, er, für ſeine Perſon, trieb es ſo weit, daß er in ſeinem Teſtamente ausdrücklich verordnete, man ſollte ihm Beinkleider anlegen, wenn er todt wäre. Meines Bedünkens hätte er anhangsweiſe auch darzu ſetzen ſollen, daß derjenige, der ihm dieſelben anziehen würde, ſich die Augen verbinden laſſen müßte. Die Verordnung, welche Cyrus ſeinen Kindern gab, (*) daß weder ſie, noch ſonſt ein Menſch, ſeinen Leichnam ſehen oder anrühren ſollte, ſchreibe ich einer beſondern Andacht bey ihm zu. Denn, ſowohl ſein Geſchichtſchreiber, als er, haben nebſt ihren andern großen Eigenſchaften ihr ganzes Leben durch ganz beſondere Achtung und Ehrerbietung für die Religion bezeiget.

Allzugroſſe Sorgfalt für ſeine eigene Beerdigung iſt eine lächerliche Eitelkeit.

Mir, meines Theils, misfällt, was mir ein Großer von einem meiner Anverwandten erzählet hat, einem Manne, der ſowohl in Friedens- als Kriegszeiten genugſam bekannt worden iſt. Es war derſelbe an ſeinem Hofe in einem ziemlich hohen Alter geſtorben. Die letzten Stunden ſeines

(*) Xenophon *Cyropaed.* L. VIII. c. 1. gegen das Ende: Ωταν δ᾽ εγω εγκαλυψομαι, αιτȣμαι ὑμας, ω παιδες, μηδεις ετ᾽ ανθρωπων τȣ μου σωμα ιδετω, μηδ᾽ αυτοι ὑμεις.

nes Lebens hatte er ſich, bey den heftigſten Steinſchmerzen, gewaltig mit Veranſtaltung der Ehrenbezeigungen und Feyerlichkeiten bey ſeiner Beerdigung beſchäftiget. Er hatte ſich von dem ganzen Adel, welcher zu ihm gekommen, verſprechen laſſen, ihm die letzte Ehre zu erweiſen. Ja, dieſen Prinzen ſelbſt, welcher ihn auf ſeinem Todbette noch beſuchet, hatte er inſtändigſt angeflehet, ſeinem Hauſe zu befehlen, daß es ſich auch mit dabey einfände; und viele Beyſpiele und Gründe angeführet, um zu beweiſen, daß dieſes einem Manne von ſeinem Stande zukäme. Als er dieſes Verſprechen erhalten, und nach eigenem Belieben die Eintheilung und Ordnung bey dem Leichengepränge vorgeſchrieben, hat er geſchienen den Geiſt ganz vergnügt aufzugeben. Niemals habe ich eine ſo anhaltende Eitelkeit geſehen.

Die Beerdigung darf weder gar zu armſelig noch gar zu prächtig geſchehen.

Mit dieſer unnöthigen Sorge ſcheint eine ganz entgegengeſetzte, von welcher es mir gleichfalls in meiner Familie nicht an einem Beyſpiele fehlt, genau verwandt zu ſeyn, da man nämlich in dem letzten Augenblicke bekümmert iſt und ſich eifrigſt beſtrebet die Leichenbegleitung, aus einer ganz beſondern und ungewöhnlichen Sparſamkeit, ſo ein zu richten, daß nur ein Bedienter mit einer Laterne dabey iſt. Ich ſehe daß man dieſe Neigung und die Anſtalt des M. Aemilius Lepidus (*) rühmet, welcher ſeinen Erben verbot ſeinetwegen das bey dergleichen Gelegenheiten gewöhnliche Gepränge zu beobachten. Geſchieht es denn auch noch aus

Mäſ-

(*) In *Epitome Liuiana* Lib. XLVIII. Marcus Aemilius Lepidus, antequam exſpiraret, praecepit filiis, lecto ſe ſtrato ſine linteis, ſine purpura, efferrent, &c.

Mäßigkeit und Sparſamkeit daß wir den Aufwand und die Wolluſt vermeiden, von welchen wir nichts genieſſen, und nichts wiſſen können? Ich wüßte eine Verbeſſerung, die ganz leicht iſt, und wenig Koſten verurſacht. Wenn man ja dergleichen Anſtalten machen müßte, ſo wäre es, meines Bedünkens, am beſten, wenn ſich hier jeder, wie bey allen Handlungen in unſerm Leben, nach ſeinem Vermögen richtete. Der Weltweiſe Lykon (*) ſchrieb ſeinen Freunden weislich vor, daß ſie ſeinen Leichnam, wohin ſie beliebten, begraben, und die Beerdigung weder allzuprächtig, noch gar zu armſelig, einrichten ſollten. Ich, für meine Perſon, werde die Veranſtaltung dieſer Cäremonie auf die Gewohnheit ankommen laſſen, und die erſten, denen ich zur Laſt werde, dafür ſorgen laſſen. Totus hic locus contemnendus eſt in nobis, non negligendus in noſtris. (**) Und ein berühmter Kirchenvater ſagt: Curatio funeris, conditio ſepulturae, pompa exſequiarum, magis ſunt viuorum ſolatia, quam ſubſidia mortuorum (***). Daher gab Socra-

(*) Diog. Laertius in *Vita Lyconis* L. V. Segm. 74. Edit. Wetſt. Amſtelod. A. 1692.

(**) Dieſe ganze Sache verdient nicht, daß wir uns, ſo viel unſere eigene Perſon anbetrifft, darum bekümmern: Doch in Anſehung der Unſrigen dürfen wir ſie nicht ganz aus der Acht laſſen. Cic. *Tuſc. Quaeſt* L. 1. c. 45.

(***) Die Veranſtaltung der Beerdigung, die Art des Begräbniſſes, das Leichenbegängniß, gereicht mehr den Lebendigen zum Troſte, als daß es den Todten etwas hilft. Auguſtinus *de Ciuitat. Dei*, Lib. I. cap. 12.

crates dem Krito, welcher ihn kurz vor ſeinem Ende fragte, wie er begraben ſeyn wollte, die Antwort: **Wie ihr wollt** (*). Mir würde es, wenn ich mich noch beſſer dafür hüten wollte, artiger dünken, denenjenigen nachzuahmen, welche ſich bey ihrem Leben und bey geſunden Tagen an der Ordnung und den Ehrenbezeugungen bey ihrem Begräbniſſe zu vergnügen ſuchen, und Gefallen finden ihre Todtengeſtalt in Marmor zu ſehen. Glücklich ſind diejenigen, die ihre Sinnen durch die Unempfindlichkeit zu vergnügen und zu beluſtigen, und von ihrem Tode zu leben wiſſen!

Es fehlt nicht viel, daß ich nicht auf alle Herrſchaft des Volkes einen unverſöhnlichen Haß werfe, ungeacht ſie mir die natürlichſte und billigſte zu ſeyn ſcheinet, wenn ich mich der unmenſchlichen Grauſamkeit der Athenienſer erinnere. Dieſe lieſſen ihre tapfern Kriegsoberſten ohne Barmherzigkeit, und ohne daß ſie einmal ihre Entſchuldigungen anhören wollten, umbringen, nachdem dieſelben eben das nahe bey dem Arginenſiſchen Eyländern (**) gehaltene Seetreffen wider die Lacedämonier gewonnen hatten (***); das hartnäckigſte und tapferſte Treffen, welches die Griechen jemals mit ihrer eigenen Macht zur See geliefert haben: bloß, weil ſie ſich nach dem Siege vielmehr die Gelegenheit, die ihnen die Kriegs-

Grauſamer und kindiſcher Aberglaube der Athenienſer wegen Beerdigung der Todten.

(*) Ὅπως ἂν, ἔφη, βούλησθε. Plato in *Phaedone*.

(**) Oder Arginuſiſchen, Ἀργινοῦσαι, drey Eyländer, die dem Eylande Lesbus Südweſtwärts liegen, und Lateiniſch Arginuſae heiſſen.

(***) Diodorus Siculus Lib. XIII cap. 31.

Kriegsregeln zeigten, zu Nutze gemacht, als ſich mit Zuſammenführung und Beerdigung ihrer Todten aufgehalten hatten. Des Diomedons That macht dieſe Todesſtrafe noch verhaßter. Dieſer Mann, welcher auch unter der Zahl der Verurtheilten war, und viel ſonderbare kriegeriſche und politiſche Tugenden beſaß, hörete die Verurtheilung an, und trat hierauf heraus um zu reden. Nachdem er alsdann erſt ruhiges Gehör gefunden hatte, ſo vertheidigte er nicht ſeine Sache, und zeigte nicht die augenſcheinliche Unbilligkeit eines ſo grauſamen Schluſſes, ſondern legte nichts als Vorſorge für die Erhaltung ſeiner Richter an den Tag (*). Er bat die Götter dieſes Urtheil zum Beſten der Richter zu wenden, und meldete ihnen endlich, weil er und ſeine Amtsgenoſſen aus Erkenntlichkeit für einen ſo herrlichen Sieg gewiſſe Gelübde gethan hatten, was es für Gelübde wären, damit ſie ſich nicht, wenn dieſelben unerfüllt blieben, den Zorn der Götter zu ziehen möchten. Worauf er ohne ein Wort weiter zu ſagen, und ohne alle Umſtände, herzhaft zur Todesſtrafe hingieng.

Wie dieſelbe beſtrafet worden.

Das Glück bezahlte ſie einige Jahre darauf mit baarer Münze. Denn Chabrias, ihr oberſter Befehlshaber zur See, erhielt zwar in einer Schlacht wider den Spartaniſchen Admiral Pollis bey der Inſel Naxus die Oberhand, büßte aber allen Vortheil des erhaltenen Sieges, der für ſie ſehr wichtig geweſen wäre, rein und völlig ein, um nicht in eben das Unglück zu gerathen. Er ließ eine große Menge lebendiger Feinde friſch und geſund entwiſchen, damit er einige todte Körper ſeiner Freunde, welche auf dem Meere ſchwummen, nicht ver-

(*) Diodor. Siculus Lib. XIII. cap. 32.

verlieren möchte. Dieſer ausſchweifende Aberglaube kam ihnen nach der Zeit theuer zu ſtehen. (*)

(**) Quaeris quo jaceas poſt obitum loco?
Quo non nata jacent.

Ein anderer eignet einem unbeſeelten Körper die Empfindung der Ruhe wieder zu.

(***) Neque ſepulcrum, quo recipiat, habeat portum corporis,
Vbi, remiſſa humana vita, corpus requieſcat a malis.

Eben ſo zeigt uns die Natur, daß viele lebloſe Dinge noch in einer verborgenen Verknüpfung mit dem Leben ſtehen. Der Wein verändert ſich in den Kellern, wie der Weinſtock nach den verſchiedenen Jahrszeiten. Das eingeſalzene Wildpret ändert, wie es heißt, ſeinen Zuſtand und Geſchmack, gleichwie das lebendige Fleiſch.

Das

(*) Diodor der Sicilier ſagt dieſes ausdrücklich L. XV. c. 9.

(**) Du fragſt, wo du nach deinem Ableben hinkommen wirſt? Dahin, wo ſich das noch ungebohrne befindet. Senec. *Troad.* Chor. Act. II. v. 30.

(***) Er ſoll kein Grab finden, das ſeinem Körper ſtatt eines ſichern Hafens dient; woſelbſt ſein Körper, nach geendigtem Leben, frey von allen Widerwärtigkeiten ausruhet. Cic. *Tuſc. Quaeſt.* L. I. cap. 44.

Das IV Hauptſtück

Wie die Seele ihre Neigungen auf falſche Gegenſtände wendet, wenn es ihr an wahren fehlet.

Einer von unſern Edelleuten, welchen die Gicht ungemein plagte, ſollte ſich auf Verordnung der Aerzte alles geſalzenen Fleiſches enthalten. Er pflegte aber im Scherze zu antworten, er müßte doch bey den heftigen Anfällen und Schmerzen auf etwas die Schuld ſchieben können: denn jemehr er ſchrie, und bald die geräucherten Würſte, bald die Rindszungen und den Schinken, verwünſchte, jemehr empfände er Erleichterung. Allein in allem Ernſte, gleichwie uns der Arm wehe thut, wenn wir ihn zum Schlagen aufgehoben haben, aber fehlſchlagen und einen Luftſtreich thun; und gleichwie ein Weg, wenn er angenehm ſeyn ſoll, nicht ohne Ende fortgehen und aus dem Geſichte verſchwinden darf, ſondern ſich in einer mäßigen Weite enden muß, damit man denſelben aushalten kann:

Die Seele muß einen Gegenſtand haben, mit dem ſie ſich beſchäftigen kann, es mag nun ein wahrer oder ein falſcher ſeyn.

(*) Ventus vt amittit vires, niſi robore denſae
Occurrant ſiluae, ſpatio diffuſus inani.

eben ſo ſcheint ſich die Seele, wenn ſie heftig bewegt und aufgebracht worden iſt, ſich in ſich ſelbſt zu verlieren, wenn man ihr nicht etwas zu thun giebt.

Man

(*) Lucan. L. III. v. 362. 363.

Gleichwie der Wind
Verlieret ſeine Kraft, verweht in leeren Raum,
Wann ihm nicht dicke Bäum in Wäldern widerſtehn.

Man muß ihr daher allezeit einen Gegenſtand verſchaffen, an welchen ſie ſich halten und in welchen ſie wirken kann. Plutarch (*) ſagt bey Gelegenheit derer, welche ihre Luſt an Affen und jungen Hunden haben, der verliebte Theil in uns, falle, ehe er müßig bleibt, auf falſche und nichtige Dinge, wenn er nichts anſtändiges vor ſich ſiehet. Ja, wir ſehen daß die Seele bey ihren Leidenſchaften ſich eher ſelbſt betrüget, und ſich einen falſchen und eingebildeten Gegenſtand, ſelbſt wider ihre eigene Ueberzeugung, erſinnet, als daß ſie mit gar nichts zu thun haben ſollte. Auf dieſe Art laſſen die wilden Thiere ihre Wuth an dem Steine und an dem Eiſen aus, mit welchem ſie verwundet worden ſind, und zerfleiſchen ſich vor Schmerzen ſelbſt.

(**) Pannonis haud aliter poſt ictum ſaeuior vrſa,
Cui jaculum parua Libys amentauit habena,
Se rotat in vulnus, telumque irata receptum
Impetit, et ſecum fugientem circuit haſtam.

Der Menſch fällt auf lebloſe Dinge um ſeine Leidenſchaften auszulaſſen.

Was für Urſachen denken wir nicht aus, wenn uns ein Unglück begegnet? Wem meſſen wir es nicht mit Rechte oder Unrechte bey, damit wir nur einen haben, mit dem wir es ausfechten können? Die lichtgelben Haarlocken, die du ausreiſ-

(*) In dem Leben des Perikles vom Anfang.

(**) Lucan. Lib. 6. v. 220. &c.

So, als vom Streich noch wilder
Ein Bär Pannoniens, wann Libys das Geſchoß
Von kleinen Riemen abgericht, ſich in die Wunde
Selbſt walzt, und voller Zorn den Pfeil den er empfangen
Angehet, und den Spieß, der mit ihm flieht, umläuft.

reiſſeſt, und die weiſſe Bruſt, die du aus Verzweiflung ſo grauſam zerſchlägſt, haben dir den geliebten Bruder nicht durch ein unglückliches Bley geraubet! Du mußt ganz etwas andern die Schuld geben! Livius erzählt von dem Römiſchen Kriegsheere in Spanien, nachdem es zween Brüder, welche beyde große Feldherrn geweſen, verlohren hatte, (*) Flere omnes repente, et offenſare capita. Dieſes iſt ein ſehr gemeiner Gebrauch, und der Philoſoph Bion ſagte, als ſich ein König für Unmuth die Haare ausriß, im Scherze: **Meynt denn dieſer, daß die Glatze für die Betrübniß hilft** (**)? Wer hat nicht unglückliche Spieler die Karten zerkauen und verſchlingen, und einen Paſch Würfel verſchlucken ſehen, um ſich wegen des verlohrnen Geldes zu rächen? Xerxes ließ das Meer mit Ruthen peitſchen, (***) und forderte den Berg Athos ſchriftlich heraus. Cyrus beſchäftigte ein ganzes Heer viele Tage hintereinander (****) mit Ausübung der Rache an

(*) Plötzlich fiengen alle zu weinen, und ſich vor die Köpfe zu ſchlagen an Lib. 25. c. 37.

(**) Cic. *Tuſc. Quaeſt.* L. III c. 26. In quo facetum illud Bionis, *perinde ſtultiſſimum regem in luctu capillum ſibi euellere, quaſi caluitio moeror leuaretur.*

(***) Herodot. L. VII. p. 452.

(****) Herodot. L. I. p. 86. 87. et Seneca *de Ira* Lib. III. c. 21. Herodotus ſagt ausdrücklich, Cyrus hätte mit dieſer ſchönen Unternehmung den ganzen Sommer (την θερειην πασαν) zugebracht: und Paul Oroſius, der ſich eben ſowohl als Montagne, obwohl in ganz entgegen geſetzten

an dem Fluſſe Gyndus, (*) weil er ſich ſo ſehr gefürchtet hatte, als er über denſelben gegangen. Caligula (**) hingegen ließ ein ſehr ſchönes Haus, wegen des Vergnügens, welches ſeine Mutter darinnen gehabt hatte, niederreiſſen.

Thörichte Ausſchweifung eines gewiſſen Königes.

In meiner Jugend ſagte das Volk, einer von unſern benachbarten Königen hätte, als ihm Gott einmal ein hartes verſetzet, einen Schwur gethan, ſich deswegen zu rächen, und befohlen daß man in zehen Jahren nicht zu demſelben beten, nicht von demſelben reden, und, ſo viel in ſeiner Gewalt geſtanden, gar nicht an denſelben glauben ſollte. Man wollte hierdurch nicht ſowohl die Thorheit, als die natürliche Pralerey des Volkes, von welchem dieſe Erzählung herum gieng, abſchildern. Dieſe beyden Laſter ſind allezeit bey-ſam-

Verſtande geirret, ſagt, Cyrus hätte ſeine ſämtlichen Völker ein ganzes Jahr zu dieſer Sache gebraucht, perpeti anno. L. II. c. 6.

(*) Oder Gyndes, Γυνδης, wie Herodotus, Seneca, Tibull. Lib. IV. *Carm.* I. v. 141. denſelben nennen.

(**) Seneca *de Ira* L. III. c. 22. C. Caeſar villam in Herculanenſi pulcherrimam, quia ſua mater aliquando ibi cuſtodita erat, diruit. Montagne hat alſo entweder dieſen Schriftſteller nicht recht verſtanden, oder Anfangs geſchrieben gehabt, wegen des **Misvergnügens, welches ſeine Mutter darinnen gehabt hatte.** Gleichwohl findet man in allen Ausgaben von den Verſuchen **Vergnügen.** Vielleicht hat den Montagne des Caligula boshafte und unſinnige Art zu dieſem Irrthume verleitet. Panſae quidem adeo ſuſpecta mors fuit, vt Glyco medicus cuſtoditus ſit, ſagt Sveton in dem Leben des Auguſtus, quaſi venenum vulneri indidiſſet; wo cuſtoditus ſit offenbar bedeutet, daß dieſer Arzt gefangen gehalten worden.

ſammen. Allein dergleichen Handlungen zeigen in Warheit noch etwas mehr Verwegenheit, als Dummheit. Der Kaiſer Auguſt unterſtund ſich dem Neptun Trotz zu bieten, als er einen heftigen Sturm auf dem Meere erlitten hatte; und ließ aus Rache deſſen Bildniß bey den Circenſiſchen Spielen nicht nebſt der andern Götter ihren herum tragen (*). Er verdient hierinnen weniger Entſchuldigung, als die vorigen: ja, noch weniger als da er nach der Zeit, nachdem er unter des Quintilius Varus Anführung eine Schlacht in Deutſchland verlohren, für Wuth und Verzweiflung mit dem Kopfe wider die Wand lief, und ſchrie: **Varus! ſchaffe mir meine Soldaten wieder** (**)! Denn diejenigen, welche die Schuld auf Gott ſelbſt oder auf das Glücke ſchieben, als ob daſſelbe unſer Wettern hörete, begehen den äußerſten Unſinn, und um ſo viel mehr, weil die Gottloſigkeit noch darzu kömmt. Sie ahmen hierinnen den Thraciern nach, welche, wenn es donnerte oder blitzte, aus einer Titaniſchen Rachbegierde gen Himmel ſchoſſen, um Gott mit Pfeilen zur Vernunft zu bringen (***). Allein, wie ein alter Dichter bey dem Plutarch ſagt (****).

Vergeblich ſchmäht man das Geſchicke,
Das doch nur unſern Zorn verlacht.

Doch wir können wider die Unordnungen unſers Gemüths niemals genug eyfern.

(*) Sueton. *in vita Augusti* §. 16.

(**) Id. ibid. §. 23. Vt corpus interdum foribus illideret, vociferans: Quinctili Vare, legiones redde.

(***) Herodot. L. IV. c. 189. Τοξευοντες ανω προς τον ουρανον, απειλεουσι τω Θεω.

(****) Plutarch. de *Tranquill. animi.*

Das V Hauptſtück.

Ob ſich der Befehlshaber in einer belagerten Stadt hinaus begeben ſoll, um Unterhandlung zu pflegen.

Lucius Marcius, (*) welcher in dem Kriege wider den Macedoniſchen König Perſeus Römiſcher Legat war, ſuchte die nöthige Zeit zu gewinnen ſeine Armee auf guten Fuß zu ſetzen. Er that daher Friedensvorſchläge, durch welche der König eingeſchläfert wurde, auf einige Tage einen Waffenſtillſtand bewilligte, und auf dieſe Art ſeinem Feinde Gelegenheit und Friſt gab ſich zu rüſten. Der König büßte hierüber alles das Seinige ein (**). Gleichwohl mißbilligten die älteſten Leute in dem Rathe, welche noch der Sitten ihrer Väter eingedenk waren, dieſes Verfahren, weil es der hergebrachten Gewohnheit entgegen war, der zu folge man, wie ſie ſagten, mit Tapferkeit, nicht aber mit Liſt, nicht mit plötzlichen und nächtlichen Ueberfällen, nicht durch eine verſtellte Flucht und einen unerwarteten neuen Angriff, gefochten: da man keinen Krieg angefangen, ohne daß man denſelben vorher angekündiget, und öfters ſo gar die Stunde und den Ort, da die Schlacht geliefert werden ſollte, beſtimmt. Aus dieſer Gewiſſenhaftigkeit ſchickten ſie dem Pyrrhus ſeinen verrätheriſchen Arzt, und den Phaliskern ihren treuloſen Schulmeiſter, zurück. Dieſes war das ächte römiſche Verfahren,

Die wider einen Feind gebrauchte Liſt wird mit gutem Grunde getadelt.

(*) Livius nennt dieſen Legaten Quintus Marcius, L. XLII. c. 37.

(**) Livius L. XLII. c. 43 - 47.

ren, nicht aber Griechiſche Spitzfindigkeit oder Puniſche Schalkheit, nach welchen es rühmlicher iſt durch Hinterliſt, als durch Gewalt, zu ſiegen. Der Betrug kann einmal gelingen: allein, bloß derjenige achtet ſich überwunden, welcher weiß, daß es weder durch Liſt, noch durch einen Zufall, ſondern durch Tapferkeit, Mann gegen Mann, in einem offenbaren und rechtmäſſigen Kriege, geſchehen iſt. Es erhellet aus den Worten dieſer redlichen Leute, daß ſie noch nicht den ſchönen Grundſatz angenommen hatten.

(*) - - dolus an virtus ſit, quis in hoſte requirat?

Die Achaier, ſagt Polybius, (**) verabſcheueten in ihren Kriegen alle betrügeriſche Art, und glaubten, es wäre keiner, wenn nicht der Feinde Muth niedergeſchlagen würde. Ein anderer ſagt: Eam vir ſanctus et ſapiens ſciet veram eſſe victoriam, quae ſalua fide et integra dignitate parabitur (***),

(****) Vosne velit, an me, regnare hera: quidue ferat ſors
Virtute experiamur.

(*) Virg. Aeneid. L. II. v. 390.
Ob Großmuth oder Liſt den Feind bezwingen kann,
Darnach wird nicht gefragt.

(**) Lib. XIII. cap. I.

(***) Ein tugendhafter und weiſer Mann hält nur denjenigen für einen ächten Sieg, welcher ohne Nachtheil der Redlichkeit, und mit unverletzter Ehre, erfochten wird. Florus Lib. I. cap. 12.

(****) Laßt uns durch Tapferkeit verſuchen, was das Schickſal fügt, und ob das Glück mich oder euch zum Herrſchen beſtimmet hat. Cic. *de Off.* L. I. c. 12.

Völker, welche den Feind nicht eher angreifen, bis ſie ihm den Krieg angekündiget.

In dem Königreiche Ternate, bey den Völkern die wir ohne Bedenken Barbaren nennen, iſt es der Gebrauch, daß ſie niemals einen Krieg anfangen, ohne denſelben angekündiget zu haben. Sie machen dabey noch umſtändlich bekannt, was für Mittel ſie dazu brauchen können; welche, und wie viel Leute, was für Kriegsvorrath ſie dazu haben, was für Waffen zur Vertheidigung und zum Angriffe. Allein, wenn dieſes einmal geſchehen iſt, achten ſie ſich auch für erlaubt in ihrem Kriege ohne Vorwurf alles zum Siege behülfliche an zu wenden.

Die alten Florentiner kündigten den Krieg durch eine Glocke an.

Die alten Florentiner hatten ſo wenig Luſt ihren Feinden durch Ueberfall einen Vortheil ab zu laufen, daß ſie dieſelben vielmehr einen ganzen Monat vorher, ehe ſie ihr Heer in das Feld ſtellten, durch das beſtändige Lauten mit einer Glocke warneten, die ſie Martellina nannten.

Wir unſers Theils ſind ſo abergläubiſch nicht, ſondern ſtehen in der Meynung, derjenige habe Ehre von dem Kriege, welcher Vortheile dadurch gewinnt. Wir ſprechen mit dem Lyſander (*), man müſſe, wo die Löwenhaut nicht zureichen will, ein Stück Fuchspelz daran ſetzen. Hierauf gründen ſich die gewöhnlichſten Gelegenheiten den Feind zu überfallen. Daher pflegen wir auch zu ſagen, ein Befehlshaber müſſe niemals beſſer auf ſeiner Hut ſeyn, als bey Unterhandlungen, und wenn ein Vergleich getroffen werden ſoll.

Aus dieſer Urſache führt jedermann heute zu Tage die Regel in dem Munde, **der Commendant in einem belagerten Orte dürfe ſich niemals heraus begeben, und in eigner** Per-

(*) Plutarch in deſſen Leben.

Perſon Unterhandlung pflegen. Zu unſerer Väter Zeiten mißbilligte man dieſes an dem Herren von Montmord und von Aßigny, welche Mouſſon wider den Grafen von Naſſau vertheidigten. Allein wenn man es recht betrachtet, ſo würde derjenige zu entſchuldigen ſeyn, der auf eine ſolche Art heraus gienge, daß die Sicherheit und der Vortheil auf ſeiner Seite bliebe. So machte es in der Stadt Reggio der Graf Guy de Ragon (wenn man dem du Bellay glauben darf; denn Guiccardini ſagt, daß er es ſelbſt (*) geweſen) als ſich der Herr de l'Eſcut der Unterhandlung wegen näherte. Denn er verließ ſeine Feſtung ſo wenig (**), daß, als ſich während dieſer Unterhandlung ein Lärm erhub, nicht allein der Herr de l'Eſcut nebſt ſeinem Truppe der ſchwächſte war, und Alexander Trivultio darüber das Leben einbüßte; ſondern daß derſelbe ſogar, um das Sicherſte zu wählen, dem Grafen zu folgen, und ſich auf deſſen Wort in die Stadt zu retten, gezwungen ſahe. Als Antigonus die Stadt Nora belagerte, und von dem Eumenes, welcher darinnen war, mit aller Gewalt verlangete, er ſollte heraus kommen, wenn er ſich mit ihm unterreden wollte, weil er der vornehmſte und mächtigſte wäre, gab Eumenes die edelmüthige Antwort: (***) **Ich werde niemanden größer als mich ſchätzen, ſo lange ich meinen De-**

Ob der Befehlshaber in einer belagerten Stadt ſich wegen der Uebergabe heraus wagen ſoll.

 gen

(*) Nämlich Guiccardini. S. L. XIV. p. 183. 184. und hierinnen muß man ohne Zweifel dem Guiccardini mehr, als dem du Bellay, glauben.

(**) *Memoires* de Martin du Bellay Liv. I. fol. 39.

(***) Plutarch in dem Leben des Eumenes.

gen noch in meiner Gewalt habe; und verſtund ſich nicht eher dazu, bis ihm Antigonus, ſo wie er verlanget, ſeinen eignen Neffen zum Geiſel gab. Gleichwohl haben ſich einige, die auf das Wort des Feindes herausgekommen ſind, ſehr wohl dabey befunden. So gelung es Heinrichen von Vaux, als er von den Engelländern in dem Schloſſe Commercy belagert wurde. Bartholomäus von Bonnes, (*) welcher die Belagerung führte, und das Schloß meiſtentheils von auſſen hatte untergraben laſſen, ſo daß es an weiter nichts als an Feuer fehlte, um die Belagerten unter dem Schutte zu begraben, ließ den gedachten Heinrich auffordern, daß er heraus kommen möchte, um zu ſeinem Vortheile Unterhandlung zu pflegen. Dieſer that es wirklich, nebſt drey Perſonen, und fand ſich, da man ihm ſeinen ſichtlichen Untergang vorſtellete, dem Feinde ſehr vebunden. Denn als er ſich nebſt den Seinigen ergeben hatte, und man auf deſſen Befehl die Mine anzündete, ward das Schloß vom Grunde aus geſprenget (*). Ich meines Theils traue iemanden leicht. Allein, ſchwerlich würde ich es thun, wenn ich Gelegenheit zu denken gäbe, daß ich es mehr aus Verzweiflung und aus Furchtſamkeit, als aus Offenherzigkeit und aus Vertrauen auf ſeine Redlichkeit, gethan hätte.

Das

(*) Froiſſart, aus welchem Montagne alles dieſes genommen hat, nennt denſelben Bartholomäus von Brunes.

(**) Froiſſart Vol. I. Ch. 209.

Das VI. Hauptſtück.

Die Stunde der Unterhandlung iſt gefährlich.

Gleichwohl habe ich letzthin in dem nahe gelegenen Mußidan (*) geſehen, daß diejenigen, welche von unſerer Armee mit Gewalt daraus gejagt wurden, und andere von ihrer Parthey, es für eine Treuloſigkeit ausgaben, daß man ſie während der Tractaten überfallen und in Stücken gehauen hätte. Vielleicht würde dieſes Vorgeben in einem andern Jahrhunderte ziemlichen Schein gehabt haben. Allein, wie geſagt, unſere Art zu verfahren geht gänzlich von dieſen Regeln ab; und man darf nicht glauben, daß man einander trauen könne, bis der Vergleich völlig geſchloſſen iſt: und dennoch hält es auch da noch ziemlich hart. Es iſt allezeit ſehr unſicher geweſen, der Unbändigkeit eines ſieghaften Kriegsheeres die Beobachtung des Verſprechens, welches man einer Stadt gethan, die ſich in Güte und durch einen Vergleich ergeben hat, zu überlaſſen, und dem Soldaten in der erſten Hitze freyen Einzug zu verſtatten. Der Römiſche Prätor L. Aemilius Regillus hatte die Stadt Phocäa lange Zeit, wegen der beſonders tapfern Gegenwehre der Einwohner, vergeblich mit Gewalt zu erobern geſucht. Er machte daher einen Vergleich mit ihnen, daß er ſie zu Freunden des römiſchen Volks annehmen, und als in eine in Bündniß ſtehende Stadt einziehen wollte, daß ſie alſo gar keine

Man kann ſich auf der Kriegsleute Wort nicht ſehr verlaſſen.

(*) Eine kleine Stadt in Perigord.

Feindſeligkeiten beſorgten. Allein, da er ſein ganzes Heer mit hinein gezogen hatte, um ſich in deſto größerer Pracht zu zeigen, war es ihm nicht möglich, ſo viel Mühe er auch anwendete, ſeine Leute im Zügel zu halten. Er ſahe alſo einen großen Theil der Stadt mit ſeinen Augen ausplündern, (*) weil Geiz und Rachgier über ſeine Gewalt und über die Kriegszucht die Oberhand behielten. Kleomenes ſagte, aller Schaden, welchen man dem Feinde in dem Kriege zufügen könnte, wäre über die Gerechtigkeit weg, die man ſowohl gegen die Götter als gegen die Menſchen zu beobachten hat, und derſelben nicht unterworfen. Daher kam es auch daß er die Argier, nachdem er auf ſieben Tage Stillſtand mit ihnen gemacht hatte, die dritte Nacht darauf im Schlafe überfiel und ſchlug, unter dem Vorwande, daß in dem Stillſtande nicht von der Nacht die Rede geweſen wäre. Allein die Götter ſtrafeten dieſe treuloſe Verſchlagenheit.

Die Stadt Caßilinum ward währender Unterhandlung, da die Einwohner nur auf ihre Sicherheit ſahen, (**) durch Ueberfall eingenommen. Und gleichwohl geſchahe dieſes in einem Jahrhunderte, da die gerechteſten Feldherrn lebten, und da die Römer die vollkommenſte Kriegszucht beobachteten. Denn es iſt nicht verboten, daß man ſich, wenn es Zeit und Gelegenheit erlauben, nicht die Einfalt der Feinde, eben ſowohl, als ihre Nachläßigkeit, zu Nutze machen ſoll. Gewiß, der Krieg hat von Natur viel billige Vorzüge, wider die Billigkeit; und hier leidet die Regel eine Aus-

(*) Liuius L. XXXVII. c. 12.
(**) Liuius L. XXIV. c. 19.

Ausnahme (*), neminem id agere, vt ex alterius praedetur inſcitia. Allein ich erſtaune daß Xenophon dieſelben, ſowohl durch die Reden, als durch verſchiedene Unternehmungen ſeines vollkommenſten Feldherrn, ſo weit ausdehnet: da er doch ein Schriftſteller iſt, der in dergleichen Dingen ungemein viel gilt, der ſelbſt ein großer Kriegsoberſter und Weltweiſer, und einer der vornehmſten Zuhörer des Socrates geweſen iſt. Ich kann ihm hierinnen unmöglich völlig Recht geben.

Als der Herr von Aubigny bey der Belagerung von Capua dieſe Stadt heftig beſchieſſen ließ, und Herr Fabricius Colonna, welcher darinnen commandirte, auf einem Bollwerke wegen der Uebergabe Unterhandlung pflegte, ſeine Leute aber nicht mehr ſo ſehr auf ihrer Hut waren, bemächtigten ſich die Unſerigen derſelben, und hieben alles nieder. In noch neuern Zeiten fand Herr Julian Rommero Yvoy bey ſeiner Rückkehr eingenommen, nachdem er (**) den einfältigen Streich gemacht hatte, und aus dem Platze herausgegangen war, um ſich mit dem Herrn Conneſtable wegen der Uebergabe zu beſprechen. Allein, damit uns dieſes nicht für genoſſen hingehen möchte, drungen die Spanier, als der Marquis von Pasquaire Genua belagerte, worinnen der Fürſt Octavian Fregoſe unter unſerm Schutze commandirte, und der Vergleich ſchon ſo weit gekommen war daß man denſelben für gewiß hielte, eben da es zum Schluſſe kommen

(*) Niemand dürfe ſich des andern Unerfahrenheit zu Nutze zu machen ſuchen. Cic. *de Off.* L. III. c. 17.

(**) Eine kleine Stadt in dem franzöſiſchen Luxemburg, an dem Fluſſe Chiers.

men ſollte, in die Stadt hinein, und hauſeten darinnen als ob ſie den völligen Sieg erhalten hätten (*). Und ſeit der Zeit ward die Stadt Ligny in Barrois, in welcher der Graf von Brienne commandirte, währender Unterhandlung eingenommen, als ſie der Kaiſer in eigner Perſon belagerte, und des gedachten Grafens Stadtverweſer Bertheville wegen der Uebergabe herausgegangen war. Es heißt:

(***) Fù il vincer ſempre mai laudabil coſa,
Vincaſi ò per fortuna ò per ingegno.

Allein der Philoſoph Chryſippus würde dieſer Meynung nicht beygepflichtet haben; und ich kann es eben ſo wenig thun. Er pflegte zu ſagen, diejenigen, welche um die Wette liefen, müßten ſich zwar aus allen Kräften der Hurtigkeit befleißigen, allein ſie dürften nicht Hand an den Gegner legen, um ihn auf zu halten; oder ihm ein Bein ſtellen, um ihn zum Fallen zu veranlaſſen (****). Und noch edelmüthiger erklärte ſich der große Alexander gegen den Polyperkon, der ihm den Rath gab, daß er ſich die Dunkelheit der Nacht zu Nutze machen und den Darius angreifen möchte. Nein, ſagte er, es iſt meine Sache

(*) *Memoires* de Martin du Bellay Liu. II. fol. 57. auf der andern Seite.

(**) *Memoires* de Guillaume du Bellay L. X. fol. 495.

(***) Siegen iſt allezeit eine rühmliche Sache; man ſiege durch Glücke oder durch Geſchicklichkeit. Arioſto *Cant.* 15. v. 1. 2.

(****) Cic. *de Off.* L. III. cap. 10. Supplantare eum quicum certet, aut manu depellere, non licet.

che nicht, geſtohlne Siege zu ſuchen. Malo me fortunae poeniteat, quam victoriae pudeat (*).

(**) Atque idem fugientem haud eſt dignatus Orodem
Sternere, nec jacta caecum dare cuſpide vulnus;
Obuius, aduerſoque occurrit, ſeque viro vir
Contulit, haud furto melior, ſed fortibus armis.

Das VII Hauptſtück.

Daß man unſere Handlungen nach der Abſicht, die wir uns dabey vorgeſetzt haben, beurtheilen muß.

Der Tod, ſpricht man, entlediget uns aller unſerer Verbindlichkeiten. Ich weiß einige, die es ganz anders verſtanden haben. Der König von Engelland, Heinrich VII, verglich ſich mit dem Don Philipp, einem Sohne des Kaiſers Maximilian, oder, wenn wir denſelben einen noch rühmlichern Namen geben wollen, dem Vater des Kaiſers Carls V, daß ihm gedachter Phi-

In welchem Verſtande uns der Tod aller Verbindlichkeit entlediget.

(*) Lieber will ich mich über das Glück beklagen, als mich des Sieges ſchämen. Curt. L. IV. c. 13.

(**) Virg. Aeneid. L. X. v. 632.
Mezenzens Wurfſpeil ſchoß den flüchtigen Orod
Nicht hinterrücks und nicht ganz unverſehens todt;
Er lief ihm vor, und kam ihm als ein Held entgegen
Er wollt ihn mit der Fauſt, und nicht mit Liſt erlegen.

Philipp den Herzog von Suffolk von der weiſſen Roſe, ſeinen Feind, welcher in die Niederlande geflüchtet war, in die Hände liefern ſollte, doch mit der Bedingung, daß er ſich nicht an dem Leben des gedachten Herzogs vergreifen wollte (*). Gleichwohl befahl er ſeinem Sohne in ſeinem Teſtamente, den Herzog, ſo bald er nur verſchieden, umbringen zu laſſen. In dem letzten Trauerſpiele, welches uns der Herzog von Alba zu Brüſſel mit dem Grafen von Horn und von Egmond aufführte, waren viel merkwürdige Dinge. Unter andern dieſes, daß der gedachte Graf von Egmond, auf deſſen Wort und Verſicherung der Graf von Horn ſich an den Herzog von Alba ergeben hatte, inſtändigſt anhielt, daß man ihn zuerſt hinrichten ſollte, damit ihn ſein Tod der Verbindlichkeit, die er gegen den gedachten Grafen von Horn hatte, entledigen möchte. Es ſcheint der Tod habe den erſtern nicht der Erfüllung ſeines Verſprechens überhoben; und der letztere ſey nicht dazu gehalten geweſen, wenn er auch nicht geſtorben wäre. Wir ſind zu nichts, was über unſere Kräfte und unſer Vermögen iſt, verbunden. Aus dieſer Urſache, weil die Bewerkſtelligung und Vollziehung keineswegs in unſerer Gewalt ſind, und eigentlich nichts als der Wille in unſerer Gewalt ſteht, gründen ſich und beruhen auf demſelben nothwendig alle Pflichten des Menſchen. Folglich wäre der Graf von Egmond ohne Zweifel ſeiner Pflicht los geweſen, wenn er auch den Grafen von Horn überlebet hätte: weil er ſich im Gewiſſen, und ſo viel auf ſeinen guten Willen ankam, ſein Verſprechen zu erfüllen ſchuldig er-

ach-

(*) *Memoires* de Martin du Bellay Liv. I. fol. 9.

achtete; ob er gleich die Mittel daſſelbe zu bewerkſtelligen nicht in Händen hatte. Allein der König von England, der ſein Wort vorſätzlich brach, kann ſich nicht damit entſchuldigen, daß er die Vollziehung ſeiner Ungerechtigkeit bis nach ſeinem Tode verſchoben hat. Eben ſo wenig, als der Mäurer bey dem Herodot, (*) welcher, nachdem er bey ſeinem Leben die Heimlichkeit von des Egyptiſchen Königes, ſeines Herrn, Schätzen verſchwiegen, dieſelben bey ſeinem Tode ſeinen Kindern entdeckte.

Die Genugthuung nach dem Tode iſt nicht hinlänglich.

Ich habe in meinem Leben viele Leute geſehen, welche im Gewiſſen überzeugt waren daß ſie eines andern Gut zurück hielten, und durch ihr Teſtament nach ihrem Abſterben zur Genugthuung Anſtalt machten. Sie thun hieran nicht Recht: theils, weil ſie eine ſo eilige Sache aufſchieben; theils, weil ſie eine begangene Ungerechtigkeit ihrer Seits mit ſo weniger Empfindung und Schaden vergüten wollen. Sie ſind es von dem, was ſie würklich in Händen haben, zu thun verbunden: und um ſo vielmehr, weil die Wiedererſtattung deſto billiger und verdienſtlicher ſeyn würde, je ſäurer und ſchwerer ihnen die Bezahlung ankömmt. Sie müſſen ſelbſt büſſen.

Andere, welche ihren Unwillen gegen den Nächſten, den ſie bey ihrem Leben verborgen gehalten haben, in ihrem letzten Willen an den Tag legen, machen es noch ſchlimmer. Sie müſſen wenig auf ihre eigene Ehre halten, weil ſie den Beleidigten wider ihr Gedächtniß reitzen. Noch weniger aber müſſen ſie auf ihr Gewiſſen ſehen, weil ſie nicht einmal in Betrachtung des Todes ihre Bos-

(*) Herodot Lib. II. p. 151.

Bosheit haben tödten können, ſondern dieſelbe ſich noch überleben laſſen. Ungerechte Richter, welche das Urtheil ſo lange verſchieben, bis ſie keine Unterſuchung mehr anſtellen können!

Ich, meines Theils werde mich, wo möglich, hüten, daß mein Tod nicht etwas ſagt, was mein Leben nicht vorher und frey geſagt hat.

Das VIII Hauptſtück.

Von dem Müßiggange.

Gleichwie wir ſehen daß ein ungebauetes Land, wenn es fett und fruchtbar iſt, tauſenderley Arten wilde und unnütze Kräuter hervorbringt, und daß man daſſelbe, wenn man es zwingen will, zu gewiſſen uns nutzbaren Saamen gebrauchen und anwenden muß; und gleichwie wir ſehen, daß die Weiber zwar für ſich Klumpen und Stücken ungeſtaltes Fleiſch hervor bringen, daß aber, wenn die Frucht wohlgeſtaltet und natürlich ſeyn ſoll, der Mann etwas dazu beytragen muß: ſo iſt es auch mit den Seelen beſchaffen. Wenn man dieſelben nicht mit einem gewiſſen Gegenſtande beſchäftiget, der ſie in dem Zaume und Zwange hält, ſchweifen ſie ganz ausgelaſſen in dem weiten Felde der Einbildungen herum.

(*) Sicut aquae tremulum labris vbi lumen ahenis
Sole repercuſſum, aut radiantis imagine lunae

Omnia

(*) *Aeneid.* L. VIII. v. 22. ſqq.
So wie der Sonnenſtral, und Mondſchein in ein Faß,
Das voller Waſſer iſt, hinein fällt, und auch wieder

Zu=

Omnia peruolitat late loca, iamque ſub auras
Erigitur, ſummique ferit laquearia tecti.

Ja es iſt keine Thorheit und Schwärmerey, auf die ſie nicht bey dergleichen heftigen Bewegung fallen ſollten,

(*) velut aegri ſomnia, vanae
Finguntur ſpecies.

Eine Seele, die kein gewiſſes Ziel hat, verirrt ſich. Denn wie man zu ſagen pflegt, **wer allerwegen iſt, iſt nirgends.**

(**) Quisque vbique habitat, Maxime, nusquam habitat.

Als ich mich letzlich nach Hauſe begab, und Willens war, ſo viel mir möglich, auf weiter nichts zu denken, als wie ich die mir rückſtändige kurze Lebenszeit in Ruhe und ganz für mich zubringen möchte, ſchien es mir, ich könnte meinem Geiſte keinen größern Gefallen thun, als wenn ich ihm verſtattete, vollkommen müßig zu bleiben, ſich mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen, und ſich mit ſich ſelbſt zu begnügen. Ich glaubte auch, er würde dieſes deſto eher thun, weil er nunmehr geſetzter geworden,

Zurücke prallt, da fährt der Schimmer auf und nieder,
Er ſchießt bis an das Dach, und zittert an der Wand.

(*) Horat. de *Arte Poëtica*. v. 7.8.
Wo nicht mehr Ordnung herrſcht, als wenn ein Kranker träumet.

(**) Mart. L. VII. *Epigr.* 72.

den, und mehr zu ſeiner Reiſe gelangt iſt. Allein, ich ſehe, gleichwie

(*) variam ſemper dant otia mentem,

daß er gegentheils, gleich einem entlaufenen Pferde, hundertmal weiter herum ſchwärmt, als er ehedem gethan hat. Er gebiehrt mir ſo viel Chimären und wunderliche Misgeburten, immer eine auf die andere, ohne Ordnung und ohne Wahl, daß ich, um derſelben Ungereimtheit und Seltſamkeit bequem zu betrachten, angefangen habe ſie auf zu ſchreiben, in Hoffnung, denſelben mit der Zeit ſelbſt damit zu beſchämen.

Das IX Hauptſtück.

Von Lügnern.

Montagne klagt, daß er kein gut Gedächtniß habe.

Kein Menſch hat weniger Urſache von dem Gedächtniſſe zu reden, als ich: denn ich finde davon gleichſam nicht die geringſte Spur bey mir, und glaube nicht daß bey einem Menſchen in der ganzen Welt ein ſo wunderbarer Mangel daran iſt. Ich beſitze ſonſt nichts, als ſchlechte und gemeine Eigenſchaften: allein, hierinnen glaube ich etwas ſonderbares und ſehr ſeltenes, welches einen Namen und Ruhm zu erlangen verdiente, an mir zu haben. Auſſer der ganz natürlichen Unbequemlichkeit, welche ich davon habe, (denn gewiß, Plato nennt daſſelbe, weil es ſo nothwendig iſt, mit Rechte eine **große und mächtige Göttin**) pflegt man in meinem Lande,

(*) Lucan. L. IV. v. 704.
Der Müßiggang gibt oft verändertes Gemüthe.

de, wenn man ſagen will, ein Menſch habe keinen Verſtand, zu ſprechen, er habe kein Gedächtniß. Man verweiſet es mir daher, wenn ich mich über meinen Gedächtnißmangel beklage, und glaubt mir nicht, als ob ich mich ſelbſt beſchuldigte ich wäre ſinnloß. Sie ſehen zwiſchen dem Gedächtniſſe und Verſtande keinen Unterſchied. Dieſes macht, daß ich um ein gutes Theil ſchlimmer daran bin. Allein, ſie thun mir Unrecht: denn, man ſieht ia aus der Erfahrung, daß bey einem vortreflichen Gedächtniſſe gerne eine ſchwache Urtheilskraft iſt. Sie thun mir, der ich mich zu nichts beſſer, als zu der Freundſchaft ſchicke, auch darinnen Unrecht, weil eben die Worte, mit welchen man mir meinen Mangel vorwirft, die Undankbarkeit andeuten. Man ſchließt von meinem Gedächtniſſe auf meine Zuneigung, und macht aus einem natürlichen Fehler einen vorſätzlichen. „**Er hat die Bitte oder das Verſprechen „vergeſſen**, ſpricht man, **er denkt nicht an „ſeine Freunde, er hat vergeſſen mir zu „Gefallen dieſes zu ſagen, zu thun, oder „zu verſchweigen.**„ Es iſt wahr, ich kann eine Sache leicht vergeſſen. Allein daß ich etwas, das mir ein Freund aufgetragen hat, verabſäumen ſollte, das thue ich nicht. Man laſſe es bey meinem Elende bewenden, und mache nur keine Art von Bosheit daraus; einer Bosheit, die meiner Gemüthsart ſo zuwider iſt.

Vortheile, die er von ſeinem Gedächtnißmangel hat.

Ich tröſte mich deswegen einigermaſſen. Erſtlich habe ich hauptſächlich durch dieſes Uebel einem andern weit ärgern, in welches ich leicht würde verfallen ſeyn, dem Ehrgeize nämlich, abgeholfen: denn dieſer Mangel iſt bey einem Manne,

der ſich in Welthändel miſcht, unerträglich. Ich ſehe ferner aus vielen ähnlichen Beyſpielen, daß die Natur gerne andere Kräfte deſto mehr in mir geſtärket hat, je ſchwächer dieſes geworden iſt: und daß ich meinen eignen Witz und Verſtand nicht angreifen, ſondern in anderer ihre Fußtapfen treten würde, wenn mir fremde Erfindungen und Meynungen durch Hülfe des Gedächtniſſes beyfielen. Ich rede weiter deſto weniger: denn die Vorrathskammer des Gedächtniſſes will gerne mehr Materie haben, als die Vorrathskammer der Erfindung. Hätte ich mich auf dieſelbe verlaſſen können, ſo würde ich allen meinen Freunden die Ohren voll geplaudert haben. Die Gegenſtände würden die Geſchicklichkeit, welche ich etwa beſitze, dieſelben noch ziemlich zu drehen und an zu bringen, aufgemuntert, und mich zum Reden verleitet und gereitzet haben. Dieß iſt eine erbärmliche Sache. Ich erfahre es an einigen meiner vertrauteſten Freunde. Wenn ihnen ihr Gedächtniß eine Sache vollkommen und lebhaft vorſtellet, fangen ſie ihre Erzählung ungemein hoch an, und überhäufen ſie mit ſehr vielen nichtswürdigen Umſtänden. Iſt dasjenige, was ſie vorbringen, gut: ſo erſticken ſie dadurch deſſelben Güte. Iſt es nicht gut: ſo verwünſchet man entweder ihr glückliches Gedächtniß, oder ihre elende Urtheilskraft. Denn es fällt ſchwer, ein Geſpräch zu ſchlieſſen und ab zu brechen, wenn man einmal auf gutem Wege iſt: eben ſo, wie man die Stärke eines Pferdes an nichts beſſer erkennen kann, als wenn man plötzlich und auf einmal einhält. Ja, ich ſehe, daß ſogar einige geſchickte Leute nicht ſtille halten können, und wollen. Indeſ-

deſſen, daß ſie ſich umſehen, wo ſie etwa aufhören könnten, gehen ſie taumelnd und mit langſamen Schritten, wie abgemattete Leute. Hauptſächlich aber ſind die Alten gefährlich, welche die vergangenen Dinge in friſchem Andenken behalten, und ihre Wiederholungen vergeſſen. Ich habe ſehr angenehme Erzählungen in dem Munde eines gewiſſen Herrn höchſt ekelhaft werden ſehen, weil ieder in der Geſellſchaft wohl hundertmal ſchon damit abgeſpeiſet worden war.

Fürs andere tröſte ich mich damit, daß ich mich, gleichwie ein Alter ſagt, der ehemaligen Beleidigungen nicht ſo gut erinnere. Ich müßte ein ſchriftliches Verzeichniß darüber halten, gleichwie ſich Darius, um die von den Athenienſern erlittene Beleidigung nicht zu vergeſſen, ſo oft er ſich zur Tafel ſetzte, dreymal von ſeinem Edelknaben zurufen ließ: **Herr, denke an die Athenienſer** (*). Ja, die Oerter und Bücher, die ich wieder zu ſehen bekomme, müßten dieſelben allezeit in friſchem Andenken erhalten.

Man ſagt nicht ohne Grund, wer ſich nicht auf ſein Gedächtniß verlaſſen kann, müſſe ſich nicht zu lügen unterfangen. Ich weiß, daß die Sprachlehrer unter **Lügen** und eine **Lügen ſagen** einen Unterſchied machen, und ſprechen, eine **Lügen ſagen** hieſſe etwas falſches ſagen, welches man aber für wahr gehalten. Ich weiß, daß die Erklärung des Worts **Lügen** im Lateiniſchen, von welchem unſer Franzöſiſches abſtammt, ſo viel bedeutet, als **wider ſein Ge**- Ein Lügner muß ein gutes Gedächtniß haben.

(*) Herodot. L. V. p. 374. Δεσποτα, μεμνεο των Αθηναιων.

wiſſen reden; (*) und daß dieſes folglich nur von denenienigen gilt, die wider beſſeres Wiſſen etwas ſagen, welche ich eben meyne. Dieſe Leute nun erfinden entweder alles aus ihrem eigenen Gehirne, oder verkleiden und verſtellen die eigentliche Wahrheit. Verkleiden und verändern ſie nur: ſo hält es ſehr ſchwer, daß ſie ſich, wenn man ſie oft wieder auf eben die Rede bringt, nicht einmal bloß geben ſollten. Sie haben ſich die Sache, ſo wie ſie iſt, zuerſt in das Gedächtniß gebracht und eingepräget, weil ſie darum wiſſen, und Kenntniß davon haben. Es iſt daher ſehr ſchwer, daß ſich dieſelbe nicht einmal ihrer Einbildung darſtellen, und die Falſchheit, die keinen ſo feſten Fuß und ruhigen Sitz darinnen haben kann, daraus vertreiben ſollte. Es iſt ſchwer, daß die Umſtände, welche wir zu erſt erfahren haben, und die uns immer wieder in die Gedanken kommen, nicht einmal die falſchen und untergeſchobenen Stücke, die wir darzu ſetzen, in Vergeſſenheit bringen ſollten. Dem Anſehen nach dürfen ſie ſich bey denenjenigen Dingen, welche ſie gänzlich erſinnen, nicht ſo ſehr zu verſprechen beſorgen: weil kein gegenſeitiger und ihrer Falſchheit zuwider laufender Eindruck vorhanden iſt. Gleichwohl entfällt ihnen auch dieſes, weil es ein nichtiges und ungegründetes Vorgeben iſt, leicht, wenn ſie ſich nicht recht ſehr gut auf ihr Gedächtniß verlaſſen können. Ich habe hiervon viele und ſehr luſtige Beyſpiele bey ſolchen Leuten geſehen, welche ſich rühmen ihre Worte nicht anders zu ſetzen, als wie es die Geſchäfte, welche ſie unter den Händen haben, erfordern,

(*) *Mentiri*, quaſi contra mentem ire.

und wie es die Großen gerne hören. Denn weil ſich die Umſtände, an welche ſie ihr Wort und ihr Gewiſſen binden wollen, öfters zu ändern pflegen; ſo müſſen ſie auch von Zeit zu Zeit immer aus einem andern Tone reden: und daher kömmt es, daß ſie von einer einzigen Sache bald dieß, bald das, ſagen; zu einem ſo, zu dem andern wieder anders. Und wenn nun zum Unglücke dieſe Perſonen einander ſo widerſprechende Reden zu tragen: was wird endlich aus der ſchönen Kunſt? Ohne daran zu denken, daß ſie ſich ſo oft unvorſichtiger Weiſe ſelbſt verrathen. Denn, wie könnte ihr Gedächtniß zureichen, ſo viel verſchiedene Geſtalten, als ſie einer einzigen Sache gegeben haben, zu behalten? Ich habe zu meiner Zeit viele den Ruhm dieſer ſchönen Art von Klugheit beneiden geſehen. Allein, ſolche Leute betrachten nicht, daß, wenn Ruhm dabey iſt, keine Wirkung davon zu hoffen ſteht.

Das Lügen iſt ein verhaßtes Laſter.

In Wahrheit, das Lügen iſt ein verwünſchtes Laſter. Bloß die Sprache macht uns zu Menſchen, und verbindet uns miteinander. Wenn wir deſſelben Abſcheulichkeit und Beſchwerlichkeit recht erkenneten, ſo würden wir es, weit billiger als andere Laſter, mit allem Eyfer verfolgen.

Das Lügen und die Halsſtarrigkeit ſind zwey Laſter, die man vornämlich den Kindern abgewöhnen ſoll.

Ich ſehe daß man die Kinder oft ſehr zur Unzeit wegen unſchuldiger Fehler ſtraft; und daß man ſie wegen unbedachtſamer Handlungen martert, die doch keinen Eindruck machen, und keine Folgen haben. Bloß das Lügen, und der Eigenſinn, welcher nicht viel beſſer iſt, ſcheinen mir diejenigen Mängel zu ſeyn, welche man am wenigſten aufkommen oder einwurzeln laſſen ſollte. Dieſe wachſen zugleich mit ihnen: und wenn man die

Zunge einmal auf dieſen falſchen Weg gebracht hat, hält es ungemein ſchwer, ſie wieder auf den rechten zu leiten. Daher kömmt es auch, daß wir ſonſt rechtſchaffene Leute dazu geneigt, und damit behaftet ſehen. Meinen Schneider, den ehrlichen Kerl, habe ich niemals die Wahrheit ſagen hören: ja, nicht einmal zu der Zeit, wenn ſie ihm nützlich geweſen wäre. Wenn die Lügen, wie die Wahrheit, nur eine Seite hätte, ſo würden wir beſſer daran ſeyn: denn wir würden das Gegentheil von demjenigen, was der Lügner ſagt, für gewiß annehmen. Allein das Gegentheil der Wahrheit hat tauſenderley Geſtalten, und einen unbegränzten Umfang. Die Pythagoräer behaupten, das Gute ſey gewiß und beſtimmt, das Böſe unbeſtimmt und ungewiß. Man kann das Weiſſe auf tauſenderley Wegen verfehlen, und nur auf einem treffen. Gewiß, ich getraue mir nicht mich ſo weit zu überwinden, daß ich durch eine kühne und förmliche Lügen die augenſcheinlichſte und äußerſte Gefahr vermiede. Ein alter Kirchenvater ſagt, wir befänden uns beſſer bey einem bekannten Hunde, als in der Geſellſchaft eines Menſchen, deſſen Sprache uns unbekannt iſt: Vt externus alieno non ſit hominis vice. (*)

Und

(*) So daß ein Ausländer einen Fremden nicht einmal für einen Menſchen rechnen kann. Dieſe Stelle, welche Montagne, um ſie nach ſeinen Gedanken zu drehen, verſtümmelt hat, iſt aus dem Plinius. In dem Plinius *Hiſt. Nat.* L. VIII. cap. 1. heißt es: vt externus alieno pene non ſit hominis vice. d. i. ſo, daß ein Ausländer bey einem Fremden faſt nicht einmal Menſchen Statt vertritt.

Und wie ungeſchickter iſt nicht das Lügen zur Geſellſchaft, als das Stilleſchweigen?

Ein Abgeſandter wird von dem Könige Franciſcus I über der Lügen ertappet.

Der König Franciſcus I. rühmte ſich durch dieſes Mittel den Franciſcus Taverna, des Mayländiſchen Herzogs Franciſcus Sfortia Abgeſandten, einen Mann, der wegen ſeines guten Mundwerks ſehr berühmt war, gefangen zu haben. Dieſer war abgeſchickt worden, um ſeinen Herrn bey demſelben wegen einer Sache von großer Wichtigkeit zu entſchuldigen, mit welcher es dieſe Bewandniß hatte. Der König wünſchte in Italien, aus welchem er vor kurzer Zeit vertrieben worden war, und ſelbſt in dem Herzogthume Mayland, allezeit ein heimliches Verſtändniß zu haben. Er war daher auf den Einfall gekommen, daſelbſt bey dem Herzoge ſeiner Seits einen Edelmann zu halten, welcher in der That ein Abgeſandter, dem Anſehen nach aber eine Privatperſon, wäre, und ſich ſtellte, als ob er ſich ſeiner eigenen Angelegenheiten wegen daſelbſt aufhielte. Dieſes war um deſto nöthiger, weil dem Herzoge die Entdeckung, daß er einige Kundſchaft und Gemeinſchaft mit uns hätte, nicht anders, als ſehr nachtheilig ſeyn konnte. Denn er hieng ungleich mehr von dem Kaiſer ab: beſonders damals, da eine Vermählung mit ſeiner Nichte, der Tochter des Königes von Dänemark, und iezigen verwittweten Herzogin von Lothringen, im Werke war. Zu dieſer Verrichtung fand man einen Mayländiſchen Edelmann, welcher des Königs Stallmeiſter war, Namens Merveille, ſehr geſchickt. Dieſer war mit einem geheimen Beglaubigungs und Verhaltungsſchreiben als Abgeſandter, zum Scheine aber, und um ein Blend-

werk zu machen, ſeiner eigenen Angelegenheiten wegen mit andern Empfehlungsſchreiben an den Herzog verſehen. Doch er hielt ſich ſo lange bey dem Herzoge auf, daß der Kaiſer etwas davon merkte. Dieſes verurſachte, unſers Bedünkens, daß der Herzog demſelben, unter dem Vorwande einer Mordthat, nachdem ſeine Sache zween Tage unterſuchet worden war, bey Nacht und Nebel den Kopf herunter ſchlagen ließ. (*) Der Herr Franciſcus kam alſo mit einer langen erdichteten Nachricht von dieſer Begebenheit angezogen: denn der König hatte ſich deswegen bey allen chriſtlichen Mächten, und bey dem Herzoge ſelbſt, beſchwert. Er ward früh Morgens vor den König gelaſſen, und ſetzte zum Grunde ſeiner Sache, daß ſein Herr dieſen Mann für nichts anders, als einen ſchlechten Edelmann und ſeinen Unterthan, angeſehen, der ſich ſeiner eigenen Angelegenheiten wegen daſelbſt aufgehalten und niemals eine andere Perſon daſelbſt vorgeſtellet hätte. Er hatte zu dem Ende viel ſchöne Umſtände erſonnen. Ja, er läugnete auch ſogar, daß ſein Herr gewußt hätte derſelbe wäre wirklich in des Königes Dienſten oder ihm bekannt, weit gefehlt, daß er denſelben für einen Abgeſandten gehalten haben ſollte. Der König, welcher ſeiner Seits mit verſchiedenen Einwürfen und Fragen in ihn drang, und ihm von allen Seiten zuſetzte, trieb ihn endlich mit der des Nachts und gleichſam verſtohlen vollzogenen Todesſtrafe in die Enge. Der arme Mann ward darüber verwirrt, und antwortete, um es recht hübſch zu machen, es würde dem Herzoge,

(*) *Memoires* de Martin du Bellay L. IV. fol. 156. nach der Pariſer Ausgabe von 1586.

zoge, aus Ehrerbietung für Sr. Majeſtät ſehr leid geweſen ſeyn, wenn eine ſolche Hinrichtung am Tage hätte vor ſich gehen ſollen. (*) Man kann leicht denken, wie ſehr man es ihm verübelt, daß er ſich ſelbſt, und zumal bey einem Herrn, der eine ſo feine Naſe hatte, als der König Franciſcus, ſo gröblich widerſprochen.

Der Pabſt Julius II. ſchickte einen Abgeſandten an den König von Engelland, um denſelben wider den König Franciſcus auf zu hetzen. Als der Abgeſandte ſeinen Antrag gethan hatte, ſtieß ſich der König von Engelland in ſeiner Antwort an die Schwierigkeiten, die er finden würde, wenn er einen ſo mächtigen König zu bekriegen Anſtalt machen ſollte, und führte einige Gründe davon an. Der Abgeſandte verſetzte hierauf ſehr ungeſchickt, er ſeines Theils hätte dieſelben ebenfalls betrachtet, und ſie dem Pabſte wohl vorgeſtellet. Aus dieſen Worten, welche von ſeinem Vortrage, dem zu folge er den König von Engelland eiligſt zum Kriege antreiben ſollte, ſo weit abgiengen, kam derſelbe zuerſt auf die Vermuthung, daß dieſer Abgeſandte für ſeine Perſon auf die Franzöſiſche Seite hienge, wie es ſich nach der Zeit auch wirklich befand. Er gab daher dem Pabſte davon Nachricht: worauf deſſelben Güter eingezogen wurden, und er ſelbſt kaum mit dem Leben davon kam. (*)

Ein anderer Abgeſandter wird von dem Könige in Engelland Heinrich VIII. erwiſcht.

Das

(*) Eben derſelbe in dem angeführten Buche fol. 162.

(**) Eraſmus de *Lingus* Operum T. IV. edit. Lugd. Col. 684. C.

Das X Hauptſtück.

Von der hurtigen und langſamen Beredſamkeit.

Nie hat ein einziger die Gaben gleich beyſammen. (*)

Daher ſehen wir, daß bey der Beredſamkeit einige ſo viel Fähigkeit und Fertigkeit beſitzen, oder wie man ſagt, ein ſo gutes Mundwerk haben, daß ſie gleich aus dem Stegreiſe reden: da andere hingegen nicht eher reden können, als bis ſie ſich vorher gefaßt gemacht und vorher darauf gedacht haben.

Mit Vorbedacht zu reden ſchickt ſich vornämlich für die Prediger.

Gleichwie man dem Frauenzimmer Regeln giebt, wie ſie ſich der Spiele und Leibesübungen zu Beförderung ihrer Schönheit bedienen ſollen: eben ſo ſchickt ſich, meines Bedünkens, unter dieſen beyden verſchiedenen Arten der Beredſamkeit, auf welche ſich ietzo, dem Anſehen nach, nur die Prediger und Sachwalter vornämlich legen, die bedachtſame für den Prediger, die andere aber für den Sachwalter. Denn ienem giebt ſein Amt ſo viel Muſſe, als ihm beliebt, ſich vor zu bereiten; und nebſt dem geht es bey ihm in einem, und ununterbrochen, fort. Hingegen einen Sachwalter nöthigen ſeine

Unvorbereitet zu reden für die Sachwalter.

(*) In einer Sammlung, welche Montagne im Jahre 1572 zu Paris bekannt gemacht hat, unter dem Titel: Vers François de feu Eſtienne de la BOETIE, Conſeiller du Roy en ſa Cour du Parlement à Bourdeaux, ſind 25 Sonnet befindlich, welche den beſten Theil davon ausmachen. Und der Vers, mit welchem Montagne dieſes Hauptſtück an zu fangen für gut befunden hat, iſt der letzte in dem vierzehnten Sonnete.

ſeine Angelegenheiten alle Stunden auf dem Kampfplatze zu erſcheinen; wobey ihm die unverhoften Antworten ſeiner Gegenparthey von der Bahn abbringen, und ihn ſtehendes Fußes eine andere Parthey zu ergreifen nöthigen. Gleichwohl gieng es bey der Zuſammenkunft des Pabſts Clemens und des Königs Franciſcus ganz anders. (*) Man hatte dem Herrn Poyet, einem Manne, der ſeine ganze Lebenszeit in den Gerichtsſtuben, und mit großem Ruhme, zugebracht hatte, aufgetragen eine Rede an den Pabſt zu halten, auf welche er ſich auch ſeit langer Zeit gefaßt gemacht, und die er gar, wie es heißt, ganz fertig mit von Paris gebracht hatte. Der Pabſt beſorgete, man möchte ihm etwas ſagen, welches die Abgeſandten der andern Prinzen, die um ihn waren, beleidigen könnte. Er ließ daher eben den Tag, da dieſe Rede gehalten werden ſollte, dem Könige melden, was für eine Materie ſich ſeiner Meynung nach am beſten zu der Zeit und dem Orte ſchicken würde. Dieſes aber war zum Unglücke eine ganz andere, als welche Herr Poyet ausgearbeitet hatte. Er konnte alſo ſeine Rede nicht brauchen, und mußte ſehr geſchwind eine andere aufſetzen. Weil er ſich aber dazu nicht vermögend fand, mußte der Cardinal du Bellay dieſelbe über ſich nehmen. Einem Sachwalter wird es ſchwerer, als einem Prediger: und gleichwohl findet man meines Bedünkens, wenigſtens in Frankreich, mehr erträgliche Sachwalter, als Prediger. Es ſcheint daß eine behende und ſchnelle Wirkung mehr dem Witze, hin-

(*) *Memoires* de Martin du Bellay Liv. IV. fol. 163. nach der Pariſer Ausgabe von 1586.

hingegen eine langſame und bedachtſame mehr der Urtheilskraft, eigen ſey. Allein ein Mann der gar kein Wort aufbringen kann, wenn er keine Zeit ſich vor zu bereiten hat, und einer, welcher ſich nicht beredter zeigt, wenn er gleich Zeit hat, die ſind beyde gleich ſelten.

Severus Caſſius redet beſſer, wenn er ſich nicht vorbereitet.

Man erzählt von dem Severus Caſſius (*) er hätte beſſer geredet, wenn er nicht darauf gedacht gehabt; er wäre dem Glücke mehr, als ſeinem Fleiße, ſchuldig geweſen; es wäre ihm vortheilhaft geweſen, wenn er in den Reden geſtöhret worden; und ſeine Gegner hätten ſich ihn in den Harniſch zu bringen geſcheuet, aus Furcht, der Zorn möchte ihn ſeine Beredtſamkeit zu verdoppeln veranlaſſen. Ich kenne aus der Erfahrung eine Gemüthsart, die zu keiner mühſamen und ſtarken Vorbereitung geſchickt iſt, und die nichts taugliches thut, wenn ſie es nicht luſtig und ungezwungen thut. Wir ſagen von gewiſſen Werken, ſie röchen nach dem Oele und der Lampe: weil die Arbeit denenjenigen, an welchen ſie viel Antheil hat, etwas rauhes und widriges eindrückt. Allein auſſerdem wird die allzuſtark auf ihr Unternehmen angeſtrengte Seele, durch die ängſtliche Bemühung etwas recht gut zu machen, zerſtreuet und verhindert: gleichwie das Waſſer, wenn es gar zu gewaltig und in zu großer Menge iſt,

(*) Vt praeſentis animi et maioris ingenii quam ſtudii, magis placebat in his quae inueniebat, quam in his quae attulerat. - - - Iratus commodius dicebat, ideo diligentiſſime cauebant homines, ne dicentem interpellarent. - - - Melius ſemper fortuna, quam cura, de illo merebat. *Epit. Controuerſ.* M. Senecae *Praef.* L. III.

iſt, auch durch ein offenes Loch nicht durchkommen kann. Bey einer ſolchen Natur, von der ich rede, iſt zuweilen auch dieſes, daß ſie nicht durch ſo heftige Leidenſchaften, wie der Zorn des Caſſius war, aufgebracht werden darf: denn dieſes würde allzuſtark ſeyn. Sie muß nicht durch und durch erſchüttert, ſondern nur angeregt werden. Sie muß durch ſeltſame, friſche, und zufällige Gelegenheiten angefeuert und aufgemuntert werden. Wenn ſie allein geht, ſo geht ſie nur langſam und ſchläferig. Die Bewegung giebt ihr Leben und Annehmlichkeit. Ich achte mich bey dem Meinigen, und bey meiner Gemüthsart, nicht ſicher. Der ungefähre Zufall hat mehr Theil daran, als ich. Die Gelegenheit, die Geſellſchaft, und ſelbſt meine eigene Stimme, bringen mehr aus meinem Kopfe, als ich darinnen finde, wenn ich in demſelben nachſuche und für mich denke. Alſo iſt das, was ich mündlich ſage, beſſer als meine Schriften: wenn anders zwiſchen Dingen, die beyde nicht von Werthe ſind, eine Wahl ſtatt hat. Zuweilen finde ich mich auch da nicht, wo ich mich ſuche; und finde mich mehr von ungefähr, als durch ein bedächtliches Nachforſchen. Manchmal entwiſcht mir unter dem Schreiben ein ſcharfſinniger Einfall. (Ich meyne einen, der mir fein, einem andern plump, dünkt. Doch weg mit den Umſtänden! Jeder redet, ſo gut er kann.) Allein ich vergeſſe denſelben ſo vollkommen, daß ich ſelbſt nicht weiß, was ich habe ſagen wollen: und zuweilen erräth denſelben ein anderer eher, als ich. Ein andermal ſehe ich denſelben zufälliger Weiſe ſonnenklar, und kann mich nicht genug wundern, daß ich mich ſo lange beſonnen habe.

Das

Das XI. Hauptſtück.

Von den Vorherverkündigungen.

Was die Orakel anbelangt, ſo iſt es gewiß, daß ſie eine gute Zeit vorher, ehe Chriſtus in die Welt gekommen iſt, ihr Anſehen verlohren haben. Denn wir ſehen, daß ſich Cicero die Urſachen ihres Verfalls ausfündig zu machen bemüht, und daher ſagt: (*) Cur iſto modo iam oracula Delphis non eduntur, non modo noſtra aetate, ſed iam diu, vt nihil poſſit eſſe contemtius? Doch es waren damals noch andere Arten zu Wahrſagen im Gebrauche. Man ſahe dabey auf die Zergliederung der Opferthiere, denen Plato einigermaſſen die natürliche Einrichtung der innerlichen Theile derſelben zueignet. Man gab auf das Freſſen der jungen Hüner, auf den Flug der Vögel, (Aues quasdam rerum augurandarum cauſſa natas eſſe putamus (**), auf den Bliß, auf das Auflaufen und Zurückbleiben der Flüſſe, Acht. (***) Multa cernunt aruſpices; multa augures prouident, multa portentis. Alle die-

(*) Warum hört man zu Delphis, nicht allein zu unſerer Zeit, ſondern ſchon vorlängſt, keine ſolche Orakel mehr: ſo daß nichts verächtlicher ſeyn kann? Cic. de *Diuinatione* Lib. II. cap. 52.

(**) Wir glauben, einige Vögel wären nur des Vogeldeutens wegen da. Cic. *de Nat. Deorum.* Lib. II. cap. 54.

(***) Diejenigen, welche aus dem Eingeweide der Opferthiere wahrſagen, erkennen vieles. Die Vogeldeuter ſehen vieles vorher. Vieles verkündigen die Wunderzeichen. Cic. *Ibid.* c. 55.

dieſe hat unſere Religion nebſt den übrigen, auf welche das Alterthum meiſtens ſowohl ſeine öffentlichen, als Privatunternehmungen, gebauet hat, abgeſchaffet. Allein es gehen doch noch heute zu Tage einige Arten zu wahrſagen, als aus dem Geſtirne, durch Vermittelung der Geiſter, aus der Leibesbildung, aus den Träumen, und dergleichen mehr, bey uns in dem Schwange. Ein merkwürdiges Beyſpiel von der unſinnigen Begierde unſerer Natur, welche ſich die zukünftigen Dinge zum voraus zu erfahren bemühet, als wenn ſie nicht genug zu thun hätte, wenn ſie die gegenwärtigen recht in Acht nehmen will!

(*) - - - Cur hanc tibi, rector Olympi,
Sollicitis viſum mortalibus addere curam,
Noſcant venturas vt dira per omnia clades?
- - - - - - - - - - - - - -
- - - - - - - - - - - - - -
Sit ſubitum, quodcunque paras, ſit caeca futuri
Mens hominum fati, liceat ſperare timenti.

(*) Ne

(*) Lucan. L. II. v. 4. 5. 6. - 14. 15.
= = = = Wie legſtu, Himmelsherrſcher!
Noch dieſe Sorgen zu den kummerhaften Menſchen,
Daß ſie die Niederlag, eh ſie noch kommen ſoll,
Durch furchtſam Augenmerk vorhero müſſen ſehn?
= = = = = = = = = = = =
= = = = = = = = = = = =
= = = = O mag doch unvermuthet
Was du beginnſt, ergehn: des Menſchen Sinn mag blind
Zu dem Begegniß ſeyn, und der ſich fürcht mag hoffen.

(*) Ne vtile quidem eſt ſcire quid futurum ſit. Miſerum eſt enim nihil proficientem angi. Gleichwohl iſt das Wahrſagen heut zu Tage in weit geringerm Anſehen. Dieß iſt die Urſache, warum mir das Beyſpiel des Franciſcus, Marquis von Saluzzo, merkwürdig geſchienen hat. Dieſer war des Königs Franciſcus Stattverweſer bey ſeinem Kriegsheere jenſeit des Gebürges, und ſtand an unſerm Hofe in der größten Gnade. Ja, er hatte dem Könige ſo gar das Marquiſat zu danken, welches von ſeinem Bruder war eingezogen worden; und hatte übrigens gar keine Urſache auf die andere Seite zu treten, weil ſelbſt ſeine eigene Zuneigung dawider war. Jedoch ließ er ſich, wie es ſich nach dieſem ausgewieſen hat, durch die ſchönen Prophezeyhungen (**), welche man auf allen Seiten zum Vortheile des Kaiſers Carls V. und unſerm Nachtheile ſo gar in Italien ausſtreuete, ungemein in Furcht jagen. Er bedauerte zuförderſt gegen ſeine Vertrauten öfters das Unglück, welches er der Krone Frankreich und ſeinen daſigen Freunden unvermeidlich bevorſtehen ſähe; empörte ſich aber endlich gar, und begab ſich zu der andern Parthey. Denn in Italien hatten dieſe tollen Wahrſagungen ſo vielen Eingang

(*) Es hilft nicht einmal etwas, wenn man das Zukünftige weiß. Denn es iſt ein großes Elend ſich vergeblich zu ängſtigen. Cic. *de Nat. Deorum* L. III. c. 6.

(**) Er war ein Mann, (ſagt Wilhelm du Bellay in ſeinen *Memoires* L. VI. fol. 276.) der den Wahrſagern glaubte, welche ihm verkündiget hatten, der Kaiſer würde dieſes Jahr den König aus dem Beſitze ſeines Königreichs treiben.

gang gefunden, (*) daß man zu Rom wegen unſers vermeynten Verderbens viel Geld auf die Wette ſetzte. Der Uebergang gereichte zu ſeinem großen Schaden: es mochte in dem Geſtirne geſchrieben ſeyn, was da wollte. Allein er bezeigte ſich auch dabey als ein Mann, der von verſchiedenen Leidenſchaften beſtritten wurde. Denn da er Städte und die Macht in den Händen hatte, da das feindliche Kriegsheer unter dem Anton von Leva nur drey Schritte von ihm war, wir aber nicht das geringſte von ſeinem Unternehmen vermutheten, hätte er es weit ärger machen können, als er wirklich that. Wir verloren durch ſeine Verrätherey weder einen Mann, noch eine Stadt, als Foſſan, und gleichwohl erſt nach einem langen Widerſtande.

(**) Prudens futuri temporis exitum
Caliginoſa nocte premit Deus,
Ridetque ſi mortalis vltra
Fas trepidat.
- - - Ille potens ſui
Laetusque deget, cui licet in diem
Dixiſſe, vixi, cras vel atra
Nube polum pater occupato,
Vel ſole puro.

(*) *Memoires* de Guillaume du Bellay L. VIII. fol. 354.

(**) Die Gottheit hat den Ausgang der zukünftigen Zeit weislich in eine dicke Finſterniß eingehüllt, und lacht, wenn der Sterbliche ohne Urſache zittert. - - Nur der lebt ſeiner ſelbſt mächtig und vergnügt, der täglich ſagen kan: Ich habe gelebt, morgen mag Jupiter den Himmel mit ſchwarzen Wolken überziehen, oder mit reinem Sonnenlichte aufklären. Horat. *L. III. Od.* 29. *v.* 29-41.

(*) Laetus in praeſens animus, quod vltra eſt
Oderit curare.

Ja, diejenigen irren ſich, welche glauben, Iſta ſic reciprocantur, vt et ſi diuinatio ſit, Dii ſint; et ſi Dii ſint, ſit diuinatio (**). Viel weislicher ſagt Pacuv

(***) Nam iſtis qui linguam auium intelligunt,
Plusque ex alieno iecore ſapiunt, quam ex ſuo,
Magis audiendum quam auſcultandum cenſeo.

Wunderlicher Urſprung der Wahrſagerkunſt.

Die ſo berühmte Wahrſagerkunſt der Toſcanier hatte dieſen Urſprung. Als ein Ackermann mit der Pflugſchaare tief in die Erde ſchnitte, ſahe er den Halbgott **Tages** (****), der vom Geſichte einem kleinen Kinde glich, aber altklug war, herauf ſteigen. Jedermann lief zu, und ſeine Worte und Wiſſenſchaft, welche die Grundſätze und Anweiſung zu dieſer Kunſt enthielten, wurden aufgefangen und viele Jahrhunderte aufbehalten. Ein Urſprung, der mit ihrem Fortgange

(*) Ein mit dem gegenwärtigen vergnügtes Gemüth bekümmert ſich wegen des Zukünftigen nicht. Horat. L. II. *Od.* 16. v. 25. 26.

(**) Dieſe Sätze hangen ſo zuſammen, daß, wenn es Wahrſagungen giebt, nothwendig Götter ſeyn müſſen; und daß, wenn Götter ſind, nothwendig Wahrſagungen ſeyn müſſen. Cic. *de Diuin.* L. I. c. 6.

(***) Denenienigen, welche die Sprache der Vögel verſtehen, und mehr nach der Leber eines Thieres als nach der geſunden Vernunft urtheilen, muß man mehr zuhören, als gehorchen. Cic. *de Diuin.* L. I. c. 57.

(****) Cic. *de Diuin.* L. II. c. 23.

ge ſehr wohl übereinſtimmt! Ich, meines Theils, wollte meine Geſchäfte lieber nach den Würfeln, als nach den Träumen, einrichten. Und in Wahrheit, das Loos hat in allen Republiken iederzeit viel gegolten. Plato überläßt demſelben in der Regimentsverfaſſung, die er nach ſeinem Gefallen erſonnen hat, die Entſcheidung vieler wichtigen Angelegenheiten; und befindet unter andern für gut, daß unter den ehrlichen Leuten die Heyrathen durch das Loos geſchehen ſollen (*). Ja, er giebt dieſer ungefähren Wahl ſo viel Gewicht, daß die hierdurch erzeugten Kinder, ſeiner Vorſchrift nach, in dem Lande erzogen, hingegen die von ſchlimmen Aeltern erzeugten hinausgeſchaffet werden ſollen. Doch ſetzt er die Bedingung hinzu, daß man, wenn ungefähr eines von dieſen Verbannten mit zunehmenden Jahren gute Hoffnung von ſich machte, daſſelbe wieder zurück rufen, und gegentheils unter denen, welche man behalten, dasienige, welches in der Jugend wenig Hoffnung zeigt, verbannen ſolle. Ich ſehe Leute, welche ihre Kalender durchſtudiren, allerhand

(*) *De Republ.* L. V. Er verlangt daſelbſt, daß die Häupter der Republik eine ſolche Einrichtung treffen ſollen, damit die vortreflichſten Mannsperſonen die vortreflichſten Weibesperſonen, und gegentheils die nichtswürdigſten Mannsperſonen Weibesperſonen von ihrer Art ehelichen: daß aber dieſe Sache durch ein ſo wohl ausgeſonnenes Loos (κληροι - - · ποιητεοι κομψοι) entſchieden werden ſoll, damit dieſe letztern die Schuld auf das Glück, und nicht auf ihre Vorgeſetzten, ſchieben. Dieſes iſt alſo kein Beyſpiel von einer ungefähren Wahl: folglich hätte uns Montagne daſſelbe nicht an zu führen nöthig gehabt.

Anmerkungen darüber machen, und ſich wegen der vorfallenden Dinge darauf berufen. Bey dem vielen Reden müſſen ſie ſowohl Wahrheit, als Lügen, ſagen (* Quis eſt enim, qui totum diem iaculans, non aliquando conlineet? Ich habe deswegen keine beſſere Meynung von ihnen, wenn ich gleich ſehe, daß ſie es zuweilen treffen. Es würde mehr Gewißheit dabey ſeyn, wenn es richtig und wahr wäre, daß ſie allezeit lügen. Hierzu kömmt noch, daß niemand ihre Fehltritte aufzeichnet, weil dieſelben ſo gewöhnlich und nicht zu zählen ſind: da man gegentheils von ihren Prophezeyungen, weil ſie ſeltſam, unglaublich, und wunderſam ſind, viel Weſen macht. Auf dieſe Art antwortete Diagoras, mit dem Zunamen der Gottesläugner, demjenigen, der ihm in Samothracien in einem Tempel eine Menge Gelübde und Schildereyen von Leuten, die dem Schiffbruche entgangen waren, zeigte, und ihn dabey fragte: Nun wohlan! Du meynſt die Götter bekümmern ſich nicht um die Menſchen: was willſt du ſagen, da ſo viele durch ihre Gnade bey dem Leben erhalten worden ſind? (**) **So geht es,** war ſeine Antwort: **die Ertrunkenen, deren eine weit größere Anzahl iſt, ſind nicht mit abgemahlt.** Cicero ſagt (***) daß unter allen Weltweiſen Neophanes aus Kolophon

(*) Wie wäre es möglich, daß einer den ganzen Tag ſchieſſen, und doch nicht einmal treffen ſollte? Cic. *de Diuin* L. II. c. 59.

(**) Ita fit, inquit, illi enim nusquam picti ſunt, qui naufragium fecerunt, in marique perierunt. Cic. *de Nat. Deor.* L. I. c. 37.

(***) Cic. *de Diuin.* L. I. c. 3.

lophon der einzige geweſen ſey, welcher Götter erkannt, aber alle Arten der Wahrſagerey aus zu rotten geſucht habe. Deſto weniger iſt es alſo zu verwundern, wenn auch einige von unſern fürſtlichen Seelen, zuweilen mit ihrem großen Schaden, auf dieſe Poſſen geachtet haben. Ich möchte gerne mit meinen eigenen Augen die zwey Wunder geſehen haben: das Buch des **Joachims** eines Calabriſchen Abts, welches alle zukünftigen Päbſte, ihre Namen, und ihre Umſtände verkündigte; und des Kaiſers Leo ſeines, welcher die Griechiſchen Kaiſer und Patriarchen vorherſagte. So viel habe ich mit meinen Augen geſehen, daß die Menſchen, bey allgemeinen Unruhen, über ihr Schickſal erſtaunet, mit aller Gewalt die Urſachen und vormaligen Androhungen ihres Unglücks in dem Himmel ſuchen. Zu meiner Zeit ſind ſie darinnen ſo erſtaunlich glücklich, daß ſie mich auf die Gedanken gebracht haben, diejenigen, welche auf den Vorwitz verfallen ſind dieſelben aus einander zu ſetzen und zu entwickeln, müßten alles zu finden fähig ſeyn, was ſie nur darinnen ſuchen: denn dieſe Beſchäftigung iſt nur für ſpitzfindige und müſſige Köpfe. Vornämlich aber kommen ihnen die dunkeln, zweydeutigen, und ſchwärmeriſchen Ausdrücke der Prophetiſchen Sprache wohl zu ſtatten, welchen die Urheber keine klare Bedeutung geben, damit die Nachkommenſchaft denſelben eine nach Gefallen beylegen kann.

Des Montagne Meynung von dem Dämon des Sokrates.

Vielleicht war des Sokrates **Dämon** ein gewiſſer Trieb, welchen er ohne Zuthun ſeiner Vernunft empfand. In einer wohl geläuterten und durch die beſtändige Ausübung der Weisheit und Tugend vorbereiteten Seele, wie die ſeinige, waren

ren wahrſcheinlicher Weiſe ſolche Empfindungen, ob ſie gleich von ungefähr und ohne vorhergegangene Ueberlegung kamen, dennoch allezeit von Wichtigkeit, und verdienten daß er demſelben folgte. Jeder bemerket in ſich ein gewiſſes Bild von dergleichen Regungen einer geſchwinden, heftigen, und ungefähren Neigung. Ich muß ſelbſt für dieſelbe einige Achtung haben, ob ich gleich für unſere eigene Klugheit ſo wenig Achtung trage. Ich habe ſelbſt etliche empfunden, von denen ich wenig Grund geſehen, die mich aber ſehr nachdrücklich zu etwas anhielten, oder von etwas abhielten, welches letztere ſich bey dem Sokrates öfterer ereignete. Ich bin ihnen auch mit ſo vielem Vortheile und Glücke gefolget, daß man dieſelben gewiſſer maſſen einer göttlichen Eingebung ähnlich achten könnte.

Das XII. Hauptſtück.

Von der Standhaftigkeit.

Worauf die Standhaftigkeit und Herzhaftigkeit ankömmt.

Das Geſetz der Herzhaftigkeit und Standhaftigkeit verbietet uns nicht uns vor den bevorſtehenden Unglücksfällen und Widerwärtigkeiten, ſo viel in unſerm Vermögen iſt, zu hüten; und folglich auch nicht uns zu fürchten, ſie möchten uns unverhoft überfallen. Vielmehr ſind alle ehrbare Mittel Unglücksfälle von uns ab zu wenden, nicht allein erlaubt, ſondern auch rühmlich. Die Standhaftigkeit zeigt ſich vornämlich darinnen, daß man die unvermeidlichen Widerwärtigkeiten mit unverrücktem Fuſſe erwartet. Wir hal-

halten daher auch keine geſchickte Wendung des Körpers, und keine Bewegung der Hand, für unanſtändig, wenn ſie einen Streich, den man uns verſetzen will, ab zu halten dienen. Viele ſehr kriegeriſche Völker haben ſich bey ihren Heerzügen der Flucht, als eines Hauptvortheils bedienet; und haben dem Feinde mehr Abbruch gethan wenn ſie ihm den Rücken gewieſen, als wenn ſie ihm die Stirne geboten. Die Türken haben noch etwas dergleichen in Gewohnheit. Sokrates ſpottet bey dem Plato über den Laches (*), welcher geſagt hatte, die Tapferkeit käme darauf an, daß man wider die Feinde in ſeinem Gliede Stand hielte. Wie? ſagt er, würde es denn eine Feigheit ſeyn, wenn man ſie ſchlüge, indem man ihnen Platz machte? Er beruft ſich hierbey auch gegen ihn auf den Homer, welcher den Aeneas wegen ſeiner Kunſt zu fliehen rühmet. Weil ſich nun Laches anders beſinnet, und erſt zugeſtehet, daß dieſes bey den Scythen, endlich aber, daß es bey allen, die zu Pferde fechten, ſo gebräuchlich ſey: ſo führt ihm Sokrates über dieß die Lacedämonier zum Beyſpiele an; ein Volk, welches vor andern hartnäckicht zu fechten gewohnt geweſen iſt. Denn da dieſe in der Schlacht bey Plataä nicht durch den Perſiſchen Phalanx brechen konnten, befanden ſie für gut ſich zu ſchwenken und zurück zu wenden, damit ſie durch die vermeynte Flucht dieſen Haufen ſie zu verfolgen, und ſich daher zu trennen, und Oeffnungen zu machen, veranlaſſen möchten, und erhielten hierdurch auch den Sieg. Von den Scythen erzählet man, daß Darius, als er im Anzuge geweſen, um ſie

(*) In dem Geſpräche Laches.

unter das Joch zu bringen, ihrem Könige viel Vorwürfe habe machen laſſen, weil er geſehen, daß ſich derſelbe immerfort zurückgezogen, und das Handgemenge vermieden. Worauf Indathyrſes (denn ſo nennte ſich derſelbe) zur Antwort gegeben (*): „dieſes geſchähe nicht deswegen, als ob ſie ſich „vor ihm, oder ſonſt einem Menſchen auf der „Welt, fürchteten. Sein Volk pflegte ſo zu zie„hen, weil ſie weder angebauetes Land, noch „Stadt, noch Haus, zu vertheydigen, oder zu be„ſorgen hätten, daß ſich der Feind daſſelbe zu Nu„tze machen möchte. Allein, wenn er ſo große „Luſt an zu beiſſen hätte, ſo dürfte er nur an den „Ort kommen wo ihre alten Grabmäler wären: „da würde er ſchon ſeinen Mann finden.„ Gleichwohl würde es bey dem Stückſchieſſen, ſeitdem man demſelben ausgeſetzet iſt, wie es die Gelegenheit in dem Kriege öfters ſo mit ſich bringt, ſehr übel laſſen, wenn man wegen eines beſorgten Schuſſes ausweichen wollte. Denn wir halten den Schuß, wegen ſeiner Gewalt und Geſchwindigkeit, für unvermeidlich: und mancher hat ſeinen Spiesgeſellen wenigſtens etwas zu lachen gemacht, weil er entweder mit der Hand in die Höhe gefahren iſt, oder ſich mit dem Kopfe gebücket hat. Gleichwohl ereignete es ſich in dem Feldzuge, welchen der Kaiſer Carl V. wider uns in Provence that, daß der Marquis von Guaſt, welcher die Stadt Arles in Augenſchein nehmen wollte, und ſich hinter einer Windmühle hervor machte, unter deren Bedeckung er ſich genähert hatte, von dem Herrn von Bonneval und dem Seneſchall d'Agenois, welche auf dem Walle ſpazieren gien-

(*) Herodot. L. IV. p. 300 - 301.

giengen, geſehen wurde. Dieſe zeigten ihn dem Herrn Artilleriecommiſſar de Villiers, welcher eine Feldſchlange ſo gut richtete (*), daß der gedachte Marquis, wenn er nicht zurück geſprungen wäre, da er loszünden ſahe, wie man meynte, etwas bekommen haben würde. Eben ſo war es einige Jahre vorher für den Laurentius de Medicis, Herzog von Urbino, und Vater der verwittweten Mutter des Königes, bey der Belagerung von Mondolpho, einer Stadt in Italien, in dem ſo genannten Vicariatsgebiete, ein großes Glück, daß er ſich aus dem Staube machte, als er ein auf ihn gerichtetes Stück loszünden ſah: denn ſonſt würde ihm die Kugel, welche ihm nur über dem Kopfe wegſtrich, in den Leib gefahren ſeyn. Ich glaube, die Wahrheit zu ſagen, nicht, daß dieſe Bewegungen aus Ueberlegung geſchehen ſind. Wie kann einer in der größten Geſchwindigkeit wiſſen, ob das Stück hoch oder niedrig gerichtet iſt? Es iſt eher zu glauben, daß das Glück ihrem Schrecken günſtig geweſen iſt; und daß dieſes ein andermal eben ſo gut ein Mittel ſeyn würde in den Schuß zu laufen, als demſelben zu entgehen. Ich kann mich nicht enthalten, daß ich nicht erzittern ſollte, wenn mir der Knall einer Flinte unverhoft, und an einem Orte, da ich es nicht vermuthet hätte, in die Ohren fährt. Dieſes begegnet, wie ich geſehen habe, auch andern, die beherzter, als ich, ſind. Die Stoiker meynen auch nicht, daß die Seele ihres Weiſen den erſten Erſcheinungen und Einbildungen, welche ſie bekömmt, widerſtehen ſoll. Sie ſind zufrieden, daß er ſich, weil es die Natur

Ein Weiſer darf ſich der erſten Regungen einer Leidenſchaft nicht ſchämen.

(*) *Memoires* de Guillaume du Bellay Liv. VII. fol. 342.

tur ſo mit ſich bringt, zum Exempel durch einen ſtarken Donnerſchlag, oder ſonſt einen Knall, bis zum Erblaſſen und Zuſammenfahren, (eben ſo wie von den andern Leidenſchaften) einnehmen läßt. Nur muß ſeine Meynung dabey unverändert und unverletzt bleiben. Seine Gemüthsruhe muß nicht dabey leiden, oder vermindert werden; und er darf ſein Erſchrecken, und die begangene Schwachheit, nicht billigen. Das erſte hat auch bey einem Unweiſen ſtatt: aber keinesweges das andere. Bey dieſem machen die Leidenſchaften nicht bloß einen geringen Eindruck; ſondern dringen endlich in den Sitz der Vernunft, vergiften und verunreinigen denſelben. Nach dieſen urtheilet und richtet er ſich. Die folgende Zeile mahlt den Zuſtand des Stoiſchen Weiſen ſehr ſchön und deutlich ab.

(*) Mens immota manet, lacrymae voluuntur inanes

Der Weiſe Peripatetiker entſchlägt ſich den Verwirrungen nicht; allein er mäßiget ſie.

Das XIII. Hauptſtück.

Gebräuche bey mündlichen Unterredungen der Könige.

Was ein Edelmann gegen einen Groſſen, der

Kein Gegenſtand iſt ſo gering, der nicht noch einen Platz in dieſer Sammlung verdienen ſollte. Nach unſern gemeinen Regeln würde es nicht

(*) *Aeneid.* L. IV. v. 449.
= = = = Das Herze wird ihm ſchwer.
Doch bleibt er unbewegt: das Weinen iſt vergebens.

nicht allein gegen einen unſers gleichen, ſondern auch noch vielmehr gegen einen Großen, eine Unhöflichkeit begehen heiſſen, wenn wir, nachdem er ſich bey uns melden laſſen, nicht zu Hauſe bleiben wollten. Ja, die Königinn von Navarra ſagt gar bey dieſer Gelegenheit, es wäre eine unanſtändige Aufführung für einen Edelmann, wenn er, wie es oft geſchieht, demienigen, der ihn beſuchen will, entgegen reiſet, von ſo hohem Stande derſelbe auch immer ſeyn mag. Es wäre ehrerbietiger und anſtändiger, ſetzt ſie hinzu, denſelben zu erwarten und zu empfangen, ſollte es auch nur aus Furcht geſchehen, man möchte ſeinen Weg verfehlen; und es wäre genug, ihn in ſein Zimmer zu begleiten. Ich, meines Theils, vergeſſe öfters beyde nichtige Höflichkeitsbezeigungen; gleichwie ich in meinem Hauſe ſo wenig Ceremonien leide, als mir möglich iſt. Vielleicht wird ſich einer oder der andere daran ärgern. Was kann ich machen? Beſſer iſt es ich mache ihn einmal verdrüßlich, als mich alle Tage. Dieſes würde ein beſtändiger Zwang ſeyn. Zu was Ende flieht man denn die Dienſtbarkeit der Höfe, wenn man dieſelbe mit in ſein Neſt ſchleppet? Eben ſo iſt es in allen Geſellſchaften eine ausgemachte Regel, es komme dem Geringern zu ſich am erſten an den beſtimmten Orte ein zu finden, weil es dem Angeſehenſten beſſer anſtehet auf ſich warten zu laſſen.

ihn beſuchet in Acht zu nehmen hat.

Gleichwohl entfernete ſich der König Franciſcus bey der Zuſammenkunft, welche zwiſchen dem Pabſte Clemens (*) und ihm zu Marſeille geſchehen ſollte, nachdem er alle nöthige Anſtalten gemacht, von der Stadt, und gönnete dem Pab-

Gewöhnliche Ceremonie bey Zuſammenkünften großer Herren.

(*) Dem ſiebenden dieſes Namens, im Jahre 1533.

Pabſte zween oder drey Tage Zeit ſeinen Einzug zu halten und aus zu ruhen, ehe er denſelben beſuchte. Gleichergeſtalt gab auch der Kaiſer, als er ſich nebſt dem Pabſte zu Bologna einfand, dem Pabſte Gelegenheit zu erſt ſeinen Einzug daſelbſt zu halten, und kam erſt nach demſelben an (*). Es iſt, heißt es, bey den mündlichen Unterredungen ſolcher Herren der Gebrauch ſo, daß der vornehmſte ehe als die andern an dem beſtimmten Orte iſt; ia eher als derienige, bey welchem die Verſammlung gehalten wird. Man leget dieſes ſo aus, als ob es zeigen ſollte, daß der Geringere dem Höhern, nicht aber der Höhere dem Geringern, aufwartet und ſuchet.

Die übertriebene Höflichkeit iſt zu tadeln.

Nicht allein jedes Land, ſondern iede Stadt, und ieder Stand, hat ſeine beſondere Höflichkeit. Ich bin in meiner Kindheit allzu ſorgfältig dazu angeführet worden, und habe mich in allzu guter Geſellſchaft befunden, als daß mir die Geſetze unſerer Franzöſiſchen Höflichkeit unbekannt ſeyn ſollten: ia, ich wollte andern darinnen Unterricht geben. Ich achte mich auch gerne darnach; aber nur nicht ſo ſklaviſch, daß mein Leben dadurch Zwang leidet. Es ſind einige verdrießliche Umſtände darunter, die man aber aus der Acht laſſen kann, wenn es nur aus Klugheit, und nicht aus Verſehen geſchieht, und deswegen bleibt man doch noch eben ſo artig. Ich habe öfters Leute aus allzu großer Höflichkeit unhöflich, und aus großer Dienſtfertigkeit überläſtig werden ſehen.

Uebri-

(*) Der Kaiſer Carl V. und der Pabſt Clemens VII. kamen daſelbſt zu Ende des Jahres 1532 zuſammen. S. Hiſt. di Guiccardini L. XX. p. 535.

Uebrigens iſt die Wiſſenſchaft ſich gut auf zu führen, eine ſehr nützliche Wiſſenſchaft. Sie verſchaft uns, eben ſo wie die Artigkeit und Schönheit, gleich von der erſten Stunde an Geſellſchaft und Vertraulichkeit. Sie bahnet uns folglich den Weg uns anderer ihre Beyſpiele zu Nutze zu machen, und auch unſer eignes Beyſpiel zu zeigen, wenn es etwas lehrreiches und gemeinnütziges hat. Nutzen einer anſtändigen Höflichkeit.

Das XIV. Hauptſtück.

Man wird geſtraft, wenn man ſich ohne Grund in einer belagerten Stadt hartnäckig vertheidiget.

Die Tapferkeit hat, wie die andern Tugenden, ihre Schranken, welche man nicht überſchreiten kann, ohne auf die Bahn des Laſters zu gerathen. Man kann alſo von derſelben auf Verwegenheit, Halsſtarrigkeit, und Thorheit verfallen, wenn man ihre Gränzen nicht recht kennt, welche wirklich an den äußerſten Enden ſchwer zu unterſcheiden ſind. Von der Tapferkeit und ihren Gränzen.

Aus dieſer Betrachtung iſt die Gewohnheit, welche wir in dem Kriege beobachten, entſtanden, der zu folge wir diejenigen, die ſich in einem Platze, der nach den Kriegsregeln nicht vertheidiget werden kann, allzu hartnäckicht wehren, zuweilen wohl gar an dem Leben ſtrafen. Denn wenn keine Strafe darauf ſtünde, ſo würde das ſchlechteſte Neſt eine ganze Armee aufhalten. Der Herr Conneſtable de Mommorancy hatte bey der Belagerung von Pavia Befehl erhalten über Warum eine allzu hartnäckichte Gegenwehre in einer belagerten Stadt beſtrafet wird.

den

den Teſin zu gehen, und ſich in der Vorſtadt des H. Antonius zu ſetzen (*). Allein er ward von einem Thurme auf dem Ende der Brücke verhindert, welcher ſo hartnäckicht war, daß er beſchoſſen werden mußte; und ließ hernach alle die darinnen waren, deswegen aufhenken. Als er nach der Zeit den Dauphin auf der Reiſe ienſeits des Gebürges begleitete, das Schloß Villano mit Gewalt eingenommen hatte, und die ſämmtliche Beſatzung von den Soldaten in der Wuth niedergehauen worden war, bis auf den Capitain und Fähndrich, (**) ließ er auch dieſe aus eben der Urſache aufhenken und erwürgen. Eben ſo machte es auch der Capitain Martin du Bellay, damaliger Stadthalter in Turin, in eben der Gegend mit dem Capitain von S. Bony (***), nachdem der übrige Theil von deſſen Leuten bey Eroberung des Ortes niedergemacht worden war. Man beurtheilt die Stärke und Schwäche eines Ortes, nach der Wichtigkeit und Beſchaffenheit der Macht, mit welcher er angegriffen wird: denn einer, welcher ſich billig wider ein Paar Feldſchlangen zur Gegenwehre ſetzt, würde unſinnig handeln, wenn er dreyßig Canonen erwartete. Man zieht hierbey noch die Hoheit des kriegenden Prinzens, ſeinen großen Namen, und die Ehrerbietung, welche man ihm ſchuldig iſt, mit in Betrachtung. Allein es iſt zu beſorgen, daß man auf dieſer Seite ein wenig zu weit geht. Manche ha-

(*) *Memoires* de Martin du Bellay Liv. II. fol. 82.

(**) *Memoires* de Guillaume du Bellay L. VII. fol. 402.

(***) Id. *ibid.* Liv. IX. fol. 425.

haben von ſich und ihrer Macht eine ſehr hohe Meynung, und können ſich nicht einbilden, daß etwas würdig ihnen die Stirne zu bieten. Sie laſſen daher, ſo lange ihnen das Glück günſtig iſt, alles, was ſich ihnen widerſetzt, über die Klinge ſpringen. Man ſiehet dieſes aus den trotzigen, übermüthigen, und befehleriſchen Formeln, mit welchen die morgenländiſchen Prinzen, und ihre Thronfolger, auf zu fordern und Krieg an zu kündigen pflegen. In der Gegend, durch welche die Portugieſen in Indien einbrachen, fanden ſie Länder, in welchen das allgemeine und unverletzliche Geſetz galt, daß jeder Feind, der von dem Könige entweder in eigener Perſon, oder durch deſſen Befehlshaber, überwunden worden war, auf keine Art wieder losgekauft werden oder Gnade erlangen konnte. Alſo muß ſich einer, ſo viel er kann, beſonders in Acht nehmen, daß er nicht einem feindlichen, ſieghaften, und gerüſteten Richter, in die Hände fällt.

Das XV. Hauptſtück.

Von der Strafe der Feigheit.

Wie die Feigheit an einem Soldaten geſtrafet werden ſoll.

Ich habe einmal einen gewiſſen Prinzen und ſehr großen Feldherrn, welchem bey der Tafel der Proceß des Herrn von Vervins erzählet wurde, der wegen der Uebergabe von Bologna zum Tode verdammt worden war, (*) behaupten hören, ein Sol-

(*) Er übergab dieſe Stadt an den König von Engelland Heinrich VIII. der ſie in eigner Perſon be-

Soldate könnte wegen Furchtſamkeit nicht an dem Leben geſtrafet werden. In Wahrheit, man muß billig zwiſchen den Fehlern, welche von unſerer Schwachheit herrühren, und denen, welche von unſerer Bosheit herkommen, einen großen Unterſcheid machen. Bey ienen widerſtreben wir wiſſentlich den Regeln der Vernunft, welche uns die Natur eingepräget hat. Bey dieſen aber können wir uns, wie es ſcheint, auf die Natur ſelbſt berufen, die uns in ſolcher Unvollkommenheit und Ohnmacht gelaſſen hat. Daher kömmt es, daß eine Menge Leute der Meynung ſind, man könne uns bloß wegen ſolcher Handlungen, die wider unſer Gewiſſen ſind, zur Strafe ziehen. Auf dieſen Grundſatz gründet ſich zum Theile das Urtheil dererienigen, welche es misbilligen, daß man die Ketzer und Irrgläubigen an dem Leben ſtrafet: desgleichen auch die Meynung, daß Sachwalter und Richter für einen aus Unwiſſenheit in ihrem Amte begangenen Fehler nicht ſtehen dürfen.

Wie man die Feigheit gemeiniglich beſtrafet.

Allein, was die Feigheit betrifft, ſo iſt es gewiß, daß dieſelbe gemeiniglich mit Schimpf und Schande beſtrafet wird. Man hält dafür, daß dieſe Regel zuerſt von dem Geſetzgeber Charondas aufgebracht worden ſey. Vorher hatten die Griechiſchen Geſetze dieienigen, welche aus einer Schlacht geflohen waren, an dem Leben geſtrafet. Allein dieſer machte gegentheils bloß die Verordnung (**), daß ſie drey Tage hinter einander mitten auf einem öffentlichen Platze in Weibeskleidern ſitzen ſollten;

lagerte. S. *Memoires* de Martin du Bellay, L. X. fol. 506. ſeq.

(*) Diod. Sic. Lib. XII. Cap. 4.

ken; in der Hoffnung, daß er ſie noch wieder würde brauchen können, wenn er ſie durch dieſen Schimpf wieder beherzt gemacht hätte. Suffundere malis hominis ſanguinem, quam effundere. (*) Dem Anſehen nach ſtraften auch die Römiſchen Geſetze vor Alters diejenigen, welche geflohen waren, an dem Leben. Ammianus Marcellinus ſagt, der Kaiſer Julianus hätte zehen Soldaten, welche in einem Treffen mit den Parthern ausgeriſſen waren, abſetzen und am Leben ſtrafen laſſen, und dieſes, wie er ſpricht, **den alten Geſetzen gemäß.** (**) Gleichwohl verdammt er ein andermal andere, wegen eines gleichen Fehlers, bloß dazu (***), daß ſie unter den Gefangenen bey dem Troſſe bleiben ſollten. Die ſtrenge Ahndung, welche das Römiſche Volk an denenjenigen Soldaten ausübete, welche in der Schlacht bey Cannä entflohen waren, desgleichen in eben dem Kriege an denenjenigen, welche dem Cneius Fulvius bey ſeiner Niederlage begleitet

(*) Bemühe dich vielmehr das Blut dem beſchämten Menſchen in das Geſicht zu treiben, als daſſelbe zu vergieſſen. Tertull. *Apolog.* p. 583. Tom. II. Edit. Beati Rhenani Pariſiis A. 1566. Tertullian redet hier von einem allzu grauſamen Geſetze wider die, welche Geld ſchuldig waren, welches der Kaiſer Sever abſchaffete, und an die Stelle der Lebensſtrafe die Verkaufung der Güter ſetzte. Et in pudoris notam, ſagt Tertullian, capitis poena conuerſa, honorum adhibita proſcriptione: ſuffundere maluit hominis ſanguinem, quam profundere.

(**) Lib. XXIV. c. 4. Edit. Franciſci le Preux, Lugd. 1600.

(***) Ammianus Marcell. L. XXV. c. 1.

hatten, erſtreckte ſich nicht bis an das Leben. Gleichwohl ſteht zu beſorgen, daß ſie die Scham zur Verzweiflung bringen, und nicht allein zu kaltſinnigen Freunden, ſondern gar zu Feinden, machen dürfte.

Zu unſerer Väter Zeiten hatte der Herr von Franget, der ehedem Lieutenant unter der Compagnie des Herrn Marſchalls von Chatillon geweſen, hernach aber von dem Herrn Marſchalle von Chabannes an die Stelle des Herrn du Lüde zum Stadthalter in Fontarabien gemacht worden war (*), dieſe Stadt an die Spanier übergeben. Er ward daher ſeines Adels beraubt; und für ſich und ſeine Nachkommen aller Ehren und Würden verluſtig, ſteuerbar, und unfähig Waffen zu tragen, erkläret: welches ſcharfe Urtheil auch zu Lyon vollzogen wurde. Seit der Zeit mußten alle Edelleute, welche ſich in Guiſe befanden, als der Graf von Naſſau hinein drang, eben die Strafe leiden; (**) und ſeit der Zeit noch andere mehr. Nichtsdeſtoweniger, wenn eine Unwiſſenheit oder Feigheit ſo gar grob oder ſichtlich wäre, daß ſie alle gewöhnlichen überträfe, ſo würde es nicht unbillig ſeyn, ſie als einen hinlänglichen Beweis der Bosheit und Ruchloſigkeit zu betrachten, und auf dieſen Fuß zu beſtrafen.

Das

(*) Im Jahre 1523. = Fontarabien ward das folgende Jahr von dem Frauget, wie ihn der P. Daniel in ſeiner *Hiſtoire de France* beſtändig nennet, übergeben. Vielleicht iſt Franget nur ein Druckfehler: welches mir deswegen wahrſcheinlich vorkömmt, weil dieſer Stadthalter in den *Memoires* de Martin du Bellay. Liv. II. fol. 69. verſo ſeqq. beſtändig Frauget genennet wird.

(**) Im Jahre 1536. *Memoires* de Guillaume du Bellay. Liv. VII. fol. 324.

Das XVI. Hauptſtück.

Von dem Verhalten einiger Abgeſandten.

Ich beobachte auf meinen Reiſen die Gewohnheit, damit ich durch den Umgang mit andern, (welcher die beſte Schule iſt,) immer etwas lerne, daß ich dieienigen, mit welchen ich ſpreche, immer auf ſolche Dinge bringe, die ſie am beſten verſtehen. Eine löbliche Gewohnheit des Montagne.

(*) Baſti al nocchiero ragionar de' venti,
Al bifolco dei tori, e le ſue piaghe
Conti 'l guerrier, conti 'l paſtor gli armenti.

Denn es trägt ſich gegentheils am öfterſten zu, daß ieder, in der Meynung deſto mehr Ehre ein zu legen, lieber von der Handthierung eines andern, als von der ſeinigen, redet. So warf Archida-

(*) Der Steuermann begnüge ſich von den Winden, der Kühhirte von Ochſen, der Soldat von ſeinen Wunden, und der Schäfer von ſeinen Heerden, zu reden. Der letzte Engliſche Ueberſetzer des Montagne beobachtet, daß dieſe Italieniſche Verſe, deren Urheber ich nicht habe entdecken können, eine Nachahmung folgender zwo Zeilen des Properz Lib. II. Eleg. I. v. 43. 44. ſind.

Nauita de ventis, de tauris narrat arator,
Enumerat miles vulnera, paſtor oues.

Ein Italiener, der ein ſehr witziger Kopf iſt, und eine große Kenntniß von Büchern, beſonders von den beſten Italieniſchen beſitzt, hat mich verſichert, es gäbe eine Italieniſche Ueberſetzung in Verſen von dem Properz, aus welcher Montagne dieſe drey Zeilen entlehnet hätte.

damus dem Periander vor, er verſcherzte den Ruhm eines guten Arztes, um den Namen eines ſchlechten Poeten zu erlangen (*). Man ſehe nur, wie umſtändlich uns Cäſar ſeine zur Aufſchlagung der Brücken und Verfertigung der Kriegsmaſchinen dienlichen Erfindungen beſchreibet, und wie ſehr er ſich gegentheils der Kürze bedient, wenn er von den ſeinem Stande gemäſſen Verrichtungen, von ſeiner Tapferkeit, und ſeiner Art die Soldaten an zu führen, redet. Seine Thaten beweiſen genugſam, daß er ein vortreflicher Feldherr geweſen iſt. Er will ſich auch als einen vortreflichen Kriegsbaumeiſter zeigen: eine Eigenſchaft, die etwas ſeltſam iſt. Der ältere Dionyſius (*) war ein ſehr großer Heerführer, wie er es bey ſeinen Umſtänden ſeyn mußte: allein er bemühete ſich hauptſächlich durch die Dichtkunſt, auf welche er ſich ſchlecht verſtand, Ruhm zu erlangen. Ein Rechtsgelehrter, welcher vor etlichen Tagen in eine Studirſtube geführt wurde, die mit allen Arten, ſowohl zu ſeiner, als zu andern Wiſſenſchaften gehörigen Bücher verſehen war, fand darinnen keine Gelegenheit ſich die Zeit zu vertreiben. Allein er tadelte auf eine harte und meiſterliche Art einen der Studirſtube gerade gegen über angelegten Schlagbaum, bey welchem täglich hundert Kriegsoberſten und Soldaten vorbey gehen, ohne daß ſie etwas daran aus zu ſetzen finden.

(*) Optat

(*) Plutarch. *Apophthegm. Lacon.* unter dem Artikel, Archidamus Sohn des Ageſilaus.

(**) Diod. Sicul. L. XV. c. 6.

(*) Optat ephippia bos piger, optat arare Caballus.

Auf dieſe Art wird einer niemals etwas taugliches zu Werke bringen. Alſo muß man den Baumeiſter, den Maler, den Schuſter, und ſo weiter, allezeit auf ſeinen Leiſten weiſen.

Wie viel daran gelegen iſt, daß man den Stand eines Geſchichtſchreibers weiß.

Und damit ich bey der Gelegenheit etwas von dem Leſen der Geſchichte melde, welches für jedermann iſt: ſo pflege ich hauptſächlich dabey zu betrachten, wer die Schriftſteller ſind. Sind es Leute, die ſich bloß auf die Gelehrſamkeit legen: ſo lerne ich ihnen hauptſächlich die Schreibart, und Art des Ausdrucks, ab. Sind es Arzneyverſtändige: ſo traue ich ihnen beſonders bey dem, was ſie uns von der Witterung, von der Geſundheit und Leibesbeſchaffenheit der großen Herrn, von den Wunden und Krankheiten, ſagen. Sind es Rechtsgelehrte: ſo muß man von denſelben die Rechtsſtreitigkeiten, die Geſetze, die Einrichtung der Policey, und dergleichen, kennen lernen. Sind es Gottesgelehrte: die Begebenheiten, welche ſich in der Kirche ereignet haben, die Kirchenſtrafen, die Diſpenſationen, und die Eheſachen. Sind es Hofleute: die Sitten und Cäremonien. Sind es Kriegsleute: was zu ihrem Stande gehöret; und hauptſächlich die umſtändliche Beſchreibung der Unternehmungen, bey welchen ſie in Perſon zugegen geweſen ſind. Sind es Abgeſandte: die heimlichen Anſchläge, Verſtändniſſe, und Ränke, und was dabey in Acht zu nehmen iſt.

(*) Der träge Ochſe wünſcht ſich den Sattel, das Roß den Pflug. Horat. *Epiſt.* 14. Lib. I. v. 43.

Ob die Abgeſandten ihren Herrn etwas von ſeinen Angelegenheiten verbergen dürfen.

Aus dieſer Urſache habe ich in der Geſchichte des Herrn von Langey, der ſich auf dergleichen Dinge ſehr wohl verſtehet, etwas erwogen und angemerket, was ich bey einem andern übergangen haben würde. Die Sache kömmt darauf an. Der Herr von Langey erzählet die ſchönen Vorſtellungen, welche der Kaiſer Carl V. in dem Kirchenrathe zu Rom in Gegenwart des Biſchofs von Macon, und des Herrn von Velly, unſerer Abgeſandten, gethan hat. Es hatte nämlich dieſer Kaiſer viel anzügliche Worte wider uns mit eingemiſchet, und unter andern geſagt, (*) wenn ſeine Kriegsoberſten und Soldaten nicht getreuer wären, und die Kriegskunſt nicht beſſer verſtünden, als des Königes ſeine, ſo wollte er ſich den Augenblick einen Strick um den Hals legen, und denſelben um Gnade bitten: wovon er, wie es ſcheint, wirklich etwas geglaubet haben mag, weil er dieſe Worte nach der Zeit noch zwey oder dreymal in ſeinem Leben wiederholet hat. Ja, er hatte den König heraus gefordert, (**) ſich mit ihm auf den Degen und den Dolch im Hemde auf einem Schiffe zu ſchlagen. Ferner ſetzt gedachter Herr von Langey in dem Verfolge ſeiner Geſchichte noch hinzu, daß die erwähnten Abgeſandten zwar dem Könige hievon Nachricht gegeben, ihm aber das meiſte davon verſchwiegen, und ſogar die zween vorhergehenden Artikel verheelet hätten (***). Allein, mir kömmt es ſehr befremdlich vor, daß ein Abgeſandter ſollte verabſäumen können ſeinem Herrn von ſo wichtigen Dingen Bericht

(*) *Memoires* de Martin du Bellay L. V. fol. 229.

(**) Id. ibid. fol. 227. verſo.

(***) Ibid. fol. 234. verſo.

richt ab zu ſtatten, die eine ſolche Perſon betreffen, und in einer ſo zahlreichen Verſammlung vorgegangen waren. Vielmehr würde es mir die Pflicht eines Dieners zu ſeyn geſchienen haben, die Sachen getreulich mit allen Umſtänden, welche dabey vorgefallen, zu melden, damit der Herr nach ſeinem eigenen Gefallen Anſtalten treffen, urtheilen, und wählen könnte. Meiner Meynung nach handelt der, welcher die Wahrheit verfälſchet, oder ſie dem andern verbirget, aus Furcht er möchte ſie ungleich auslegen, und dadurch zu einer Ausſchweifung verleitet werden, ihm aber dabey die wahre Beſchaffenheit ſeiner Umſtände nicht wiſſen läſſet, als Herr, und nicht als Diener: als Vormund und Lehrmeiſter; nicht aber als einer, der ſich weder ſo viel Gewalt, noch ſo viel Klugheit und Einſicht, als der andere, beymeſſen darf. Es ſey wie es wolle: ich, für meine Wenigkeit, möchte nicht ſo bedienet ſeyn.

Einem Landesherrn darf nichts lieber ſeyn, als wenn ihm ſeine Unterthanen auf das genaueſte gehorchen.

Wir entziehen uns ſehr gerne unter einigem Vorwande der Unterthänigkeit, und maſſen uns der Herrſchaft an. Jeder trachtet ſo natürlich nach der Freyheit und Gewalt, daß ein Oberherr bey ſeinen Dienern auf nichts ſo ſehr, als auf einen bloſſen und unbedingten Gehorſam, zu ſehen hat. Man verlezt die Oberherrſchaft, wenn man nur aus Gefälligkeit und nicht aus Unterwürfigkeit gehorſamet (*). P. Craſſus, welchen die Römer

(*) Wie ich ſehe hat Herr Barbeyrac über den Puffendorf L. 5. cap. 4. not. 2. angemerket, daß dieſer Gedanke aus dem A. Gellius genommen iſt, der ſich folgendergeſtalt ausdrücket: Diſſolui atque cor-

mer fünffach glücklich achteten, (*) ſchickte, da er in Aſien Conſul war, einem Griechiſchen Kriegsbaumeiſter Befehl zu, den größten von den zween Maſtbäumen, welche er zu Athen geſehen, herbey ſchaffen zu laſſen, weil er denſelben ſtatt eines Mauerbrechers brauchen wollte. (**) Dieſer nahm ſich die Freyheit, in der Meynung, daß er es beſſer verſtünde, eine andere Wahl zu treffen, und ſchaffete den kleineſten hin, der nach den Grundſätzen der Kunſt der bequemſte war. Craſſus hörte ſeine Urſachen gedultig an, ließ ihn aber nichts deſtoweniger weidlich auspeitſchen; weil ihm mehr an der Beobachtung der Kriegszucht, als an der Vollführung des vorhabenden Unternehmens, gelegen war. Gleichwohl könnte man auf der andern Seite auch in Betrachtung ziehen, daß dieſer ſo ſtrenge Gehorſam nur bey ausdrücklichen und beſtimmten Befehlen nöthig iſt. Die Abgeſandten haben mehr Freyheit bey ihrer Verrichtung, welche in vielen Stücken völlig in ihrem Gutachten ſtehet. Sie erfüllen den Willen ihres Herrn nicht ſchlechterdings, ſondern regieren und lenken denſelben durch ihre Rathſchläge. Ich habe zu meiner Zeit geſehen, daß man Befehlshabern einen Verweis gegeben hat, weil ſie ſich mehr nach den Worten des königlichen Schreibens, als nach

corrumpi officium omne imperantis ratus, ſi quis ad id, quod facere iuſſus eſt, non obſequio debito, ſed conſilio non deſiderato, reſpondeat. Aul. Gellius L. I. c. 13.

(*) Weil er ſehr reich, von ſehr gutem Adel, ſehr beredt, ſehr in Rechten erfahren, und Oberprieſter, geweſen iſt. Aul. Gell. *Noct. Attic.* L. I. c. 13.

(**) Id. ibid.

nach den Umſtänden, welche ſie vor ſich geſehen hatten, gerichtet. Verſtändige Leute misbilligen noch heute zu Tage die Gewohnheit der Perſiſchen Könige, die ihre Bevollmächtigten und Stadthalter ſo ſehr einſchränken, daß ſie bey den geringſten Dingen auf ihren Befehl warten müſſen: welche Weitläuftigkeit in einem ſo großen Reiche, ihnen öfters ſehr nachtheilig geweſen iſt. Craſſus ſchrieb an einen Mann, der das Handwerk verſtund, und meldete ihm zugleich, wozu er den Maſtbaum brauchen wollte. Hatte es alſo nicht das Anſehen, daß er ihm deswegen zu Rathe zöge, und ſeinem eigenen Gutachten zu folgen erlaubte?

Das XVII. Hauptſtück.

Von der Furcht.

Obſtupui, ſteteruntque comae, et vox faucibus haeſit (*)

Ich bin kein guter Naturaliſte, (wie man zu reden pflegt) und weiß nicht, durch was für Mittel die Furcht in uns wirkt. Allein, ſo viel iſt gewiß, daß ſie eine wunderſame Leidenſchaft iſt. Die Arzneyverſtändigen ſagen, es gäbe keine einzige, welche unſere Vernunft mehr in Unordnung bringt. Und in Wahrheit, ich habe viele Leute geſehen, die vor Furcht unſinnig geworden ſind: denn ſie verurſacht gewiß auch bey dem Gelaſſenſten, ſo lange ihr Anfall dauert, ſchreckliche Ver-

(*) Virg. *Aeneid.* L. II. v. 774.
Vor Schrecken ward ich ſtumm, es ſtarrte mir das Haar.

Verblendungen. Ich will nicht von dem Pöbel reden, welchem ſie bald ſeine aus den Gräbern hervorkommende und in ihr Schweißtuch eingehüllte Voraltern, bald Währwölfe, Kobolte, und andere Ungeheuer, vorſtellet. Allein, wie oft hat ſie nicht ſogar bey den Soldaten, wo ſie doch am wenigſten Platz finden ſollte, eine Heerde Schaafe in ein Geſchwader Küraßier, Rohr und Schilf in Geharniſchte und Lanzenknechte, unſere Freunde in unſere Feinde, das weiſſe Kreuz in das rothe, verwandelt? Als der Herzog von Bourbon Rom einnahm, (*) ward ein Fähndrich, der mit unter der Beſatzung in der S. Petersburg war, (**) bey dem erſten Lärmen von einem ganz gewaltigen Schrecken befallen. Denn, er ſprang durch ein von dem feindlichen Geſchütze gemachtes Loch, mit der Fahne in der Fauſt, aus der Stadt gerade unter die Feinde, in der Meynung er lieſe nach dem innern Theile der Stadt zu. Doch da er des Herzogs von Bourbon Leute erblickte, welche nicht anders dachten, als die Belagerten thäten einen Ausfall, und ſich daher zur Gegenwehre in Ordnung ſtellten, beſann er ſich endlich mit genauer Noth, kehrte um, und machte ſich durch eben das Loch, durch welches er mehr als dreyhundert Schritte weit in das Feld gelaufen war, wieder in die Stadt. Dem Fähndriche des Hauptmanns Julle glückte es nicht ſo gut, als uns S. Paul durch den Grafen von Bures und den Herrn du Reu weggenommen wurde. Denn als dieſer vor Schrecken durch ein Schießloch mit ſeiner Fahne aus der Stadt herausſprang, ward er von den

(*) Im Jahre 1257.

(**) *Memoires* de Martin du Bellay Liv. III. fol. 109.

den Belagerern in Stücken gehauen (*). In eben der Belagerung war auch die Furcht merkwürdig, welche einen Edelmann überfiel, einnahm, und das Herz dergeſtalt beklemmete, daß er unverwundet bey der Breſche gleich todt niederfiel. (**)

Gleicher Unſinn treibt zuweilen eine ganze Menge. Bey einem Scharmützel, welchen Germanicus mit den Deutſchen hatte, nahmen zween Haufen vor Schrecken ganz entgegen geſetzte Wege, ſo daß einer von daher flohe, wo der andere hinzog. Bald macht ſie uns Flügel an die Ferſen, wie den beyden erſten: bald nagelt ſie uns die Füſſe an und feſſelt dieſelben. Von dem Kaiſer Theophil lieſet man, er ſey in einer Schlacht, die er wider die Saracenen verloren, ſo betäubt und auſſer ſich geſetzt worden, daß er ſich nicht einmal auf die Flucht begeben können: adeo pauor etiam auxilia formidat (***). Endlich aber habe Manuel, einer von ſeinen vornehmſten Kriegsoberſten, nachdem er ihn gerüttelt und geſchüttelt, um ihn gleichſam aus einem feſten Schlafe auf zu wecken, zu ihm geſagt: **Ich ermorde dich, wenn du mir nicht folgeſt. Denn, es iſt beſſer du verlierſt das Leben, als du wirſt gefan-**

Ganz verſchiedene Wirkungen der Furcht.

(*) *Memoires* de Guillaume du Bellay L. VIII. fol. 384. verſo. Und den habe ich mit meinen Augen geſehen, ſagt du Bellay.

(**) Id. *ibid.* fol. 385. So gerieth auch, fährt Wilhelm du Bellay fort, ein Edelmann, der bey mir war, in ein ſolches Schrecken, daß er, ohne getroffen zu ſeyn, todt niederfiel: denn ich ließ ihn beſichtigen.

(***) So ſehr erſchrickt die Furcht auch vor der Hülfe. Curtius Lib. III. cap. II.

fangen, und bringſt das Reich ins Verderben (*).

Die Furcht treibt zuweilen zu kühnen Unternehmungen an.

Ihre äußerſte Stärke zeigt ſie alsdann, wenn ſie uns zu ihrem Behufe wieder zu der Herzhaftigkeit antreibet, die ſie unſerer Schuldigkeit und Ehre vorher entzogen hat. In der erſten rechtmäßigen Schlacht, welche die Römer wider den Hannibal unter dem Conſul Sempronius verloren, ward ein Haufen wohl von zehen tauſend Mann Fußvolk von Furcht befallen. Er drang daher mitten durch das feindliche Heer, weil er ſeiner Feigheit keinen andern Weg zu ſuchen wußte, ſchlug ſich mit einer wunderbaren Gewalt, zu großem Verluſte der Karthaginenſer, durch, und erkaufte alſo eine ſchimpfliche Flucht um eben den Preis, um welchen er einen herrlichen Sieg hätte erlangen können (**).

Die Furcht erſtickt alle andere Leidenſchaften.

Ich, für meine Perſon, fürchte mich vor nichts ſo ſehr, als vor der Furcht. Und ſie iſt auch wirklich empfindlicher, als alle andere Zufälle. Könnte wohl eine Regung ſchmerzlicher und gerechter ſeyn, als der Freunde des Pompeius ihre war, da ſie auf ihrem Schiffe Zuſchauer dieſes ab-

(*) Oder vielmehr nach dem Griechiſchen des Zonaras, aus welchem dieſe Erzählung genommen iſt, und ziehſt dem Reiche eine ſolche Schande zu. Ὁ Μαγȣηλ το ξιφος σπασαμενος, ει μη ἐποιο μοι φησιν, αυτικα σε ανελω. Κρεισσον γαρ σε θανειν η ληφθηναι τοις εναντιοις αιχμαλωτον, και τοιȣτον αισχος τη πολητεια Ρωμαιων περιποιησασθαι. *Jo. Zonarae* Monachi *Tomus Hiſtoriarum III.* pag. 120. in folio Baſil. 1557.

(**) Liu. Lib. XXI. c. 56.

abſcheulichen Mordes abgaben? Gleichwohl erſtickte die Furcht vor den Egyptiſchen Segeln, welche ſich zu nähern anfiengen, dieſe Regung. Sie waren, wie man beobachtet hat, auf weiter nichts bedacht, als die Bootsknechte an zu treiben, daß ſie ihr Beſtes thun, und ſich durch Hülfe der Ruder zu retten ſuchen möchten: bis ſie endlich, nachdem ſie zu Tyrus angelangt waren, und weiter nichts zu fürchten hatten, ihre Gedanken auf den erlittenen Verluſt zu richten, und den Klagen und Thränen, welche die andere weit ſtärkere Leidenſchaft zurück gehalten hatte, nach zu hängen Zeit hatten (*).

(**) Tum pauor ſapientiam mihi omnem ex animo expectorat.

Dieienigen, welche in einem Treffen übel zugerichtet worden ſind, kann man, wenn ſie gleich noch verwundet und mit Blute bedecket ſind, den Tag darauf nochmals wider den Feind führen. Allein die, welche durch den Feind einmal rechtſchaffen in Furcht geiagt worden ſind, wird man nimmermehr ſo weit bringen, daß ſie demſelben nur unter die Augen gehen ſollten. Dieienigen, welche ihr Vermögen zu verlieren, verbannt, unter

(*) Cic. *Tuſc. Quaeſt.* L. III. c. 27. Conſtabat eos, qui concidentem vulneribus Cn. Pompeium vidiſſent, quum in illo ipſo miſerrimo ſpectaculo ſibi timerent, quod ſe claſſe hoſtium circumfuſos viderent, nihil tum aliud egiſſe, niſi vt remiges hortarentur, et vt ſalutem adipiſcerentur fuga: poſteaquam Tyrum veniſſent tum afflictari lamentarique coepiſſe.

(**) Alsdann beraubt mich die Furcht ganz des Verſtandes. Cic. *Quaeſt. Tuſc.* L. IV. cap. 8.

ter das Joch gebracht zu werden, befürchten müſſen, ſind in ſtetswährender Angſt, und vergeſſen Trinken, Eſſen, und Schlafen: da gegentheils die Armen, die Verbanneten, die Knechte, öfters eben ſo vergnügt als andere leben. So viele Leute, die ſich aus Ungedult über ihrer heftigen Furcht erhenkt, erſäuft, und von Höhen geſtürzt haben, lehren uns mehr als zu wohl, daß ſie beſchwerlicher und unerträglicher als der Tod ſelbſt iſt.

Die Griechen erkennen noch eine beſondere Art der Furcht, welche von keinem Irrthume unſers Verſtandes herrühret, ſondern, wie ſie ſagen, ohne daß man eine Urſache davon ſieht, und durch einen Trieb des Himmels, kömmt. Oefters werden ganze Völker, und ganze Kriegesheere, davon befallen. Dergleichen war die, welche zu Karthago alles in eine ſo ſeltſame Unordnung brachte. Man hörte daſelbſt nichts als Winſeln, und ängſtliches Geſchrey. Man ſahe die Einwohner nicht anders, als wenn Lärm gemacht worden wäre, aus ihren Häuſern heraus laufen, auf einander los gehen, ſich unter einander verwunden und ermorden, gleich als ob Feinde die Stadt eingenommen hätten. (*) Alles war in Verwirrung und Raſerey, bis ſie endlich durch Gebeth und Opfer den Zorn der Götter beſänftiget hatten. Man nennt dieſes ein **Paniſches Schrecken.** (**)

Das

(*) Diod. Sic. L. XV. c. 7.
(**) Id. ibid. et Plutarchus *de Iſide et Oſiride* c. 8.

Das XVIII. Hauptſtück.

Daß man von unſerm Glücke nicht eher, als nach dem Tode, urtheilen darf.

Scilicet (*) vltima ſemper
Expectanda dies homini eſt, dicique beatus
Ante obitum nemo ſupremaque funera debet.

Die Kinder wiſſen ſchon die hieher gehörige Erzählung von dem Könige Kröſus, welcher, als er von dem Cyrus gefangen und zum Tode verdammt worden war, eben da die Vollziehung der Todesſtrafe vor ſich gehen ſollte, ſchrie, **Ach Solon! Solon!** (**) Man hinterbrachte dieſes dem Cyrus. Und da er ſich hierauf erkundigen ließ, was dieſe Worte bedeuten ſollten, antwortete Kröſus, er bekräftigte nunmehr zu ſeinem Schaden die Warnung, welche ihm Solon ehedem gegeben hätte, daß ſich die Menſchen, ſo freundlich ſie auch das Glück anlacht, nicht glücklich achten können, bis man ſie den letzten Tag ihres Lebens hinbringen geſehen hat: weil die Umſtände der Menſchen ſo ungewiß und veränderlich ſind, und durch den geringſten Zufall ein ganz anderes Anſehen bekommen. Eben daher antwortete Ageſilaus

(*) Der Menſch muß allezeit erſt den letzten Tag erwarten, und keiner kann vor ſeinem Tode glücklich genannt werden. Ovid. *Metamorph.* Lib. III. Fab. 2. v. 5.

(**) Herodot. L. I. p. 40.

ſilaus demienigen, der den König von Perſien glücklich pries, weil er in ſo iungen Jahren zu einem ſo mächtigen Stande gelangt wäre: **Ja, allein Priam war in dieſem Alter auch nicht unglücklich.** (*) Bald ſind aus Macedoniſchen Königen, aus Nachfolgern des großen Alexanders, Tiſcher und Schreiber zu Rom geworden: bald aus Siciliſchen Tyrannen, Schulmeiſter zu Korinth. Der Bezwinger der halben Welt, der ſo viele Kriegsheere unter ſich gehabt hat, muß armſeligen Bedienten des Egyptiſchen Königes faſt zu Füſſen fallen. So viel koſtete dem großen Pompeius die fünf oder ſechsmonatliche Verlängerung des Lebens! Zu unſerer Väter Zeiten hat man den Ludwig Sfortia den zehnten Herzog von Mayland, vor welchem ganz Italien ſo lange Zeit gezittert hatte, als einen Gefangenen zu Loches ſterben ſehen: aber, welches das ſchlimmſte für ihn war, nachdem er vorher zehn Jahre daſelbſt gelebet hatte. (**) Hat nicht die ſchönſte Königinn, die Wittwe des größten Königes in der Welt, durch des Scharfrichters Hand ſterben müſſen? (***) Schändliche und wilde Grauſamkeit! Und der-

(*) Plutarch. *Apophthegm. Lacon.*

(**) In Touraine, unter der Regierung Ludewigs XII. welcher denſelben im Jahre 1500. dahin hatte bringen laſſen. Nella Torre di Locies, nella quala, ſagt Guiccardini, ſtette circa dieci anni, et inſino alla fine della vita, prigione richiudendoſi in una anguſta carcere i penſieri et l'ambitione di colui che prima apena capidano i termini di tutta l'Italia. *Hiſt. di Franceſco Guiccardini* zu Ende des vierten Buchs.

(***) Die Schottländiſche Königinn Maria, des Kö-

dergleichen Exempel giebt es tauſend. Es ſcheint, gleichwie ſich die Stürme und Ungewitter wider unſere ſtolze und prächtige Gebäude empören, daß auch dort oben Geiſter ſind, welche die Hohen dieſer niedern Welt beneiden.

(*) Vſque adeo res humanas vis abdita quaedam
Obterit, et pulcros faſces ſaeuasque ſecures
Proculcare, ac ludibrio ſibi habere videtur.

Ja das Glück ſcheint zuweilen den letzten Tag unſers Lebens recht mit Fleiß ab zu lauren, und zum Beweiſe ſeiner Macht, in einem Augenblicke alles zu Boden zu ſchmeiſſen, woran es viele Jahre gebauet hat, damit wir, wie ehedem Laberius, ſchreyen mögen: Nimirum hac die vna plus vixi, mihi quam viuendum fuit. (**) Alſo leidet Solons guter Rath eine ganz vernünftige Auslegung. Allein, Solon iſt ein Weltweiſer geweſen, von denen die Gunſt und Ungunſtbezeigungen des Glückes weder unter das Gute noch unter

Königs von Engelland Jacobs I. Mutter, welche auf Befehl der Königinn Eliſabeth im Jahre 1587. in Engelland enthauptet wordeniſt. Montagne muß dieſes lange Zeit nach der Stelle des folgenden Hauptſtückes geſchrieben haben, wo er ſagt, er habe das Jahr 1572 erreicht; und man findet es auch nicht in der Ausgabe von 1588. in 4.

(*) So gewiß iſt es, daß eine verborgene Macht die Unternehmungen der Menſchen vernichtet, und die Kennzeichen der höchſten Würden mit Füſſen zu treten und ihren Spott damit zu treiben ſcheinet! Lucret. L. V. v. 1231. ſeqq.

(**) Den einzigen Tag habe ich länger gelebt, als ich hätte leben ſollen. Macrob. L. II. c. 7.

das Böſe gezählet werden, und welche Hoheit und Macht für beynahe gleichgültige Zufälligkeiten halten. Aus dieſer Urſache ſcheint es mir wahrſcheinlich, daß er weiter geſehen, und damit zu verſtehen habe geben wollen, daß man ſogar dieienige Glückſeligkeit in unſerm Leben, welche auf die Ruhe und Zufriedenheit eines wohlgearteten Gemüths, und auf die Herzhaftigkeit und Standhaftigkeit einer tugendhaften Seele ankömmt, dem Menſchen nicht eher beylegen dürfe, bis man ihn den letzten und ohne Zweifel ſchwerſten Auftritt hat vorſtellen geſehen. Bey allen übrigen kann Verſtellung ſeyn. Denn, entweder prangen wir nur von auſſen mit unſer ſchönen Philoſophie: oder, die Zufälle rühren uns nicht ſogar empfindlich; und laſſen uns daher noch Zeit immerfort unſer geſetztes Weſen bey zu behalten. Allein in dem letzten Auftritte zwiſchen dem Tode und uns hat keine Häucheley mehr ſtatt. Man muß deutſch reden. Man muß einmal für allemal weiſen, was unten auf dem Grunde gutes vorhanden iſt.

(*) Nam verae voces tum demum pectore ab imo
Eiiciuntur, et eripitur perſona, manet res.

Dieſes iſt eben die Urſache, warum man bey allen Handlungen unſers Lebens ſehen muß, was ſie zuletzt für einen Strich halten. Dieſes iſt der Haupttag: der Tag, welcher Richter über alle die übrigen iſt. Dieß iſt der Tag, ſagt ein Alter, der

(*) Denn alsdann gehen erſt die Worte vom Herzen. Die Larve fällt weg, die wahre Geſtalt aber bleibt. Lucret. L. III. v. 57. 58.

der alle meine vorigen Jahre richten wird. Ich will es bis auf den Tod verſparen, den Nutzen meines Studirens zu beweiſen. Alsdann wollen wir ſehen, ob mir meine Worte nur aus dem Munde oder vom Herzen gehen. Ich habe viele geſehen, die ihr ganzes Leben durch ihren Tod in guten oder übeln Ruf gebracht haben. Scipio, der Schwiegervater des Pompeius, vernichtete durch ſeinen ſchönen Tod die üble Meynung, welche man bis dahin von ihm gehabt hatte. (*) Als Epaminondas gefragt wurde, wen er von den dreyen am höchſten ſchätzte, den Chabrias, den Iphikrates, oder ſich ſelbſt, gab er zur Antwort: **Man muß uns ſterben ſehen, ehe man den Ausſpruch thut.** (**) Gewiß, man würde dieſem vieles benehmen, wenn man ihm

(*) Dieſe Betrachtung iſt, wo ich mich nicht irre, aus dem Seneca genommen. Die Stelle iſt ein wenig lang, aber ſo ſchön, daß ich mich nicht enthalten kann dieſelbe ab zu ſchreiben. Seneca will ſeinen Freund wider die Furcht vor dem Tode ſtärken, und ſagt anfangs: Facilius exhortabor, ſi oſtendero non tantum fortes viros hoc momentum efflandae animae contemſiſſe, ſed quosdam ad alia ignauos in hac re exaequaſſe animum fortiſſimorum. Und unmittelbar darauf ſetzt er hinzu: ſicut illum Cn. Pompeii ſocerum Scipionem, qui contrario in Africam vento relatus, quum teneri nauem ſuam videret ab hoſtibus, ferro ſe transuerberauit: et quaerentibus vbi Imperator eſſet: *Imperator*, inquit, *bene ſe habet*. Vox haec illum parem maioribus fecit, et fatalem Scipionibus in Africa gloriam non eſt interrumpi paſſa. Multum fuit Carthaginem vincere, ſed amplius mortem. Seneca *Epiſt.* 24.

(**) Plutarch. *Apophthegm.*

ohne ſein glorreiches und großes Ende ſchätzte. Es hat Gott ſo gefallen: allein, ich habe zu meiner Zeit drey der ruchloſeſten und ſchändlichſten Menſchen, die ich iemals gekannt habe, und die ſich mit den abſcheulichſten Laſtern beflecket hatten, ein ſehr ordentliches und überaus ruhiges Ende nehmen geſehen. Es giebt wackere und glückliche Todesarten (*). Ich habe iemanden in dem beſten Fortgange ſeines Glückes, und in der ſchönſten Blüte ſeiner Jahre, auf eine ſo prächtige Weiſe ſterben geſehen, daß meiner Meynung nach ſeine ehrbegierigſten und herzhafteſten Unternehmungen nichts ſo hohes, als ihre Endſchaft, hatten. Er gelangte zu ſeinem Ziele, ohne darnach zu laufen, auf eine rühmlichere und herrlichere Art, als er gewünſchet oder gehoffet hatte; und kam durch ſeinen Fall der Gewalt und dem großen Namen zuvor, nach welchen er ſich beſtrebte. Ich, meines Theils, betrachte allezeit, ſo oft ich eines andern Leben beurtheilen will, wie der Ausgang deſſelben iſt; und laſſe die vornehmſten Bemühungen meines Lebens dieſe ſeyn, ihn gut, das heißt, ſtill und ſorgenfrey, zu machen.

Das

(*) Allem Anſehen nach redet Montagne hier von ſeinem Freunde la Boetie, bey deſſen Tode er zugegen geweſen iſt, wie man aus einer kleinen Schrift ſieht, welche Montagne 1571 zu Paris hat drucken laſſen, und in welcher er die merkwürdigſten Umſtände bey der Krankheit und dem Tode des la Boetie beſchreibt. Da dieſe Schrift beyden erlauchten Freunden Ehre macht, und ſehr ſelten zu haben iſt, ſo ſoll ſie dieſer Ausgabe beygefüget werden.

Das XIX. Hauptſtück.

Daß Philoſophiren ſterben lernen heiſſe.

Cicero ſagt (*), das Philoſophiren ſey nichts anders, als eine Vorbereitung zum Tode. Dieſes kömmt daher, weil das Studiren und die tiefſinnigen Betrachtungen unſere Seele einigermaſſen auſſer uns ziehen, und derſelben, ohne daß der Körper daran Theil hat, etwas zu thun verſchaffen; welches gleichſam eine Anweiſung zu dem Tode iſt, und eine gewiſſe Aehnlichkeit mit demſelben hat: oder vielmehr daher, weil alle Weisheit und alles Reden der Welt endlich darauf hinaus laufen, uns zu lehren, daß wir den Tod nicht fürchten ſollen. In der That, entweder weiß die Vernunft ſelbſt nicht was ſie will: oder, ſie muß bloß auf unſer Vergnügen ſehen, und alle ihre Bemühungen müſſen überhaupt auf nichts anders abzielen, als uns ein glückſeliges Leben und Ruhe zu verſchaffen, wie die H. Schrift ſagt (**). Die Meynungen der Menſchen ſtimmen darinnen überein, daß die Beluſtigung unſer Zweck ſey; ob ſie gleich unterſchiedene Mittel dazu zu gelangen ergreifen: ſonſt würde man dieſelben gleich anfangs verbannen. Denn, wer wollte einem Gehör geben, welcher unſern Verdruß und unſere Beſchwerlichkeit zu ſeinem End-

Was Philoſophiren heißt.

(*) Tota Philoſophorum vita commentatio mortis eſt. *Quaeſt. Tuſc.* L. I. 30. 31.

(**) *Eccleſ.* Cap. III. v. 12. Et cognoui quod non eſſet melius, quam laetari, et facere bene in vita ſua.

zwecke wählte? Die Streitigkeiten der Weltweiſen kommen alſo in dieſem Falle bloß auf Worte an. (*) Transcurramus ſolertiſſimas nugas. Es zeigt ſich hierbey mehr Eigenſinn und Zankſucht, als einem ſo ehrwürdigen Stande geziemet. Allein, der Menſch mag eine Perſon vorſtellen, welche er immer will, ſo ſpielt er doch allezeit die ſeinige mit unter.

Auf was Art die Wolluſt der Zweck und die Frucht der Tugend iſt.

Sie mögen ſagen, was ſie wollen: ſelbſt bey der Tugend iſt unſere Hauptabſicht die Wolluſt. Ich gebe ihnen mit Fleiſſe dieſes Wort an zu hören, welches ihnen ſo verhaßt iſt. Und bedeutet daſſelbe ein vorzüglich großes Vergnügen und ungemeines Ergötzen: ſo iſt es eher vermittelſt der Tugend, als vermittelſt ſonſt etwas, zu erhalten. Dieſe Wolluſt iſt deſto mehr eine wahre Wolluſt, ie lebhafter, ſtärker, und männlicher ſie iſt: ia, wir ſollten ihr den Namen des Vergnügens beylegen, welcher vortheilhafter, angenehmer, und natürlicher iſt, und ſie nicht Munterkeit (vigueur) nennen, wie wir gethan haben. Die andere niederträchtigere Wolluſt müßte, wenn ſie anders dieſen ſchönen Namen verdiente, denſelben nur gemeinſchaftlich, nicht aber vorzüglich führen. Ich finde ſie nicht ſo von Unbequemlichkeiten und Widerwärtigkeiten befreyet, als es die Tugend iſt. Ohne daran zu gedenken, daß ihr Genuß nur einen Augenblick dauert, flüchtig und vergänglich iſt: ſo geht ſie noch darzu nicht ununterbrochen fort, ſie hat ihre Beſchwerlichkeiten, und koſtet blutſauern Schweis; überdieß aber wird ſie von ſo vielerley ſchmerzhaften Leidenſchaften begleitet, und hat

(*) Wir wollen dieſe ſpitzfindigen Poſſen geſchwinde übergehen. Seneca Ep. 117.

hat zur Seite einen ſo ſtarken Ekel, daß derſelbe ſo gut als die Reue iſt. Wir thun ſehr unrecht, wenn wir meynen, ihre Unbequemlichkeiten dieneten ihrer Süßigkeit ſtatt eines Stachels und Gewürzes, gleichwie in der Natur entgegen geſetzte Dinge einander beleben; und hernach, wenn wir auf die Tugend zu reden kommen, ſprechen, ſie wäre mit dergleichen Folgen und Unbequemlichkeiten überhäuft, und würde dadurch rauh und unzugänglich gemacht: da dieſelben doch hier, weit mehr, als bey der Wolluſt, das göttliche und vollkommene Vergnügen, welches ſie uns verſchaffet, edler und empfindlicher machen, und erheben. Gewiß! Derienige iſt nicht werth ſie kennen zu lernen, welcher derſelben Geſchmack ihrem Nutzen entgegen ſetzt, und weder ihre Annehmlichkeiten noch ihren Gebrauch erkennet! Sagen uns dieienigen, welche uns vorſtellen, daß ſie beſchwerlich und mühſam auf zu treiben, ihr Genuß aber angenehm ſey, wohl etwas anders, als daß ſie allezeit unangenehm? Denn, durch was für menſchliche Mittel kann man iemals zu derſelben Genuſſe gelangen? Die allervollkommenſten haben ſich wohl begnügt darnach zu trachten, und ſich demſelben zu nähern, doch ohne denſelben zu erhalten. Allein ſie betrügen ſich: weil bey allen uns bekannten Ergötzlichkeiten ſogar das Beſtreben nach denſelben ergötzlich iſt. Die Unternehmung iſt von eben der Art, als die Sache, auf welche ſie abzielet: denn ſie iſt ein wichtiger Theil der Wirkung, und gleiches Weſens. Die Glückſeligkeit und Wonne, welche in der Tugend hervorleuchtet, erfüllet alle ihr Zubehör und ihre Zugänge; ſogar den erſten Eingang, und die äußerſten Gränzen.

Allein unter die vornehmſten Vortheile, welche uns die Tugend verſchaffet, gehöret die Verachtung des Todes: ein Mittel, welches unſerm Leben eine holde Ruhe verſchafft, und uns deſſelben Genuß rein und angenehm macht, ohne welches alle andere Wolluſt verloſchen iſt. Dieſes iſt die Urſache, warum alle Sekten der Weltweiſen in dieſem Stücke übereinſtimmen. Denn, ob ſie uns gleich alle einmüthig den Schmerz, die Armuth, und andere Zufälle, welchen das menſchliche Leben unterworfen iſt, zu verachten Anleitung geben; ſo geſchieht es doch nicht ſo ſorgfältig: theils, weil dieſe Vorfälle nicht ſo unvermeidlich ſind, da die meiſten Menſchen ihr Leben hinbringen, ohne etwas von der Armuth zu wiſſen, und noch andere gar ohne Schmerz und Krankheit zu empfinden, wie **Xenophilus**, der Tonkünſtler, (*) welcher 106 Jahre bey vollkommener Geſundheit gelebet hat; theils auch deswegen, weil der Tod, wenn es auf das ſchlimmſte geht, nach unſerm Belieben allen Unbequemlichkeiten ein Ende machen, und abhelfen kann. Allein der Tod ſelbſt iſt unvermeidlich.

(**) Omnes eodem cogimur, omnium
Verſatur vrna, ſerius ocius
Sors exitura et nos in aeternun
Exilium impoſitura cymbae.

Und

(*) Omnis humani incommodi expers (ſagt *Valerius Maximus* L. VIII. c. 13. in Externis §. 3.) in ſummo perfectiſſimae doctrinae ſplendore exſtinctus eſt.

(**) Wir müſſen alle an einen Ort. Für jeden iſt ein Loos in dem Topfe, welches über lang oder kurz heraus kömmt, und uns zur ewigen Verbannung in Charons Nachen bringt. Horat. L. II. Od. 3. v. 23.

Und folglich haben wir, wenn wir uns vor demſelben fürchten, beſtändig Urſache zu einer Marter, die auf keine Art gelindert werden kann. Es iſt kein einziger Ort, von welchem ſie nicht herkommen ſollte. Wir können, wie in einer verdächtigen Gegend, den Kopf immerfort herum drehen: (*) quae quaſi ſaxum Tantalo ſemper impendet. Unſere Parlamente laſſen öfters die Miſſethäter auf der Stelle, wo das Verbrechen begangen worden iſt, hinrichten. Man führe ſie unter Weges durch die ſchönſten Häuſer: man thue ihnen ſo viel zu gute, als man will,

(**) - Non Siculae dapes
Dulcem elaborabunt ſaporem;
Non auium cytharaeque cantus
Somnum reducent.

Meynt man wohl daß ſie ſich daran ergötzen werden? Daß ihnen der Endzweck ihrer Reiſe, welcher ihnen gemeiniglich vor Augen ſchwebet, nicht allen Geſchmack an dieſen Ergötzlichkeiten benommen und verdorben hat?

(***) Audit iter, numeratque dies, ſpatioque viarum
Metitur vitam, torquetur peſte futura.

Das

(*) Welche uns, wie der Fels dem Tantal, beſtändig über dem Haupte ſchwebet. Cic. *de Finibus bonorum* et *malorum* L. I. c. 18.

(**) Die beſten Leckerbiſſen werden ihnen nicht ſchmecken, das Geſänge der Vögel und die Cyther werden den Schlaf nicht wieder bringen. Horat. L. III. Od. I. v. 18. ſeq.

(***) Er hört von der Reiſe, zählt die Tage, mißt ſein

Das Ziel unſeres Laufes iſt der Tod. Auf dieſen Gegenſtand müſſen wir unumgänglich unſere Abſicht richten. Erſchrecken wir vor demſelben: wie iſt es möglich, daß wir ohne Schauer einen Schritt fortſetzen können? Der Pöbel hilft ſich dadurch, daß er nicht daran gedenket. Allein, durch was für viehiſche Dummheit verfällt er in einen ſo groben Fehler? Er muß den Eſel bey dem Schwanze zäumen.

Qui capite ipſe ſuo inſtituit veſtigia retro.

Es iſt nicht zu verwundern, wenn derſelbe ſo oft betrogen wird. Man macht die Menſchen bloß mit dem Namen des Todes furchtſam, und die meiſten kreuzigen und ſegnen ſich davor, wie vor dem Teufel. Und weil deſſelben in den Teſtamenten Meldung geſchieht: ſo darf man nicht denken, daß ſie eher Hand daran legen werden, als bis ihnen der Arzt das Leben abſpricht; und Gott weiß mit was für Ueberlegung ſie bey Schmerz und Schrecken daſſelbe ſchmieden. Die Römer, welchen dieſes Wort allzu hart klang, und ein böſes Anzeichen zu ſeyn ſchien, haben daſſelbe mildern und umſchreiben gelernet. An ſtatt zu ſprechen, **er iſt todt**, ſagten ſie, **er hat zu leben aufgehöret, er hat gelebet.** Sie ſind zufrieden, wenn es nur Leben iſt, geſetzt, daß es vorbey iſt. Von denſelben haben wir unſer feu Maiſtre Jehan (weyland Herr Johann) entlehnet (*). Zum Glücke gelten, wie es heißt, die Worte wie die Münze. Ich bin gegen 11 Uhr und Mittags

ſein Leben nach der Weite des Weges, und quält ſich mit der bevorſtehenden Marter. Claudian. *in Ruff.* L. II. v. 137. 138.

(*) Feu von fuit, er iſt geweſen.

tags den letzten Tag des Hornungs gebohren, im Jahre 1553, wie wir ietzo rechnen, da wir von dem Wintermonate anfangen. Es ſind gerade 15 Tage, daß ich das neun und dreyßigſte Jahr zurück gelegt habe; und wenigſtens muß ich noch einmal ſo lang leben. Indeſſen würde es eine Thorheit ſeyn, wenn man nicht auch an ſo weit entfernte Dinge denken wollte. Allein, was? Junge und Alte büſſen das Leben auf einerley Art ein. Keiner geht anders aus der Welt, als ob er den Augenblick erſt in dieſelbe getreten wäre; wozu noch kömmt, daß kein ſo abgelebter Greis iſt, der, wenn er es auch ſo hoch als Mathuſalem gebracht hat, nicht noch zwanzig Jahre mit zu laufen gedächte. Ueber dieß, armer Tropf, wer hat denn deinem Leben ein gewiſſes Ziel geſetzt? Du verläſſeſt dich auf das Geſchwätze der Aerzte. Betrachte vielmehr das, was wirklich geſchieht, und was die Erfahrung lehret. Nach dem gemeinen Laufe der Natur lebſt du aus einer auſſerordentlichen Gnade lange. Du haſt das gewöhnliche Ziel des Lebens überſchritten. Laß es ſeyn. Rechne einmal, ob nicht unter deinen Bekannten ungleich mehr geſtorben ſind, ehe ſie in deine Jahre gekommen, als nachdem ſie dieſelben erreicht. Ja, bring einmal ſogar dieienigen, welche ihr Leben durch den erlangten Ruhm geadelt haben, in ein Verzeichniß. Ich will mich verwetten deren mehr zu finden, die vor, als die nach fünf und dreyßig Jahren, geſtorben ſind. Es iſt beydes der Vernunft und Religion vollkommen gemäß, ſelbſt an der Menſchheit des Heilandes ein Beyſpiel zu nehmen. Allein dieſer ſtarb in ſeinem drey und dreyßigſten Jahre. Der größte Menſch,

der

der ein bloſſer Menſch geweſen iſt, Alexander, ſtarb auch in dieſem Alter. Auf wie vielerley Art pflegt uns der Tod nicht zu überfallen?

(*) Quid quisque vitet numquam homini ſatis
Cautum eſt in horas.

Ich will die Fieber und das Seitenſtechen übergehen. Wer hätte iemals gedacht, daß ein Herzog von Bretagne in dem Gedränge erdrücket werden ſollte, wie es einem (**) bey dem Einzuge des Pabſts Clemens zu Lyon begegnete? Haſt du nicht einen unſerer Könige in einem Luſtkampfe das Leben einbüſſen ſehen? (***) Und ſtarb nicht einer von ſeinen Vorfahren darüber, daß er von einem Schweine verwundet worden war? (†) Aeſchylus mag ſich immer auf die Beine machen, wenn ihm ein Haus über dem Kopfe einſtürzen will: er wird endlich doch von einer Schildkrötenſchale, welche einem Adler in der Luft aus den Klauen fällt, erſchlagen. (††) Ein anderer ſtirbt an einem Weinbeerkorne. (†††) Ein Kaiſer, weil

(*) Der Menſch weiß nicht einmal auf eine Stunde gewiß, wovor er ſich zu hüten hat. Horat. L. II. *Od.* 13.

(**) Im Jahre 1305. unter der Regierung Philipps des Schönen.

(***) Heinrich II. welcher in einem Turnier, von dem Grafen von Montgommery, einem Hauptmanne unter ſeiner Leibwache, tödtlich verwundet ward.

(†) Philipp, der älteſte Sohn Ludwigs des Dicken, und welcher bey deſſen Lebenszeiten gekrönet worden war.

(††) Val. Maximus L. IX. c. 12. in Externis §. 2.

(†††) Anakreon S. Val. Maxim. in Externis c. 12. §. 8.

weil er ſich mit dem Haarkamme geritzet hat. (*) Aemilius Lepidus, weil er ſich mit dem Fuſſe an ſeine Thürſchwelle geſtoſſen hat. (**) Aufidius aber, weil er bey dem Eintritte in die Rathsverſammlung geſtolpert. (***) Der Prätor Cornelius Gallus, (†), Tigillinus Hauptmann über die Leibwache zu Rom, und Ludewig des Guy von Gonzaga Sohn, Marquis von Mantua, ſind in den Armen der Weibesperſonen, geſtorben: und, welches noch ärger iſt, Speuſipp, ein Platoniſcher Philoſoph, und einer von unſern Päbſten, ebenfalls. Der arme Bebius, ein Richter, gab einer Parthey acht Tage Aufſchub, ward aber indeſſen ſelbſt überfallen, und endigte ſein Leben. (††) Indeſſen, daß Caius Julius ein Arzt, einem Kranken die Augen ſalbete, drückte ihm der Tod ſeine

(*) Plin. *Hiſt. Nat.* L. VII. c. 53. Q. Aemilius Lepidus iam egrediens incuſſo pollice limini cubiculi.

(**) Id. *ibid.* Quum in ſenatum iret, offenſo pede in Comitio.

(***) Id. *ibid.* Cornelius Gallus Praetorius, et Haterius eques Romanus in Venere obiere.

(†) Tertullian verſichert dieſes, aber ohne beſondern Grund. Audio, ſagt er in ſeiner Apologie, c. 46. et quendam Speuſippum e Platonis ſchola in adulterio periiſſe. Wegen Speuſipps Tode kann man den Laerz zu Rathe ziehen, welcher ſagt, daß dieſer Weltweiſe durch eine heftige Lähmung entkräftet, und von Gram und hohem Alter beſchweret, ſich endlich ſelbſt das Leben zu nehmen entſchloſſen habe. Κχι τελος ὑπο αθυμιας ἑκων τον βιον μετηλλαξε, γεραιος ων.

(††) Plin. *Hiſt. nat.* L. VII. c. 53. Bebius Judex, quum vadimonium differri iubet.

ne eigenen zu. (*) Mein Bruder, der Hauptmann S. Martin, wenn ich denſelben hier mit erwähnen ſoll, ward in ſeinem drey und zwanzigſten Jahre, da er ſeine Herzhaftigkeit bereits genugſam bewieſen hatte, beym Ballſpiele mit dem Balle etwas über dem rechten Ohre getroffen, doch, dem Anſehen nach, ohne Quetſchung und Verwundung. Er ſetzte ſich deswegen auch nicht nieder, und ruhete nicht; ſtarb aber fünf oder ſechs Stunden darauf an einem Schlagfluſſe, welchen ihm dieſer Wurf zugezogen hatte. Da uns nun dieſe häufigen und ganz gemeinen Beyſpiele vor Augen ſchweben: wie iſt es möglich, daß wir uns der Vorſtellung des Todes entſchlagen können, und daß wir nicht alle Augenblicke denken er habe uns bey der Krauſe? Was liegt daran, wird man mir antworten, es ſey damit wie es wolle, wenn man ſich nur keinen Kummer darüber macht? Ich bin ſelbſt der Meynung. Wenn man nur mit ganzer Haut entwiſchen kann, durch was für Mittel es auch geſchehen mag, und ſollte es unter dem Kalbfelle ſeyn, ſo würde ich mich darüber nicht lange beſinnen: denn ich bin zufrieden, wenn ich mich nur wohl dabey befinde, und mit einer guten Art davon komme; ſie mag übrigens noch ſo wenig rühmlich und erbaulich ſeyn.

(**) - - Praetulerim delirus inersque videri,
Dum mea delectent mala me, vel denique fallant,
Quam ſapere et ringi.

Al-

(*) Id. *ibid.* Super omnes C. Julius Medicus, dum inungit, ſpecillum per oculos trahens.

(**) Lieber will ich mich für einen wahnwitzigen und trä-

Allein, es würde eine Thorheit ſeyn, wenn man es damit aus zu richten dächte. Man geht, man kömmt, man ſpringt, man tanzt: niemand denkt an den Tod. Ganz gut. Allein ſtellt ſich derſelbe auch einmal ein, und überraſchelt entweder uns, oder unſere Weiber, Kinder, und Freunde, plötzlich und unvermuthet: was für Wehklagen, was für ein Geſchrey erhebt ſich nicht; was für Unſinn, und was für Verzweiflung befällt uns nicht? Hat man iemals einen ſo niedergeſchlagen, ſo verändert, ſo beſtürzt geſehen? Man muß ſich bey guter Zeit darauf gefaßt machen. Die viehiſche Sorgloſigkeit, wenn ſie iemals bey einem verſtändigen Manne Statt haben könnte, (welches mir ganz und gar unmöglich ſcheint) kömmt uns allzu theuer zu ſtehen. Ja, wenn es ein Feind wäre, dem man ausweichen könnte, ſo würde ich das Haaſenpanier zu ergreifen rathen. Allein dieſes gehet gar nicht an. Er erwiſcht dich, du magſt flüchtig werden, und dich feige finden laſſen; oder dich als ein rechtſchaffener Mann bezeigen.

(*) Nempe et fugacem perſequitur virum,
Nec parcit imbellis iuuentae
Poplitibus, timidoque tergo.

Kein Harniſch kann dich, wenn er auch noch ſo gut gehärtet wäre, ſchützen.

(*) Ille

trägen Menſchen halten laſſen, wenn ich nur an meinen Schwachheiten Vergnügen finde, oder ſie wenigſtens nicht bemerke, als weiſe und zugleich voll Verdruß ſeyn. Horat. L. II. Ep. II. v. 126.

(*) Der Tod verfolgt auch einen Flüchtling, und ſchont nicht einmal den furchtſamen Rucken der wehrloſen Jugend. Horat. L. III. Od. 2. v. 14. ſeqq.

(*) Ille licet ferro cautus ſe condat et aere,
Mors tamen incluſum protrahet inde caput.

Laßt uns alſo denſelben mit unverrücktem Fuſſe erwarten, und uns zur Gegenwehr ſetzen. Und damit wir ihm ſeinen beſten Vortheil abgewinnen, ſo wollen wir einen ganz andern Weg erwählen, als man gemeiniglich geht. Wir wollen ihm das Fremde nehmen, wir wollen Bekanntſchaft mit ihm unterhalten, wir wollen uns an ihn gewöhnen, wir wollen nichts ſo oft als den Tod in den Gedanken haben, wir wollen ihn unſerer Einbildungskraft alle Augenblicke und unter allen möglichen Geſtalten vorſtellen. Wir wollen, wenn das Pferd ſtolpert, wenn ein Dachziegel herunter fällt, wenn wir uns nur im geringſten mit einer Nadel ſtechen, gleich die Betrachtung anſtellen: **Wenn nun dieß das Leben koſtete?** und uns dabey aufs äußerſte ſtemmen, und alle unſere Kräfte anſtrengen. Wir wollen bey den Gaſtmalen und Luſtbarkeiten immerfort das Andenken unſerer Sterblichkeit in dem Sinne behalten, und niemals dem Vergnügen ſo ſehr nachhängen, daß es uns nicht zuweilen einfallen ſollte, auf wie vielerley Art unſere Luſt dem Tode ausgeſetzt iſt, und von wie vielen Seiten uns derſelbe drohet. So machten es die Egypter, welche mitten unter ihren Schmauſen und Wohlleben, den Gäſten zur Warnung, einen einbalſamirten Menſchenkörper hereinbringen lieſſen (**).

(*) Omnem

(*) Es mag ſich einer unter Eiſen und Erz verbergen, ſo wird doch der Tod das wohl verwahrte Haupt heraus ziehen. Propert. L. III. Eleg. 18. v. 25. 26.

(**) Herodot. L. I. p. 133.

(*) Omnem crede diem tibi illuxiſſe ſupremum.
Grata ſuperueniet, quae non ſperabitur hora.

Es iſt ungewiß, wo der Tod unſerer wartet: laßt uns alſo allerwegen ſeiner warten. Die Vorbereitung zum Tode iſt die Vorbereitung zur Freyheit. Wer ſterben gelernet hat, hat ein Sklave zu ſeyn verlernet. Derienige, welcher recht eingeſehen hat, daß der Verluſt des Lebens kein Unglück iſt, weiß in ſeinem Leben von keinem Unglücke. Die Kunſt zu ſterben befreyet uns von aller Unterwürfigkeit, und allem Zwange. Paulus Aemilius gab dem Abgeſchickten, durch welchen der elende König von Macedonien, ſein Gefangener bitten ließ, daß er ihm nicht in dem Siegesgepränge mit herum führen möchte, zur Antwort: **Er darf nur bey ſich ſelbſt darum anſuchen.** (**) In Wahrheit, Kunſt und Fleiß kommen bey keiner Sache gar weit, wenn die Natur nicht ein wenig hilft. Ich bin für mich nicht ſchwermüthig, aber immer in Gedanken. Ich habe mich von Anfang an mit nichts ſo ſehr, als mit den Vorſtellungen des Todes, beſchäftiget: ia, ich habe dieſes in meinen wildeſten Jahren gethan.

(*) Betrachte ieden Tag, als ob es dein letzter wäre. Jede Stunde, die du unverhoft noch darüber lebſt, wird dir deſto angenehmer ſeyn. Horat. L. I. Epiſt. 4. v. 13. 14

(**) Plutarch in des Aemilius Leben. Paullus Perſae deprecanti, ne in triumpho duceretur: *In tua id quidem poteſtate eſt.* Cic. *Tuſc. Quaeſt.* L. V. c. 40.

(*) Iucundum quum aetas florida ver ageret.

Mancher glaubte zuweilen, wenn ich mitten unter Frauenzimmer und bey der Luſt war, ich marterte mich in Geheim mit einiger Eyferſucht, oder einer ungewiſſen Hoffnung: da ich doch indeſſen, ich weiß nicht an wen, dachte, welcher die vergangenen Tage, gleich da er von ſo einem Schmauſe, den Kopf mit Müßiggange, Liebe, und Wohlleben erfüllt, eben ſo, wie ich, weggegangen war, von einem hitzigen Fieber und ſeinem Ende überfallen worden war; wobey mir immerfort die Worte in dem Sinne lagen

(**) Iam fuerit, nec poſt vmquam reuocare licebit.

Ich runzelte über dieſem Gedanken die Stirne ſo wenig, als über einem andern. Es iſt nicht möglich, daß uns dieſe Vorſtellungen anfangs nicht empfindlich ſeyn ſollten: allein durch öftere Wiederholung und Uebung wird man ſie endlich gewiß gewohnt. Sonſt würde ich, meines Theils, beſtändig in Schrecken und Wahnwitze ſeyn: denn niemals hat ein Menſch ſeinem Leben ſo wenig getrauet, niemals hat ſich ein Menſch auf deſſen Dauer ſo wenig Rechnung gemacht, als ich. Die ſehr friſche und ſelten unterbrochene Geſundheit, die ich bisher genoſſen habe, verlängert mir die Hoffnung dazu nicht; und die Krankheiten verkürzen dieſelbe nicht. Es iſt mir nicht anders, als ob ich mir ſelbſt ieden Augenbick entwiſchte. Ich wiederhole

(*) Als die blühende Jugend in dem angenehmen Frühlinge war. Catull. *Epigr.* LXVI. v. 16.

(**) Wenn einer einmal weg iſt, kann man ihn nicht wieder zurück rufen. Lucret. L. III. v. 928.

hole daher ohne Unterlaß bey mir ſelbſt: „Al„les, was einen andern Tag geſchehen kann, kann „heute geſchehen.„ In Wahrheit, die Zufälle und Gefährlichkeiten bringen uns unſerm Ende wenig oder gar nicht näher. Wenn wir erwägen, wie viel Millionen andere Unfälle, auſſer demienigen, welcher uns am meiſten zu drohen ſcheint, noch über unſerm Haupte ſchweben: ſo werden wir befinden, daß uns das Ende allezeit gleich nahe iſt; wir mögen munter oder mit dem Fieber befallen ſeyn, wir mögen uns auf dem Meere oder in unſern Häuſern, in der Schlacht oder in Ruhe befinden. (*) Nemo altero fragilior eſt: nemo in craſtinum ſui certior. Zur Vollbringung einer Sache, die ich noch vor meinem Tode thun muß, ſcheint mir iede Zeit zu kurz, und wenn ſie nur eine Stunde koſtete. Als neulich jemand in meiner Schreibetafel blätterte, und einen gewiſſen Aufſatz wegen einer Sache darinnen fand, die ich nach meinem Tode gethan wiſſen wollte, ſagte ich ihm, wie es auch die Warheit war, daß ich denſelben geſchwinde hier zu Papiere gebracht hätte, ob ich gleich nur eine Meile von Hauſe und friſch und geſund wäre, weil ich mich nicht verſichert hielte, daß ich wieder heim kommen würde. Ich bin eben ſo, wie derienige, welcher mir beſtändig meine Gedanken eingiebt, und dieſelben in mich leget, alle Augenblicke bereit, ſo viel ich es ungefähr ſeyn kann, und mich wird nichts aufs neue an dem bevorſtehenden Tode erinnern können. Wir müſſen allezeit geſtiefelt und reiſefertig ſeyn, ſo viel auf uns an-

(*) Keiner iſt hinfälliger, als der andere. Keiner iſt ſeines Lebens auf den folgenden Tag beſſer verſichert, als der andere. Sen. *Epiſt.* 9.

ankömmt, und uns vornämlich hüten, daß wir alsdann mit niemanden, als mit uns ſelbſt zu thun haben.

(*) Quid breui fortes iaculamur aeuo
Multa?

Wir werden alsdann ohnedem genug zu thun finden, ohne daß noch etwas dazu kommen darf. Einer beklagt ſich mehr darüber, daß ihm ein ſchöner Sieg unterbrochen wird, als über den Tod: ein anderer darüber, daß er fort muß, ehe er ſeine Tochter verheyrathet, oder die Erziehung ſeiner Kinder veranſtaltet hat. Einer bedauert den Umgang mit ſeiner Ehegattinn, der andere mit ſeinem Sohne, als ſeine größten Ergötzlichkeiten. Ich befinde mich, Gott Lob, gegenwärtig in einer ſolchen Verfaſſung, daß ich fortwandern kann, wenn es ihm beliebt, ohne etwas zu bedauren. Ich wickle mich allerwegen loß. Ich werde von allen, auſſer mir ſelbſt, in kurzer Zeit Abſchied nehmen können. Niemals hat ſich ein Menſch ſo ſehr gefaßt gemacht die Welt völlig und rein zu verlaſſen, und ſich derſelben vollkommener entſchlagen, als ich es zu thun hoffe. Ein friſcher Tod iſt der beſte Tod.

(**) Miſer, o miſer, (aiunt) omnia ademit
Vna dies infeſta mihi tot praemia vitae!

Und

(*) Warum ſetzen wir uns, bey unſerer kurzen Lebenszeit, ein ſo weites Ziel? Horat. *Od.* 16. L. II. v. 17. 18.

(**) Ich Elender! Ach! ich Elender! (ſprechen ſie) Ein einziger unglücklicher Tag hat mir alles geraubt, was mich vergnügte. Lucret. L. III. v. 911. 912.

Und einer, welcher bauet, ſagt:

(*) Manent opera interrupta, minaeque
Murorum ingentes.

Man muß entweder nichts anfangen, was ſogar lange Zeit erfordert; oder wenigſtens nicht ſo, daß man das Ende ſehnlich zu ſehen wünſchet. Wir ſind zur Arbeit gebohren.

(**) Quum moriar, medium ſoluar et inter
opus.

Meinetwegen mag man ſich immer bemühen, und die Lebenspflichten ſo weit treiben, als man kann. Der Tod mag mich immer über dem Kohlpflanzen finden: wenn ich mich nur nicht über demſelben, und noch viel weniger über meinem noch unvollkommenen Garten, gräme. Ich habe einen ſterben geſehen, welcher, da es zum Ende mit ihm gieng, unaufhörlich klagte, daß ihm das Schickſal an der Fortſetzung einer Geſchichte unſers funfzehnten oder ſechzehnten Königes, die er unter den Händen hatte, hinderte.

(***) Illud in his rebus non addunt, nec tibi
earum
Iam deſiderium rerum ſuper inſidet una.

(*) Virg. *Aeneid.* L. IV. v. 88. 89.
Die Arbeit und der Bau der Mauern geht nicht fort.

(**) Sterbe ich, ſo wünſche ich mir mitten unter der Arbeit aufgelöſet zu werden. Ouid. *Amor.* L. II. Eleg. 10. v. 36.

(***) Sie vergeſſen dabey, daß dir nach dem Tode kein Verlangen nach dieſen Dingen übrig bleiben wird. Lucret. L. III. v. 913. 914.

Man muß ſich der pöbelhaften und ſchädlichen Grillen entſchlagen. Unſere Gotteſäcker ſind zunächſt an den Kirchen und an den volkreichſten Oertern der Stadt angeleget worden, damit das gemeine Volk, wie Lykurg ſagte, die Weibesperſonen, und Kinder, (*) einen Todten ohne Entſetzen an zu ſehen gewohnt werden, und damit der beſtändige Anblick der Gebeine, der Gräber, und Leichengepränge, uns unſers Zuſtands erinnern ſoll.

(**) Quin etiam exhilare viris conuiuia caede
Mos olim, et miſcere epulis ſpectacula dira,
Certantum ferro, ſaepe et ſuper ipſa cadentum
Pocula, reſperſis non paruo ſanguine menſis.

Desgleichen lieſſen die Egypter auch nach ihren Gaſtmalen den Anweſenden ein großes Bild des Todes von einem vorzeigen, welcher ihnen zurief: (***) **Trink, und ſey luſtig. Denn, wenn du todt biſt, wirſt du eben ſo ſeyn.** Eben ſo habe auch ich die Gewohnheit den Tod nicht allein

(*) Plutarch in dem Leben des Lykurgs.

(**) Ja, ehedem waren die Männer gar gewohnt die Gaſtmale durch Mord luſtiger zu machen, und den greulichen Anblick kämpfender Fechter, die öfters ſogar auf die Trinkgeſchirre fielen, und den Tiſch mit Blute beſpritzten, mit ihren Schmauſen zu vermiſchen. Sil. Ital. L. II. v. 51. ſeqq.

(**) Ες τȣτον ὁρεων, πινε τε και τερπνευ. Εσεαι γαρ αποθανων τοιȣτος. Herodot. L. II.

lein beſtändig in den Gedanken, ſondern auch in dem Munde, zu führen. Ich pflege auch nach nichts lieber, als nach der Leute ihrem Tode, zu fragen, was für Worte ſie dabey geführet, was für Geberden ſie dabey gemacht haben. Ich bin auf keine Stellen in der Geſchichte aufmerkſamer. Man ſieht es wohl an der Menge der angeführten Beyſpiele, daß ich an dieſer Materie beſonders Gefallen finde. Wenn ich Bücher ſchriebe, ſo würde ich ein mit Anmerkungen verſehenes Verzeichniß verſchiedener Todesfälle aufſetzen. Wer die Menſchen ſterben lehrete, würde ſie leben lehren. Dicäarch verfertigte eines unter dieſer Aufſchrift: allein aus einer andern, und nicht ſo nützlichen Abſicht. (*)

Es iſt nützlich zum voraus an den Tod zu denken.

Vielleicht wird man mir einwenden, der Erfolg überſtiege die Vermuthung ſo ſehr, daß der beſte Fechterſtreich vergeblich ſey, wenn es ſo weit kömmt. Allein man mag ſagen, was man will. Die Vorbereitung iſt ohne Zweifel ſehr vortheilhaft. Und zu dem, iſt es dann für nichts zu achten, wenn man ohne Schauer daran geht? Ja, was noch mehr iſt: die Natur ſelbſt bietet uns die Hand, und macht uns Muth. Iſt es ein geſchwinder und gewaltſamer Tod: ſo haben wir keine Zeit uns vor demſelben zu fürchten. Iſt er von anderer Art: ſo merke ich, daß ich das Leben ganz natürlich immer deſto weniger zu achten anfange, jemehr die Krankheit zunimmt. Ich befinde daß mir der Entſchluß zu ſterben weit ſchwerer zu verdauen fällt, wenn ich geſund bin, als wenn ich das Fieber habe. Da ich überdieß nicht mehr ſo ſehr an den Ergötzlichkeiten des Lebens hänge,

(*) Cic. *de Off.* L. II. c. 5.

weil ich des Genuſſes derſelben und des Vergnügens daran beraubet zu werden anfange: ſo betrachte ich um ſo viel mehr den Tod mit weit gelaſſenern Augen. Dieſes macht mir Hoffnung, daß ich mir den Tauſch deſto eher werde gefallen laſſen, ie mehr ich mich von ienem entferne, und dieſem nähere. Gleichwie ich bey vielen andern Gelegenheiten befunden habe, daß uns, nach Cäſars Worten, **die Dinge öfters von weitem viel größer vorkommen, als bey nahem** (*): eben ſo habe ich beobachtet, daß ich mich bey geſunden Tagen weit mehr vor den Krankheiten geſcheuet, als wenn ich dieſelben wirklich empfunden habe. So lange ich munter, luſtig, und bey Kräften bin, dünkt mich der andere Zuſtand von dieſem ſo ſehr unterſchieden, daß ich aus einer falſchen Einbildung dieſe Unbequemlichkeiten um die Hälfte vergrößere, und mir dieſelben weit ſchwerer vorſtelle, als ich ſie befinde, wenn ich ſie auf dem Halſe habe. Ich hoffe, es wird mir mit dem Tode eben ſo gehen. Laßt uns aus der gewöhnlichen Veränderung und der Abnahme der Kräfte, welche wir empfinden, urtheilen, wie uns die Natur den Anblick unſers Verluſts und unſerer Verſchlimmerung entzieht. Was bleibt einem Greiſe von der Munterkeit ſeiner Jugend, und ſeinem vergangenen Leben, übrig?

(**) Heu ſenibus vitae portio quanta manet!

Cä-

(*) Omnia enim plerumque quae abſunt, vehementius hominum mentes perturbant. *De Bello Gall.* L. VII. c. 84.

(**) Ach! wie wenig Leben hat ein Greis noch übrig! Eleg. I. Maximiniani v. 16.

Cäſar gab einem von ſeiner abgedankten und zu fernern Dienſten untüchtigen Leibwache, welcher ihn auf der Straſſe um Urlaub ſich das Leben zu nehmen erſuchte, nachdem er deſſen baufällige Geſtalt betrachtet hatte, ſcherzend zur Antwort: **Du denkſt doch alſo, du lebeſt noch?** (*) Ich glaube ſelbſt nicht, daß wir vermögend wären einen ſolchen Wechſel zu ertragen, wenn er uns plötzlich befiele. Allein, da wir durch ihre Hand ganz gemach, und gleichſam unvermerkt nach und nach und ſtufenweiſe, hinab geleitet werden, verſetzt ſie uns endlich in dieſen elenden Zuſtand, und lehrt uns uns dazu zu bequemen, ſo daß wir nicht die geringſte Erſchütterung empfinden, wenn die Jugend in uns ſtirbt. Gleichwohl iſt dieſes in Wahrheit und in der That ein weit härterer Tod, als der ganze Tod eines kränklichen Lebens, und als der Tod des Alters: und um ſo viel mehr, weil der Sprung von dem Elendſeyn, zu dem Nichtſeyn, nicht ſo arg iſt, als der von einem angenehmen und blühenden Leben zu einem beſchwerlichen und ſchmerzhaften. Ein gebeugter und gekrümmter Leib kann eine Laſt nicht ſo gut ertragen; und eben ſo geht es unſerer Seele. Man muß ſie alſo wider den Anfall dieſes Gegners aufrichten, und gerade ſtellen. Denn, gleichwie ſie unmöglich ruhig ſeyn kann, ſo lange ſie ſich vor ihm fürchtet: ſo kann ſie ſich gegentheils, wenn ſie denſelben überwältiget, (welches gleichſam die menſchlichen Kräfte überſteiget) rühmen, daß

we-

(*) Caeſar, quum eum unus ex cuſtodiarum agmine, demiſſa usque in pectus vetere barba, rogaret mortem: *Nunc enim*, inquit, *viuis*? Sen. *Epiſt.* 77.

weder Unruhe, Angſt, Furcht, noch der geringſte Verdruß, in ihr Wohnung haben.

(*) Non vultus inſtantis tyranni
Mente quatit ſolida, neque Auſter
Dux inquieti turbidus Adriae,
Nec fulminantis magna Iouis manus.

Sie iſt ihrer Leidenſchaften und Begierden, der Weichlichkeit, der Schande, der Armuth, und aller andern Widerwärtigkeiten, Meiſterinn. Laßt uns, ſo viel wir können, dieſen Vortheil gewinnen. Dieſes iſt die wahre und vollkommenſte Freyheit, bey welcher wir der Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit Trotz bieten, Gefängniſſe und Ketten verlachen können.

(**) - - - - - - - in manis et
Compedibus, ſaeuo te ſub cuſtode tenebo.
Ipſe Deus, ſimul atque volam, me ſoluet opinor.
Hoc ſentit, moriar. Mors vltima linea rerum eſt.

Unſer Glaube hat keinen feſtern menſchlichen Grund gehabt, als die Verachtung des Lebens. Die Vernunft ermuntert uns nicht allein dazu: denn warum wollen wir uns vor dem Verluſte einer

(*) Der Anblick eines drohenden Tyrannen, der ſtürmiſche Südwind der auf dem Adriatiſchen Meere herrſcht, ſelbſt des donnernden Jupiters ſtarke Hand, nichts macht ihn wankend. Horat. *Od.* 3. L. III. v. 5. ſeqq.

(**) Ich will dich unter der Aufſicht eines unbarmherzigen Stockmeiſters in Ketten und Banden legen laſſen. Immerhin. Gott ſelbſt wird mich, wie ich hoffe, frey machen, wenn ich will: das heißt, ich werde ſterben. Der Tod macht allen ein Ende. Horat. L I. Epiſt. 16. v. 76.

einer Sache fürchten, welche, wenn ſie einmal verloren iſt, nicht bedauert werden kann? ſondern, da wir auf ſo vielerley Art mit dem Tode bedrohet werden, iſt es nicht weit ſchlimmer ſich vor allen zu fürchten, als eine einzige zu überſtehen? Was liegt daran, wenn es geſchicht, weil es doch nicht zu ändern iſt? Sokrates gab demienigen, welcher zu ihm ſagte, die dreyßig Tyrannen haben dich zum Tode verdammet, die Antwort: **Und die Natur ſie** (**). Was für eine Thorheit iſt es nicht, daß wir uns wegen des Uebergangs zur Befreyung von allem Kummer bekümmern! Gleichwie in Anſehung unſerer alle Dinge mit uns zugleich gebohren worden ſind: ſo wird auch alles mit uns ſterben. Daher iſt es eine eben ſo große Thorheit, wenn wir weinen, daß wir in hundert Jahren nicht mehr leben werden, als wenn wir weinen wollten, daß wir vor hundert Jahren nicht gelebt haben. Der Tod iſt der Anfang eines andern Lebens. Eben ſo ſehr weineten wir, und eben ſo ſehr ſchmerzte es uns, als wir in dieſes traten: eben ſo legten wir bey dem Eintritte unſere alte Hülle ab. Was nur einmal kömmt, kann nicht beſchwerlich ſeyn. Haben wir wohl Urſache, uns vor einer Sache, die ſo kurze Zeit dauert, ſo lange zu fürchten? Der Tod macht ein langes Leben und ein kurzes Leben beyde einander gleich:

(*) Sokrates ward nicht von den dreyßig Tyrannen, ſondern von den Athenienſern, zum Tode verdamnit. Προς τον ειποντα, Θανατον σȣ κατεγνωσαν Αθηναιοι, κακεινων, φησιν, ἡ Φυσις. Einer ſagte zu ihm, die Athenienſer haben dich zum Tode verdammt. **Und die Natur ſie**, gab er zur Antwort. Diog. Laërt. Lib. II. Segm. 35 - Cic. *Tuſc. Quaeſt.* L. I. c. 44.

gleich: denn bey Dingen, die nicht mehr ſind, hat weder kurz noch lang ſtatt. Ariſtoteles ſagt, (*) es gäbe auf dem Fluſſe Hypanis kleine Thierchen, welche nur einen Tag leben. Eines, das früh Morgens um acht Uhr ſtirbt, ſtirbt in der Jugend: das andere, welches Abends um fünf Uhr ſtirbt, ſtirbt in hohem Alter. Wer würde nicht lachen, wenn man dieſe augenblickliche Dauer als ein Glück oder Unglück betrachten wollte. Das länger und kürzer in unſerm Leben iſt nicht weniger lächerlich in Vergleichung mit der Dauer der Berge, der Flüſſe, der Sterne, der Bäume, und ſo gar einiger Thiere.

Der Tod gehört mit in die Ordnung der Welt.

Ja die Natur nöthiget uns ſelbſt dazu. „Verlaßt dieſe Welt wieder, ſagt ſie, ſo, wie ihr hinein gekommen ſeyd. Wandert eben den Weg, „welchen ihr ohne Unruhe und Furcht von dem „Tode zum Leben gelanget ſeyd, wieder zurück von „dem Leben zum Tode. Euer Tod iſt mit in der „Ordnung der Natur begriffen, und ein Stück „von dem Leben der Welt.

(**) - - Inter ſe mortales mutua viuunt,

- - - - - - - - - - - - - - - - -

Et quaſi curſores vitai lampada tradunt.

„Soll

(*) Apud Hypanim fluuium, qui ab Europae parte in Pontum influit, Ariſtoteles ait beſtiolas quasdam naſci, quae vnum diem viuant. Ex his igitur, hora octaua, quae mortua eſt, prouecta aetate mortua eſt: quae vero occidente ſole, decrepita. Confer noſtram longiſſimam aetatem cum aeternitate, in eadem propemodum breuitate, qua illae beſtiolae, reperiemur. Cic. *Tuſc. Quaeſt.* L. I. c. 39.

(**) Die Sterblichen leben abwechſelnd mit einander

„Soll ich euch zu Gefallen die ſchöne Verbindung „der Dinge ändern? Mit dieſer Bedingung ſeyd „ihr geſchaffen. Der Tod iſt ein Theil von euch: „ihr flieht euch ſelbſt. Das Seyn, welches ihr „genieſſet, iſt unter den Tod und das Leben gleich „getheilet. Der erſte Tag euerer Geburt nähert „euch ſowohl dem Tode, als dem Leben.

(*) Prima, quae vitam dedit, hora, carpſit.

(**) Naſcentes morimur, finisque ab origine pendet.

„So viel ihr lebet, ſo viel entzieht ihr euch dem „Leben: es geht auf deſſen Rechnung. Eure be„ſtändige Bemühung in eurem Leben iſt den Tod „zu bauen. Ihr ſeyd in dem Tode, indem ihr „noch im Leben ſeyd: denn, ihr ſeyd über den „Tod weg, wenn ihr nicht mehr im Leben ſeyd. „Oder, wenn es euch beſſer gefällt, ihr ſeyd nach „dem Leben geſtorben, ſterbet aber während des „Lebens; und der Tod trifft den Sterbenden weit „härter, und weit empfindlicher, als den Verſtor„benen. Wenn ihr das Leben recht genoſſen habt, „ſo ſeyd ihr deſſen ſatt. Geht alſo vergnügt aus „demſelben.

(*) Cur

der = = = = und überreichen einander, wie bey dem Wettlaufen, die Fackel des Lebens. Lucret. Lib. II. v. 75. 78.

(*) Die erſte Stunde, welche das Leben gegeben, hat es auch wieder genommen. Sen. *Herc. Fur.* Act. III. Chor. v. 874.

(**) Wir ſterben gleich bey der Geburt. Das Ende hängt mit dem Anfange zuſammen. Manil. L. IV. v. 16.

(*) Cur non vt plenus vitae conuiua recedis?
„Habt ihr euch daſſelbe nicht zu Nutze zu machen „gewußt: was ſchadet es euch, daß ihr es ver„lohren habt? Weswegen wollt ihr es noch län„ger haben?

(**) - Cur amplius addere quaeris
Rurſum quod pereat male, et ingratum occidat omne?

„Das Leben iſt, an ſich betrachtet, weder etwas „gutes noch etwas böſes: es iſt der Wohnplatz „des Guten und Böſen, nachdem ihr damit um„gehet. Ihr habt alles geſehen, wenn ihr einen „Tag gelebt habt. Ein Tag iſt wie alle andere „Tage. Es iſt kein anderes Licht, keine andere „Nacht. Eben die Sonne, eben den Mond, eben „die Sterne, eben die Einrichtung, haben eure „Vorfahren auch geſehen; und eben dieſe werden „auch eure ſpäteteſten Nachkommen beſchäftigen.

(***) Non alium videre patres: aliumue nepotes
Aſpicient.

„Wenn es aufs höchſte kömmt, reicht die Ein„theilung und Abwechslung aller Aufzüge in mei„nem Schauſpiele auf ein Jahr zu. Meine vier „Jahrs-

(*) Warum verläſſeſt du das Gaſtmal des Lebens nicht ſo vergnügt, als einer, der ſich vollkommen geſättiget hat? Lucret. L. III. v. 951.

(**) Warum ſuchſt du noch mehr, da es dir doch eben ſo wenig zu Nutze kommen, und mit deinem Verdruſſe verlohren gehen wird. Lucret. L. III. v. 954. 955.

(***) Die Väter haben keinen andern geſehen, und die Enkel werden auch keinen andern erblicken. Manil. L. I. v. 522. 523.

„Jahrszeiten, wenn ihr auf ihre Veränderungen „Acht gegeben habt, begreifen die Kindheit, die „Jugend, die männlichen Jahre, und das hohe „Alter der Welt, in ſich. Sie hat ihre Perſon „geſpielt. Nunmehr weiß ſie weiter nichts, als „wieder von forn an zu fangen; und es iſt immer „wieder einerley.

(*) - Verſamur ibidem, atque inſumus
vſque.

(**) Atque in ſe ſua per veſtigia voluitur annus.

„Ich bin gar nicht Willens euch einen neuen Zeit„vertreib aus zu denken.

(***) Nam tibi praeterea quod machiner, in-
ueniamque
Quod placet, nihil eſt: eadem ſunt omnia
ſemper.

„Macht andern Platz, gleichwie euch andere Platz „gemacht haben. Die Gleichheit iſt ein weſent„liches Stück der Billigkeit. Wer kann ſich dar„über beſchweren, daß er unter dem begriffen iſt, „worunter alle begriffen ſind. Ihr möget noch „ſo lange leben: deswegen werdet ihr die Zeit, „da ihr todt ſeyn müßt, doch nicht vermindern. „Es iſt alles vergebens. Ihr werdet in dieſem Zu-

(*) Wir ſind und bleiben noch immer darinnen. Lucret. L. III. v. 1093.

(**) Das Jahr läuft in ſich ſelbſt zurücke. Virg. *Georg.* L. II. v. 402.

(***) Ich weiß nichts mehr für dich an zu fangen, und nichts neues zu deinem Vergnügen zu erſinnen. Es iſt immer einerley. Lucret. L. IV. v. 857. 858.

„Zuſtande, vor welchem ihr euch ſo fürchtet, eben „ſo lang ſeyn, als wenn ihr an der Mutter Bruſt „geſtorben wäret.

(*) Licet quotuis viuendo condere ſaecla,
Mors aeterna tamen nihilominus illa manebit.

„Bey dem allen will ich euch in einen ſolchen „Stand ſetzen, daß ihr keinen Verdruß haben „ſollet.

(**) In vera neſcis nullum fore morte alium te,
Qui poſſit viuus tibi te lugere peremtum,
Stansque iacentem.

und daß ihr euch das Leben, welches ihr ſo ſehr bedauret, nicht wünſchen ſollt.

(***) Nec ſibi enim quisquam tunc ſe vitamque requirit
\- - - - - - - - - - - - - - - - -
Nec deſiderium noſtri nos afficit vllum.

Der Tod iſt weniger als Nichts zu fürchten, wenn etwas weniger als Nichts ſeyn kann.

(*) Mul-

(*) Und wenn du noch ſo viele Jahrhunderte zähleſt, deswegen wird der Tod hernach doch noch ewig bleiben. Lucret. L. III. v. 1103. 1104.

(**) Weißt du nicht wohl genug, daß du nach dem Tode kein anderer ſeyn wirſt, der dein Abſterben betrauret, der dich ſtehend beklaget, daß du liegeſt. Id. ibid. v. 898. ſeqq.

(***) Keiner bekümmert ſich alsdann weiter um ſich, und um das Leben. = = = Wir ſehnen uns nicht nach uns ſelbſt. Lucret. L. III. v. 932. 935.

(†) Multo mortem minus ad nos eſſe putandum
Si minus eſſe poteſt quam quod nihil eſſe videmus.

„Er geht euch, ihr möget leben oder todt ſeyn, „nichts an: wenn ihr lebt, weil ihr ſeyd; wenn „ihr todt ſeyd, weil ihr nicht mehr ſeyd. Zudem „ſtirbt keiner eher, als ſeine Stunde kömmt. Die „zurück ſtehende Zeit gehört euch eben ſo wenig, „und gehet euch eben ſo wenig an, als die, wel„che vor eurer Geburt verfloſſen iſt.

(**) Reſpice enim, quam nil ad nos acta vetuſtas
Temporis aeterni fuerit.

„Wo ſich nur euer Leben endiget, da iſt es alle „Der Nutzen des Lebens kömmt nicht auf deſſel„ben Dauer, ſondern auf den Gebrauch an. „Mancher, der kurze Zeit gelebt hat, hat lange „gelebt. Macht euch dazu gefaßt, ſo lange ihr „noch am Leben ſeyd. Es beruht auf euerm „Willen, nicht auf der Anzahl der Jahre, die „ihr gelebt habt. Habt ihr dann gemeynet, ihr „würdet niemals dahin gelangen, worauf ihr be„ſtändig zugegangen ſeyd? Es iſt ia kein Weg, der „nicht einmal ein Ende nehmen ſollte. Und wenn „euch die Geſellſchaft tröſten kann; geht nicht die „ganze Welt eben die Straſſe, die ihr geht?

(*) Man hat Urſache zu glauben, daß uns der Tod weit weniger rühren wird, wenn etwas weniger als ein Nichts ſeyn kann. Lucret. L. III. v. 839. 840.

(**) Bedenke nur, wie wenig uns die vorige Dauer der Ewigkeit angegangen iſt. Id. ibid. v. 985. 986.

(*) Omnia te vita perfuncta ſequentur,

„Kömmt nicht alles an den Reihen? Iſt wohl „eine Sache, die nicht eben ſo gut als ihr altert? „Tauſend Menſchen, tauſend Thiere, und tau„ſend andere Geſchöpfe, ſterben eben den Augen„blick, da ihr ſterbet.

(**) Nam nox nulla diem, neque noctem aurora ſequuta eſt,
Quae non audierit miſtos vagitibus aegris
Ploratus, mortis comites et funeris atri.

„Warum weigert ihr euch lange, da ihr doch nicht „zurück könnt? Ihr habt ja genug Leute geſe„hen, die ſich beym Sterben wohl befunden ha„ben, und dadurch großem Elende entgangen ſind. „Habt ihr gegentheils wohl einen einzigen geſehen, „der ſich übel dabey befunden hat? Alſo iſt es ei„ne große Einfalt, daß ihr eine Sache verwerfet, „die ihr weder ſelbſt verſucht habt, noch durch „andere habt verſuchen laſſen. Warum be„klagſtu dich über mich, und über das Schickſal? „Thun wir dir Unrecht? Haſt du uns etwas vor „zu ſchreiben, oder wir dir? Wenn auch dein „Alter noch nicht zur Reife iſt, ſo iſt doch dein „Leben zur Reiſe. Ein kleiner Menſch iſt eben „ſo wohl ein Menſch, als ein großer. Man miſ„ſet weder die Menſchen, noch ihr Leben, nach „der Elle.

Chi-

(*) Alles wird dir endlich folgen, und auch ſterben. Lucret. L. III. v. 981.

(**) Nie iſt eine Nacht auf den Tag, und eine Morgenröthe auf die Nacht gefolget, die nicht ein mit ängſtlichem Winſeln vermiſchtes Geheule, die Gefährten des Todes und des finſtern Grabes, gehöret hätte. Lucret. L. II. v. 579. 580.

„Chiron ſchlug die Unſterblichkeit aus, als er „ſelbſt von ſeinem Vater Saturn, dem Gott der „Zeit und Dauer, die dabey vorkommenden Um„ſtände erfahren hatte. Bedenkt nur recht, daß „ein immerwährendes Leben dem Menſchen weit „unerträglicher und beſchwerlicher ſeyn würde, „als dasienige iſt, welches ich ihm verliehen „habe. Wenn ihr den Tod nicht hättet, ſo „würdet ihr mich ohne Unterlaß läſtern, daß ich „euch deſſelben beraubet. Ich habe mit Wiſ„ſen ein wenig Bitterkeit mit untergemiſchet, „um euch zu verhindern, daß ihr nicht ſo gar „begierig und unbeſonnen dazu ſchreiten ſollet, „wenn ihr die davon zu hoffenden Vortheile er„kennt. Um euch zu dieſer von mir verlangten „Mäßigung an zu halten, daß ihr das Leben nicht „flieht, und euere Zuflucht zu dem Tode nehmet, „habe ich beyde mit etwas ſüſſen und etwas her„ben vermiſchet. Ich habe dem Thales, den er„ſten unter euren Weiſen, gelehret, daß Leben „und Sterben gleichgültig ſey: daher er demieni„gen, welcher ihn fragte, warum er alſo nicht „ſtürbe, weislich antwortete: **Weil es gleich„gültig iſt** (*). Waſſer, Erde, Luft, und Feuer, „und andere Theile meines Gebäudes, ſind eben „ſo wohl Werkzeuge deines Todes, als deines Le„bens. Warum fürchteſt du dich vor deinem letz„ten Tage? (**) Er trägt nicht mehr, als ieder

(*) Οτι, εφη, ȣδεν διαφερει. Diog. Laert. in *Vita Thaletis.* L. I. Segm. 35.

(**) Erramus, qui vltimum timemus diem: quum tantundem in mortem ſinguli conferant. Non ille gradus laſſitudinem facit, in quo deficimus, ſed

„der übrigen, zu deinem Tode bey. Der letzte „Schritt verurſacht die Müdigkeit nicht: er offen„bart ſie nur. Alle Tage gehen nach dem Tode „zu, der letzte gelangt dahin.„ Dieſes ſind die guten Rathſchläge unſerer Mutter, der Natur.

Warum uns der Tod in dem Kriege ganz anders, als in unſern Häuſern, vorkömmt.

Ich habe öfters nachgedacht, was doch wohl die Urſache ſeyn möchte, daß uns in dem Kriege der Anblick des Todes, es ſey nun an uns, oder an einem andern, bey weitem nicht ſo entſetzlich vorkömmt, als in unſern Häuſern; denn ſonſt würde das Heer aus nichts, als Aerzten und feigen Memmen, beſtehen: desgleichen, woher es kömmt, daß man das Landvolk und die gemeinen Leute weit beherzter, als andere, findet; ungeacht der Tod allerwegen einerley iſt. Wahrhaftig, ich glaube, daß die entſetzlichen Umſtände und Anſtalten, welche wir dabey machen, uns mehr, als er ſelbſt, in Furcht iagen. Eine ganz neue Lebensart, das Geſchrey der Mütter, Weiber, und Kinder, die Beſuche von erſchrockenen und ganz auſſer ſich geſetzten Perſonen, die Gegenwart einer Menge erblaßter und iämmerlich weinender Bedienten, ein dunkeles Zimmer, brennende Wachslichter, die Aerzte und Prediger welche unſer Bette umringen: kurz, alles was um uns iſt, verurſacht Grauſen und Entſetzen. Wir ſind ſchon ſo gut als begraben und verſcharrt. Die Kinder fürchten ſich ſogar vor ihren Freunden, wenn ſich dieſelben verkleidet haben: ſo machen wir es auch (*). Man muß

ſed ille profitetur. Ad mortem dies extremus peruenit, accedit omnis. Sen. *Epiſt.* 120.

(*) Quod vides accidere pueris, hoc nobis quoque maiuſculis pueris euenit. Illi, quos amant, quibus aſſue-

muß ſo wohl den Sachen, als den Perſonen, die Larve abziehen. Iſt das geſchehen: ſo werden wir unter derſelben nichts als eben den Tod verborgen finden, welchen ein Diener, eine ſchlechte Magd, (*) vor kurzem unerſchrocken überſtanden haben. Glücklich iſt der Tod, welcher zu dergleichen Weitläuftigkeiten keine Zeit läßt!

Das XX. Hauptſtück.

Von der Stärke der Einbildungskraft.

Fortis imaginatio generat caſum, (**) ſagen die Gelehrten. Von den Wirkungen der Einbildungskraft.

Ich gehöre unter diejenigen, welche eine ſehr ſtarke Einbildung haben. Jeder leidet von derſelben Anſtoß: allein, einige werden durch ſie über den Haufen geworfen. Ihre Eindrücke nehmen mich gewaltig ein: und ich bediene mich der Liſt, ihr aus zu weichen, weil ich nicht Stärke genug ihr Widerſtand zu thun beſitze. Ich werde, bloß wenn ich geſunde und muntere Leute um mich habe, lebendig. Wenn ich andere in Angſt ſehe, werde ich ſelbſt heftig geängſtet; und öfters habe ich eben das empfunden, was der dritte Mann empfunden hat. Einer, der beſtändig huſtet, erregt

aſſueuerunt, cum quibus ludunt, ſi perſonatos vident, et paueſcunt. Non hominibus tantum, ſed et rebus perſona demenda eſt. Sen. *Ep.* 24.

(*) Mors eſt, quam nuper ſeruus meus, quam ancilla, contemſit. Id. *ibid.*

(**) Eine ſtarke Einbildung thut viel.

regt auch meine Lunge und meine Kehle. Ich beſuche dieienigen Kranken, bey denen es meine Schuldigkeit erfordert, weit ungerner, als dieienigen, um welche ich mich weniger bekümmere, und für welche ich weniger Achtung habe. Ich bekomme eben das Uebel, mit welchem ſich meine Gedanken beſchäftigen, und ziehe mir daſſelbe ſelbſt zu. Ich wundere mich gar nicht, daß dieienigen, welche der Einbildung die Freyheit laſſen, und ihr nachhängen, das Fieber oder den Tod davon haben. Simon Thomas war zu ſeiner Zeit ein großer Arzt. Ich erinnere mich, daß ich ihn eines Tages zu Thoulouſe bey einem reichen ſchwindſüchtigen Greiſe antraf, mit dem er ſich über die Mittel ſeiner Geneſung beſprach. Dieſer Doctor ſagte zu demſelben, ein dergleichen Mittel wäre, wenn man mir Gelegenheit gäbe an ſeiner Geſellſchaft Gefallen zu finden: denn, wenn er ſeine Augen auf mein munteres Geſicht, ſeine Gedanken auf meine lebhafte und friſche Jugend richtete, und alle ſeine Sinnen mit meinem damals blühenden Zuſtande beſchäftigte, könnte ſich vielleicht ſeine Leibesbeſchaffenheit beſſern. Allein, er vergaß zu ſagen, daß ſich meine auch dabey verſchlimmern könnte. **Gallus Vibius** ſtrengte ſeine Gemüthskräfte ſo ſehr an, um hinter das Weſen und die Bewegungen des Unſinnes zu kommen, (*) daß er ſelbſt vom Verſtande kam, niemals wieder

(*) Seneca, der Rhetor, aus welchem Montagne dieſe Erzählung genommen haben mag, ſagt nicht, daß Gallus Vibius den Verſtand verlohren habe, weil er ſich das Weſen des Aberwitzes zu begreifen bemüht, ſondern weil er ſich allzuſehr bemühet die

wieder dazu gelangete, und ſich rühmen konnte er ſey vor Weisheit unſinnig geworden. Einige kommen vor Schrecken der Hand des Henkers zuvor. Einer, den man die Augen aufband, um ihm das Begnadigungsſchreiben vor zu leſen, fiel aus bloſſer Einbildung todt auf das Blutgerüſte nieder. Der Angſtſchweis bricht uns aus, wir erzittern, wir erblaſſen, und erröthen bey den Anfällen unſerer Einbildung. So gar wenn wir in dem Bette liegen werden in unſerm Körper ſo heftige Bewegungen erreget, daß zuweilen der Tod daraus erfolget iſt. Das Blut der hitzigen Jugend geräth durch dieſelbe in dem Schlafe öfters ſo in Wallung, daß ſie im Traume ihre verliebten Begierden ſtillet.

(*) Vt quaſi transactis ſaepe omnibus rebus profundant
Fluminis ingentes fluctus, veſtemque cruentent.

Und ob es gleich nichts neues iſt, daß einem, der ſich ohne Hörner niedergeleget hat, des Nachts Hörner wachſen: ſo verdient doch der Zufall, welchen der

die Bewegungen aberwitziger Leute nach zu ahmen. Weil dieſer Gallus die Redekunſt lehrete, ſo bildete er ſich ein, es würde ſeinen Zuhörern ungemein gefallen, wenn er durch ſeine Worte die Ausſchweifungen aberwitziger Menſchen recht lebhaft vorſtellen könnte. Und weil er ſich alſo darüber ſo viel Mühe gab, ward er wirklich aberwitzig. Huic accidiſſe vni ſcio, ſagt Seneca, vt in inſaniam non caſu incideret, ſed iudicio perueniret. *Controu.* IX. L. 2.

(*) Lucrez ſagt in dieſen Verſen eben das, was Montagne geſagt hat, nur mit etwas allzufreyen Worten. L. IV. v. 1029. 1030.

Italieniſche König Cippus gehabt hat, angemerket zu werden. Dieſer bekam durch die Stärke der Einbildung Hörner an der Stirne, weil er den Tag über mit großer Luſt ein Stiergefechte angeſehen, und die ganze Nacht durch in dem Traume Hörner in dem Kopfe gehabt hatte (*). Die heftige Gemüthsbewegung verhalf dem Sohne des Kröſus zu der Sprache, welche ihm die Natur gemißgönnet hatte (**). Antiochus fiel durch den allzuſtarken Eindruck, welchen der Stratonike Schönheit bey ihm gemacht hatte, in ein Fieber (***). Plinius erzählt (†), er hätte ſelbſt den Lucius Coſſicius geſehen, welcher an ſeinem Hochzeittage aus einer Weibesperſon ein Mann geworden. Pontan, und andere, erwähnen mehr dergleichen Verwandlungen, die ſich die vergangnen Jahrhunderte in Italien ereignet haben. Und durch

(*) Plinius ſetzt dieſe Erzählung derienigen, die von dem Actäon bekannt iſt, zur Seite. Actaeonem, ſpricht er, et Cipum etiam in Latina hiſtoria, fabuloſos reor. Uebrigens weiß ich nicht, woher es Montagne hat, daß dieſer Cipus ein König in Italien geweſen ſey. Valerius Maximus ſpricht, er ſey Prätor geweſen; und ſetzt dazu, er ſey in der Kleidung eines Feldherrn, paludatus, aus Rom gezogen: nach dem Zufalle aber, deſſen Montagne gedenket, hätten die Wahrſager verſichert, Cipus würde König werden, wenn er wieder nach Rom käme. Daher habe er ſich freywillig auf immer weg zu bleiben entſchloſſen. S. Val. Max. L. V. c. 6.

(**) Herodot. L. I. p. 39.

(***) Lucianus *de Dea Syra.*

(†) *Natur. Hiſt.* L. VII. c. 4. Ipſe in Africa vidi mutatum nuptiarum die in marem L. Coſſicium.

durch ſein und ſeiner Mutter innbrünſtiges Verlangen.

(*) Vota puer ſoluit, quae faemina vouerat Iphis.

Ich erinnere mich, als ich durch Vitry gereiſet bin, einen Mann geſehen zu haben, welchen der Biſchof von Soiſſons bey der Firmelung den Namen German gegeben hatte, und welchen alle Einwohner von der Zeit an, bis in das zwey und zwanzigſte Jahr, als ein Mädchen, Namens Marie, gekannt und geſehen haben. Er hatte zu der Zeit einen ſtarken Bart, war bereits alt, und unverheyrathet. Sein männliches Glied, ſagte er, hätte ſich gezeigt, als er einen ſtarken Sprung gethan: und die Mädchen haben von der Zeit an auch noch ein Lied im Gebrauche, worinnen ſie einander warnen die Beine nicht ſo weit auseinander zu ſperren, damit ſie nicht, wie Marie German, Jungen würden. Es iſt nicht ſo gar ſehr zu verwundern, daß ſich dergleichen Zufälle öfters ereignen: denn wenn die Einbildung etwas dazu beytragen kann, ſo thut ſie beſſer, weil ſie doch beſtändig und lebhaft auf dieſen Gegenſtand gerichtet iſt, wenn ſie den Mädchen dieſen männlichen Theil einmal für allemal eingepflanzt, damit ſie nicht ſo oft wieder auf eben den Gedanken und auf eben die heftige Begierde verfallen darf (*).

Eini-

(*) Iphis erfüllte als ein Knabe die Gelübde, die er als ein Mädchen gethan hatte. Ouid. *Metamorph.* L. IX. Fab. 12. v. 129.

(**) Ein falſcher und ausſchweifender Gedanke. Ich wundere mich nicht, daß derſelbe dem Montagne ein-

Seltſame Wirkungen der Einbildungskraft.

Einige ſchreiben des Königs Dagobert und des H. Franciſcus Wundmale der Einbildung zu. Man ſagt, daß ſich zuweilen vermöge derſelben die Leiber von ihrer Stelle erheben. Celſus gedenkt eines Prieſters, der ſeine Seele in eine ſolche Entzückung brachte, daß der Leib darüber lange Zeit ohne Athemholen und Empfindung blieb. Der H. Auguſtin nennet einen andern, welcher, ſo bald man ihm ein klägliches und jämmerliches Geſchrey hören ließ, plötzlich in eine Ohnmacht fiel, und ſo ſtark auſſer ſich gerieth, daß man in ihm hinein lärmen und ſchreyen, ihn ſtechen und brennen mochte, wie man wollte, bis er wieder zu ſich ſelbſt kam: und alsdann ſagte, er hätte Stimmen, aber wie von ferne, gehört, und fühlte erſt ſeine Brandblaſen und Wunden. Daß dieſes aber keine gezwungene Unempfindlichkeit war, konnte man daraus erkennen, weil man währender Zeit weder Puls noch Athem bey ihm ſpürete (*).

Was den Erſcheinungen, Bezauberungen u. ſ. f. beſonders einiges Anſehen giebt.

Es iſt wahrſcheinlich, daß das meiſte Aufſehen, welches die Erſcheinungen, Hexereyen, und andere dergleichen auſſerordentliche Begebenheiten, machen, hauptſächlich von der Stärke der Einbildung herrührt, die beſonders ihre Wirkung in den weichlichen Gemüthern des Pöbels äuſſert. Man hat ſeine Leichtgläubigkeit ſo eingenommen, daß er etwas zu ſehen glaubet, was er doch wirklich nicht ſiehet.

Ich

eingefallen iſt: denn wer träumet nicht zuweilen wachend? Allein, ich erſtaune darüber, daß er ſich hat entſchlieſſen können denſelben an zu bringen.

(*) Dieſer Mann hieß Reſtitutus. Aug. *De Ciuit. Dei* L. XIV. c. 24.

Ich bin auch noch immer in der Vermuthung, daß das wunderliche Neſtelknüpfen, womit unſere Welt ſo gefeſſelt iſt, wohl nichts als die Wirkung der Schüchternheit und Furcht ſeyn möchte. Ich kenne einen, für welchen ich ſo gut, als für mich ſelbſt reden will, und welchen man eben ſo wenig für unvermögend, als für bezaubert halten kann. Dieſer hatte einen ſeiner guten Freunde von einer auſſerordentlichen Ohnmacht erzählen hören, welche demſelben zu einer Zeit, da er es am wenigſten nöthig gehabt hätte, zugeſtoſſen war; und ſtellete ſich dieſe abſcheuliche Erzählung, als er eben in dergleichen Umſtänden war, ſo lebhaft vor, daß ihm auch eben das begegnete. Von der Zeit an war er dieſem Zufalle immer ausgeſetzt, weil ihm das ſchimpfliche Andenken dieſes tollen Streichs immer in dem Sinne lag, und ihn quälte. Endlich half er dieſer Träumerey durch eine andere Träumerey ab. Dieſe kam darauf an, daß er ſeinen Mangel ſelbſt geſtand, und vor der Hand bekannt machte; weil er ſich damit tröſtete, daß ſeine Verbindlichkeit dadurch vermindert wäre, weil er dieſen Zufall nicht verheelet hätte, und daß man nicht mehr von ihm fordern könnte. Da er ſich angelegen ſeyn ließ, ſeinen Körper nach eigenem Belieben vorher erforſchen, angreifen, und von iemanden beſehen zu laſſen, war dem Uebel auf einmal abgeholfen: denn wenn ſeine Gedanken ruhig waren, fehlte dem Körper nichts. Wozu man einmal geſchickt geweſen iſt, dazu iſt man niemals ungeſchickt, als aus einer wahren Schwachheit. Dieſes Unglück iſt nur bey ſolchen Unternehmungen zu beſorgen, wo unſere Seele durch übermäßige Begierde und Ehr-

Wovon das Neſtelknüpfen herkömmt.

Ehrerbietung gefeſſelt iſt; und vornämlich, wo die Gelegenheiten unerwartet kommen und Eilfertigkeit erfordern. Man kann ſich nicht aus der Verwirrung helfen. Ich kenne einen, dem es, die Hitze dieſer Brunſt zu mäßigen, ſogar ſehr nützlich geweſen iſt, wenn ſich der Körper ſchon ſonſt halb geſättiget hatte, und der bey ſeinem Alter nicht ſo unvermögend iſt, weil er nicht ſo vermögend iſt. Desgleichen weiß ich einen andern, dem es ebenfalls wohl zu ſtatten gekommen iſt, daß ihn ein guter Freund verſichert hat, er fände ſich mit einem Gegenmittel wider eine gewiſſe Zauberey verſehen, womit er ihn verwahren wollte. Doch es iſt am beſten, daß ich den ganzen Verlauf erzähle (*).

Lächerliches Mittel einer kranken Einbildungskraft zu helfen.

Ein Graf aus einem ſehr guten Hauſe, mit welchem ich ſehr vertraut umgieng, vermählte ſich mit einer ſchönen Dame, um welche ſich einer, der bey dem Gaſtmale zugegen war, ſtark beworben hatte. Dieſes machte ſeine Freunde, und vornämlich eine alte Dame, ſeine Anverwandte, ſehr bekümmert, welche die Hochzeit in ihrem Hauſe ausrichtete, und ſich ſehr vor Zaubereyen fürchtete, wie ſie mir auch zu verſtehen gab. Ich bat ſie, ſich auf mich zu verlaſſen. Zum guten Glücke hatte ich ein gewiſſes kleines Stücke Goldblech in meiner Kiſte, auf welches etliche Sternbilder gegraben waren. Dieſes ſollte man gerade auf den Kopfwirbel binden, wenn einem die Sonne geſtochen, und wenn man Kopfweh hätte. Damit es aber darauf liegen bliebe, war es an ein

(*) In der Ausgabe von 1588. in 4. hat Montagne dieſe Erzählung nicht mit ein zu rücken für gut befunden.

ein Band befeſtiget, welches man unter dem Kinne zubinden konnte. Eine Thorheit, welche derienigen, wovon wir reden, vollkommen ähnlich war. Jacob Pelletier hatte mich mit dieſem beſondern Stücke beſchenket, da er ſich bey mir aufgehalten. Ich kam auf den Einfall mir daſſelbe zu Nutze zu machen, und ſagte zu dem Grafen, daß er zwar eben ſo wohl als andere Gefahr lauſen könnte, weil Leute zugegen wären, die ihm vielleicht einen Streich möchten ſpielen wollen. Allein, er ſollte ſich nur getroſt niederlegen, ich wollte ihm eine Freundſchaft erzeigen, und ihm zu Gefallen ein Wunder thun, welches in meiner Gewalt wäre: doch mit der Bedingung, daß er mir bey ſeiner Ehre verſpräche daſſelbe ſehr heilig zu verſchweigen. Er ſollte mir nur, da man des Nachts doch die Braut ſtöhren würde, in dem Falle, daß es ihm misgeglückt wäre, ein gewiſſes Zeichen geben. Er hatte wirklich den Kopf und die Ohren ſo voll gehabt, daß er durch ſeine unruhige Einbildung vollkommen gefeſſelt worden war, und gab mir zu der geſetzten Stunde das Zeichen. Ich ſagte ihm hierauf in das Ohr, er möchte, unter dem Vorwande uns fort zu iagen, aufſtehen, zum Spas den Schlafrock, welchen ich an hatte, nehmen (wir waren meiſt von gleicher Statur) und denſelben anziehen, bis er meine Verordnung erfüllt hätte. Dieſe beſtund darinnen, er ſollte, wenn wir fort wären, um das Waſſer ab zu ſchlagen, auf die Seite gehen, dreymal die und die Worte ſagen, und die und die Bewegungen machen. Bey iedemmale ſollte er das Band, welches ich ihm zuſtellete, um ſich binden, und die Münze, welche daran hieng, ſorg-

ſorgfältig auf die Geilen legen: die Figur in der und der Lage. Wenn dieſes geſchehen wäre, und er das leztemal das Band feſt zuſammen gezogen hätte, daß es nicht aufgehen und ſich nicht verſchieben könnte, ſollte er getroſt wieder ſein Heil verſuchen: nur ſollte er nicht vergeſſen meinen Schlafrock auf das Bette zu werfen, ſo daß derſelbe ſie beyde bedeckte. Dieſe Poſſen thun das meiſte: weil wir uns nicht vorſtellen können, daß ſich ſo ſeltene Mittel nicht von einer verborgenen Kunſt herſchreiben ſollten. Ihre Nichtigkeit giebt ihnen Gewicht, und ſezt ſie in Hochachtung. Kurz, ſo viel iſt gewiß, meine Charaktern zeigten ſich mehr veneriſch, als solariſch; mehr thätig, als verhindernd. Ein geſchwinder Einfall und die Neugierigkeit veranlaßten mich zu dieſem Verſuche, welcher wider meine Art iſt. Ich bin allen liſtigen und verſtellten Handlungen feind; und haſſe die Verſchlagenheit, in meinen Händen, nicht allein, wenn ſie mir zur Beluſtigung, ſondern auch, wenn ſie mir zum Vortheile gereichen kann. Wenn die Handlung nicht laſterhaft iſt, ſo iſt es doch die Art, wie ſie geſchieht. Der Egyptiſche König Amaſis vermählte ſich mit der Laodice, einem ſehr ſchönen Griechiſchen Frauenzimmer; ſpielte aber, ob er wohl ſonſt allerwegen rechtſchaffen mitgemacht hatte, bey ihr ſeine Perſon ſehr ſchlecht. Er drohete ihr daher, in der Meynung, ſie wäre eine Hexe, ſie zu ermorden. Laodice, ihres Theils, wendete, wie es bey Dingen, die bloß auf der Einbildung beruhen, zu gehen pflegt, die Religion vor: und er fand ſich, nachdem er der Venus Gelübde und Verſprechungen gethan hatte, durch den Beyſtand der

Göt-

Göttinn ſo gleich die erſte Nacht, da er ſeine Gaben und Opfer dargebracht, wieder hergeſtellet (*). Die Weibesperſonen thun Unrecht, wenn ſie uns mit den gefährlichen, zänkiſchen, und furchtſamen Geberden empfangen, welche uns zugleich anfeuren, und kalt machen. Des Pythagoras Schwiegertochter (**) ſagte, eine Weibesperſon, die bey einer Mannsperſon ſchliefe, müßte nebſt den Kleidern auch zugleich die Schamhaftigkeit ablegen, und dieſelbe zugleich mit den Kleidern wieder nehmen (***). Die Seele des angreifenden Theils vergißt ſich leicht, wenn ſie auf einmal von vielerley verſchiedenen Leidenſchaften beſtürmet wird. Derienige, welchen die Einbildungskraft ein-

(*) Herodot. L. II. p. 180. Wo man ſieht, daß nicht Amaſis, ſondern Laodice, oder Ladice, auf den Einfall gekommen iſt, der Venus ein Gelübde zu thun, welches ſie auch auf das genaueſte erfüllet hat. Denn, ſagt Herodot, Ladice richtete ihr eine Bildſäule auf, wie ſie ihr verſprochen hatte: und dieſe ſtand noch zu meiner Zeit. Ἡ δε Λαδικη απεδωκε την ευχην τη Θεῳ. Ποιησαμενη γαρ αγαλμα, απεπεμψε εις Κυρηνην, το ετι και ες εμε ην σωον.

(**) Montagne meynt die Theano, eine berühmte Pythagoräerinn, welche des Pythagoras Ehegattinn, nicht aber ſeine Schwiegertochter war. Ην δε τῳ Πυθαγορα και γυνη, Θεανω ονομα ſagt Laerz in deſſen Leben L. VIII. Segm. 42. Menage hat ſchon in ſeiner Hiſtorie der Weibesperſonen, welche ſich der Weltweisheit gewidmet, dieſes kleine Verſehen des Montagne angemerket. Diog. Laërt. T. II. p. 500. col. 2.

(***) Diog. Laërt. *in Vita Pythagorae.* L. VIII. Segm. 43.

einmal zu dieſer Schaam veranlaßt hat, (welches doch nur bey den erſten Gelegenheiten geſchieht, da es ohnedem am hitzigſten und ſchärfſten zugeht: daher man ſich denn auch, wenn man ſich das erſtemal ſehen läßt, am meiſten Schande einzulegen fürchtet,) geräth, wenn ihm der Anfang ſchlecht gelungen iſt, über dieſen Zufall in Furcht und Verdruß, die auch bey den folgenden Gelegenheiten anhalten.

Wie ſich junge Eheleute in dem Brautbette verhalten ſollen.

Junge Eheleute haben nichts zu verſäumen, und ſollten ſich daher nicht übereilen, und ihr Vorhaben nicht verſuchen, wenn ſie nicht gefaßt dazu ſind. Es iſt beſſer einen Fehler zu begehen, und das Brautbette, welches voll Unruhe und Hitze iſt, gar nicht ein zu weyhen, ſondern eine andere bequemere Zeit zu erwarten; als vor Schrecken und Verzweifelung, wenn es das erſtemal mislingt, in ein immerwährendes Elend zu fallen. Ehe ein ſolcher armer Menſch Beſitz genommen hat, muß er ſich zu wiederholten Malen, und zu verſchiedenen Zeiten, ein wenig verſuchen und anbieten, doch ohne ſich Gewalt an zu thun, und ohne hartnäckicht auf ſeinem Vorhaben zu beſtehen, damit er ſich erſt ſelbſt vollkommen überzeugt. Diejenigen, welche verſichert ſind, daß ſie von Natur gehorſame Gliedmaſſen haben, müſſen ſich nur bemühen ihrer Einbildung zuvor zu kommen.

Man hat Urſache den Ungehorſam dieſes Gliedes zu tadeln, welcher ſich ſo zur Unzeit wenn wir es am nöthigſten brauchen äuſſert, mit unſerm Willen ſo herrſchſüchtig um die Gewalt ſtreitet, und ſo hartnäckigt und trotzig alles unſer Anregen verachtet. Indeſſen, wenn mich daſſelbe zum Sachwalter angenommen hätte, da man ſo auf ſeine

ſeine Widerſpenſtigkeit ſchilt, und dieſelbe ſtatt eines Beweiſes wider daſſelbe braucht: ſo würde ich vielleicht unſere andern Glieder beſchuldigen, daß ſie dieſe Zunöthiung nur aus bloſſem Neide wegen ſeines wichtigen und angenehmen Gebrauchs wider daſſelbe geſucht, durch eine Rotte die Welt wider daſſelbe aufgebracht, und ihm boshafter Weiſe einen Fehler aufgebürdet hätten der ihnen gemeinſchaftlich wäre. Man betrachte nur einmal, ob ein einziges Glied an unſerm Leibe iſt, welches ſich nicht zuweilen ſeiner Verrichtung wider unſern Willen entzieht, und hernach dieſelbe öfters wider unſern Willen thut. Jedes wird durch beſondere Leidenſchaften, ohne unſere Erlaubniß, ermuntert und eingeſchläfert. Wie oft entdecken nicht die gezwungenen Geſichtsveränderungen unſere geheimen Gedanken, und verrathen uns den Anweſenden. Eben die Urſache, welche dieſes Glied rege macht, ſetzt auch ohne unſern Vorbewußt das Herz, die Lunge, und den Puls, in Bewegung. Der Anblick eines angenehmen Gegenſtandes breitet in uns unvermerkt die Hitze einer fieberhaften Wallung aus. Erheben ſich, und fallen vielleicht nur die Muskeln und Adern, nicht allein ohne unſere Bewilligung, ſondern ſogar ohne unſer Wiſſen, nieder? Wir gebieten ia unſern Haaren nicht ſich zu ſtreuben, oder unſerer Haut vor Verlangen oder Furcht zu ſchauern. Die Hand fährt öfters wohin, dahin wir nicht wollen. Die Zunge erſtarrt, und die Stimme ſtockt zuweilen. Die Begierde zum Eſſen und Trinken erweckt die ihr unterworfenen Theile, wenn wir gleich nichts in den Mund haben, und es ihr gerne verbie-

ten würden, eben ſo gut, als iene andere Begierde; und verläßt uns gleichergeſtalt zur Unzeit, wenn es ihr gut dünkt. Dieienigen Werkzeuge, welche den Leib zu entledigen beſtimmt ſind, werden eben ſo wohl, als die, welche die Geilen zu entledigen dienen, ohne und wider unſern Vorbewußt erweitert und zuſammen gezogen. Ja, dasienige, was der H. Auguſtin, die Gewalt unſers Willens zu beſtärken anführet, daß er einen geſehen habe, deſſen Hinterer ſo viel Winde ſtreichen ließ, als derſelbe verlangte, (*) welchem Vives noch ein anderes Beyſpiel aus ſeiner Zeit von einem beyfüget, der auf dieſe Art die angegebenen Töne traf, ſetzt eben ſo wenig den unumſchränkten Gehorſam dieſes Gliedes zum Grunde. Denn iſt wohl gemeiniglich ein unbeſcheideneres und aufrühriſchers? Hiezu kömmt noch, daß ich ein ſo unbändiges und hartnäckichtes weiß, welches ſeinen Herrn ſeit vierzig Jahren unaufhörlich und in einem fort Winde ſtreichen zu laſſen zwinget, und ihm auf dieſe Art den Tod zuzieht. Und, wollte der Himmel! daß ich nur aus anderer Leute Erzählung wüßte, wie oft uns ein einziger verhaltener Wind den Pforten eines ſehr ängſtlichen Todes nähert; und daß uns der Kaiſer (**), welcher uns

(*) Nonnulli ab imo ſine pudore vllo ita numeroſos pro arbitrio ſonitus edunt, vt ex illa etiam parte cantare videantur. Auguſt. *de Ciuit. Dei* L. XIV. c. 24. Zu welchen Worten Vives folgendes ſtatt einer Auslegung hinzufügt: - - Talis fuit memoria noſtra Germanus quidam in Comitatu Maximiliani Caeſaris et Philippi eius filii: nec vllum erat carmen, quod non ille crepitibus pudicis redderet.

(**) Claudius, der fünfte Römiſche Kaiſer. Allein Sve-

uns die Freyheit gegeben hat, allerwegen einen ſtreichen zu laſſen, uns auch das Vermögen dazu gegeben hätte. Allein, wie viel wahrſcheinlicher können wir nicht unſern Willen, dem zum beſten wir dieſe Klagen führen, bey ſeiner Unordnung und ſeinem Ungehorſame des Aufruhrs und der Widerſpenſtigkeit beſchuldigen? Will er dann allezeit dasienige, was wir wollten, daß er wollen ſollte? Will er nicht öfters dasienige, was wir ihm zu wollen verbieten, und zu unſerm augenſcheinlichen Schaden? Läßt er ſich dann durch unſere Vernunftſchlüſſe regieren? Endlich würde ich zur Vertheidigung meiner Parthey ſagen, man möchte zu bedenken belieben, daß in dieſem Stücke ihre Sache unzertrennlich und ohne Ausnahme einen Mitſchuldigen mit einſchließt; und daß man gleichwohl ſolche Beweiſe und Beſchuldigungen wider dieſelbe braucht, die gedachten mitſchuldigen Theil mit betreffen: denn dieſer reizt wohl zuweilen auf eine unbeſcheidene Art an, weigert ſich aber niemals; ia, er reizt noch dazu ſtillſchweigend und heimlich an. Woraus man die Erbitterung und Ungerechtigkeit der Ankläger augenſcheinlich erkennen kann. Es ſey wie es wolle. Man bleibt dabey, daß ſich die Natur, die Sachwalter und Richter mögen einwenden und ſprechen, was ſie wollen, doch daran nicht kehren wird: da ſie ohnedem nicht anders, als billig verfahren wäre,

 wenn

Sveton berichtet bloß, daß die Rede gegangen ſey, der Kaiſer Claudius hätte dieſe Freyheit durch einen Befehl beſtätigen wollen. Dicitur etiam meditatus edictum, quo veniam daret flatum crepitumque ventris in conuiuio emittendi. Suet. *in vita Claudii* c. 32.

wenn ſie demſelben Gliede ein beſonderes Vorrecht gegönnet hätte; weil es der Urheber des einzigen unſterblichen Werks, der Sterblichen, eines göttlichen Werks nach des Sokrates Meynung, der Liebesgott, das Verlangen nach der Unſterblichkeit, und ſelbſt ein unſterblicher Dämon iſt.

Das gute Vertrauen zu dem Arzte trägt vieles zur Geneſung des Kranken bey.

Vielleicht kömmt es von dieſer Wirkung der Einbildungskraft her, daß mancher ſeinen Kropf hier läßt, den ſein Kammerad wieder mit nach Spanien nimmt. Dieß iſt die Urſache, weswegen man bey dergleichen Gelegenheiten ein vorbereitetes Gemüth erfordert. Warum ſuchen ſonſt die Aerzte vor der Hand das Vertrauen der Kranken durch ſo viele falſche Verſprechungen der Geneſung zu gewinnen, wenn es nicht in der Abſicht geſchieht, damit die Wirkung der Einbildungskraft ihren betrügeriſchen Arzeneyen zu Hülfe kömmt? Sie wiſſen, daß einer von den Meiſtern ihrer Kunſt ihnen ſchriftlich hinterlaſſen hat, man fände Leute, bey welchen der bloſſe Anblick der Arzeneyen ſchon die Wirkung thäte. Ja, ich komme auf alle dieſe Einfälle bloß dadurch, weil mir ein Bedienter meines verſtorbenen Vaters, der ein Apotheker, ein guter ehrlicher Menſch und ein Schweizer war, welches Volk zum Pralen und Lügen nicht aufgelegt iſt, einmal erzählet hat, daß er zu Thoulouſe lange Zeit einen kränklichen und mit Steinſchmerzen geplagten Kaufmann gekannt habe, welcher öfters Klyſtire nöthig gehabt, und ſich dieſelben von den Aerzten verſchiedentlich hätte verſchreiben laſſen, nachdem es die Umſtände ſeiner Krankheit erfordert hätten. Sobald dieſelben gebracht worden wären, hätte er alles dabey gebräuchliche beobachtet, und öfters verſucht, ob

ſie

ſie gar zu heiß wären: worauf man, wenn er ſich niedergelegt, und ſich umgekehrt, alle Anſtalten gemacht; nur daß man nichts eingeſpritzet hätte. Der Apotheker wäre, nach dieſer Cäremonie, wieder nach Hauſe gegangen: und der Kranke, welcher alles mit ſich hätte machen laſſen, wie bey Leuten, die wirklich ein Klyſtier brauchen, hätte auch eben die Wirkung geſpürt. Der Arzt hätte ihm auch, wenn das erſte ſeiner Meynung nach, nicht genug gethan, noch zwey oder drey andere auf eben die Art verordnet. Mein Zeuge betheuerte mir, daß des Kranken Ehefrau, um die Koſten zu erſparen, (denn er bezahlte dieſelben eben ſo gut, als ob er ſie genommen hätte,) zuweilen einen Verſuch gemacht, und bloß warm Waſſer hätte hinein thun laſſen. Allein der Erfolg hätte allezeit den Betrug entdeckt, und der Kranke wäre genöthiget geweſen, wieder zur erſten Art zu ſchreiten, weil ihm dieſe nichts genützet hätten.

Eine Frau, welche mit dem Brode eine Nadel verſchlungen zu haben glaubte, ſchrie und würgte ſich, als ob ſie einen unerträglichen Schmerz in dem Schlunde empfände, wo dieſelbe ihrer Meynung nach ſtecken geblieben war. Weil man aber weder Schwulſt noch ſonſt einige Veränderung äuſſerlich ſpürete, gab ihr ein geſchickter Mann, welcher auf die Gedanken gerieth daß es eine bloſſe Einbildung wäre, weil ſie ein Biſſen Brod in dem Hinterſchlucken ein wenig geſcharrt hätte, etwas zu brechen ein, warf aber heimlich in das, was von ihr gieng, eine krummgebogene Nadel; worauf ſich dieſe Frau, welche veſt glaubte, ſie hätte die Nadel weggebrochen, plötzlich von ihrem

Eine Krankheit die bloß in der Einbildung beſtanden.

Schmerze befreyet ſpürte. Ich weiß, daß ſich ein gewiſſer Edelmann, bey dem eine hübſche Geſellſchaft zu Gaſte geweſen war, zween oder drey Tage hernach ſcherzweiſe (denn es war nicht an dem) gerühmet hatte, ſie hätten in einer Paſtete eine Katze bey ihm gegeſſen: worüber ein Fräulein aus der Geſellſchaft einen ſolchen Abſcheu empfand, daß ſie einen heftigen Durchfall bekam, und in ein Fieber verfiel, an welchem ſie ſtarb.

Die Stärke der Einbildungskraft äuſſert ſich ſo gar bey den Thieren.

So gar die Thiere ſind eben, wie wir, der Stärke der Einbildungskraft unterworfen. Man bemerket dieſes bey den Hunden, welche vor Traurigkeit über den Verluſt ihrer Herren ſterben: gleichwie man ſie auch in dem Traume kleffen und zuſammenfahren, ſo, wie die Pferde wiehern und arbeiten, ſieht. Allein, alles dieſes läßt ſich aus der genauen Vereinigung der Seele und des Körpers herleiten, welche gemeinſchaftliche Sache mit einander machen.

Die Einbildungskraft wirkt in einen andern Körper.

Es iſt ein ganz anderer Umſtand, daß die Einbildungskraft zuweilen nicht bloß in unſern eigenen Körper, ſondern in eines andern ſeinen, wirket. Ein Körper ſteckt den andern an: welches man bey der Peſt, bey den Pocken, und bey den Augenkrankheiten beobachtet, die von einem zu dem andern übergehen:

(*) Dum ſpectant oculis laeſos, laeduntur et ipſi
Multaque corporibus tranſitione nocent.

Eben

(*) Die Augen leiden darunter, wenn man Leute, die böſe Augen haben, anſieht; und es geht viel ſchädliches aus einem Körper in den andern. Ouid. *de Remed. Amor.* L. II. v. 320.

Eben ſo verletzen auch die Pfeile der rege gemachten Einbildungskraft einen fremden Gegenſtand. Die Alten haben geglaubt, gewiſſe Scythiſche Frauen könnten dieienigen, auf welche ſie zornig und erbittert wären, mit den Augen umbringen. Die Schildkröten und Strauſſe brüten ihre Eyer durch das bloſſe Anſehen aus, welches ein Zeichen iſt daß eine gewiſſe Kraft aus demſelben geht. So ſagt man auch, daß die Hexenmeiſter giftige und ſchädliche Augen haben.

(*) Neſcio quis teneros oculus mihi faſcinat agnos.

Den Zauberern traue ich, meines Theils, nicht viel. Allein, ſo viel ſehen wir aus der Erfahrung, daß die Weibesperſonen denen Kindern, mit welchen ſie ſchwanger gehen, Merkmale ihrer Einbildungen einprägen, wie z. E. dieienige, die einen Mohr gebar. Eben ſo zeigte man dem Böhmiſchen Könige und Kaiſer Carln ein Mädchen, die nicht weit von Piſa her, und ganz rauch und mit Haaren bedeckt war; welches ihre Mutter einem Bilde des Taufers Johannes beymaß, das über ihrem Bette gehangen hatte. Einbildungskraft der ſchwangern Weiber.

Bey den Thieren geht es eben ſo, wie man an Jacobs Schafen, desgleichen an den Feldhünern und Haaſen, welche der Schnee auf dem Gebürge weiß macht, erkennen kann. Neulich ſahe man bey mir eine Katze nach einem Vogel auf die Spitze eines Baumes klettern, und nachdem beyde einander einige Zeit ſtarr angeſehen hatten, den Vogel wie todt in der Katze Pfoten herunter fallen, Stärke der Einbildungskraft bey den Thieren.

(*) Ich weiß nicht, was für Augen mir die zarten Lämmer bezaubern. Virg. *Eclog.* III. v. 103.

weil er entweder durch ſeine eigene Einbildungs-kraft trunken gemacht war, oder durch eine an-ziehende Kraft der Katze herabgezogen ward. Die-ienigen, welche die Beitze lieben, werden von ei-nem Falkenier gehört haben, welcher, wenn er ei-nen in der Luft ſchwebenden Milan ſtarr anſahe, ſich verwettete, denſelben bloß durch ſein Anſehen herunter zu bringen, und es auch wirklich that, wie es heißt. Denn für die Geſchichte, die ich entlehne, laſſe ich dieienigen ſtehen, von welchen ich dieſelben habe. Die Betrachtungen ſind mein eigen, und gründen ſich auf die Vernunft, nicht aber auf die Erfahrung. Jeder kann denſelben ſeine eigene Beyſpiele beyfügen: und wer keine weiß, darf deswegen nicht zweifeln, daß man de-ren genug hat, weil es eine Menge verſchiedener Zufälle giebt. Wenn ich es nicht recht mache, ſo mag es ein anderer beſſer machen. Zudem dienen zu den Unterſuchungen, die ich über unſe-re Sitten und Regungen anſtelle, die erdichteten Fälle, wenn ſie nur möglich ſind, eben ſo gut, als die wahren. Es ſey nun geſchehen oder nicht, es mag ſich zu Rom oder zu Paris zugetragen ha-ben, es mag Hannſen oder Petern begegnet ſeyn: genug, daß es allezeit ein Beweis der menſchli-chen Fähigkeit iſt, an welche ich durch dieſe Erzäh-lung zu meinem Vortheile erinnert werde. Ich betrachte es, und mache es mir zu Nutze, es mag ein bloſſes Hirngeſpinnſte, oder etwas wirkliches ſeyn. Ich bediene mich zu den verſchiedenen Leh-ren, welche uns öfters die Geſchichte geben, der ſeltenſten und denkwürdigſten. Es giebt Schrift-ſteller, die keine andere Abſicht haben, als Bege-benheiten zu erzählen. Die meinige würde ſeyn,

wenn ich es ſo weit bringen könnte, von demjenigen zu reden, was geſchehen kann. In den Schulen iſt es billig erlaubt Aehnlichkeiten zwiſchen Dingen an zu nehmen, die keine haben. Doch dieſes thue ich nicht, und von dieſer Seite übertrifft meine Gewiſſenhaftigkeit ſogar die einem Geſchichtſchreiber anſtändige Aufrichtigkeit. Ich habe mir in Anſehung der Beyſpiele, die ich aus dem was ich geleſen, gehört, gethan, oder geſagt habe, hernehme, das Geſetz gemacht, auch nicht den geringſten und unnützeſten Umſtand zu verändern. Mit Vorbewußt verfälſche ich keinen Buchſtaben. Was mir unwiſſend geſchieht, iſt mir unbekannt.

Ob ein Weltweiſer und Gottesgelehrter eine Geſchichte ſchreiben können.

Bey der Gelegenheit komme ich zuweilen auf die Gedanken, daß ein Gottesgelehrter, ein Weltweiſer, und dergleichen Leute, die eine ganz beſondere und ausnehmende Gewiſſenhaftigkeit und Klugheit beſitzen, gar wohl eine Geſchichte ſchreiben könnten. Wie können ſie aber auf eine gemeine Rede reden? Wie können ſie vor die Gedanken unbekannter Perſonen gut ſeyn, und ihre Vermuthungen für gewiſſe Wahrheiten ausgeben? Sie würden von ſolchen Handlungen, an welchen verſchiedene Leute Theil haben, wenn ſie gleich zugegen geweſen wären, kein Zeugniß ablegen wollen, wenn es ein Richter eidlich erhärtet verlangte. Sie würden auch für des vertrauteſten Freundes Abſichten nicht vollkommen gut ſeyn wollen. Von vergangenen Dingen zu ſchreiben, iſt es meines Bedünkens nicht ſo gefährlich, als von gegenwärtigen. Denn, der Schriftſteller darf für nichts, als für eine entlehnte Warheit, Rechenſchaft geben.

Warum Montagne keine Geſchichte ſchreiben will.

Einige ermahnen mich von denen zu meiner Zeit vorgegangenen Begebenheiten zu ſchreiben. Sie meynen ich betrachte dieſelben mit gleichgültigern Augen, als ein anderer, und mehr in der Nähe, weil mir das Glück bey den Häuptern der verſchiedenen Partheyen Zutritt verſchafft hat. Allein ſie vergeſſen daß ich mir nicht ſo viel Mühe geben würde, und wenn ich ſo viel Ehre, als Salluſt, dadurch zu verdienen wüßte: da ich ein geſchworner Feind von Verbindlichkeit, von Fleiſſe, und Beſtändigkeit bin; und da meiner Schreibart nichts ſo ſehr, als eine umſtändliche Erzählung, zuwider iſt. Ich breche, um zu Athem zu kommen, immer ab. Ich weiß meine Gedanken auf keine geſchickte Art zu verbinden und zu erklären. Die Redensarten und Wörter, womit man die gemeineſten Sachen ausdrücket, ſind mir unbekannter, als einem Kinde. Indeſſen habe ich mir vorgenommen zu ſagen, was ich ſagen kann, und die Materien nach meinen Kräften zu wählen. Wenn ich mir einen andern zum Führer nähme, ſo würde ich ihm vielleicht nicht nachkommen können. Ja, ſie vergeſſen, daß ich, nach meiner übergroßen Freymüthigkeit, Urtheile würde bekannt gemacht haben, die ſelbſt nach meinen eigenen Gedanken, und nach der Billigkeit, unrechtmäßig und ſtrafbar ſeyn würden. Plutarch würde uns wegen desienigen, was er von dergleichen geliefert hat, gerne zugeben, daß es auf andere ankömmt, ob ſeine Beyſpiele durchgängig wahr ſind: er würde es aber als ſein Werk betrachten, daß ſie der Nachwelt nützlich, und mit einem ſolchen Schimmer vorgetragen ſind, der die Tugend in Licht

ſetzt,

ſetzt. Bey einer alten Erzählung iſt es nicht ſo gefährlich, als bey einer Arzeney, ſie mag ſo oder anders ſeyn.

Das XXI. Hauptſtück.

Des einen Vortheil iſt des andern Schade.

Der Athenienſer Demades erkannte einen Mann aus ſeiner Stadt, der mit ſolchen Sachen handelte, die bey Beerdigungen gebrauchet werden, unter dem Vorwande für ſtraffällig, weil er ſo viel dafür forderte, und nicht anders, als durch vieler andern Leute Tod, gewinnen könnte (*). Dieſes Urtheil ſcheint ungegründet zu ſeyn (**). Keiner gewinnt etwas, ohne daß ein anderer Schaden dabey hat: und demnach müßte man alle Arten von Gewerbe für ſtrafbar halten. Der Kaufmann wird nicht anders, als durch der iungen Leute Verſchwendung, reich; der Landmann nicht anders, als durch die Theurung des Getreydes; der Baumeiſter durch nichts, als durch das Einfallen der Häuſer; die Gerichtsperſonen durch nichts, als durch

(*) Senec. *de Benef.* L. VI. c. 38. aus welchem faſt dieſes ganze Hauptſtück genommen iſt.

(*) Cui enim non ex alieno incommodo lucrum? Miles bellum optat. Agricolam annonae caritas erigit. Eloquens captat pretium ex litium copia. Medicis grauis annus in quaeſtu eſt. Inſtitores delicatarum mercium iuuentus corrupta locupletat. Nulla tempeſtate, nullo igne laedantur tecta, iacebit opera fabrilis. Id. *ibid.*

durch Proceſſe und Streitſachen. Ja, ſelbſt das Anſehen und die Verrichtungen der Geiſtlichen beruhen auf unſerm Tode und unſern Laſtern. Ein Arzt ſieht es nicht einmal gerne wenn ſeine Freunde geſund ſind, ſagt ein alter Griechiſcher Comödienſchreiber, noch ein Soldat wenn ſeine Stadt Friede genießt, und ſo weiter. Und was das ſchlimmſte iſt, prüfe nur ieder ſein eigenes Herz, ſo wird er befinden, daß unſere geheimſten Wünſche meiſtentheils auf Koſten anderer entſtehen und ernähret werden. Wenn ich dieſes betrachte, ſo fällt mir ein, daß die Natur auch hierinnen nicht von ihrer allgemeinen Einrichtung abweicht: denn die Naturlehrer behaupten, die Erzeugung, die Nahrung, und der Wachsthum des einen Dinges, ſey des andern Verderben und Untergang.

(*) Nam quodcunque ſuis mutatum finibus exit
Continuo hoc mors eſt illius, quod fuit ante.

Das XXII. Hauptſtück.

Von der Gewohnheit, und daß man ein einmal eingeführtes Geſetz nicht leicht ändern ſoll.

Derienige, welcher zuerſt das Mährchen erſonnen hat, daß eine Bauersfrau, die ein Kalb

(*) Denn ſo bald ſich ein Ding ändert und ſeine Schranken überſchreitet, ſo bald ſtirbt dasienige, was es vorher geweſen iſt. Lucret. L. II. v. 752. 753.

Kalb von ſeiner Geburtsſtunde an zu liebkoſen und auf den Armen zu tragen gewohnt geweſen, und immer ſo fortgefahren wäre, es endlich durch die Gewohnheit ſo weit gebracht hätte, daß ſie daſſelbe, ſo ein großer Ochſe es auch geworden, noch immer hätte tragen können, (*) ſcheint mir die Stärke der Gewohnheit ſehr wohl eingeſehen zu haben. In Wahrheit, die Gewohnheit iſt eine ſtrenge und betrügeriſche Lehrmeiſterinn. Sie ſetzt ihr Anſehen nach und nach und ganz unvermerkt in uns veſt. Allein nach dieſem freundlichen und geringen Anfange, zeigt ſie uns endlich, wenn ſie daſſelbe einmal mit Hülfe der Zeit beſtätiget hat, gar bald ein ſo grimmiges und tyranniſches Geſicht, daß wir uns nicht die Augen auf zu ſchlagen unterſtehen. Wir ſehen ſie alle Augenblicke die Naturgeſetze umſtoſſen. (**) Vſus efficaciſſimus rerum omnium magiſter. Ich verlaſſe mich hierinnen auf Platons Höhle in ſeiner Republick; auf die Aerzte, die auf ihrem Befehl ſo oft die Grundſätze ihrer Kunſt hinten an ſetzen; auf den König, der vermittelſt derſelben ſeinen Magen ſich mit Fiſchen zu behelfen gewöhnet hat; und auf das Mädchen, welches, nach Alberts Berichte, von Spinnen zu leben gewohnt geweſen iſt. Man hat ia in der Indianiſchen neuen Welt große

(*) Man hat eine Art von einem Sprüchworte daraus gemacht, welches Petron ſo ausgedrücket hat,

- - - - Tollere taurum
Quae tulerit vitulum illa poteſt.

Man findet daſſelbe auch bey dem Eraſmus *Adag.* Chil. I. Cent. 2. Adag. 51.

(**) Die Gewohnheit iſt die beſte Lehrmeiſterinn in allen Dingen. Plin. *Nat. Hiſt.* L. XXVI. c. 2.

große Völker, und unter ſehr verſchiedenen Himmelsſtrichen, gefunden, die davon gelebt, dieſelben geſammelt, und ſie eben ſo, wie die Heuſchrecken, Ameiſen, Eydexen, Fledermäuſe, gemäſtet haben; ſo, daß man bey einer großen Hungersnoth eine Kröte für ſechs Thaler verkauft hat. Sie kochen und richten dieſelben auf verſchiedene Art zu. Man hat noch andere gefunden, welchen unſer Fleiſch tödtlich und ein Gift geweſen iſt (*). Conſuetudinibus magna vis eſt. Pernoctant venatores in niue, in montibus vri ſe patiuntur. Pugiles, caeſtibus contuſi, ne ingemiſcunt quidem. Dieſe ausländiſchen Beyſpiele dürfen uns nicht ſeltſam vorkommen, wenn wir betrachten, was wir ſelbſt gar oft erfahren, wie ſehr die Gewohnheit unſere Sinnen ſtumpf macht. Wir brauchen den Beweis nicht von den Völkern, welche bey dem Nilfalle wohnen, oder von den Meynungen der Weltweiſen wegen der himmliſchen Muſik, her zu nehmen. Dieſe letztern behaupten, daß die Körper dieſer Kraiſe, da ſie veſt und glatt ſind, und bey dem Umdrehen einander berühren, und ſich an einander reiben, nothwendig eine vortrefliche Harmonie verurſachen müſſen, nach deren Abſchnitten und Abwechſelungen ſich die Wendungen und Veränderungen der Sternenreihen richten; daß aber überhaupt das Gehör der Geſchöpfe auf der Erde, wie iener Egypter ihres, durch dieſen beſtändig fortdaurenden Schall ſo betäubt

(*) Die Gewohnheit thut ſehr viel. Die Jäger übernachten in dem Schnee, und laſſen ſich auf den Bergen von der Sonne brennen. Die Fechter muchſen nicht einmal, wenn ſie mit den Fechtriemen gehauen werden. Cic. *Tuſc. Quaeſt.* L. II. c. 17.

täubt ſey, daß ſie denſelben, ſo ſtark er auch iſt, nicht merken. Die Müller, Hufſchmiede, und Waffenſchmiede, würden vor dem Lärme, welchen ſie machen, nicht bleiben können, wenn ſie denſelben eben ſo wohl, als wir, empfänden. Mein wohlriechendes Kollet (*) dient meiner Naſe: allein, wenn ich daſſelbe drey Tage hintereinander getragen habe, dient es nur den Naſen der Umſtehenden. Noch ſeltſamer iſt es, daß die Gewohnheit die Wirkung ihres Eindrucks in unſere Sinnen, wenn auch ſchon noch ſo viel Zeit darzwiſchen verläuft, erhalten und beſtätigen kann, wie diejenigen, welche Glockenthürme in der Nähe haben, erfahren. Ich wohne zu Hauſe in einem Thurme, wo eine ſehr große Glocke täglich bey dem Morgen und Feyerabende das Ave Maria lautet. Dieſer Schall erſchüttert ſogar meinen Thurm: doch bin ich denſelben, ſo unerträglich er mir auch die erſten Tage ſchien, ſo gewohnt geworden, daß ich ihn ohne Verdruß, und öfters ohne auf zu wachen, höre.

Die Laſter müſſen gleich in der Kindheit im Zaume gehalten werden.

Plato ſchalt ein Kind, welches mit Nüſſen ſpielte. Daſſelbe antwortete ihm: Du ſchilſt mich wegen einer Kleinigkeit. **Die Angewohnheit**, verſeßte Plato, **iſt keine Kleinigkeit** (**). Ich befinde, daß ſich unſere größten Laſter in unſerer zarte-

(*) Collet des fleurs. Vermuthlich iſt es eben das, was man heut zu Tage Collet de ſenteur nennet, eine Art Kamiſole von parfumirten Fellen, mit Schößen, und ohne Ermel, wie es die Franzöſiſche Akademie in ihrem Wörterbuche beſchreibt.

(**) Diog. Laërt. *in vita Platonis*. L. III. Segm. 38. Αλλα το γε εθος, ειπεν, ȣ μικρον. Allein

teſten Jugend geſtalten, und daß unſere Auffüh-rung meiſtentheils auf unſere Ammen ankömmt. Den Müttern dient es zum Zeitvertreibe, wenn ſie ihr Kind einem iungen Huhne den Hals umdrehen, oder zur Luſt einen Hund oder eine Katze ſchlagen ſehen. Ja, mancher Vater iſt ein ſolcher Thor, daß er es als ein gutes Anzeichen einer kriegeriſchen Seele betrachtet, wenn er ſieht daß ſein Sohn einem Bauer, oder einem Bedienten, der ſich nicht wehren darf, aus Muthwillen Ohrfeigen giebt; und daß er es für eine Kurzweil hält, wenn er denſelben ſeinen Spielgeſellen durch eine boshafte Ungerechtigkeit und Betrügerey hintergehen ſieht. Gleichwohl ſind dieſes die wahren Saamen und Wurzeln der Grauſamkeit, der Gewaltthätigkeit, und Verrätherey. Hier keimen ſie, wachſen aber hernach ſchön auf, und werden unter den Händen der Gewohnheit immer ſtärker. Es iſt eine ſehr gefährliche Kinderzucht, wenn man dergleichen niederträchtige Neigungen mit der Schwachheit der Jugend, und mit der Geringſchätzigkeit des Gegenſtandes, entſchuldigen will. Fürs erſte redet hier die Natur, deren Stimme zu der Zeit deſto reiner und unverfälſchter iſt, ie zärter und iünger ſie iſt. Fürs andere beruht die

Håß,

Laerz ſagt nicht daß die Perſon, welche Plato geſcholten, ein Kind geweſen ſey, und daß ſie mit Nüſſen geſpielt habe. Er ſagt vielmehr daß dieſelbe mit Würfeln geſpielt habe; welches Platons Antwort ungleich wichtiger macht. Ὁ γȣν Πλατων λεγεται, θεασαμενος τινα κυβευοντα, αιτιασασθαι: Man ſagt, daß Plato einem, den er mit Würfeln ſpielen geſehen, einen Verweis gegeben habe.

Häßlichkeit des Betrugs nicht auf dem Unterſcheide zwiſchen Thalern und Nadeln; ſondern er iſt an ſich ſelbſt ſchändlich. Weit billiger ſcheint es mir ſo zu ſchlieſſen: warum ſollte er ihn nicht um Thaler betrügen, weil er ihn um Nadeln betrüget? Jene hingegen denken: es betrifft nichts, als Nadeln; bey Thalern würde es nimmermehr geſchehen. Man muß die Kinder ſorgfältig anhalten die Laſter wegen ihrer eigenen Beſchaffenheit zu haſſen, und ihnen derſelben natürliche Häßlichkeit zeigen, damit ſie dieſelben nicht allein in ihrem Thun, ſondern vornämlich in ihrem Herzen, vermeiden; damit ſie nicht einmal ohne Abſcheu daran denken können, unter was für einer Larve dieſelben auch verſtecket ſeyn mögen. Ich weiß gewiß daß ich von Kindheit an gerne gerade zu gegangen bin, und niemals Luſt gehabt habe Schalkheit oder Verſchlagenheit in meine Kinderſpiele zu miſchen, (wie man dann in der That beobachten muß, daß die Spiele der Kinder keine Spiele ſind, ſondern daß man dieſelben als ihre ernſthafteſten Beſchäftigungen an zu ſehen hat) und daß ich daher, auch bey dem geringſten Zeitvertreibe, von Grunde des Herzens, aus einer natürlichen Neigung, und ohne mich zu zwingen, den heftigſten Abſcheu vor dem Betruge empfinde. Ich ſpiele die Karte eben ſo, und ſpiele eben ſo aufrichtig, wenn es um Heller, als wenn es um Goldſtücke geht; wenn mir das Gewinnen oder Verlieren gegen meine Frau und meine Tochter gleichgültig iſt, als wenn es im Ernſte geht. Meine eigene Augen ſind durchgängig ſchon genug, mich bey meiner Pflicht zu erhalten. Kei-

ne andere geben ſo genau auf mich Acht, und vor keinen ſcheue ich mich mehr.

Ich habe einen Kerl, der von Nantes gebürtig und ohne Arme gebohren war, bey mir geſehen, welcher ſeine Füſſe zu den Dienſten, welche ihm die Hände hätten leiſten ſollen, ſo gut gewöhnet hat, daß ſie in Wahrheit ihre natürliche Verrichtung halb verlernet haben. Er nennt ſie auch übrigens ſeine Hände, ſchneidet mit denſelben, ladet ein Piſtol und ſchießt es loß, fädelt eine Nadel ein, näht, ſchreibt, nimmt die Mütze ab, kämmt ſich, ſpielt mit den Würfeln und der Karte, und miſcht ſie ſo geſchickt als ein anderer. Das Geld, das ich ihm gab, trug er in dem Fuſſe weg, wie wir mit der Hand thun.

Ich habe als ein Kind noch einen andern geſehen, der aus Mangel der Hände, vermittelſt des zuſammen gebogenen Halſes, ein Schwerd, dazu man beyde Hände brauchen mußte, und eine Helleparde, führte, dieſelben in die Höhe ſchmieß, und wieder fieng, einen Dolch warf, und mit der Peitſche ſo gut als ie ein Fuhrmann in Frankreich klatſchte. Allein, man erkennt die Stärke der Gewohnheit noch beſſer aus den ſeltſamen Eindrücken, die ſie in unſern Seelen macht, wo ſie nicht ſo viel Widerſtand findet. Wie viel Gewalt hat ſie nicht über unſere Urtheile und unſern Glauben? Ich übergehe hier die groben Betrügereyen bey den Religionen, durch welche ſo viele große Völker und ſo viele verſtändige Leute verblendet worden ſind: denn, weil dieſes Stück über unſere menſchliche Vernunft iſt, ſo iſt der Irrthum, in welchem einer verfallen kann, der nicht durch eine göttliche Gnade auſſerordentlich

erleuch-

erleuchtet iſt, eher zu entſchuldigen. Iſt aber wohl unter den andern Meynungen eine ſo ſeltſam, welche die Gewohnheit nicht in den ihr beliebigen Ländern als ein Geſetz aufgebracht und eingeführet hat? Billig ruft daher ein Alter aus: Non pudet phyſicum, id eſt, ſpeculatorem venatoremque naturae, ab animis conſuetudine imbutis quaerere teſtimonium veritatis? (*)

Wunderliche Gewohnheiten verſchiedener Völker.

Ich glaube nicht daß einem Menſchen ein ſo unſinniger Einfall einkommen kann, welcher nicht irgendswo öffentlich in dem Gebrauche iſt, und welchen folglich unſere Vernunft nicht unterſtützet uud beſtätiget. Es giebt Völker, bey welchen man einem, den man grüſſet, den Rücken zukehret; und einem, welchem man ſeine Ehrerbietung bezeigen will, niemals anſieht. Bey andern hält dieienige Hofdame, welche bey dem Könige am beſten gelitten iſt, die Hand hin wenn er ausſpeyet: bey einer andern Nation aber bücken ſich die Vornehmſten, welche um den König ſind, nieder, und wiſchen deſſelben Auswurf mit Tüchern auf. Es wird mir erlaubt ſeyn hier eine Erzählung ein zu ſchieben. Ein Franzöſiſcher Edelmann, der wegen ſeiner guten Einfälle berühmt war, ſchneutzte ſich allezeit mit der Hand, (eine Sache, die ſehr wider unſern Gebrauch iſt), und verthendigte ſich auf folgende Art. Er fragte mich was dann dieſer Unflat für ein Vorrecht hätte, daß wir allezeit ein feines Tuch für den=

(*) Schämt ſich dann ein Phyſikus, das iſt, ein Mann, welcher die Natur beſchauet und erforſchet, nicht, Gemüther, die von der Gewohnheit eingenommen ſind, zu Zeugen zu brauchen? Cic. *de Nat. Deorum* L. I. c. 30.

denſelben in Bereitſchaft hielten; ia, was noch mehr iſt, denſelben hernach einpackten, und ſorgfältig aufhieben: da doch einem viel eher darüber übel werden ſollte, als wenn man denſelben irgendswohin werfen ſähe, wie wir es mit allem unſerm Unrathe machen. Ich befand daß er nicht gänzlich Unrecht hatte, und die Gewohnheit hatte mich verhindert dieſe ſeltſame Sache zu beobachten, die uns gleichwohl ſo häßlich dünkt, wenn wir ſie von einem andern Volke erzählen hören. Die Wunderwerke folgen aus unſerer ſchlechten Kenntniß der Natur, nicht aus dem Weſen der Natur. Die Angewohnheit ſchläfert unſere Urtheilskraft ein. Wir können die wilden Völker nicht mehr bewundern, als ſie uns bewundern; und mit nicht mehrerm Rechte, wie ieder leicht bemerken würde, wenn er dieſe weit hergeholten Beyſpiele durchgienge, ſich aber hernach auf unſere eigenen wendete, und dieſelben auf eine geſcheute Art mit einander vergliche. Die menſchliche Vernunft gleicht einer Farbe, die mit allen unſern Meynungen und Sitten ungefähr zu gleichen Theilen vermiſcht iſt, von was für Art dieſelben auch ſeyn mögen. Sie iſt unendlich in Anſehung der Materie, und von unendlicher Verſchiedenheit. Ich komme wieder zu meinem Vorhaben. Es giebt Völker, bey welchen mit dem Könige, auſſer ſeiner Gemahlinn und ſeinen Kindern, niemand anders, als durch ein Blaſerohr (ſarbatane) redet. Bey einerley Nation laſſen die Jungfrauen ihre Schamglieder frey ſehen, und die Weiber hingegen verbergen und verdecken dieſelben ſorgfältig. Hiermit hat die Gewohnheit, welche man anderwärts findet, einige Aehnlichkeit, daß nämlich

lich die Keuſchheit nur zum Vortheile des Eheſtandes in Werth iſt: denn die ledigen Mädchen können ihre Luſt büſſen, und wenn ſie ſchwanger ſind die Frucht vor iedermanns Augen durch dazu dienliche Arzeneymittel abtreiben. Wenn anderwärts ein Kaufmann heyrathet, ſo ſchlafen alle zur Hochzeit eingeladene Kaufleute, noch eher als er, bey der Braut; und iemehr deren ſind, deſto mehr Ehre hat ſie davon, deſto mehr wird ihre Herzhaftigkeit und Fähigkeit gerühmet. Iſt der Bräutigam ein Officier, ſo geht es eben ſo; gleichergeſtalt, wenn er ein Edelmann iſt, und ſo bey den übrigen: ausgenommen, wenn er ein Bauer oder ſonſt ein gemeiner Mann iſt; denn alsdann kömmt es dem Herrn zu. Bey dem allen preiſet man eine gute Aufführung während des Eheſtandes eben ſo ſehr an. Es giebt einige, unter welchen öffentliche Bordelle von Mannsperſonen ſind, und wo dieſe einander ſo gar heyrathen: wo die Weiber ſo gut, als die Männer, zu Felde ziehen; und nicht allein mit fechten, ſondern ſogar Befehlshaberſtellen bekleiden. Bey einigen trägt man nicht allein Ringe in der Naſe, in den Lippen, in den Wangen, und an den Fußzehen, ſondern ziemlich ſchwere goldne Stäbe durch die Brüſte und durch die Hinterbacken. Bey andern wiſcht man unter dem Eſſen die Finger an die Schenkel, an den Geilenſack, oder an die Fußſolen. Bey noch andern erben nicht die Kinder, ſondern die Brüder und Neffen: anderwärts die Neffen allein, dem Rechte des Landesherrn unbeſchadet. Bey etlichen Nationen haben gewiſſe obrigkeitliche Perſonen über den Feldbau, und über die Austheilung der Früchte nach iedes

Bedürfniß, die Aufſicht, damit die unter denſelben eingeführte Gemeinſchaft der Güter erhalten wird. Bey andern beweinet man den Tod der Kinder, und ſchmauſet bey dem Tode der Alten (*). Bey noch andern ſchlafen zehen oder zwölf mit ihren Weibern zuſammen in einem Bette. Bey einigen können ſich die Weiber, welche ihre Männer durch einen gewaltſamen Tod eingebüſſet haben, wieder verheyrathen, die übrigen aber nicht. Bey andern hat man eine ſo übele Meynung von den Weibesperſonen, daß man die Mädchen, welche gebohren werden, umbringt, und nach Erfordern andere von den Nachbarn kauft. Bey etlichen können ſich die Männer ohne die geringſte Urſache von den Weibern ſcheiden; die Weiber hingegen aus keiner einzigen von den Männern. Bey andern können die Männer dieſelben verkaufen, wenn ſie unfruchtbar ſind. Etliche Nationen kochen den Leichnam des Verſtorbenen, und ſtoſſen denſelben hernach, bis endlich gleichſam ein Brey daraus wird, welchen ſie unter ihren Wein miſchen, und trinken. Bey einigen wünſcht man ſich nach dem Tode von den Hunden (**), anderwärts von den Raubvögeln, gefreſſen zu werden. In etlichen Ländern glaubt man die ſeligen Seelen lebten in aller Freyheit in angenehmen Gegenden, die mit allem, was zur Bequemlichkeit dienet, verſehen ſind; und machten eben den

(*) Montagne ſcheint dieſes aus Herodot. L. V. p. 330. genommen zu haben, wo dieſer Geſchichtſchreiber ſagt, gewiſſe Völker in Thracien weinten bey der Geburt ihrer Kinder, und begrüben ihre Todten mit großen Freudenbezeigungen.

(**) Sext. Emp. *Pyrrh. Hypot.* L. III. c. 24.

den Widerſchall, den wir hören. Einige Völker fechten in dem Waſſer, und können unter dem Schwimmen gewiß ſchieſſen. Bey etlichen muß man, wenn man ſeine Unterthänigkeit bezeigen will, die Achſeln in die Höhe ziehen und den Kopf niederſchlagen, und die Schuhe ausziehen wenn man in den königlichen Pallaſt tritt. Man findet Völker, wo die Verſchnittenen, welche die eingeſperrten Weibesperſonen hüten, weil ſie nicht geliebt werden können, noch die Naſe und die Lippen zum Reden haben: da ſich hingegen die Prieſter die Augen ausſtechen, damit ſie mit den Göttern Umgang erlangen, und Götterſprüche einholen können. In etlichen Ländern macht ſich ieder einen Gott nach ſeinem Belieben (*): der Jäger wählt den Löwen oder Fuchs, der Fiſcher einen gewiſſen Fiſch. Man macht aus ieder menſchlichen Handlung oder Leidenſchaft einen Abgott. Die Sonne, der Mond, und die Erde, ſind die vornehmſten Gottheiten. Wenn man ſchwören will berührt man die Erde, und ſieht die Sonne an; und ißt das Fleiſch und die Fiſche roh. An andern Oertern ſchwöret man bey dem ſtärkſten Eyde auf den Namen eines verſtorbenen Menſchen (**), der in ſeinem Lande in gutem Rufe geweſen iſt, und legt die Hand auf deſſen Grab. Unter etlichen Nationen ſchickt der König den Prinzen, ſeinen Vaſallen, Feuer zum

(*) Garcilaſſo de la Vega erzählt, es gäbe keinen einzigen Indianer, welcher ſeinen Stamm nicht von der erſten Sache, die ihm einfällt, von einer Quelle, von einem Strome, von einem Löwen, herleitet. *Comment. Royal.* p. 89

(**) Herodot. L. IV. p. 318.

Neuiahrsgeſchenke: ſo daß das alte Feuer, wenn ienes ankömmt, ausgelöſchet wird, und ſich ieder Unterthan von dieſem nenen welches holen muß, wenn er ſich nicht der beleidigten Maieſtät ſchuldig machen will. Bey andern iſt es eingeführt, daß wenn der König, um den Gottesdienſt beſſer ab zu warten, die Regierung niederlegt, der nächſte Thronfolger eben das thun muß, ſo, daß die Herrſchaft an den dritten kömmt. Bey etlichen ändert man die Regierungsform, wie es die Umſtände erfordern. Man ſetzt den König nach Gutdünken ab, und wählt einen von den Aelteſten das Staatsruder an ſeiner Statt zu führen; zuweilen aber läßt man es auch in den Händen des geſammten Volks. Man weiß Völker, bey welchen Männer und Weiber beſchnitten und gleichergeſtalt auch getaufet werden. Bey einigen wird ein Soldat, der dem Könige aus einer oder etlichen Schlachten ſieben feindliche Köpfe gebracht hat, geadelt. Etliche leben der ſeltenen und ungeſelligen Meynung, daß die Seelen ſterblich ſind. Bey einigen gebähren die Weiber ohne Schmerz, und unerſchrocken. In gewiſſen Ländern tragen die Weiber an beyden Schenkeln küpferne Stiefeln (*); und ſind aus Großmuth gehalten, wenn ſie eine Laus beißt, dieſelbe wieder zu beiſſen; und unterſtehen ſich nicht eher ſich zu verehlichen, bis ſie dem Könige, wenn es ihm beliebt, ihre Jungfrauſchaft angeboten haben. Unter einigen Völkern rührt man die Erde mit dem Finger an, und reckt denſelben hernach gen Himmel, wenn man einen grüſſet. An etlichen Oertern tragen die Männer eine Laſt auf dem Kopfe, die Weiber hin-

(*) Herodot. L. IV. p. 317.

hingegen auf den Schultern (*): dieſe ſchlagen das Waſſer aufrechts ſtehend ab, iene gebückt. Es giebt Völker, bey welchen man einander das Blut zum Zeichen der Freundſchaft ſchickt; und den Menſchen, die man ehren will, wie den Göttern räuchert. Bey etlichen läßt die Verwandſchaft nicht allein bis in den vierten Grad, ſondern auch in einem entferntern, keine Heyrath zu. In gewiſſen Ländern ſäugt man die Kinder bis in das vierte, zuweilen bis in das zwölfte Jahr: doch hält man es eben daſelbſt für tödtlich, das Kind den erſten Tag an die Bruſt zu legen. In andern ſtrafen die Männer die Knaben, die Weiber aber die Mädchen beſonders: und die Strafe beſteht darinnen, daß man ſie an den Beinen in den Rauch hängt. Bey etlichen Völkern werden die Weibsperſonen beſchnitten. Bey andern werden die Kräuter ohne Unterſcheid gegeſſen, die ausgenommen, welche einen üblen Geruch zu haben ſcheinen. In manchen Ländern ſteht alles offen, und die Häuſer, ſo koſtbar und ſchön ſie auch ſeyn mögen, haben weder verſchloſſene Thür, noch Fenſter, noch Kaſten; die Diebe aber werden noch einmal ſo ſcharf als anderwärts beſtrafet. Einige Völker beiſſen die Läuſe mit den Zähnen todt, wie die Affen, und halten es für etwas abſcheuliches dieſelben zwiſchen den Nägeln zu zerquetſchen. Bey andern ſchneidet man ſeine ganze Lebenszeit weder Haare noch Nägel ab; anderswo nur die Nägel an der rechten Hand; die an der linken aber behält man des Wohlſtands wegen. In etlichen Ländern laſſen ſie ſich das Haar an der rechten Seite wachſen, ſo lange es kann;

(*) Nymphodorus L. XIII. *Rerum Barbaricarum.*

kann; ſchären aber das auf der andern glatt ab (*). In den benachbarten Provinzen läßt die eine das vordere Haar wachſen; die andere das hintere, und ſchiert das Gegentheil ab. Unter einigen Völkern überlaſſen die Väter ihre Kinder, die Männer ihre Weiber, den Fremden, gegen Bezahlung zum Gebrauche. Bey andern kann einer, ohne den Wohlſtand zu verletzen, mit ſeiner Mutter Kinder zeugen: die Väter vermiſchen ſich daſelbſt mit ihren Töchtern und mit ihren Söhnen. Etliche Nationen leihen bey ihren Gaſtmalen, ohne im geringſten auf die Anverwandſchaft zu ſehen, einander ihre Kinder. Hier lebt man von Menſchenfleiſche: dort erfordert es die kindliche Pflicht, daß einer ſeinen Vater in einem gewiſſen Alter umbringt (**). Anderswo verordnen die Väter ſchon, wenn die Kinder noch im Mutterleibe ſind, welche ſie erzogen und bey dem Leben erhalten wiſſen wollen, und welche weggeſetzt oder ermordet werden ſollen. Anderswo leihen die bejahrten Ehemänner ihre Weiber den jungen Leuten zum Gebrauche: und an einem andern Orte ſind dieſelben ungeſtraft gemein. Ja, in einem gewiſſen Lande tragen ſie zum Zeichen der Ehre (***) ſo viel ſchöne Franſenquaſten an den Säumen ihrer Röcke, mit ſo vielen Mannsperſonen ſie zu thun gehabt haben. Hat nicht weiter die Gewohnheit eine beſondere Weiberrepublik errichtet?

(*) Herodot. L. IV. p. 324.

(**) Sextus Empir. *Pyrrhon. Hypot.* L. III. c. 24.

(***) Ἡ δ᾽αν πλειςα εχῃ (περισφυρια) ἁυτη αριςη δεδονται ειναι, ὡς ὑπο πλειςων ανδρων φιληθεισα. Herodot. L. IV. p. 319.

tet? Hat ſie ihnen nicht die Waffen in die Hand gegeben? Hat ſie dieſelben nicht Kriegesheere zuſammen zu bringen, und Schlachten zu liefern, veranlaßt? Lernt ſie nicht dem tümmſten Pöbel bloß durch ihre Verordnung etwas, was die ganze Weltweisheit den Weiſeſten nicht in die Köpfe bringen kann? Denn, wir wiſſen ia ganze Völker, welche den Tod nicht allein verachtet, ſondern dabey geſchmauſet haben (*): Völker, bey denen ſich Kinder von ſieben Jahren biß auf den Tod peitſchen lieſſen, ohne das Geſicht zu verändern; (**) bey denen der Reichthum ſo verachtet war, daß ſich der ſchlechteſte Bürger in der Stadt nicht nach einem Beutel voll Thaler gebücket haben würde. Wir wiſſen Länder, die Ueberfluß an allerhand Lebensmitteln hatten, (***) in welchen aber gleichwohl Brod, Kreſſe, und Waſſer, die gewöhnlichſte und beſte Koſt geweſen ſind. That die Gewohnheit weiter nicht in Cios das Wunder, daß man ſich nicht erinnern konnte, daß in ſieben hundert Jahren eine Frau oder ein Mädchen daſelbſt ihre Ehre verletzt hätten? (†) Kurz, nach meiner Meynung iſt nichts, was ſie nicht ausrich-

(*) Die Thracier. Val. Maxim. L. II. c. VI. §. 12. Thraciae - natio merito ſibi ſapientiae laudem vindicauerit, quae natales hominis flebiliter, exſequias cum hilaritate celebrans, ſine vllis doctorum praeceptis verum conditionis noſtrae habitum peruidit.

(**) Die Lacedämonier.

(***) In Perſien zur Zeit des Cyrus. Xenophon *Cyropaed.* L. I. c. 8. et 11. Edit. Oxon. A. 1703.

(†) Plutarchus *de Mulierum virtutibus*, unter dem Artikel von den Einwohnern zu Cios.

richtet oder ausrichten kann, daß ſie daher Pindar, wie man mir geſagt hat, mit Rechte die **Königinn und Beherrſcherinn der Welt** nennt (*). Derjenige, welchen man ſeinen Vater ſchlagen ſahe, antwortete, es wäre der Gebrauch in ſeinem Hauſe ſo; ſein Vater hätte ſeinen Großvater, der Großvater den Urgroßvater, ebenfalls geſchlagen: und der, fuhr er fort, (und wies auf ſeinen Sohn,) wird mich eben auch einmal ſchlagen, wenn er in meine Jahre kommen wird. Ein anderer, welchen der Sohn mitten in der Straſſe herum ſchleppete und mit Füſſen trat, hieß ihn an einer gewiſſen Thüre ſtille halten, weil er ſeinen Vater auch nicht weiter geſchleifet hatte: ſo, daß dieſes die Gränze der angeerbten ſchimpflichen Begegnung war, welche die Söhne in dieſer Familie gegen ihre Väter im Gebrauche hatten. Die Weiber, ſagt Ariſtoteles, (**) reiſſen ſich aus einer Gewohnheit, eben ſo oft, als aus einer Krankheit, die Haare aus, beiſſen ſich die Nägel ab, und freſſen Kohlen und Erde: und die Männer vermiſchen ſich mehr aus Gewohnheit, als aus einem natürlichen Triebe, mit Männern.

Urſprung der Geſetze des Gewiſſens.

Die Geſetze des Gewiſſens, welche unſerm Vorgeben nach aus der Natur entſpringen, entſpringen vielmehr aus der Gewohnheit. Jeder verehrt in ſeinem Herzen die in ſeinem Lande gebilligten und

(*) Και ορθως μοι δοκεει Πινδαρος ποιησαι, Νομον παντων βασιλεα φησας ειναι. Herodot. L. III. p. 200. welches Montagne ſehr genau überſetzet hat.

(**) *Ethic. Nicom.* L. VII. c. 6.

und eingeführten Meynungen und Sitten, ſo daß er ſich denſelben nicht ohne Gewiſſensbiſſe entziehen kann, und denſelben niemals ohne inniges Vergnügen gemäß handelt.

Wenn die Kretenſer ehedem iemanden etwas Böſes wünſchen wollten, ſo baten ſie die Götter, denſelben in eine böſe Gewohnheit fallen zu laſſen. (*) Allein ihre vornehmſte Wirkung beſteht darinnen, daß ſie ſich unſerer dergeſtalt bemächtiget, und uns dergeſtalt einnimmt, daß es kaum in unſerm Vermögen ſteht uns von ihr loß zu reiſſen, in uns ſelbſt zu gehen, und ihre Verordnungen vernünftig zu überlegen und zu beurtheilen. In Wahrheit, da wir ſie mit der Muttermilch in uns ſaugen, und da ſich die Welt unſerm erſten Blicke in dieſer Geſtalt darſtellet, ſo ſcheinen wir gleichſam gebohren zu ſeyn dieſer Bahn zu folgen. Die gemeinen Einbildungen, welche wir um uns herum in dem Schwange gehen ſehen, und die uns bey der Erzeugung gleichſam eingepflanzet worden ſind, ſcheinen uns die allgemeinen und natürlichen zu ſeyn. Daher kömmt es daß uns dasienige, was der Gewohnheit entgegen iſt, auch der Vernunft entgegen zu ſeyn ſcheinet: Gott weiß, wie unbillig am öfterſten. Wenn ieder, wie wir ſtudirenden zu thun gewohnt ſind, ſo oft er einen weiſen Spruch hörte, augenblicklich überlegte wie weit ihm derſelbe eigentlich angienge: ſo würde ieder befinden, daß derſelbe nicht ſowohl ein guter Einfall, als vielmehr eine gute Geiſſel für ſeinen tummen

Wie viel Gewalt die Gewohnheit über uns hat.

(*) Cretenſes, quum acerbiſſima execratione aduerſus eos, quos vehementer oderunt, vti volunt, vt mala conſuetudine delectentur, optant. Val. Maxim. L. VII. *In Externis* §. 15.

men Verſtand iſt. Allein man glaubt die Warnungen und Lehren der Wahrheit giengen nur den Pöbel, nicht aber uns, an. Jeder prägt dieſelben auf eine ſehr thörichte und ſehr vergebliche Art ſeinem Gedächtniſſe ein; an ſtatt daß er ſie ſeinen Sitten einprägen ſollte. Doch wir wollen wieder auf die Herrſchaft der Gewohnheit kommen.

Jedes Volk iſt mit der Regierungsform vergnügt, an welche es gewohnt iſt.

Die zur Freyheit und ſich ſelbſt zu beherrſchen gewohnten Völker halten alle andere Regierungsformen für ungeheuer und unnatürlich. Diejenigen, welchen die Monarchie gefällt, machen es eben ſo. Ja, das Glück mag ihnen noch ſo gute Gelegenheit zu einer Veränderung anbieten: ſo laufen ſie dennoch, ſelbſt wenn ſie ſich erſt mit vielen Schwierigkeiten eines ſchlimmen Regenten entlediget haben, und ſetzen ſich mit gleichen Schwierigkeiten geſchwind wieder einen neuen, weil ſie ſich die Herrſchaft nicht zu haſſen entſchlieſſen können.

Warum ieder mit ſeinem Geburtsorte zufrieden iſt.

Durch Vermittelung der Gewohnheit iſt ieder mit dem Orte, in welchen ihn die Natur geſetzt hat, vergnügt. Die Wilden in Schottland (*) bekümmern ſich wenig um Touraine; und die Scythen wenig um Theſſalien.

Was Darius den Griechen und Indianern für einen Vorſchlag gethan.

Darius fragte einige Griechen, wie viel er ihnen geben ſollte, wenn ſie es den Indianern nachthäten, und ihre verſtorbenen Aeltern verzehrten: (**) denn dieſes war der Indianer Art, weil ſie kein

(*) Die man Bergſchotten nennt, ein ungeſchlachtetes Volk, welches, wie man ſagt, meiſtens vom Rauben lebt.

(**) Herodot. L. III. p. 200. = = Von der Gewohnheit der Indianer, ihre verſtorbenen Aeltern zu

kein beſſeres Begräbniß wußten, als in ſich ſelbſt. Die Griechen gaben ihm zur Antwort, daß ſie dieſes für nichts auf der ganzen Welt thun möchten. Darius ſuchte alſo die Indianer zu bewegen, daß ſie von ihrer Gewohnheit abſtehen, hingegen die Griechiſche annehmen, und ihre Väter verbrennen möchten. Allein dieſe hatten noch weit mehr Abſcheu davor. So macht es jeder, weil uns die Gewohnheit die wahre Geſtalt der Dinge aus den Augen entzieht.

(*) Nil adeo magnum, nec tam mirabile quicquam
Principio, quod non minuant mirarier omnes
Paullatim.

Ich hatte einmal die Vorzüge eines von unſern Gebräuchen, auf den man weit und breit um uns herum ſehr viel hält, zu zeigen, und wollte doch denſelben nicht, wie gemeiniglich geſchieht, bloß durch das Anſehen der Geſetze und Beyſpiele unterſtützen. Allein, da ich beſtändig deſſen Urſprunge nachforſchte, hätte ich beynahe ſelbſt einen Ekel davor bekommen, ungeacht ich andere darinnen beſtärken ſollte, da ich fand daß er auf einem ſo ſchwachen Grunde beruhete. Durch eben dieſes Mittel, welches Plato für das vornehmſte und ſtärkſte hält, ſucht er die unnatürlichen und verkehr-

zu freſſen, kann man den Sextus Empiricus nachleſen. *Pyrrh. Hypot.* L. III. c. 24. p. 157.

(*) Nichts iſt ſo groß, nichts anfangs ſo wunderbar, daß es nicht iedermann nach und nach weit weniger bewundern ſollte. Lucret. L. V. v. 1027. ſeqq.

kehrten Vermiſchungen, welche zu ſeiner Zeit üblich waren, zu verbannen (*): dadurch nämlich, daß die ganze Welt dieſelben verdammt, daß die Dichter und alle Leute übel davon reden. Ein Mittel, kraft deſſen die artigſten Töchter ihre Väter, und die ſchönſten Brüder ihre Schweſtern nicht mehr zur Liebe reizen; da ſelbſt die Fabeln vom Thyeſtes, vom Oedipus, vom Makareus, nebſt ihren ſchönen Melodien, dieſen nützlichen Glauben dem noch zarten Gehirne der Kinder eingepräget haben. Gewiß, die Schamhaftigkeit iſt eine ſchöne Tugend, und von genugſam bekannten Nutzen: allein, es iſt eben ſo ſchwer ſie ihrer Natur nach zu ſchätzen und empor zu bringen, als es leicht iſt, ſie durch die Gewohnheit, durch die Geſetze, und durch die Gebote, in Schwang zu bringen. Die erſten und allgemeinen Gründe ſind ſchwer zu entdecken. Unſere Lehrer gehen daher ſehr geſchwind darüber hin, oder unterſtehen ſich nicht einmal dieſelben zu erwähnen; ſondern nehmen gleich anfangs ihre Zuflucht zu der Freyſtadt der Gewohnheit. Hier brüſten ſie ſich, hier kömmt ihnen der Sieg nicht theuer zu ſtehen. Diejenigen, welche ſich von dieſer urſprünglichen Quelle nicht abbringen laſſen wollen, fahren noch ſchlimmer, und verfallen auf freche Meynungen, wie Chryſipp, (**) welcher in ſeinen Schriften an ſo vielen Orten ſattſam bezeigte, wie wenig er aus den unzüchtigen Vermiſchungen machte, von was für Art ſie auch immer ſeyn mochten.

Wer

(*) *De Legibus* L. VIII. p. 646.

(**) Sextus Empiricus *Pyrrh. Hypot.* L. I. c. 14.

Wer ſich des gewaltigen Vorurtheils der Gewohnheit entſchlagen will, wird befinden, daß viele Dinge durch einmüthigen Beyfall eingeführet worden ſind, die ſich doch auf nichts, als den grauen Bart und die Runzeln des Gebrauches ſtützen, welcher ſie begleitet. Zieht er aber dieſe Larve ab, und betrachtet die Sachen nach der Wahrheit und Vernunft, ſo wird er ganz anders, aber deſto ſicherer, davon urtheilen. Ein Beyſpiel zu geben, ſo würde ich ihn alsdann fragen, ob wohl eine ſeltſamere Sache ſeyn kann, als daß ein Volk Geſetze zu beobachten verbunden iſt, die es niemals verſtanden hat? Daß es in allen ſeinen häuslichen Geſchäften, in Eheſachen, Verſchenkungen, Teſtamenten, Käufen und Verkäufen, an gewiſſe Regeln gebunden iſt, die es nicht wiſſen kann, weil ſie nicht in der Landesſprache geſchrieben und bekannt gemacht worden ſind, und deren Erklärung und Kenntniß daſſelbe nicht anders als durch Geld erlangen kann? Gewiß, dieſes ſtimmt nicht im geringſten mit der ſinnreichen Meynung des Iſokrates überein, welcher ſeinem Könige anräth (*) den Handel und das Gewerbe ſeiner Unterthanen frey und vortheilhaft, hingegen ihre Streitigkeiten und Proceſſe beſchwerlich zu machen, und mit ſtarken Unkoſten zu belegen: ſondern es kömmt vielmehr mit einer ungeheueren Meynung überein, daß man ſogar die Vernunft feil machen, und mit den Geſetzen Gewerbe treiben könne. Ich danke es dem Schickſale, daß

Die Gewohnheit iſt der einzige Grund vieler in der Welt eingeführten Sachen.

(*) Τας μεν εργασιας αυτοις καθιςη κερδαλεας, τας δε πραγματειας επι ζημιους. *Orat. ad Nicoclem* p. 18. edit. Henr. Steph.

daß ſich, wie die Geſchichtſchreiber melden, einer aus meinem Lande, ein Gasconiſcher Edelmann, Carln dem Großen zuerſt widerſetzet hat, als uns derſelbe die Lateiniſchen und die Reichsgeſetze aufbürden wollte.

Das Recht verkaufen iſt eine wilde und ſehr ſchädliche Gewohnheit.

Was kann wilder ſeyn, als ein Volk, bey welchem das Richteramt nach einer geſetzmäßigen Gewohnheit feil iſt (*), und die Urtheile mit baarem Gelde bezahlet werden müſſen? Wo man einem den Geſetzen gemäß keine Gerechtigkeit widerfahren laſſen darf, wenn er dieſelbe nicht bezahlen kann? Wo dieſe Waare ſo guten Abgang findet, daß in einer Policey der vierte Stand, der aus Leuten welche die Rechtshändel führen beſteht, zu den drey alten, der Kirche, dem Adel, und dem Volke, hinzu gekommen iſt: welcher Stand, weil er die Aufſicht über die Geſetze und unumſchränkte Gewalt über Güter und Leben hat, eine von dem Adel unterſchiedene Geſellſchaft ausmacht? Wo es folglich zweyerley Geſetze giebt, die Geſetze der Ehre, und die Geſetze der Gerechtigkeit, welche einander in vielen Stücken ſehr entgegen ſind? Wo iene es eben ſo ſtrenge verdammen, wenn man ſich Lügen ſchelten läßt, ſo ſtrenge es die andern verdammen, wenn man ſich deswegen rächet? Wo nach Kriegsgebrauche derienige, welcher eine Beleidigung erdultet, ſeiner Ehre und ſeines Adels verluſtig wird; und wer ſich gegentheils rächet, nach bürgerlichem Gebrauche das Leben verwirket? Wo ſich

(*) Frankreich, wo dieſe Unordnung ſeit des Montagne Zeiten immer zugenommen hat, und wo ſie allem Anſehen nach, ſo lange als die Monarchie, herrſchen wird.

ſich einer entehrt, wenn er ſeine Zuflucht zu den Geſetzen nimmt, um wegen einer erlittenen Beſchimpfung Genugthuung zu erhalten; und wenn er ſeine Zuflucht nicht zu denſelben nimmt, durch die Geſetze deswegen geſtrafet und gezüchtiget wird? Wo unter dieſen zwo ſo verſchiedenen Arten von Leuten, welche gleichwohl alle unter einem Haupte ſtehen, iene den Frieden, dieſe den Krieg beſorgen? Wo iene den Gewinn, dieſe die Ehre haben; iene die Wiſſenſchaft, dieſe die Tugend; iene das Reden, dieſe das Thun; iene die Gerechtigkeit, dieſe die Tapferkeit; iene die Vernunft, dieſe die Macht; iene den langen Rock, dieſe den kurzen?

Wunderlicher Eigenſinn der Gewohnheit in Anſehung der Kleidung.

Wenn iemand die gleichgültigen Dinge, dergleichen die Kleider ſind, nach ihrem wahren Endzwecke betrachten wollte, welcher die Bequemlichkeit des Körpers iſt, worauf ihre urſprüngliche Zierlichkeit und Anſtändigkeit beruht: ſo würde ich gegen ihn behaupten, daß unter andern unſere viereckichten Mützen, der lange Schweif von gefalteten Sammet, welcher unſern Frauenzimmern an dem Kopfe herunter hängt, nebſt ſeinem ſeltſamen Zubehör, und das eitele und unnütze Modell eines Gliedes, welches uns der Wohlſtand nicht einmal zu nennen erlaubt, welches wir aber gleichwohl öffentlich zum Schaue herum tragen, die allerausſchweifendeſten ſind, die man meines Bedünkens nur erſinnen kann.

In Anſehung des äußerlichen richtet ſich ieder vernünftige

Dieſe Betrachtungen halten nichts deſto weniger einen verſtändigen Mann nicht ab, dem gemeinen Schlendrian zu folgen: vielmehr ſcheinen mir alle ſonderbaren und eigenen Trachten ſich vielmehr von Thorheit und einem ehrbegierigen

Menſch nach der Gewohnheit ſeines Landes.

Zwange, als von der geſunden Vernunft, her zu ſchreiben. Der Weiſe muß ſeine Seele aus dem Gedränge in ſich ſelbſt ziehen, und dieſelbe bey der Freyheit und dem Vermögen frey von den Dingen zu urtheilen erhalten: allein in Anſehung des Aeußerlichen muß er gänzlich der eingeführten Art und Gewohnheit folgen. Das gemeine Weſen bekümmert ſich wenig um unſere Gedanken: allein das übrige, als unſere Handlungen, unſere Bemühungen, unſere Güter, und unſer Leben, müſſen wir ſeinem Beſten und den gemeinen Meynungen aufopfern und Preis geben. So machte es der redliche und große Sokrates, welcher ſein Leben keinesweges durch Widerſpenſtigkeit gegen die Obrigkeit, gegen eine höchſt ungerechte und unbillige Obrigkeit, retten wollte. Denn die Hauptregel und das allgemeinſte Geſetz iſt dieſes, ieder beobachte dieienigen, welche an dem Orte, wo er ſich befindet, eingeführet ſind.

(*) Νομοις ἕπεσθαι τοισιν εγχωριοις καλον.

Ob es rathſam iſt, die ſeit langer Zeit eingeführten Geſetze zu ändern.

Hier iſt etwas aus einem andern Faſſe. Es iſt ſehr zu zweifeln, ob man von der Veränderung eines einmal eingeführten Geſetzes, es ſey daſſelbe wie es wolle, iemals ſo viel Vortheil, als Schaden, hat: da eine Policey einem aus verſchiedenen Stücken dergeſtalt zuſammen gefügten Gebäude gleicht, daß man keines davon verrücken kann, ohne daß das Ganze darunter leidet. Der Thuriſche Geſetzgeber (**) verordnete, daß derienige, welcher entweder eines der alten Geſetze abſchaffen, oder ein neues aufbringen wollte, mit einem

Stri-

(*) Den Landesgeſetzen zu folgen iſt etwas ſchönes. *In Excerptis Grotianis* p. 937.

(**) Charondas. S. Diod. Sicul. L. XII. c. 4.

Stricke um den Hals vor das Volk treten ſollte, damit er, wenn das neue nicht von iedem gebilliget würde, auf der Stelle erwürget werden könnte. Der Lacedämoniſche (*) ſetzte ſein Leben daran, um von ſeinen Mitbürgern die gewiſſe Verſicherung zu erhalten, daß ſie niemals eine von ſeinen Verordnungen brechen wollten. Der Ephorus, (**) welcher die zwo Saiten, womit Phrinys die Muſik vermehret hatte, ſo trotzig entzwey ſchneidet, bekümmert ſich wenig darum ob ſie dadurch verbeſſert oder vollſtimmiger gemacht wird: er glaubt Urſache genug zu haben dieſelben zu verwerfen, weil ſie eine Neuerung ſind. Eben dieſes deutete das verroſtete Schwerd der Gerechtigkeit zu Marſeille an (***). Ich habe einen Ekel für aller Neuerung, ſie mag ausſehen wie ſie will: denn ich habe ſehr ſchädliche Wirkungen davon geſehen. Dieienige, welche uns ſeit ſo vielen Jahren drückt, hat nicht an allen Schuld. Allein, man kann wahrſcheinlich ſagen, daß ſie alles zufälliger Weiſe hervorgebracht und ausgehecket hat: ſelbſt das Unheil und das Verderben, welches ſeit der Zeit ohne ſie, und wider ihre Abſicht, eingeriſſen iſt. Sie muß ſich bey der Naſe ziehen.

(†) Heu patior telis vulnera facta meis.

M 4 Die-

(*) Lykurg. S. deſſen Leben bey dem Plutarch.

(**) Plutarch in den *Apophthegm. Lacon.* nennt dieſen Ephorus Emerepes, Εμηρεπης.

(***) *Valer. Maximus* L. II. c. 6. §. 7.

(†) Ach! Ich werde mit meinen eigenen Waffen verwundet! Ouid. *Epiſt. Phyllidis Demophoonti* v. 48.

Dieienigen, welche einen Staat in Bewegung bringen, werden gemeiniglich zuerſt unter dem Ruine begraben. Selten zieht derienige, welcher eine Unruhe erregt hat, Vortheil von derſelben. Er ſchlägt und trübet das Waſſer; andere aber fiſchen dabey. Die Verbindung und Verknüpfung dieſer Monarchie, und dieſes großen Gebäudes, welches durch ſie in ſeinen ſpäten Jahren merklich zerriſſen und getrennet worden iſt, läßt noch mehr dergleichen Unordnungen Raum und Zugang. Man kann die königliche Maieſtät nicht ſo leicht von der höchſten Spitze in das Mittel bringen, als von dem Mittel in den Abgrund ſtürzen (*). Allein, wenn die Erfinder ſchädlicher ſind; ſo ſind die Nachfolger deſto laſterhafter: da ſie Beyſpielen folgen, deren Abſcheulichkeit und unglückliche Folgen ſie erkannt und beſtrafet haben. Ja, wenn ſogar bey Freveltھaten ein gewiſſer Grad der Ehre ſtatt findet, ſo müſſen die-

(*) Dasienige, was Montagne einmal bey dergleichen Gelegenheit geſagt hat, verdient aufbehalten zu werden. Hier iſt es Wort für Wort, wie es d'Aubigne in ſeiner *Hiſtoire univerſelle* T. III. Liv. 3. ch. 28 anführet = = „Und gleichwie nicht „ein einziger Prinz in der Ligue war, der in dem „Kriege nicht einmal unglücklich geweſen wäre: „ſo vergrößerte der Pöbel, welcher ſich in ſeinen „Reden niemals mäßiget, ihre Fehler. Endlich „urtheilten die meiſten, daß dieienigen, welche ſehr „gut wären zu Prinzen, gleichwohl nicht gut genug zu Königen wären; ſo, wie Michael Montagne einmal zu mir ſagte: Dieienigen, welche ſich um die Krone bewürben, fänden „alle Stufen, biß zu den Fußſchemel des „Thrones, ganz gemächlich und niedrig: „nur die letzte wäre ihnen zu hoch.„

dieſe ienen den Ruhm der Erfindung und der Herzhaftigkeit des erſten Verſuches zugeſtehen. Alle Arten von neuen Ausſchweifungen ſchöpfen aus dieſer erſten und unerſchöpflichen Quelle die Beyſpiele und Muſter unſere Regierung zu verunruhigen. Man lieſet ſogar in unſern Geſetzen, die doch dieſem erſten Unheile ab zu helfen abgefaßt ſind, Anweiſung und Vorwand zu allen Arten böſer Unternehmungen. Es ereignet ſich daher bey uns eben das, was Thucydides von den bürgerlichen Kriegen ſeiner Zeit ſaget, daß man nämlich, zum Behufe der herrſchenden Laſter, dieſelben zu ihrer Entſchuldigung mit neuen glimpflichern Namen beleget, (*) und ihre wahren Titel umgeſchmolzen und gemildert habe. Gleichwohl geſchiehet dieſes um unſer Gewiſſen und unſern Glauben zu verbeſſern. Honeſta oratio eſt (**). Allein auch der beſte Vorwand zu einer Neuerung iſt gefährlich. (***) Adeo nihil motum ex antiquo probabile eſt. Demnach ſcheint es mir, wenn ich meine Gedanken frey ſagen ſoll, eine große Eigenliebe und Einbildung an zu zeigen, wenn iemand ſo viel Hochachtung für ſeine Meynun-

(*) Lib. III. §. 52. Edit. Oxon.

(**) Der Vorwand iſt ſchön. Terent. *Andr. Act.* I. *Sc. 1. v. 114.*

(***) So viel iſt gewiß, daß keine Neuerung zu billigen iſt. Dieſe Betrachtung macht Titus Livius (L. XXXIV. c. 54.) bey Gelegenheit einer neuen Einrichtung, der zu folge das Volk bey gewiſſen Schauſpielen von den Rathsherren abgeſondert ſitzen ſollte, welche bisher ohne einigen Unterſcheid mit unter dem Volke geſeſſen hatten. Damit man aber nicht daraus ſchlieſſen möchte, daß man alſo auch

nungen hat, daß er, um dieſelben in Schwang zu bringen, die öffentliche Ruhe ſtöhret, und ſo viel unvermeidlichen Uebeln, und einer ſo ſchrecklichen Verderbniß der Sitten, welche die bürgerlichen Kriege und Staatsveränderungen in einer Sache von ſolcher Wichtigkeit nach ſich ziehen, Thür und Thor, und noch dazu in ſein eigenes Vaterland, öffnet. Iſt es nicht eine ſchlechte Wirthſchaft, wenn man ſo viel gewiſſe und bekannte Laſter einführet, um einige vermeynte und noch ſtreitige Irrthümer zu beſtreiten? Iſt wohl irgends eine ärgere Art von Laſtern, als die, welche das eigene Gewiſſen und die natürliche Erkenntniß verletzen? Der Römiſche Rath unterſtand ſich wegen der zwiſchen ihm und dem Volke über ihrem Gottesdienſte entſtandenen Uneinigkeit, ſich mit dieſer Erklärung zu helfen: (*) Ad Deos id magis, quam ad ſe, pertinere: ipſos viſuros ne ſacra ſua polluantur. Auf eben dieſe Art antwortete auch das Orakel den Einwohnern zu Delphis, die in dem Mediſchen Kriege einen Einfall von den Perſern beſorgten. Sie fragten den Gott, was

auch die wunderlichſten Gewohnheiten beybehalten müſſe, denen es ihres Alterthums wegen niemals an Vertheidigern fehlt, ſo ſetzt dieſer Geſchichtſchreiber hinzu, Veteribus, niſi quae vſus euidenter arguit, ſtare malunt. „Man will lieber „bey dem Alten bleiben, wenn nicht die Erfahrung „augenſcheinlich dawider iſt.

(*) Dieſe Sache gienge mehr die Götter, als ſie, an: Dieſe würden ſchon verhüten, daß ihr Dienſt nicht entweyhet würde. Liu. L. X c. 6. Der Verſtand, welchen dieſe Worte bey dem Geſchichtſchreiber haben, leidet die Anwendung nicht, welche Montagne davon macht.

was ſie mit den heiligen Schätzen ſeines Tempels anfangen ſollten, wo ſie dieſelben verbergen, oder hinſchaffen ſollten. Dieſer gab ihnen zur Antwort, ſie ſollten ſich deswegen keine Mühe machen, ſondern nur für ſich ſorgen: er würde das Seinige ſchon ſelbſt in Acht nehmen (*). Die chriſtliche Religion hat alle Kennzeichen der vollkommenſten Gerechtigkeit und Nutzbarkeit: allein, keines, welches mehr in die Augen fällt, als dieſes, daß der Gehorſam gegen die Obrigkeit und die Handhabung der Policey, ſo ſehr darinnen eingeſchärfet wird. Was für ein bewundernswürdiges Beyſpiel hat uns nicht die göttliche Weisheit hiervon gegeben, da ſie die Beförderung des Heils der Menſchen, und die Ausführung ihres herrlichen Sieges über den Tod und die Sünde, nicht anders, als ohne Verletzung unſerer Policeyordnung, hat bewerkſtelligen wollen: da ſie den Fortgang und die Vollendung eines ſo wichtigen und heilſamen Werkes der Blindheit und Unbilligkeit unſerer Gebräuche und Gewohnheiten unterworfen, und darüber das Blut ſo vieler Auserwählten, ihrer Günſtlinge, vergieſſen, und ſo viele Jahre hat verlohren gehen laſſen, ehe eine ſo ſchätzbare Frucht zu ihrer Reife gelangt iſt. Es iſt ein gewaltiger Unterſcheid zwiſchen demienigen, welcher den Gewohnheiten und Geſetzen ſeines Landes folgt, und dem, welcher ſich dieſelben zu meiſtern und zu verändern unterſteht. Jener kann die Einfalt, den Gehorſam, das Beyſpiel der andern, zu ſeiner Entſchuldigung anführen: und er mag thun was er will, ſo iſt es doch keine Bosheit, ſondern höchſtens ein Unglück.

(*) Quis

(*) Herodot. L. VIII. p. 539. 540.

(*) Quis eſt enim quem non moueat clariſſimis monimentis teſtata conſignataque antiquitas? Ohne zu erwähnen was Iſokrates ſagt, (**) daß der Mangel mehr, als die Uebermaße, an der Mäßigung Theil hat. Der andere iſt weit ſchlimmer daran. (***) Denn, wer ſich zu wählen und zu verändern unterfängt, maſſet ſich der richterlichen Gewalt an, und muß ſich auf das äuſſerſte angelegen ſeyn laſſen, die Schädlichkeit desjenigen, was er verbannet, und die Nützlichkeit des andern, was er einführet, zu erkennen. Dieſe ſo gemeine Betrachtung hat mich ſtille zu ſitzen veranlaßt, und meine Jugend, die doch ſonſt verwegener iſt, in dem Zaume gehalten, daß ich keine ſo ſchwere Bürde auf den Hals geladen, mich von einer ſo wichtigen Wiſſenſchaft Rechenſchaft zu geben anheiſchig gemacht, und mich hier etwas unter-

(*) **Wer wird nicht von einem durch die herrlichſten Zeugniſſe beſtätigten und beſiegelten Alterthume gerührt?** Cic. *de Diuinat.* L. I. c. 40. Cicerons Bruder ſucht hierdurch die Richtigkeit der Wahrſagungen aus dem Fluge der Vögel, aus dem Eingeweide der Opferthiere, aus den Träumen u. ſ. f. zu beſtätigen Dieſe verſchiedenen Mittel das Zukünftige zu verkündigen giengen wirklich ſeit langer Zeit in der Welt im Schwange: und wenn der Grundſatz, auf welchen ſich Cicerons Bruder ſtützet, vernünftig iſt, ſo ſieht man nicht warum man dieſe verſchiedenen Arten zu wahrſagen heut zu Tage ſo ſehr verachtet.

(*) Ἁι γαρ μετριοτητες μαλλον εν ταις ενδειαις, η εν ταις ὑπερβολαις, ισχυουσι. Orat. ad *Nicoclem* p. 21. C.

(**) Was nunmehr folgt, von den Worten an: **Denn wer ſich** u. ſ. w. bis auf Cicerons Stelle mit

terſtanden habe, welches ich mich bey geſundem Verſtande auch in der allerleichteſten unter denen, die ich gelernet habe, und wobey ein übereiltes Urtheil weiter keinen Nachtheil verurſacht, nicht unterſtehen dürfte. Es ſcheint mir ſehr unbillig, wenn einer die allgemeinen und beſtändigen Verordnungen und Einrichtungen den unbeſtändigen Einfällen einer Privatperſon unterwerfen will, weil die Vernunft einer Privatperſon keine andere als Privatgerichtsbarkeit haben kann: wenn einer etwas an den göttlichen Geſetzen thun will, was in keiner Regierungsform an den bürgerlichen zu thun erlaubt iſt. Denn, ob gleich die menſchliche Vernunft weit mehr Antheil an denſelben hat: ſo bleiben ſie dennoch die höchſten Richter ihrer Richter, und man muß den größten Verſtand brauchen dieſelben zu erklären, und den davon eingeführten Gebrauch weiter aus zu breiten, nicht aber die Menſchen davon abwendig zu machen, und Neuerungen anfangen. Hat gleich zuweilen die göttliche Vorſehung die Regeln überſchritten, an wel-

mit eingeſchloſſen, welche ſich ſo endiget, non Zenonem, aut Cleanthem, aut Chryſippum, ſequor, findet ſich weder in der bey Abel l'Angelier in folio im Jahre 1583. drey Jahre nach des Montagne Tode zu Paris gedruckten Ausgabe, noch in einer andern in folio, welche 1640. zu Paris bey Michael Blageart erſchienen iſt. In beyden Ausgaben folgt auf die Worte: **Der andere iſt weit ſchlimmer daran,** unmittelbar, **Gott weiß wie viel ſich u. ſ. w.** Gleichwohl findet man dieſe Stelle nicht allein in allen Auflagen, die ſeit 1640. zu Paris erſchienen ſind, ſondern noch in dreyen andern, deren eine zu Paris 1602. (und welches merkwürdig iſt) bey Abel l'Angelier, die andere zu Paris 1608. die dritte zu Leyden 1609. gedruckt iſt.

welche ſie uns nothwendig gebunden hat: ſo kann uns doch dieſes nicht der Verbindlichkeit überheben. Dieſes ſind Werke ihrer göttlichen Hand, die wir bewundern, aber nicht nachahmen müſſen. Dieſes ſind auſſerordentliche Vorfälle, welche Kennzeichen einer ausdrücklichen und beſondern Bewilligung haben; und die unter dieienige Art von Wundern gehören, die ſie uns, ihre Allmacht zu beweiſen, ſehen läßt, die über unſern Stand und über unſere Kräfte ſind, die wir uns nicht ohne Thorheit und Gottloſigkeit nach zu thun unterfangen dürfen; und die wir nicht zum Muſter nehmen, ſondern mit Erſtaunen betrachten müſſen. Es ſind Handlungen, welche ihr, aber uns nicht, anſtehen. Cotta verſichert ſehr vernünftig: Quum de religione agitur, T. Coruncanium, P. Scipionem, P. Scaeuolam, Pontifices maximos, non Zenonem, aut Cleanthem, aut Chryſippum, ſequor (*). Gott weiß, wie viel ſich bey unſern gegenwärtigem Streite, wobey man hundert Artikel, große und wichtige Artikel, wegnehmen und wieder hinſetzen muß, rühmen können, daß ſie die Urſachen und Gründe beyder Theile genau geprüfet haben. Dieſe machen eine Anzahl aus, wenn es deren anders eine Anzahl giebt, vor welcher wir uns nicht ſehr zu fürchten haben würden. Allein wohin denkt dann der andere große Hauſe? Unter welcher Fahne ſucht dieſer ſein Glück zu machen? Es geht mit ihrer

(*) Wenn die Frage von dem Gottesdienſte iſt, ſo folge ich dem T. Coruncanius, dem P. Scipio, dem P. Scävola, den Oberprieſtern: nicht dem Zeno, oder dem Kleanthes, oder dem Chryſipp. Cic. de *Nat. Deorum*, L. III. c. 2.

ihrer Arzney, wie mit andern unkräftigen und zur Unzeit gebrauchten Arzeneyen. Sie hat die Säfte, welche ſie in uns reinigen wollte, durch den Angriff in Wallung gebracht, ſchärfer gemacht, und gereizet: aber ſie iſt bey uns ſitzen geblieben. Sie hat uns, weil ſie nicht ſtark genug war, nicht reinigen können; ſie hat uns aber entkräftet: ſo, daß wir uns ihrer auch nicht entledigen können, und von ihrer Wirkung doch nichts als anhaltende und innerliche Schmerzen haben.

Gleichwohl treibt uns das Schickſal, welches ſich allezeit ſeine Herrſchaft über unſere Vernunftſchlüſſe vorbehält, zuweilen ſo in die Enge, daß die Geſetze billig einigermaſſen weichen müſſen. Denn es würde eine allzu gefährliche Pflicht und Ungleichheit ſeyn, wenn man ſich dem Fortgange einer Neuerung, die ſich mit Gewalt eingeſchlichen hat, widerſetzen, und ſich gleichwohl gegen die, welche in allem freye Hand haben, welche alles was ihr Vorhaben befördern kann für erlaubt achten, welche von keinem andern Geſetze und keiner andern Vorſchrift wiſſen als auf ihren Nutzen zu ſehen, allezeit und durchgängig in dem Zaume und in den Schranken halten ſollte.

Wenn es die höchſte Noth erfordert, müſſen die alten Geſetze neuen Einrichtungen weichen.

(*) Aditum nocendi perfido praeſtat fides.

In ſo ferne die gewöhnliche Verfaſſung eines geſunden Staats dieſen ungewöhnlichen Zufällen nicht vorbauet, ſo ſetzt ſie einen Körper, der bey ihren vornehmſten Stücken und Pflichten bleibt, und eine einmüthige Einwilligung zu derſelben Be-

(*) Wir geben einem Treuloſen Gelegenheit uns zu ſchaden, wenn wir ihm trauen. Seneca *Oedip.* Act. III. v. 686.

Beobachtung und zum Gehorſame voraus. Das geſetzmäßige Verfahren, iſt ein froſtiges, langſames, und gezwungenes Verfahren; und kann einem frechen und unbändigen Verfahren nicht die Wage halten. Man weiß ia daß es den beyden großen Männern, dem Octavius und Cato, noch ietzo verübelt wird, daß ſie in den bürgerlichen Kriegen, iener wider den Sylla, dieſer wider den Cäſar, ihr Vaterland lieber in die größte Gefahr geſetzt haben, als demſelben mit Hintenanſetzung ſeiner Geſetze zu Hülfe gekommen ſind, und etwas geändert haben. In Wahrheit, in dergleichen verzweifelten Umſtänden, bey welchen weiter nichts zu thun iſt, würde es vielleicht weislicher gehandelt ſeyn, wenn man ſich ein wenig ſchmiegte, und etwas über ſich gehen lieſſe, als daß man über ſeine Kräfte hartnäckicht widerſtrebt, und dadurch der Gewaltthätigkeit Gelegenheit giebt alles unter die Füſſe zu treten. Es würde rathſamer ſeyn, wenn man die Geſetze nichts weiter wollen lieſſe, als was ſie können; weil ſie doch nicht alles können, was ſie wollen. So machte es derienige, welcher die Verordnung gab, daß ſie vier und zwanzig Stunden nicht gelten ſollten; (*) desgleichen ein anderer, der einmal einen Tag in dem Kalender verrückte; und noch ein anderer, der aus dem Brachmonate einen zweten Maymonat machte (**). Eben dergleichen thaten die Lacedämonier, die ihre Landesgeſetze doch ſo ſtrenge zu beobachten pflegten. Denn da ſie auf einer

Seite

(*) Dieſes that Ageſilaus. Plutarch. *Apophth. Lacon.* p. 214. et in *vita Ageſil.* p. 612. 613.

(**) Alexander der Große. S. Plutarch in Alexanders Leben.

Seite das Geſetz vor ſich hatten, welches eine Perſon zweymal zum Admiral zu erwählen verbot, auf der andern Seite aber ihre Angelegenheiten unumgänglich erforderten dem Lyſander dieſes Amt noch einmal auf zu tragen, ſo machten ſie zwar einen gewiſſen Arakus zum Admiral, allein Lyſander wurde Oberaufſeher über das Seeweſen. (*) Eben ſo liſtig war einer von ihren Abgeſandten, der, als er nach Athen geſchickt wurde, um die Veränderung einer gewiſſen Verordnung aus zu würken, und als Perikles den Vorwand machte, es wäre verboten die Tafel, auf welcher ein Geſetz einmal bekannt gemacht worden wäre, weg zu nehmen, demſelben rieth, er ſollte ſie bloß umkehren laſſen, weil doch dieſes nicht verboten wäre. (**) Plutarch rühmet den Philopömen, daß derſelbe, da er zum regieren gebohren worden, nicht allein nach den Geſetzen regiert, ſondern, wenn es das gemeine Beſte erfordert, ſelbſt die Geſetze regiert hätte (***).

Das XXIII. Hauptſtück.

Wie einerley Rathſchläge ganz verſchiedenen Erfolg gehabt.

(†) Jacob Amiot, der Großallmoſenpfleger von Frankreich, erzählte mir einmal eine Geſchich-

(*) Plutarch. in *vita Lyſandri* c. 4.

(**) Id. in *vita Periclis* c. 18.

(***) In der Vergleichung des Titus Q. Flaminius mit dem Philopömen, gegen das Ende.

(†) Der berühmte Ueberſetzer des Plutarchs.

ſchichte, die einem unſerer Prinzen (denn wir können denſelben mit gutem Fug unter unſere Prinzen zählen, ob er gleich aus einem ausländiſchen Hauſe war) (*) viel Ehre macht. Dieſer Prinz war bey unſern erſten Unruhen in der Belagerung von Rouan, von des Königes Mutter gewarnet worden, daß man ihm nach dem Leben trachtete; und hatte durch Briefe umſtändliche Nachricht erhalten, daß ein Edelmann aus Angiers, der eben deswegen in dem Hauſe dieſes Prinzen damals täglich aus und eingieng, die Hauptperſon bey dieſer Unternehmung wäre. Dieſe Nachricht ließ er niemanden wiſſen: als er aber den andern Tag auf dem S. Katharinenberge ſpazieren gieng, auf welchen man unſere Batterie wider Rouan angelegt hatte, (denn es war eben zu der Zeit, da wir dieſelbe Stadt belagerten) (**) und den gedachten Herrn Großallmoſenpfleger nebſt einem andern Biſchoffe zur Seite hatte, ward er den Edelmann gewahr, welchen man ihm angezeiget hatte, und ließ ihn rufen. Nachdem derſelbe gekommen, und wegen ſeines unruhigen Gewiſſens ſchon erblaßt und in Zittern war, redete er ihn folgendergeſtalt an: „Mein Herr, ſie vermuthen vielleicht ſchon, was „ich mit ihnen zu ſprechen habe, und ihr Geſich„te zeigt es. Sie dürfen mir nichts verhelen: „denn ich habe von ihrer Unternehmung ſchon „ſo viel Nachricht, daß ſie ihre Sache nur ver„ſchlimmern würden, wenn ſie ſich dieſelbe zu ver„bergen bemühen wollten. Sie wiſſen doch das

„und

(*) Der Herzog von Guiſe, aus dem Hauſe Lotharingen.

(**) Im Jahre 1562.

„und das: (welches die völligen Umſtände der ge„heimſten Stücke dieſes Anſchlags waren) erman„geln ſie nicht, ſo lieb ihnen ihr Leben iſt, mir die „Wahrheit zu ſagen.„ Da ſich der arme Menſch gefangen und überzeugt ſahe, (denn der Königinn war durch einen Mitſchuldigen alles entdeckt worden) wußte er weiter kein Mittel als dieſen Prinzen mit gefalteten Händen um Gnade und Barmherzigkeit an zu flehen, und wollte ſich zu deſſen Füſſen werfen. Doch dieſer ließ es nicht zu, und fuhr folgender Geſtalt fort: „Wohlan! Habe „ich ſie ehedem womit beleidiget? Habe ich ei„nem der Ihrigen aus Privathaſſe etwas zuwider „gethan? Ich kenne ſie nicht länger als ſeit drey „Wochen: was hat ſie bewegen können mir nach „dem Leben zu trachten? (*) Der Edelmann antwortete hierauf mit zitternder Stimme, er für ſich hätte keine beſondere Urſache dazu gehabt, ſondern das gemeine Beſte ſeiner Parthey hätte ihn dazu bewogen; und einige hätten ihn beredet, er würde ein ſehr gottſeliges Werk thun, wenn er, auf was für Art es auch ſeyn möchte, einen ſo mächtigen Feind ihrer Religion wegräumete. „Gut „(fuhr der Prinz weiter fort) ich will ſie zeigen, „daß die Religion, zu der ich mich bekenne, ſanft„müthiger iſt, als die, zu welcher ſie ſich halten. „Die ihrige hat ſie mich ungehört zu ermorden an„ge-

Beſondere Gnade des Herzogs von Guiſe gegen einen, der ihm nach dem Leben getrachtet hatte.

(*) Alles dieſes findet man in einem Buche, welches den Titel hat: La fortune de la Cour, und deſſen Verfaſſer, Herr Dampmartin, unter Heinrichs III. Regierung lange an dem Hofe geweſen iſt, in dem II. Buche S. 139. Dieſer Schriftſteller erzählet eben dieſe Begebenheit, welche ſich zu ſeiner Zeit zugetragen, weit einfältiger und kürzer als Montagne.

„getrieben; ob ſie gleich von mir durch nichts be„leidiget worden ſind: hingegen die meinige be„fiehlt mir ihnen zu verzeyhen; ob ſie gleich über„wieſen ſind, daß ſie mich ohne Urſache um das „Leben haben bringen wollen. Fort, entfernen „ſie ſich, kommen ſie mir nicht wieder vor die Au„gen, und wählen ſich, wenn ſie klug ſind, künf„tig redlichere Leute, als dieſe geweſen ſind, zu „Rathgebern.„

Verſchwörung wider den Kaiſer Auguſt, die er noch entdeckt, ehe ſie in das Werk geſetzt werden können.

Der Kaiſer Auguſt erhielt, als er ſich in Gallien befand, gewiſſe Nachricht von einer Verſchwörung, welche Cinna wider ihn ſchmiedete (*). Er war ſich deswegen zu rächen bedacht, und ließ daher ſeine Freunde zu einer Berathſchlagung auf den folgenden Tag zuſammen berufen. Allein er brachte die darzwiſchen fallende Nacht ſehr unruhig hin, weil er betrachtete, daß er einen jungen Menſchen aus einem vornehmen Hauſe, einen Neffen des großen Pompeius, um das Leben bringen laſſen müßte; und brach, unter den Klagen, in folgende Worte aus: „Wie? Soll man „mir dann nachſagen, daß ich in Furcht und Sor„gen lebe, und indeſſen meinen Mörder vergnügt „herum gehen laſſe? Soll es ihm dann ſo hin„gehen, daß er mir nach meinem Leben getrach„tet hat, welches ich aus ſo vielen bürgerlichen „Kriegen, aus ſo vielen Schlachten zu Waſſer „und zu Lande, gerettet, und nachdem ich in der „ganzen Welt den Frieden hergeſtellet habe? Soll „er dann ungeſtraft bleiben, da er mich nicht bloß „zu ermorden, ſondern gar zu opfern Willens ge„weſen iſt?„ (Denn Cinna hatte ſich verſchworen, er

(*) Seneca *de Clementia*. L. I. c. 5. aus welchem dieſe ganze Geſchichte Wort für Wort genommen iſt.

er wollte denſelben eben ſo, wie ein Opferthier, umbringen.) Nachdem er ſich hierauf einige Zeit ſtille gehalten hatte, fieng er mit noch ſtärkerer Stimme wieder an, und machte ſich ſelbſt Vorwürfe: „Warum lebſt du, wenn ſo vielen Leu„ten an deinem Tode gelegen iſt? Soll deine Ra„che, ſollen deine Grauſamkeiten, niemals ein En„de haben? Verdient es wohl dein Leben, daß zu „deſſelben Erhaltung ſo viel Schade geſchieht?„

Was ihm Livia, ſeine Gemalinn, für einen Rath gegeben.

Seine Gemalinn Livia merkte dieſe ſeine Angſt. „Und werden dann dabey von Frauen Rathſchlä„ge angenommen werden? fieng ſie an. Mache „es wie die Aerzte, welche, wenn die gewöhnlichen „Arzneymittel nichts helfen wollen, ganz andere „verſuchen. Durch Strenge haſt du bis dieſe „Stunde nichts ausgerichtet. Lepidus iſt dem „Savidienus, Muräna dem Lepidus, Cäpio dem „Muräna, Egnatius dem Cäpio, gefolget. Fang „an, und verſuch es, wie es dir mit Sanftmuth „und Gnade gelingt. Cinna iſt überzeugt: ver„zeihe ihm. Schaden wird er dir von nun an „nicht können, und es wird dir zum Ruhme ge„reichen.„

Auguſt folgt dieſem Rathe. Seine Anrede an den Cinna.

Auguſt war ſehr vergnügt, daß er iemand gefunden hatte, der ſeine Meynung billigte. Er dankete ſeiner Gemalinn, ließ es ſeinen Freunden, die er zu der Rathsverſammlung beſchieden hatte, abſagen, und befahl daß man den Cinna ganz allein zu ihm rufen möchte. Nachdem er hierauf iedermann aus ſeinem Zimmer gehen geheiſſen, und den Cinna hatte niederſetzen laſſen (*), re-

(*) Dieſer Umſtand, welchen Seneca ausdrücklich bemerket, iſt keinesweges unnütze, weil er uns die Sit-

dete er ihn auf folgende Art an: „Vor allen Din„gen erſuche ich dich, Cinna, mich ruhig an zu „hören. Falle mir nicht in das Wort, ich will „dir auch Zeit und Raum zur Antwort laſſen. „Du weißt, Cinna, daß ich dich in dem Lager mei„ner Feinde gefangen bekommen habe, da du dich „nicht allein feindlich gegen mich bezeiget hatteſt, „ſondern mein gebohrner Feind wareſt: daß ich „dich aber bey dem Leben erhalten, daß ich dir „alle deine Güter in die Hände gegeben, und dich „in ſo gute Umſtände geſetzt habe, daß ſelbſt die „Sieger das Glück des Beſiegten beneiden. Ich „habe dir das Prieſteramt, um welches du mich „erſuchteſt, zugeſtanden, und es andern abge„ſchlagen, deren Väter allezeit auf meiner Seite „gefochten haben. Du haſt dir vorgenommen, „mich zu ermorden, ungeacht ich dich mir ſo ſehr „verbunden habe.„ Cinna ſchrie hierauf, er wäre von einem ſo boshaften Gedanken weit entfernet. „Du hälſt dein Verſprechen nicht, Cin„na,

Sitten der damaligen Zeiten lehret: und aus dieſer Urſache hat, wie ich glaube, auch der berühmte Corneille wohl gethan, daß er denſelben in ſeinem Trauerſpiele Cinna mit angebracht hat. Cinnam vnum ad ſe accerſit, ſagt Seneca, dimiſſisque omnibus e cubiculo, quum alteram Cinnae poni cathedram iuſſiſſet &c. Ein König, der einen Theil ſeiner Maieſtät darinnen ſuchte, daß ſich ſeine Unterthanen niemals vor ihm ſetzen dürften, müßte einen ſehr ſchlechten Begriff von der Hoheit haben. Sie beruht niemals auf dergleichen Art von Vorzügen. Ein wahrhaftig verehrungswürdiger König kann ſich derſelben kühnlich begeben, und wird ſeinem Stande hierdurch ſo wenig als ein Auguſt, ein Traian, ein Marcus Aurelius, vergeben.

„na, fuhr Auguſt fort. Du haſt mich verſichert, „du wollteſt mich nicht unterbrechen. Ja, du haſt „dir vorgenommen, mich zu ermorden, an dem „und dem Orte, den und den Tag, in der und „der Geſellſchaft, auf die und die Art.„ Da er ihn nun über dieſe Anrede erſtaunet und verſtummet ſahe, (nicht, als wenn er ſeinem Verſprechen zu Folge geſchwiegen hätte, ſondern weil ihn ſein „Gewiſſen ſchlug) ſetzte er noch hinzu: „Warum „thuſt du das? Willſt du gerne Imperator wer„den? Gewiß, das gemeine Weſen iſt übel „daran, wenn dich ſonſt niemand, als ich, zur „Regierung zu gelangen verhindert. Du kannſt „nicht einmal dein eigenes Haus beſchützen, „und verlohrſt noch kürzlich durch das Anſehen „eines Freygelaſſenen eine Rechtsſache. Wie? „Haſt du ſonſt kein Mittel und ſonſt keine Ge„walt in andern Dingen, als um Cäſar zu „werden? Ich trete dir die Stelle ab, wenn nie„mand, als ich, deiner Hoffnung im Wege ſteht. „Meynſt du dann, daß Paullus, daß Fabius, daß „die Coſſer und Servilier, dieſes zugeben werden? „Und eine ſo große Menge Edelleute, die nicht „bloß dem Namen nach edel ſind, ſondern durch „ihre Tugend ihren Adel zieren?„ Nach vielen andern Vorſtellungen (denn er redete wohl zwo Stunden mit ihm) fieng er endlich an: **Wohlan Cinna! Ich ſchenke dir als einem Verräther und Meuchelmörder das Leben, welches ich dir ehedem als einem Feinde geſchenket habe. Von dem heutigen Tage an ſoll ſich die Freundſchaft unter uns anfangen. Wir wollen einen Verſuch machen, wer von uns beyden am redlich-**

ſten handelt: ich, da ich dir das Leben ſchenke; oder du, da du es geſchenkt bekömmſt. Auf dieſe Art ſchieden ſie aus einander. Einige Zeit darauf gab er ihm das Conſulat, und beſchwerte ſich daß er nicht um daſſelbe bey ihm angeſucht hätte. Von der Zeit an behielt er ihn allezeit zum Freunde, und ward von ihm zu ſeinem einzigen Erben eingeſetzt. Nach dieſer Begebenheit aber, welche ſich in Auguſts vierzigſten Jahre ereignete, folgte keine Verſchwörung oder Unternehmung mehr wider ihn, und er bekam alſo eine billige Vergeltung für dieſe ſeine Gnade. Allein dem Unſrigen (*) glückte es nicht ſo gut: denn endlich mußte er doch, ungeacht ſeiner Sanftmuth, durch eine gleiche Verrätherey in das Gras beiſſen. So eine eitle und vergebliche Sache iſt die menſchliche Klugheit! So gewiß behält das Glück, bey allen unſern Entwürfen und Rathſchlägen, und aller unſerer Vorſichtigkeit, allezeit die Gewalt über die Begebenheiten in der Hand!

Worauf das Glück der Aerzte beruht.

Wir nennen die Aerzte glücklich, wenn ſie etwas gutes ausrichten: als ob allein ihre Kunſt ſich nicht aufrecht erhalten könnte, und auf allzu ſchwachem Grunde ruhete, als daß ſie ſich auf ihre eigene Stärke ſtützen könnte; und als ob ſie al-

(*) Eben dem Herzoge von Guiſe, deſſen Montagne zu Anfange dieſes Hauptſtückes erwähnet hat. Denn dieſer Herzog ward, als er Orleans belagerte, von einem Edelmanne aus Angouleme, Namens Poltrot, meuchelmörderiſch ums Leben gebracht. Poltrot ward zu dieſer ſchändlichen That durch eben den Bewegungsgrund angefeuert, welcher den vorhergedachten Edelmann aus Angiers zu einer gleichen Unternehmung veranlaſſet hatte.

allein nöthig hätte, daß ihr das Glück bey ihren Vornehmen Handreichung leiſtete. Ich hege eine ſo ſchlimme oder ſo gute Meynung von ihr, als man will: denn, dem Himmel ſey Dank! wir haben nichts mit einander zu thun. Ich halte es ganz anders, als man ſonſt zu thun pflegt. Ich verachte dieſelbe zwar allezeit: allein, wenn ich krank bin, haſſe und fürchte ich ſie noch weit mehr, an ſtatt mich mit ihr zu verſöhnen. Ich antworte denenienigen, welche mir anliegen, Arzeney ein zu nehmen, ſie ſollen wenigſtens warten bis ich wieder zu meinen Kräften und zu meiner Geſundheit gelanget bin, damit ich die Gewalt und die zu beſorgende Gefahr von ihren Tränken eher aushalten kann. Ich laſſe die Natur ſchalten, und ſetze voraus daß ſie mit Zähnen und Klauen verſehen iſt, um ſich wider die Anfälle zu wehren, und den Bau zu erhalten, deſſen Vernichtung ſie befürchtet. Ich beſorge man möchte, während daß ſie mit der Krankheit in dem Handgemenge iſt und dieſelbe feſt angepackt hat, an ſtatt ihr zu Hülfe zu kommen, vielmehr der Feindinn helfen, und ihr wieder neue Händel machen.

Das Glück hat viel Theil an den Poetiſchen Einfällen.

Allein, ich behaupte daß das Glück nicht an der Arzneykunſt allein, ſondern an vielen andern weit gewiſſern Künſten, großen Antheil hat. Warum wollen wir die Poetiſchen Einfälle, welche ihren Urheber hinreiſſen und auſſer ſich ſetzen, nicht ſeinem guten Glücke zu ſchreiben. Er geſteht ia ſelbſt daß ſie über ſeine Fähigkeit und ſeine Kräfte ſind, und erkennt daß ſie anderswoher als von ihm kommen, und daß ſie gar nicht in ſeiner Gewalt ſind: eben ſo wenig, als die Redner ſagen daß die ungewöhnlichen Regungen und Be-

wegungen, welche ſie öfters weiter treiben, als ihr Vorſatz gehet, in ihrer Gewalt ſtehen.

An den Arbeiten der Maler.

Eben ſo entwiſchen der Hand des Malers zuweilen ſolche Züge, die über ſeinen Verſtand und über ſeine Wiſſenſchaft ſind, die ihn ſelbſt in Verwunderung und Erſtaunen ſetzen. Allein, das Glück zeigt noch deutlicher, wie viel Antheil es an ſolchen Arbeiten hat, durch die Annehmlichkeiten und Schönheiten, die nicht allein wider die Abſicht des Künſtlers darinnen ſind, ſondern die er nicht einmal kennt. Ein geſchickter Leſer findet öfters in eines andern Schriften ganz andere Vollkommenheiten als der Verfaſſer hinein gebracht und darinnen bemerket hat, und giebt ihnen eine ungleich treflichere Bedeutung.

An den Kriegsunternehmungen.

Bey den Kriegsunternehmungen ſieht iedermann, daß das Glück daran Theil hat. Selbſt bey unſern Berathſchlagungen und Ueberlegungen muß ſich gewiß Zufall und Glück mit einmiſchen: denn alles, was die menſchliche Weisheit thun kann, iſt von keiner Wichtigkeit. Je durchdringender und lebhafter ſie iſt, deſto beſſer merkt ſie ihre Schwachheit, und deſto weniger trauet ſie ſich ſelbſt zu. Ich bin des Sylla Meynung, (*) und ſehe, wie mich dünkt, wenn ich die herrlichſten Kriegsthaten etwas näher betrachte, daß dieienigen, welche dieſelben ausführen, weder Ueberlegung noch Rath als für die lange Weile dabey gebrauchen, daß ſie die Unternehmung größtentheils

(*) Welcher ſeine Thaten vor dem Neide ſicherte, indem er öfters ſein Glück rühmete, und ſich den Zunamen Fauſtus, der Glückliche, gab. S. Plutarch. Lib. *Quomodo aliquis ſe ipſum laudare poſſit absque invidia.*

theils auf das Glück ankommen laſſen, und im Vertrauen auf deſſen Beyſtand alle Augenblicke alle vernünftige Schranken überſchreiten. Sie werden bey ihren Berathſchlagungen entweder von einer unvermutheten Freudigkeit oder ſeltſamen Wuth eingenommen, welche ſie ſehr öfters die dem Anſehen nach mißlichſte Parthey zu ergreifen veranlaſſen, und ihre Herzhaftigkeit mehr als vernünftig iſt vermehren. Daher haben viele Heerführer unter den Alten, um dergleichen verwegenen Anſchlägen Beyfall zu verſchaffen, gegen ihre Leute vorgewendet, ſie wären durch eine Eingebung, durch ein gewiſſes Zeichen, und eine gewiſſe Ahndung, dazu gereitzet worden.

Wir gerathen öfters in Ungewißheit und Unſchlüßigkeit, wenn wir unvermögend ſind das bequemſte zu finden und zu wählen, weil iede Sache wegen der verſchiedenen Zufälligkeiten und Umſtände mit einigen Beſchwerlichkeiten verknüpft iſt. Das ſicherſte iſt daher, meines Erachtens, wenn uns auch ſonſt keine Betrachtung dazu vermöchte, denienigen Theil zu ergreifen bey welchem mehr Ehre und Gerechtigkeit iſt, und allezeit den geraden Weg zu gehen, weil wir doch nicht gewiß wiſſen welches der kürzeſte iſt. So iſt in Anſehung der beyden von mir angeführten Beyſpiele kein Zweifel, daß der Beleidigte weit ſchöner und großmüthiger gehandelt habe, da er die Beleidigung verziehen hat, als wenn er anders gehandelt hätte. Iſt es dem erſten gleich mißlungen, ſo liegt doch die Schuld nicht an ſeiner guten Abſicht. Und weiß man dann, wenn er das Gegentheil ergriffen hätte, ob er ſein Ende, zu welchem ihn das Schickſal rief, nicht eben ſo

Was man bey ſolchen Fällen, deren Ausgang ungewiß iſt, zu thun hat.

wenig vermieden, und dabey den durch eine ſolche Leutſeligkeit erlangten Ruhm eingebüſſet hätte?

Ob es rathſam iſt den Verſchwörungen durch ſcharfe Strafe vor zu kommen.

Man findet in den Geſchichten eine Menge Leute, die von dieſer Furcht eingenommen geweſen ſind. Daher ſind die meiſten den wider ſie gemachten Verſchwörungen durch Rache und Todesſtrafen entgegen gegangen. Allein ich finde ſehr wenige darunter, welchen dieſes Mittel gelungen wäre; wie man an ſo vielen Römiſchen Kaiſern ſieht. Wer ſich in ſolcher Gefahr befindet, darf ſich wenig Hoffnung auf ſeine Klugheit und Wachſamkeit machen. Denn wie ſchwer iſt es nicht ſich vor einem Feinde zu hüten, der ſich unter der Larve unſers dienſtfertigſten Freundes verbirgt? Wie ſchwer iſt es die geheimen Neigungen und Gedanken der Unſrigen zu errathen? Er mag immer fremde Völker zu ſeiner Leibwache brauchen, und allezeit von gewafneten umringet ſeyn. Wer ſein eigenes Leben nicht achtet, iſt allezeit Herr über des andern ſeines (*).

Elender Zuſtand eines argwöhniſchen Prinzens.

Zudem muß dieſer beſtändige Argwohn, welcher einen Regenten gegen alle Welt mistrauiſch macht, denſelben gewaltig martern. Gleichwohl hatte Dion, als er erfahren, daß ihm Kallippus nach dem Leben ſtünde, niemals das Herz Unterſuchungen deswegen an zu ſtellen, (**) und ſagte, er wollte lieber ſterben, als in ſolchem Elende leben, da er ſich nicht allein vor ſeinen Feinden, ſondern ſogar vor ſeinen Freunden, in Acht nehmen müßte. Eben dieſes bewies Alexander noch lebhafter und ſtärker durch die That. Denn, als er in einem Briefe von dem Par-

(*) Quisquis vitam ſuam contemſit, tuae dominus eſt. *Senec.* Ep. 4.

(**) Plutarch. *Apophtheg.*

Parmenio die Nachricht bekommen hatte, daß Philippus ſein Leibarzt von dem Darius beſtochen worden wäre ihn mit Gift zu vergeben, verſchluckte er zu gleicher Zeit, da er dem Philippus dieſen Brief zu leſen gab, auch den Trank, den ihm derſelbe gebracht hatte. (*) Legte er nun dadurch nicht den Entſchluß an den Tag, ſich von ſeinen Freunden umbringen zu laſſen, wenn ſie es thun wollten? Dieſer Herr iſt ungemein zu kühnen Thaten geneigt geweſen: allein, ich weiß nicht ob iemals etwas in ſeinem Leben mehr Standhaftigkeit und mehr Schönheit gezeigt hat. Dieienigen, welche großen Herrn das ſo aufmerkſame Mistrauen vorpredigen, predigen ihnen ihr Verderben und ihre Schande vor, unter dem Vorwande ihnen ihre Sicherheit vor zu predigen. Bey einer edlen Handlung muß allezeit etwas gewagt werden. Ich kenne einen, der von Natur ein ſehr kriegeriſches und kühnes Herz beſitzt, deſſen Glück man aber täglich dadurch hemmet, daß man ihm vorſtellet: Er möchte ſich unter den Seinigen inne halten, er möchte von keiner Ausſöhnung mit ſeinen ehemaligen Feinden reden hören, auf ſeiner Hut ſeyn, und ſich keinen mächtigern Händen anvertrauen, ſo viele Vortheile man ihm auch immer verſpräche. Ich weiß hingegen noch einen andern, der ſich unverhoft glücklich gemacht hat, weil er ganz andern Rathſchlägen gefolgt iſt.

Der Ruhm der Herzhaftigkeit, nach welchem ſie ſo begierig ſtreben, kann, wenn es nöthig iſt, auf eine eben ſo herrliche Art im Staatskleide als

Wie weit die Kühnheit gehen darf.

(*) Q. Curt. L. III. c. 6. Epiſtolam a Parmenione miſſam ſiniſtra manu tenens, accipit poculum, &c.

als im Harniſche, im Kabinet eben ſo wohl als im Felde, eben ſo wohl mit ſinkenden als mit aufgehobenen Arme, erlangt werden. Die ſo zärtliche und vorſichtige Klugheit iſt eine Todfeindinn hoher Unternehmungen (*). [Scipio trennete ſich, um den Syphax zu gewinnen, von ſeinem Kriegesheere, verließ das vor kurzem erſt eroberte Spanien, deſſen Beſitz noch mißlich war, und gieng in zweyen ſchlechten Schiffen nach Afrika, um ſich in einem feindlichen Lande der Macht eines barbariſchen Königs, deſſen Aufrichtigkeit ihm unbekannt war, ohne Verſicherung, ohne Geiſſel, an zu vertrauen, und verließ ſich bloß auf die Größe ſeiner eignen Herzhaftigkeit, ſeines Glücks, und des Verſprechens ſeiner hohen Hoffnung. (**) Habita fides ipſam plerumque fidem obligat.] Hingegen (***) muß ein Ehr- und Ruhmbegieriger dem Mistrau-

(*) Die Worte Scipio trennete ſich u. ſ. w. bis zu *obligat* ſchlieſſe ich in Häckchen ein. Man wird aus der folgenden Anmerckung ſehen, wie ich auf dieſen Einfall gekommen bin, welcher dem Leſer große Verwirrung, und dem Montagne einen Widerſpruch erſparet.

(**) Das in einem geſetzte Vertrauen nöthigt denſelben gemeiniglich zu einem gegenſeitigen Vertrauen. Tit. Liv. L. XX. c. 22.

(***) Der Grundſatz, daß ein Ehr und Ruhmbegieriger dem Mistrauen wenig Raum gönnen, und daſſelbe in Zügel halten müſſe, ſcheint ſich hieher ſehr ſchlecht zu ſchicken, zumal wegen des Worts hingegen, welches denſelben den unmittelbar vorhergehenden entgegen zu ſetzen ſcheint. Allein Montagne braucht dieſes Wort hier nur, um dieſen Grundſatz mit dem zu verbin-

trauen wenig Raum gönnen, und daſſelbe in Zügel halten. Furcht und Argwohn ziehen uns Beleidigungen zu. Der argwöhniſchte unter unſern Königen (*) ſetzte ſeine Sachen hauptſächlich dadurch auf guten Fuß, weil er ſein Leben und ſeine Freyheit freywillig den Händen ſeiner Feinde anvertrauet und überlaſſen, und ſich geſtellet hatte als ob er ſich gänzlich auf ſie verlieſſe, damit ſie ſich wieder auf ihn verlaſſen möchten. Cäſar ſetzte ſeinen Legionen, die ſich wider ihn empöret und gerüſtet hatten, bloß ſein Anſehen und ſeine trotzigen Reden entgegen, und verließ ſich ſo ſehr auf ſich ſelbſt und auf ſein Glück, daß er ſich nicht ſcheuete ſich unter ein aufrühriſches und widerſpenſtiges Kriegsheer zu wagen.

(**) - - - - Stetit aggere fultus
Ceſpitis intrepidus vultu, meruitque timeri
Nil metuens.

Al-

den, was er vorhergeſagt hatte, ehe er den Scipio erwähnet, daß eine ſo zärtliche und vorſichtige Klugheit eine Todfeindinn hoher Unternehmungen ſey. Man kann dieſes in der Ausgabe in 4 von 1588. mit ſeinen eigenen Augen ſehen, als wo Montagne nach gedachten Worten unmittelbar fortfährt Hingegen muß u. ſ. w.

(*) Ludewig XI. - - *Memoires* de Philippe de Comines Liu. II. ch. 5. 6. Wo der Geſchichtſchreiber dieſe Handlung Ludwigs XI. welcher ſich dadurch in große Gefahr ſetzte, ſehr mißbilliget.

(**) Lucan. L. V. v. 316. ſeqq.

Er ſtund auf einem Raſen
Erhoben, unverzagt von Antlitz, und verdiente
Daß man ihn fürchtete, weil er war ohne Furcht.

Das Vertrauen muß von aller Furcht frey ſeyn, oder doch frey zu ſeyn ſcheinen.

Allein ſo viel iſt gewiß, daß nur dieienigen, bey welchen die Vorſtellung des Todes, und des allerſchlimmſten, was ſich nur, wenn es aufs äuſſerſte kömmt, ereignen kann, kein Schrecken verurſacht, dieſen hohen Muth recht vollkommen und natürlich zeigen können: denn es iſt gar nicht rathſam, daß man ſich zitternd, zweifelhaft, und ungewiß bezeiget, wenn man eine Vereinigung zu ſtiften ſucht, an welcher einem viel gelegen iſt. Es iſt ein unvergleichliches Mittel das Herz und die Zuneigung eines andern zu gewinnen, daß man ſich demſelben unterwirſt und ihm trauet, wenn es nur frey, ganz ungezwungen, und mit der Bedingung geſchieht, daß man eine vollkommene und wahre Zuverſicht dabey an den Tag legt, und wenigſtens dem äuſſerlichen Anſehen nach nicht das geringſte Mistrauen ſpüren läßt. Ich habe in meiner Jugend einen Edelmann geſehen, der in einer großen Stadt Befehlshaber, und bey dem Aufſtande eines wütenden Pöbels ſehr in Sorgen war. Er entſchloß ſich daher, um dieſen Lärm gleich anfangs zu ſtillen, einen ſehr ſichern Ort, in welchem er ſich befand, zu verlaſſen, und ſich unter den aufrühriſchen Haufen zu wagen. Doch dieſes bekam ihm übel: denn er wurde iämmerlicher Weiſe ermordet. Allein ſein Fehler ſcheint mir nicht ſowohl darinnen beſtanden zu haben, daß er ſich hinaus begeben hat, welches man gemeiniglich nach ſeinem Tode noch an ihm tadelt: als vielmehr darinnen, daß er ſich allzu demüthig und feige bezeigt, daß er dieſe Wuth mehr durch Nachgeben als durch Lenken, mehr durch Bitten als durch Vorſtellungen, ſtillen wollen. Vielmehr bin ich der Meynung, daß es ihm beſſer gelun⸗

gelungen ſeyn würde, wenn er ſich einer glimpflichen Schärfe bedienet, und ſich als ein Kriegsoberſter recht beherzt und unerſchrocken bezeiget hätte, wie es ſeinem Stande und ſeiner hohen Bedienung gemäß geweſen wäre; oder daß er wenigſtens ſeine Ehre und den Wohlſtand beſſer beobachtet haben würde. Von dieſem Ungeheuer darf man ſich, wenn es einmal ſo aufgebracht iſt, nichts weniger als Leutſeligkeit und Sanſtmuth verſprechen: eher wird die Ehrerbietung und Furcht etwas ausrichten. Ich verarge ihm auch dieſes, daß er zwar einen, nach meinen Gedanken, mehr tapfern als verwegenen Entſchluß gefaßt hat, ſich ganz allein und unbewaffnet mitten in dieſes ungeſtümme Meer unbeſonnener Leute zu wagen, aber auf dieſem Entſchluſſe nicht verharret iſt, und eine andere Perſon vorgeſtellet hat. Denn da er die Gefahr recht einſahe, da ihm bange ward, da er, an ſtatt daß er ſich erſt gedemüthiget und gute Worte gegeben hatte, ſich endlich gar erſchrocken bezeigte, in ſeiner Stimme und ſeinen Blicken Erſtaunen und Reue ſpüren ließ, und ſich fort zu ſchleichen und zu entwiſchen ſuchte, brachte er ſie nur noch mehr in Feuer, und reitzte ſie noch mehr wider ſich.

Vertrauen zu verdächtigen Kriegs-Völkern hat einen glücklichen Erfolg gehabt.

Man berathſchlagete über einer allgemeinen Muſterung verſchiedener Kriegsvölker, (dieß iſt die Gelegenheit heimliche Rache aus zu üben, und es kann nirgends ſicherer geſchehen) und es waren offenbare und aller Welt bekannte Anzeichen da, daß es einigen, welche dieſelben vornämlich und nothwendig in Augenſchein nehmen mußten, nicht gar gut gehen möchte. Man that deswegen allerhand Vorſchläge, als über einer ſchweren Sa-

Sache, die von Wichtigkeit war, und die allerhand Folgen haben konnte. Mein Rath war, man ſollte ſich vor allen Dingen hüten dieſen Argwohn im geringſten blicken zu laſſen: man ſollte ſich unerſchrocken und kühnlich einfinden, und in die Glieder treten. Ja, an ſtatt eines und das andere zu beſchneiden, (worauf hauptſächlich der andern ihre Meynungen abzielten) ſollte man vielmehr die Hauptleute errinnern, den Soldaten zu ſagen, daß ſie den Anweſenden zu Ehren rechtſchaffen und luſtig feuern, und das Pulver nicht ſchonen ſollten. Man machte ſich hierdurch bey dieſen verdächtigen Kriegsvölkern beliebt, und erweckte von der Zeit an ein gegenſeitiges und vortheilhaftes Vertrauen.

Durch was für Mittel ſich Julius Cäſar bey ſeinen Feinden beliebt gemacht hat.

Ich halte den Weg, welchen Julius Cäſar bey ſolchen Gelegenheiten gegangen iſt, für den ſchönſten, den man erwählen kann. Anfangs ſuchte er ſich durch Sanftmuth, ſo gar bey ſeinen Feinden, beliebt zu machen; und begnügte ſich, wenn ihm Verſchwörungen entdeckt wurden, mit der bloſſen Erklärung er hätte Nachricht davon. Wenn dieſes geſchehen war, faßte er den ſehr edlen Entſchluß, alles, was ihm darüber begegnen könnte, unerſchrocken und unbekümmert zu erwarten, und ſich den Göttern und dem Glücke zu befehlen und zu ergeben. In dieſem Zuſtande hat er ſich gewiß befunden, als er ermordet worden iſt.

Was für ein Rath einem Tyrannen wegen der wider ihn gemachten

Ein Ausländer hatte geſagt und ausgeſprenget, er könnte dem Syrakuſiſchen Tyrannen Dionyſius ein Mittel entdecken, alle Rotten, die von ſeinen Unterthanen wider ihn angeſtellt werden würden, mit vollkommener Gewißheit zu erfahren und zu entdecken, wenn er ihm ein Stück

Geld

Geld dafür gäbe. Dionyſius bekam hiervon Nachricht. Er ließ ihn zu ſich rufen, um ſeiner Sicherheit wegen mehr Licht von ihm zu bekommen. Der Ausländer ſagte, es brauchte dazu keine andere Kunſt, als daß er ihm ein Talent auszahlen lieſſe, und ſich rühmte er hätte ein beſonderes Geheimniß von ihm gelernet. Dionyſius, welchem dieſe Erfindung gefiel, ließ ihm ſechs hundert Thaler zahlen (*). Es war nicht wahrſcheinlich, daß er einem Unbekannten eine ſo ſtarke Summe ſollte haben auszahlen laſſen, wenn es nicht zur Belohnung einer recht ſehr nützlichen Entdeckung geſchehen wäre: und dieſes Gerede hielt ſeine Feinde in Furcht. Daher thun die großen Herrn weislich, wenn ſie die Nachrichten von den heimlichen Anſchlägen wider ihr Leben bekannt machen: damit man glaubt, ſie erfahren alles, und es könne nichts unternommen werden, ohne daß ſie Wind davon bekommen ſollten. Der Herzog von Athen begieng viele Thorheiten, als er ſeine neue Herrſchaft über Florenz ſtiftete. Die ſonderbarſte aber war dieſe, daß er den Mattheo, mit dem Beynamen Morozo, durch welchen er zuerſt von einer Verſchwörung Nachricht bekommen hatte, mit welcher dieſes Volk wider ihn umgieng, und an welcher derſelbe Theil hatte, umbringen ließ, um dieſe Zeitung zu unterdrücken, und niemand merken zu laſſen daß iemand in der Stadt ſeiner Regierung überdrüſſig wäre.

Verſchwörungen ertheilet worden iſt.

Ich erinnere mich ehedem von einem vornehmen Römer geleſen zu haben, daß derſelbe, da er die Tyranney des Triumvirats geflohen, durch ſei-

Ausserordentlicher Entſchluß.

(*) Plutarchus *Apophthegm.*

ſeine liſtigen Erfindungen den Händen ſeiner Nachſteller wohl tauſendmal entwiſchet ſey. Eines Tages aber habe es ſich zugetragen, daß ein Hauſe zu Pferde, welcher ihn gefangen zu nehmen Befehl gehabt, ganz nahe bey einem Gebüſche vorbeygeritten ſey, worinnen er ſich verſtecket, und denſelben doch nicht gefunden hätte. Jedoch er hätte bey dieſer Gelegenheit betrachtet, wie mühſam und beſchwerlich es ihm ſeit ſo langer Zeit geweſen, den beſtändigen und emſigen Nachſtellungen wider ſeine Perſon zu entgehen, wie wenig Vergnügen er ſich bey einem ſolchen Leben verſprechen könnte, und wie ungleich beſſer es wäre wenn er es einmal darauf ankommen lieſſe, an ſtatt immerfort ſo viel Angſt aus zu ſtehen. Daher hätte er ſie ſelbſt zurücke gerufen, ihnen ſeinen Schlupfwinkel verrathen, und ſich freywillig ihrer Grauſamkeit aus geſetzet; um ſo wohl ihnen, als ſich, die weitere Mühe zu erſparen. Die Feinde ſelbſt zu rufen, iſt ein etwas luſtiger Einfall. Gleichwohl, glaube ich, würde es beſſer ſeyn dieſen Entſchluß zu faſſen, als wegen eines Zufalls, wider welchen kein Mittel iſt, beſtändig in Furcht und Zittern zu bleiben. Allein, weil die Anſtalten, die man dazu machen kann, mit vieler Unruhe verknüpft und ſehr ungewiß ſind: ſo iſt es beſſer ſich mit einer rechtſchaffenen Herzhaftigkeit auf alle Fälle, welche ſich ereignen können, gefaßt zu machen, und ſich damit zu tröſten, daß man nicht gewiß weiß welche ſich ereignen werden.

Das

Das XXIV. Hauptſtück.

Von der Pedanterey.

Ich habe mich in meiner Jugend öfters geärgert, wenn ich geſehen habe, daß in den Italieniſchen Luſtſpielen beſtändig ein Pedant die luſtige Perſon abgiebt, und daß der Beyname MAGISTER bey uns keine viel beſſere Bedeutung hat. Denn, da ich ihnen untergeben war, wie konnte ich weniger thun als für ihre Ehre eyfern? Ich ſuchte ſie durch die natürliche Ungleichheit zu entſchuldigen, welche zwiſchen dem Pöbel und vortreflichen Männern von ſeltenem Verſtande und ausnehmender Wiſſenſchaft, iſt: zumal, da beyde einen ganz entgegen geſetzten Weg gehen. Allein, daraus wußte ich mir nicht zu helfen, daß die artigſten Leute ſie gerade am allermeiſten gehaſſet haben, unter welche unſer ehrlicher du Bellay gehört, welcher ſagt: Die Pedanten ſind von den artigſten Leuten verachtet worden.

Ich haſſe nichts ſo ſehr, als ein Pedantiſch Wiſſen.

Und dieſes iſt ein alter Gebrauch. Denn Plutarch ſagt ſchon, daß **Grieche** und **Schulmann** bey den Römern ſchimpfliche und verächtliche Worte wären. (*) Mit den Jahren habe ich nach der Zeit befunden, daß man die größte Urſache von der Welt dazu hat, und daß (**) magis magnos clericos

 non

(*) In Cicerons Leben, nicht weit vom Anfange ταυτα δη τα Ρωμαιων τοις βαναυσοτατοις προχειρα και συνηθη ρηματα, Γραικος και Σχολαστικος. T.III.p.1581. edit. Henr. Stephani.

(**) Eine Art von einem Sprüchworte, welches man nur

non ſunt magis magnos ſapientes. Allein, ich weiß bis dieſe Stunde noch nicht gewiß, woher es kömmt, daß eine Seele, die einen Reichthum an Erkenntniß ſo vieler Sachen beſitzt, dadurch nicht lebhafter und aufgeweckter wird; und daß ein dummer und ſchlechter Kopf die Reden und Urtheile der vortreflichſten Köpfe, die iemals geweſen ſind, in ſich ſchlieſſen kann, ohne dadurch gebeſſert zu werden. Wenn ſie ſo viel fremden, und ſo ſtarken, und ſo großen Witz, beherbergen müſſen, (ſagte ein Kammerfräulein bey unſern Prinzeßinnen zu mir, als ſie von iemanden zu reden kam) ſo muß ia wohl ihr eigener gedrückt, beklemmt, und in die Enge gebracht werden, um den andern Platz zu machen. Ich wollte gerne ſagen, daß es mit dem Verſtande, wenn er durch allzu vieles Studiren und allzu viele Dinge gar ſo ſehr übertrieben wird, eben die Beſchaffenheit habe, als mit den Pflanzen, welche bey übermäſſiger Feuchtigkeit ausgehen, und als mit den Lampen, welche bey allzu vielem Oele verlöſchen: und daß der Verſtand, wenn er mit allzu viel verſchiedenen Dingen beſchäftiget und verwirrt gemacht wird, endlich ſich nicht mehr zu rechte zu finden wiſſe, und durch dieſe überhäufte Laſt zu Boden gedrückt werde. Allein, es geht ganz anders: denn unſere Seele breitet ſich deſto mehr aus, iemehr ſie angefüllt wird. Ja, man ſieht gegentheils,

nur deswegen ſo barbariſch ausgedrücket hat, um die falſchen Gelehrten deſto lächerlicher zu machen. Man findet es bey dem Rabelais Liu. I. ch. 29. Regnier hat es folgendergeſtalt überſetzt, les plus grands Clercs ne ſont pas les plus fins. Sat. III. und ſo redet man noch heut zu Tage in Frankreich.

theils, daß in den alten Zeiten Leute, die zur Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten ſehr aufgelegt geweſen, große Feldherren, große Staatsmänner, zugleich ſehr große Gelehrte geweſen ſind.

Was aber die Weltweiſen anbelangt, die ſich aller Staatsgeſchäfte entſchlagen haben: ſo ſind ſie wirklich durch die Komiſche Freyheit ihrer Zeiten ebenfalls manchmal verachtet worden; weil ſie ſich ſelbſt durch ihre Meynungen und Sitten lächerlich gemacht haben. Will ſie einer zu Richtern in einer Rechtsſache, und über die Handlungen eines Menſchen, machen? Sie ſind ſehr geſchickt dazu! Sie fragen erſt ob es ein Leben, ob es eine Bewegung giebt; (*) ob der Menſch ein anderes Ding, als ein Ochſe, iſt; was thun und was leiden heißt; und was Geſetze und Gerechtigkeit für Zeug ſind. Reden ſie von der Obrigkeit, oder mit derſelben? Allezeit geſchieht es mit einer unehrerbietigen und ungeziemenden Freyheit. Hören ſie einen großen Herrn oder König loben? Ihrem Reden nach iſt er ein Hirte, müßig wie ein Hirte, und beſchäftiget ſein Vieh noch ſchärfer als iener zu melken und zu ſchären.

Warum die Weltweiſen verachtet worden ſind.

(*) Wenn Montagne dieſes aus **Platons Theätet** abgeſchrieben hat, wie es aus allen, was er unmittelbar hinzu geſetzt, und welches er augenſcheinlich daraus genommen hat, zu vermuthen iſt, ſo hat er Platons Gedanken ſehr unrecht verſtanden, als welcher hier bloß ſagt, einem Weltweiſen ſey das, was ſein Nachbar macht, ſo wenig bekannt, daß er kaum wüßte ob derſelbe ein Menſch oder ein anderes Thier wäre: τον τοιουτον ὁ μεν πλησιον και ὁ γειτων πεληθεν, ου μονον ὁτι πραττει, αλλ᾽ ολιγου και ει ανθρωπος εςιν, η τι αλλο θρεμμα.

ren (*). Hält einer iemanden für glücklicher, weil er zween tauſend Morgen Landes beſitzt? Gleich ſpotten ſie darüber, weil ſie ſich die ganze Welt als ihr Eigenthum an zu maſſen gewohnt ſind (**). Rühmt ſich einer ſeines Adels, weil er ſieben reiche Ahnen zählen kann? Sie, ihres Theils verachten denſelben deſto mehr, weil er ſich das allgemeine Bild der Natur nicht vorſtellen kann, und nicht betrachtet, daß ieder von uns Reiche, Arme, Könige, Knechte, Griechen, Barbarn, unter ſeinen Vorfahren hat (***). Und wenn einer in dem funfzigſten Gliede von dem Herkules abſtammete, ſo werden ſie ihn doch für einen eiteln Menſchen achten, wenn er ſich mit dieſem Geſchenke des Glückes viel weiß. Daher verachtete ſie der Pöbel als Leute, welche die bekannteſten

und

(*) Τυραννον τε η βασιλεα εγκωμιαζομενον, τινα των νομεων, ὁιον συβωτην η ποιμενα η τινα βȣκολον, ἡγειται ακȣειν ευδαιμονιζομενον, πολυ βδαλλοντα. δυσκολωτερον δε εκεινων ζωον και επιβȣλοτερον ποιμαινειν τε και βδαλλειν νομιζει αυ/ȣς. Id. ibid. p. 128. A.

(**) Πανυ σμικρα δοκει ακȣειν, εις ἁπασαν ειωθως την γην βλεπειν. Id. ibid.

(***) Ὑπο απαιδευσιας ȣ δυναμενων εις το παν αει βλεπειν, ȣδε λογιζεσθαι ὁτι παππων και προγονων μυριαδες ἑκαςῳ γεγονασιν αναριθμητοι, εν ἁις πλȣσιοι και πτωχοι, και βασιλεις και δȣλοι, βαρβαροι τε και ἑλληνες &c. Alles das übrige iſt noch ferner Wort für Wort aus eben dieſem Geſpräche p. 128. B. C. genommen.

und gemeineſten Dinge nicht wüßten, dabey aber eingebildet und übermüthig wären.

Allein dieſe Platoniſche Abſchilderung gleichet unſern Leuten ganz und gar nicht. Jene beneidete man, weil ſie ſich über die gemeine Art erhuben, die Staatsgeſchäfte verachteten, und ein ganz beſonderes und unnachahmliches Leben nach gewiſſen ſtolzen und ungebräuchlichen Lehren angefangen hatten. Dieſe hingegen verachtet man als Leute, die unter der gemeinen Art, und zu öffentlichen Aemtern unfähig ſind, und ein ſo niederträchtiges und nichtswürdiges Leben wie der Pöbel führen. Odi homines, ignaua opera, Philoſopha ſententia. (*) Jene Weltweiſen, ſage ich, waren in Anſehung ihrer Wiſſenſchaft groß, aber noch größer in allen ihren Handlungen. Man erzählt von dem Syrakuſiſchen Meßkünſtler, daß ſich derſelbe von ſeinen tiefſinnigen Betrachtungen hätte abbringen laſſen, um etwas zur Vertheidigung ſeines Landes ins Werk zu ſetzen, und auch geſchwind ſchreckliche Maſchinen erſonnen, und ganz unglaubliche Dinge ausgerichtet hätte: daß er aber dieſe ſeine Handthierung ſelbſt verachtet, und dadurch die Hoheit ſeiner Kunſt verletzt zu haben geglaubt hätte, von welcher ſeine Werke nur der Anfang und ein Vorſpiel wären. (**) Eben ſo haben ſich auch die andern, wenn man ſie einmal auf die Probe geſetzt hat, allezeit ſo hoch geſchwungen, daß man genugſam erkannt hat,

Großer Unterſcheid zwiſchen den Weltweiſen und unſern Schulfüchſen.

(*) Ich haſſe die Leute, welche Philoſophiſche Sittenſprüche im Munde führen, und niederträchtige Handlungen begehen. Aul. Gellius L. XIII. c. 8.

(**) Archimedes. S. Plutarch in Marcells Leben.

hat, wie wunderſam ihr Herz und ihre Seele durch die Erkenntniß der Dinge zugenommen und ſich bereichert hatten. Allein, einige haben ſich den obrigkeitlichen Aemtern entzogen, weil ſie ſahen daß ſich unfähige Leute derſelben bemächtiget hatten. Derienige, welcher den Krates fragte, wie weit man die Weltweisheit treiben müßte, bekam die Antwort (*): **So weit, bis keine Eſeltreiber mehr unſere Kriegsheere führen.** Heraklit trat ſeinem Bruder die königliche Würde ab. (**) Und den Epheſern, welche ihm vorwarfen, daß er die ganze Zeit mit den Kindern vor dem Tempel ſpielte, antwortete er: **Iſt es nicht beſſer dieſes zu thun, als mit euch die öffentlichen Geſchäfte zu führen?** (***) Andere hatten ihre Einbildung über das Glück und die Welt erhoben, und hielten die obrigkeitlichen Aemter, ia ſelbſt den königlichen Thron, für allzu niedrig und verächtlich. So ſchlug Empedo-

(*) Diog. Laërt. *in vita Cratetis* L. VI. Segm. 92. Μεχϱις αν δοξωσιν ὁι ϛϱατηγοι ειναι ονηλαται.

(**) Diog. Laërt. *in vita Heracliti* Lib. IX. Segm. 6. Εκχωϱησαι τ'αδελφῳ της βασιλειας. Durch βασιλεια muß man, nach des Menage Beobachtung, hier nicht die königliche Würde in der eigentlichen Bedeutung verſtehen; ſondern vielmehr ein beſonders Amt, welches zu Epheſus den Namen davon führte, wie bey den Athenienſern und Römern, nachdem ſie der Monarchiſchen Regierung entſaget hatten. Man kann über dieſer Stelle des Kuhnius Anmerkung nachſehen, welcher das, was Menage nur ſchlechthin beiahet hatte, beweiſet.

(***) Id. ib. Segm. 3. η ȣ κϱειττον τȣτο ποιειν, η μεθ' ὑμων πολιτευεσθαι.

pedokles die königliche Würde aus, welche ihm die Agrigentiner anboten. (*) Dem Thales, welcher die Haushaltungsſorgen und das Beſtreben nach Reichthume zuweilen tadelte, rückte man vor, er machte es wie der Fuchs, weil er nicht dazu gelangen könnte. Er kam alſo auf den Einfall zum Zeitvertreibe einen Verſuch davon zu machen. Er erniedrigte ſeine Wiſſenſchaft einmal, des Vortheils und Gewinns wegen, und fieng einen Handel an, wodurch er in einem einzigen Jahre ſo großen Reichthum erwarb, daß es auch dieienigen, welche in dieſem Gewerbe am erfahrenſten waren, ihre ganze Lebenszeit durch kaum ſo weit bringen konnten (**). Ariſtoteles erzählet, daß einige dieſen Weltweiſen ſo wohl, als den Anaxagoras, und andere ihres gleichen, **weiſe**, nicht aber **klug**, genannt hätten, weil ſich dieſe Männer um die nützlichſten Sachen nicht genugſam bekümmert hätten. Allein, ohne zu gedenken, daß ich dieſen Unterſchied der Worte nicht wohl verdauen kann: ſo dient es auch denenienigen Leuten, von welchen ietzo die Rede iſt, keinesweges zur Entſchuldigung. Denn wenn man den kümmerlichen und elenden Zuſtand betrachtet, in welchem ſie ſich behelfen; ſo hat man mehr Gelegen-

(*) Diog. Laërt. in *vita Empedoclis* L. VIII. Segm. 63.

(**) Cic. *de Diuinat.* L. I. c. 49. Qui Thales, vt obiurgatores ſuos conuinceret, oſtenderetque etiam Philoſophum, ſi ei commodum eſſet, pecuniam facere poſſe, omnem oleam, antequam florere coepiſſet, in agro Mileſio coëmiſſe dicitur. Vide et Diog. Laërt. *in vita Thaletis*, L. I. Segm. 26.

legenheit beydes zu behaupten, daß ſie nicht weiſe, und auch nicht klug ſind.

Dieß mag genug von der erſten Urſache ſeyn. Meines Bedünkens muß man vielmehr ſagen, dieſes Uebel käme daher, weil ſie es mit den Wiſſenſchaften verkehrt anfangen. Nach der Weiſe, wie wir unterrichtet werden, iſt es kein Wunder, wenn weder die Lernenden noch die Lehrenden dadurch geſchickter werden, ob ſie gleich mehr Gelehrſamkeit dabey erlangen. In Wahrheit, die Sorgfalt und der Aufwand unſerer Aeltern zielt auf weiter nichts ab, als uns den Kopf mit der Kenntniß vieler Dinge aus zu putzen: an die Urtheilskraft hingegen, und an die Tugend, denkt keine Seele. Schreyet unſerm Volke von einem Vorübergehenden zu: **O! der gelehrte Mann!** und von einem andern: **O! der wackere Mann.** Gewiß, das letztere wird ſie nicht bewegen die Augen und die Achtung von dem erſten ab zu wenden. Es möchte immer noch der dritte ſchreyen: **O! die Dummköpfe!** Wir pflegen gemeiniglich zu fragen, verſteht er Griechiſch und Lateiniſch? Schreibt er in gebundener und ungebundener Rede? Allein ob er beſſer und klüger worden iſt, dieß wäre die Hauptfrage; und dieſes bleibt zurück. Man ſollte fragen, wer beſſere Gelehrſamkeit beſitzt, nicht aber wer mehr Gelehrſamkeit beſitzt.

Die Gelehrten ſind in Verachtung, weil ſie ſchlechte Erziehung gehabt haben.

Wir bemühen uns weiter um nichts, als um unſer Gedächtniß an zu füllen; laſſen aber den Verſtand und das Gewiſſen leer. Gleichwie die Vögel zuweilen Futter ſuchen, und es in dem Schnabel tragen, ohne etwas davon zu genieſſen, um ihre Jungen damit zu füttern: eben

Sie bemühen ſich um nichts, als um das Gedächtniß an zu füllen.

ſo

ſo plündern auch unſere Pedanten die Wiſſenſchaft aus den Büchern, und tragen ſie nur auf den Lippen, bloß damit ſie nicht modericht wird, und damit ſie an die friſche Luft kömmt. Es iſt wunderbar, daß ich ſelbſt von dieſer Thorheit ein vollkommenes Beyſpiel gebe. Iſt dann das, was ich in dieſem Werke meiſtens thue, nicht eben ſo? Ich ſehe wie ich hier und da aus den Büchern ungeheiſſen die Stellen, welche mir gefallen, weg ſchnappen kann: nicht um ſie auf zu heben; (denn ich habe keine Vorrathskammer) ſondern um ſie in dieſes zu bringen, wo ſie doch, die Wahrheit zu ſagen, ſo wenig mein eigen ſind als an ihrem erſten Orte.

Meines Bedünkens ſind wir nur in Betrachtung der gegenwärtigen Wiſſenſchaft gelehrt: in Betrachtung der ehemaligen aber ſo wenig, als in Betrachtung der zukünftigen. Allein, was das ſchlimmſte iſt, ihre Schüler und Kinder nähren und unterhalten ſich davon eben ſo wenig: ſo, daß die Wiſſenſchaft aus einer Hand in die andere kömmt, bloß in der Abſicht, damit man ſich mit derſelben ſehen läßt, und andern etwas vorſchwatzen kann; gleichwie eine geringe Münze zu nichts anders gebraucht und angewendet werden kann, als zum zählen und rechnen. (*) Apud alios loqui didicerunt, non ipſi ſecum. (**) Non eſt loquendum, ſed gubernandum. Die Natur, zum Beweiſe daß in ihr nichts wildes vorhanden

Befleißigen ſich nur mit ihrer Wiſſenſchaft zu prahlen.

den

(*) Bey andern können ſie wohl reden, aber nicht mit ſich ſelbſt. Cic. *Tuſcul. Quaeſt.* L. V. cap. 36.

(**) Mit den Reden iſt es nicht ausgemacht: man muß Hand anlegen. Seneca *Ep.* CVIII. zu Ende.

den iſt, bringt öfters unter denenienigen Völkern, die am wenigſten durch die Kunſt gebeſſert worden ſind, ſolche witzige Werke hervor, welche mit den künſtlichſten Werken um den Vorzug ſtreiten. Wie artig iſt nicht, damit ich bey meiner Materie bleibe, das Gaſconiſche von einer Schallmeye hergenommene Sprüchwort! Bouha prou bouha, mas à remuda lous dits qu'em? Hinein blaſen iſt keine Kunſt, aber mit dem Fingern hält es. Wir können wohl ſagen, Cicero ſpricht das oder ienes, Plato hatte die Art, dieß ſind des Ariſtoteles eigene Worte. Allein, was ſagen dann wir für unſere eigene Perſon? Was thun wir? Was urtheilen wir? So viel könnte ein Papogey auch ſagen.

Thorheit eines Römers, welcher ſich für gelehrt hielt, weil er Gelehrte in ſeinen Dienſten hatte.

Dieſe Aufführung erinnert mich an ienen reichen Römer, (*) der ſich mit großen Unkoſten angelegen ſeyn ließ, Leute, die in allen Arten von Wiſſenſchaften geübt waren, an ſich zu bringen, die er beſtändig um ſich hatte. Dieſe mußten, wenn er unter ſeinen Freunden von einer oder der andern Sache zu reden Gelegenheit fand, ſeine Stelle vertreten, und im Stande ſeyn, ihm bald mit einem ſinnreichen Gedanken, bald mit einem Verſe aus dem Homer, ieder nach ſeinem Vorrathe, aus zu helfen (**). Alſo hielt er ſeiner Leute

(*) Calviſius Sabinus. Er lebte zu des Seneca Zeiten, welcher auſſer dem, was Montagne hier geſagt, noch lächerliche Streiche von dieſem reichen Gecken erzählet. *Epiſt.* XXVII.

(**) Huic memoria tam mala erat, vt illi modo nomen Vlixis excideret, modo Achillis, modo Priami: quos tam bene nouerat, quam Paedagogos noſtros nouimus: - - Nihilo minus eru-

Leute Gelehrſamkeit für ſein Eigenthum, weil er ihr Herr war. Eben ſo machen es diejenigen, deren Geſchicklichkeit in ihren prächtigen Bücherſälen ſitzt. Ich kenne einen, der, wenn ich ihn frage was er weiß, ein Buch von mir verlangt um daſſelbe zu zeigen: und der ſich nicht getrauen würde mir zu ſagen daß ſein Hinterer krätzicht iſt, wenn er nicht den Augenblick in ſeinem Wörterbuche nachſchlägt, was krätzicht heißt, und was der Hintere heißt.

Wir heben anderer Leute Meynung und Gelehrſamkeit auf, und das iſt es auch alles, was wir thun. Wir müſſen ſie uns eigen machen. Wir ſind demjenigen vollkommen ähnlich, der, wenn er Feuer brauchte, es bey ſeinem Nachbar holete, und weil er ein ſchönes und großes Feuer bey demſelben fände, ſich immer daran wärmte, und etwas davon mit nach Hauſe zu nehmen vergäſſe. (*) Was hilft es uns daß wir den Magen voll Speiſe haben, wenn ſie nicht verdauet wird, und uns nicht gedeyet? Glauben wir dann daß Lu-

Die Gelehrſamkeit nützt uns nichts, wenn wir uns dieſelbe nicht eigen machen.

eruditus volebat videri. Hinc itaque compendiariam excogitauit: magna ſumma emit ſeruos, vnum qui Homerum teneret, alterum qui Heſiodum. Nouem praeterea Lyricis, ſingulos aſſignauit. - - Habebat ad pedes hos, a quibus ſubinde quum peteret verſus, quos referret, in medio verſu excidebat - - Hic tamen in ea opinione erat, vt putaret ſe ſcire, quod quisquam in domo ſua ſciret. Senec. *ibid.*

(*) Man findet dieſe Vergleichung in Plutarchs Abhandlung *de audiendis Poëtis* zu Ende. Und daraus hat ſie Montagne ohne Zweifel genommen, weil er ſie beynahe eben mit den Worten, wie Amyot, ausdrückt.

Lucull, welchen die Gelehrſamkeit, ohne daß er einige Erfahrung beſeſſen, zu einem ſo großen Feldherrn gemacht hat, nach unſerer Art ſtudiret habe (*)? Wir lehnen uns ſo ſtark auf des andern Arm, daß wir darüber unſere eigenen Kräfte ſchwächen. Will ich mich wider die Todesfurcht rüſten? Es geſchieht auf des Seneca Unkoſten. Will ich für mich, oder für einen andern, Troſt ſuchen? Ich entlehne denſelben vom Cicero. Ich würde in mir ſelbſt Troſt gefunden haben, wenn ich dazu angehalten worden wäre. Dieſe entlehnte und erbettelte Geſchicklichkeit gefällt mir ganz und gar nicht. Geſetzt, daß wir durch der andern Gelehrſamkeit gelehrt werden könnten: weiſe können wir wenigſtens nicht anders, als durch unſere eigene Weisheit, werden.

(**) Μισω σοφιστιν, ὅστις ȣχ αυτῳ σοφος.

Ich haſſe den Weiſen, welcher nicht für ſich ſelbſt weiſe iſt. (***) Ex quo Ennius: Nequidquam ſapere ſapientem, qui ipſe ſibi prodeſſe non quiret:

(†) Si cupidus, ſi
Vanus, et Euganea quantumuis mollior agna.

(*) Non

(*) Cic. *Acad. Quaeſt.* L. IV. c. 1. Ad Mithridaticum bellum miſſus a Senatu - - quum totum iter et nauigationem conſumſiſſet partim in percunctando a peritis, partim in rebus geſtis legendis, in Aſiam profectus Imperator venit, quum eſſet Roma profectus rei militaris rudis.

(**) Dieſes ſind Worte des Euripides, wie uns Cicero berichtet *Epiſt. 15. ad Caeſar. L. XIII.*

(***) Daher ſagt Ennius: Einem Weiſen hilft die Weisheit nichts, wenn er ſich ſelbſt nicht nützen kann. Cic. *de Offic.* L. III. c. 15.

(†) Wenn er geldgierig, wenn er eingebildet, wenn er weibiſch iſt. Juuenal. *Sat.* VIII. v. 14.

(*) Non enim paranda nobis ſolum, ſed fruenda ſapientia eſt. (**) Dionyſius hielt ſich über die Sprachlehrer auf, welche ſich um des Ulyſſes Unglücksfälle bekümmern, und ihre eigenen nicht wiſſen; über die Tonkünſtler, welche ihre Flöten ſtimmen, aber ihre Sitten nicht ſtimmen; über die Redner, welche ſich Recht zu ſprechen, nicht aber Recht zu thun, angelegen ſeyn laſſen. Wenn unſere Seele nicht gebeſſert wird; wenn unſer Verſtand nicht geſünder wird: ſo ſollte es mir eben ſo lieb ſeyn, wenn mein Schüler die Zeit indeſſen mit Ballſpielen hingebracht hätte; wenigſtens würde doch ſein Leib davon munterer ſeyn. Man ſehe ihn nur an, wenn er nach funfzehn oder zwanzig Jahren wieder kömmt. Niemand iſt weniger zu etwas zu gebrauchen. Alles, was man mehr bey ihm findet, iſt dieſes, daß ihn ſein Griechiſch und ſein Latein weit alberner und eingebildeter gemacht haben, als er von Hauſe abgereiſet iſt. Er ſollte das Gemüth damit angefüllt zurück bringen, und bringt es nur davon aufgeblaſen zurück. Dieſe Sprachen haben daſſelbe nur aufgeſchwellet, aber nicht ſtärker gemacht.

Dieſe

(*) Wir müſſen die Weisheit nicht allein erlangen, ſondern uns auch dieſelbe zu Nutze machen. Cic. *de Finib.* L. I. c. 2.

(**) Ich habe in allen Ausgaben von den Verſuchen, ſogar in der letzten Engliſchen Ueberſetzung, Dionyſius gefunden. Indeſſen iſt es doch gewiß daß Diogenes der Cyniker die weiſen Betrachtungen angeſtellet hat, welche Montagne dem vermeynten Dionyſius beyleget. Man findet ſie in ſeinem Leben bey dem Laerz L. VI. Segm. 27. 28.

Abſchilderung der falſchen Gelehrten.

Dieſe wackern Herren verſprechen, wie Plato von ihren Brüdern, den Sophiſten, ſagt, den Menſchen unter allen Menſchen am nützlichſten zu ſeyn; und ſind gleichwohl die einzigen Menſchen, welche das, was man ihnen anvertrauet, nicht beſſern, wie etwa ein Zimmermann oder ein Maurer thut, ſondern verſchlimmern, und ſich noch dafür bezahlen laſſen daß ſie es verſchlimmert haben. Protagoras ſchlug ſeinen Zuhörern vor, daß ſie ihm entweder ſo viel als er verlangte zahlen, oder daß ſie in dem Tempel beſchwören ſollten, wie hoch ſie das, was ſie bey ihm gelernet hätten, ſchätzten, und ihm auf dieſen Fuß ſeine Mühe vergelten möchten. Gienge es nach dieſem Geſetze (*): ſo würden meine Lehrmeiſter übel zurechte kommen, wenn ich es nach meinem beſten Wiſſen endlich erhärten ſollte. In meiner gemeinen Perigordiſchen Mundart nennt man ſolche Grillenfänger ſehr artig *Lettreferits*, als wenn man ſagte Lettre - ferus, denen die Gelehrſamkeit das Gehirn verrückt hat, wie man zu reden pflegt. In Wahrheit, ſehr oft ſcheinen ſie nicht einmal recht bey ihren fünf Sinnen zu ſeyn. Der Bauer, der Handwerksmann, ſagen ihre Meynung kurz und gut; wenn ſie von etwas reden, das ſie wiſſen. Dieſe hingegen wollen ſich mit der Gelehrſamkeit, die auf der Oberfläche ihres Gehirns ſchwimmt, erheben und brüſten, und darüber verwirren ſie ſich beſtändig, und wiſſen ſich nicht aus dem Handel zu finden. Zuweilen entwiſchen ihnen einige vernünftige Worte: allein ein anderer möchte ſie erſt in das Geſchicke bringen. Den Galen kennen ſie ganz gut: aber den

(*) Plato *in Protagora* T. I. p. 328. Edit. H. Steph.

den Kranken im geringſten nicht. Sie machen einem den Kopf mit den Geſetzen wüſte, ehe ſie noch einmal wiſſen worauf die Sache eigentlich ankömmt. Sie wiſſen von allen Dingen die Theorie: aber man muß erſt noch einen andern ſuchen, der ſie in Ausübung bringt.

Ich habe einmal bey mir einen guten Freund zum Zeitvertreibe, da er mit einem ſolchen Herrn zu thun hatte, dergleichen Gewäſche, in welchem gar kein Zuſammenhang war, und welches aus lauter zuſammen gerafften Stücken beſtand, dabey aber mit einigen zu ihrem Streite gehörigen Worten geſpickt war, nachahmen, und auf dieſe Art den Thoren einen ganzen Tag mit Widerlegen beſchäftigen ſehen, als welcher beſtändig die ihm gemachten Einwürfe zu beantworten glaubte. Gleichwohl war es ein gelehrter und berühmter Mann, und bey dem allen ein angeſehener Rechtsgelehrter.

Abſchilderung eines rechten Schulfuchſes.

(*) Vos, o Patritius ſanguis, quos viuere par eſt
Occipiti caeco, poſticae occurrite ſannae.

Wer dieſe Gattung von Leuten, die ſich ziemlich weit erſtreckt, genau betrachtet, wird eben ſo, wie ich, befinden, daß ſie gemeiniglich weder ſich ſelbſt noch andere verſtehen, und daß ſie zwar das Gedächtniß ziemlich voll, aber einen gänzlich wüſten Verſtand haben: wenn anders nicht etwa ihre Natur ſelbſt denſelben anders gebildet hat.

(*) Perſ. *Satyr.* I. v. 61. 62.
Doch ihr, ihr Römer! ihr habt hinten kein Geſichte:
Habt acht! daß man euch nicht von hinten ſpottend richte.

Das letztere habe ich bey dem Adrian Turnebus befunden. Er hatte ſich zwar mit nichts, als mit den Wiſſenſchaften, beſchäftiget; worinnen er auch nach meinem Urtheile der größte Mann war, der ſeit tauſend Jahren gelebt hat. Gleichwohl fand man bey ihm nichts ſchulfüchſiſches, als die Tracht, und gewiſſe äußerliche Manieren, die vielleicht nicht nach Hofart ſeyn mochten. Dieſes ſind Kleinigkeiten. Ich ärgere mich daher über unſere Leute, welche eher ein wunderliches Gemüth, als eine wunderliche Kleidung, vertragen können; und von den Verdienſten eines Menſchen nach ſeiner Art ſich zu verbeugen, nach ſeiner Stellung, und nach ſeinen Stiefeln urtheilen. Turnebus beſaß, was das Innerliche betrift, die artigſte Seele. Ich habe ihn zuweilen vorſätzlich auf Sachen gebracht, die ihm nicht geläufig waren. Dem ungeacht hatte er ſo gute Einſicht, faßte alles ſo geſchwind, und fällte ein ſo geſundes Urtheil, daß es das Anſehen hatte, als ob er niemals anderswo, als im Kriege und bey Staatsgeſchäften, geweſen wäre. Dazu gehören gute und geſetzte Gemüther:

(*) - - - - - - Queis arte benigna
Et meliore luto finxit praecordia Titan,

die ſich auch bey einer üblen Unterweiſung aufrecht erhalten. Allein, es iſt nicht genug daß uns unſere Unterweiſung nicht ſchlimmer macht: ſie muß uns beſſern.

Die Wiſſenſchaft muß mit Urtheilskraft vergeſellſchaftet ſeyn.

Einige von unſern Parlamenten laſſen diejenigen, welche ſie in Aemter ſetzen wollen, bloß eine Probe

(*) Welchen Titan günſtiger geweſen iſt, und die er aus einem beſſern Leime gebildet hat. Juuen. Sat. XIV. v. 34. 35.

Probe ihrer Wiſſenſchaft ablegen: andere hingegen verſuchen auch ihren Verſtand, und geben ihnen über eine gewiſſe Rechtsſache zu urtheilen auf. Dieſe leztern ſcheinen mir eine beſſere Gewohnheit eingeführt zu haben. Denn, obgleich beyde Stücke nöthig ſind, und obgleich beyde beyſammen ſeyn müſſen: ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß man auf die Wiſſenſchaft nicht ſo viel, als auf die Urtheilskraft, zu ſehen hat; weil dieſe wohl ohne iene, iene aber nicht ohne dieſe ſeyn kann.

(*) ὡς ουδεν ἡ μαθησις, ην μη νους παρῃ;

Was nützt die Wiſſenſchaft, wenn kein Verſtand dabey iſt? Wollte Gott zur Handhabung der Gerechtigkeit, daß dieſe Geſellſchaften nur ſo gut mit Verſtande und Gewiſſen verſehen wären, als ſie es noch mit Wiſſenſchaft ſind! Non vitae, ſed ſcholae, diſcimus (**). Man muß die Gelehrſamkeit der Seele nicht anhängen, ſondern einpflanzen. Man muß die Seele nicht bloß damit benetzen, ſondern färben. Wenn ſie dadurch nicht geändert, und ihr unvollkommener Zuſtand dadurch nicht gebeſſert wird: ſo iſt es gewiß weit beſſer, man läßt dieſelbe gar weg. Sie iſt ein gefährliches Schwerd, welches ſeinen eignen Beſitzer nur hindert und verletzet, wenn es von einer ſchwachen Hand, und die nicht damit um zu gehen weiß, geführet wird: (***) vt fuerit

(*) Apud *Stobaeum* Tit. III. p. 37. - - Die Ueberſetzung hat Montagne ſelbſt unmittelbar beygefüget.

(**) Wir lernen nichts, was wir in dem Leben, ſondern nur was wir in der Schule brauchen können. Senec. *Epiſt.* 106.

(***) So daß es beſſer geweſen wäre, nichts gelernet zu haben. Cic. *Tuſcul. Quaeſt.* L. II. c. 4.

rit melius non didiciſſe. Vielleicht iſt dieſes die Urſache, warum wir ſowohl, als die Gottesgelahrheit, bey den Weibsperſonen nicht viel Wiſſenſchaft ſuchen, und warum der Herzog von Bretagne, Franciſcus, Johannes V. Sohn, als man mit ihm von ſeiner Vermählung mit der Schottländiſchen Prinzeßinn Iſabelle redete, und dazu ſetzte, ſie wäre ganz einfältig und ohne einige Unterweiſung in der Gelehrſamkeit erzogen worden, zur Antwort gab, **ſie wäre ihm deſto lieber, und eine Weibsperſon wäre gelehrt genug, wenn ſie das Hemde und Kamiſol ihres Ehegattens von einander zu unterſcheiden wüßte.**

Ob die Gelehrſamkeit unumgänglich nothwendig iſt.

Es iſt daher auch kein ſo großes Wunder, als man es dafür ausſchreyet, daß unſere Voraltern nicht viel aus der Gelehrſamkeit gemacht haben, und daß ſich dieſelbe noch heute zu Tage nur zufälliger Weiſe in den vornehmſten Rathsverſammlungen unſerer Könige findet. Erhielte ſie nicht der einzige Endzweck uns zu bereichern, welchen wir heute zu Tage bloß vermittelſt der Rechtsgelehrſamkeit, der Arzneykunſt, der Schulgelahrheit, und Gottesgelahrheit, erreichen können, noch in einigem Anſehen: ſo würde es mit ihr ſo kläglich, als iemals, ausſehen. Was würde es dann aber auch für ein großes Unglück ſeyn, wenn man durch ſie weder gut denken, noch gut handeln lernt? (*) Poſtquam docti prodierunt, boni deſunt. Demienigen, welcher nicht weiß was gut iſt, iſt alle andere Wiſſenſchaft ſchädlich.

Allein,

(*) Seitdem ſich die Gelehrten gezeigt haben, ſieht man keine redliche Leute mehr. Senec. *Epiſt.* 95.

Allein, ſollte die bisher von mir geſuchte Urſache nicht vielleicht auch darinnen liegen, daß wir in Frankreich bey unſerm Studiren faſt auf nichts als auf den Gewinn ſehen? Eben daher kömmt es, daß ſich wenige von denen, welche die Natur mehr zu edeln als einträglichen Aemtern hat gebohren werden laſſen, der Gelehrſamkeit widmen: oder daß ſich die meiſten derſelben doch nur ganz kurze Zeit widmen; ehe ſie einen Geſchmack an derſelben gewonnen, abſtehen, und eine Lebensart ergreifen die mit den Büchern nichts zu ſchaffen hat. Dieſes verurſachet daß ſich ordentlicher Weiſe niemand, als Leute von ſchlechtem Stande, welche ihr Brod dadurch zu verdienen ſuchen, gänzlich auf das Studiren legen. Solche Leute aber, deren Seelen von Natur von der ſchlechteſten Art ſind, und durch die Erziehung und durch das Beyſpiel ihrer Aeltern noch mehr verderbet werden, mißbrauchen die Wiſſenſchaften. Denn dieſe können einer Seele kein Licht geben, welche gar keines hat, und einen Blinden nicht ſehend machen. Es iſt ihre Sache nicht iemanden das Geſicht zu geben, ſondern daſſelbe zu richten, und ihn zu leiten, wenn er anders für ſich Füſſe hat und gut auf den Beinen iſt. Die Wiſſenſchaften ſind eine gute Arzeney: allein keine Arzeney iſt ſo ſtark, daß ſie ſich unverändert und unverſehrt erhalten ſollte, wenn das Gefäße, in welchem ſie aufbehalten wird, nichts taugt. Mancher, der ganz gute Augen hat, kann nicht gerade ſehen. Er ſieht folglich das gute; geht aber demſelben nicht nach. Er ſieht die Wiſſenſchaft; macht ſie ſich aber nicht zu Nutze. Platons vornehmſte Verordnung in ſeiner Republik iſt dieſe, daß er iedem

Nicht alle Arten von Gemüthern ſind geſchickt durch die Wiſſenſchaften gebeſſert zu werden.

Bürger ein Amt nach ſeiner Fähigkeit giebt. Die Natur kann alles, und thut alles. Hinkende ſchicken ſich ſchlecht zu den Leibesübungen: und hinkende Seelen ſchicken ſich übel zu den Uebungen des Verſtandes. Unartige und pöbelhafte Gemüther ſind der Weltweisheit unwürdig. Wenn wir einen mit zerriſſenen Strümpfen ſehen, ſprechen wir, es ſey kein Wunder, wenn er ein Strumpfwirker iſt. Eben ſo zeigt uns die Erfahrung, wie es ſcheinet, öfters einen Arzt, der ungeſunder, einen Gottesgelehrten, der ungeſitteter, und gemeiniglich einen Gelehrten, der ungeſchickter, als ein anderer, iſt. Ariſto Chius hatte ehedem Urſache zu ſagen, die Weltweiſen verderbten ihre Zuhörer, (*) weil die meiſten Seelen nicht fähig ſind ſich ſolchen Unterricht zu Nutze zu machen, welcher, wenn er nicht gut ausſchlägt, übel ausſchlägt: (**) ασωτȣς ex Ariſtippi, acerbos ex Zenonis ſchola, exire.

Die Perſer lehrten ihren Kindern die Tugend an ſtatt der Wiſſenſchaften.

Bey der ſchönen Kinderzucht, welche Xenophon den Perſern zueignet, finden wir, daß ſie ihren Kindern die Tugend, wie andere Völker die Wiſſenſchaften, lerneten. Plato ſagt, der älteſte zur Thronfolge beſtimmte Prinz ſey auf dieſe Art erzogen worden (***). Nach ſeiner Geburt vertrauete man ihn nicht Weibesperſonen, ſondern Ver-

(*) Iis, qui bene dicta male interpretarentur, diejenigen Zuhörer, welche das Gute, was ihnen geſagt wird, übel auslegen. Cic. *de Nat. Deorum* L. III. c. 31.

(**) Aus Ariſtipps Hörſale kamen Wollüſtlinge, und aus Zenons Hörſale mürriſche Leute. Cic. *de Nat. Deorum* L. III. c. 31.

(***) In dem erſten Alcibiades.

Verſchnittenen, die bey dem Könige in dem gröſ- ten Anſehen ſtunden, wegen ihrer Tugend an. Dieſe lieſſen ſich angelegen ſeyn ſeinen Leib ſchön und geſund zu machen, und hielten ihn, nachdem er das ſiebende Jahr erreicht hatte, zum Reiten und zur Jagd an. Wenn er vierzehn Jahre alt war, übergaben ſie ihn vier Männern, dem Wei- ſeſten, dem Gerechteſten, dem Mäßigſten, dem Tapferſten, in dem ganzen Volke. Der erſte lehrete ihm die Religion; der andere gerecht zu ſeyn; der dritte ſeine Begierden zu beherrſchen; der vierte ſich vor nichts zu fürchten.

Es iſt ein ſehr merkwürdiger Umſtand, daß in Lykurgs vortreflichen Policeyordnung, die durch ihre Vollkommenheit in Wahrheit ungeheuer ge- worden iſt, und die gleichwohl für die Erziehung der Kinder, als ihre vornehmſte Pflicht, ſo be- ſorgt geweſen iſt, in der Wohnſtadt der Muſen, der Gelehrſamkeit ſo wenig gedacht wird. Nicht anders, als ob man dieſer großmüthigen Jugend, welche bloß unter dem Joche der Tugend hat ſtehen wollen, an ſtatt unſerer Lehrer in den Wiſſenſchaften, nur Lehrer der Tapferkeit, Klug- heit, und Gerechtigkeit, hätte verſchaffen müſſen: welchem Beyſpiele Plato in ſeinen Geſetzen gefol- get iſt. Die Art ſie zu unterrichten beſtand dar- innen, daß ſie ihnen Fragen über die Urtheile der Menſchen und über ihre Handlungen vorlegten. Sie hielten dieſelben, wenn ſie eine Perſon oder eine That tadelten oder lobeten, an, Rechenſchaft von ihrem Ausſpruche zu geben: wodurch ſie zu- gleich ihren Verſtand ſchärfeten, und ihnen das Recht lehreten. Aſtyages fragt bey dem Xenophon(*)

Die Lace- dämoni- ſche Ju- gend ward zu ganz andern Dingen, als zur Ge- lehrſam- keit, ange- führet.

(*) Xenophon *Cyropaed.* L. I. c. 2. §. 14.

den Cyrus, was er in der letzten Stunde gelernet hat. Dieſer antwortet hierauf, ein großer Junge in unſerer Schule, welcher einen kurzen Rock hatte, gab denſelben einem ſeiner kleinern Mitſchüler, und nahm ihm dafür ſeinen Rock, welcher länger war. Unſer Lehrmeiſter trug mir dieſen Streit zu entſcheiden auf, und ich urtheilte man ſollte es dabey bewenden laſſen, weil ſich beyde dem Anſehen nach beſſer dabey befunden. Allein er verwieß es mir, daß ich es nicht recht getroffen hätte. Denn ich hatte bloß den Wohlſtand betrachtet, und hätte doch vor allen Dingen auf die Gerechtigkeit ſehen ſollen, welche erforderte, daß keinem das Seinige abgedrungen würde. Er ſetzt hinzu, daß er deswegen die Ruthe bekommen habe (*): eben ſo, wie es uns auf dem Lande geht, wenn wir den erſten Aoriſt von τυπτω vergeſſen haben. Mein Lehrmeiſter würde mir eine ſchöne Rede in genere demonſtratiuo halten müſſen, ehe er mich überzeugte, daß ſeine Schule dieſer gleich käme. Sie haben vorbauen wollen. Die Wiſſenſchaften können, wenn man auch auf den rechten Weg dazu gelanget, doch nichts anders, als die Klugheit, Redlichkeit, und Herzhaftigkeit, lehren. Daher haben ſie ihren Kindern gleich anfangs dieſe weſentlichen Vortheile zu verſchaffen geſucht, und ſie nicht durch hören ſagen unterrichten, ſondern vielmehr wirklich zur Ausübung anhalten wollen. Sie haben daher dieſelben nicht allein durch Lehren und Worte, ſondern vornämlich durch ihr Beyſpiel und durch ihre Handlungen, gebildet und

(*) Πληγας ελαβον, ὡς ȣκ ορθως δικασας. Ich bekam Schläge, ſagt der junge Cyrus, weil ich nicht recht geurtheilt hatte.

und zum Guten gewöhnet. Sie ſollten daſſelbe nicht bloß wiſſen, ſondern ſich daſſelbe geläufig und zu eigen machen. Es ſollte kein erworbenes, ſondern ein natürliches Eigenthum werden. Man fragte einmal den Ageſilaus, was nach ſeinem Gutachten die Kinder lernen ſollten (*). **Was ſie, wenn ſie erwachſen ſind, thun müſſen,** war ſeine Antwort. Es iſt kein Wunder, daß eine ſolche Zucht ſo bewundernswürdige Wirkungen gehabt hat.

Unterſcheid zwiſchen der Erziehung der Jugend zu Lacedämon und zu Athen.

In den andern Griechiſchen Städten, pflegt man zu ſagen, ſuchte man Lehrmeiſter der Redekunſt, Mahler, und Tonkünſtler: aber zu Lacedämon Geſetzgeber, obrigkeitliche Perſonen, und Heerführer. Zu Athen lernete man ſchön reden, und hier ſchön handlen. Dort einem verfänglichen Schluſſe zu entgehen, und ſich durch liſtig in einander geflochtene Worte nicht betrügen zu laſſen: hier den Lockungen der Wolluſt zu entgehen, und mit Großmuthe die Drohungen des Unglücks und des Todes zu verachten. Jene ſahen nur auf die Worte: dieſe auf die Sachen. Dort übte man beſtändig die Zunge: hier hingegen übte man beſtändig das Gemüth. Es darf uns alſo nicht befremden, daß ſie, als Antipater funfzig Knaben zu Geiſſeln von ihnen verlangte, gleich das Gegentheil von dem, was wir thun würden, antworteten, ſie wollten lieber noch einmal ſo viel Erwachſene geben. So hoch ſchätzten ſie den Verluſt ihrer Landeserziehung (**)! Wenn Ageſilaus dem Xenophon vorſchlägt, er ſollte ſeine Kinder nach Sparta ſchicken: ſo geſchieht

(*) Plutarch. *Apophthegm. Lacon.*

(**) Plutarch in eben der Abhandlung.

ſchieht es nicht in der Meynung, daß ſie daſelbſt die Redekunſt, oder die Diſputirkunſt, lernen ſollten; ſondern **daß ſie daſelbſt**, wie er ſagt, **die ſchönſte unter allen Wiſſenſchaften, die Wiſſenſchaft zu gehorchen und zu gebieten, lernen ſollten** (*).

Wie Sokrates einen Sophiſten verhöhnet, welcher in Lacedämon nichts verdient hatte.

Es iſt ſehr luſtig, wenn man den Sokrates nach ſeiner Art den Hippias auf ziehen ſieht. Dieſer erzählet ihm, daß er, beſonders in gewiſſen kleinen Städtchen in Sicilien ein anſehnlich Stück Geld durch Schulhalten verdienet, in Sparta aber nicht einen Dreyer erworben (**): daß die Leute daſelbſt ungeſchliffen ſind, und weder meſſen noch rechnen können (***); weder auf die Sprache noch Dichtkunſt halten, und ſofern ſich bloß bemühen die Ordnung, in welcher die Könige auf einander gefolget ſind, die Errichtung und den Verfall der Staaten, und dergleichen Poſſen zu wiſſen (†). Sokrates bringt ihn hierauf zu dem Geſtändniſſe, daß ihre Regierungsform unvergleichlich, und ihr Privatleben glückſelig und tugendhaft ſey: überläßt es aber demſelben ſelbſt die Unnützlichkeit ſeiner Künſte daraus zu ſchlieſſen.

Die

(*) Ὡς μαθησομενȣς των μαθηματων το καλλιϛον, αρχεσθαι και αρχειν. Plutarch. in *vita Ageſilai.*

(**) Platonis *Hippias Maior* p. 96.

(***) Id. *ibid.* p. 97.

(†) Περι των γενων, ω Σωκρατης, των τε ἡρωον και των ανθρωπων και των κατοικησεων, ὡς το αρχαιον εκτισθησαν ἁι πολεις, και συλληβδην πασης της αρχαιολογιας ἡδιϛα ακροωνται. Id. *ibid.*

Die Beyſpiele lehren uns, ſo wohl bey dieſer kriegeriſchen Republik, als bey allen andern ihres gleichen, daß das Studiren die Herzhaftigkeit mehr ſchwächet und weibiſch macht, als ſtärket und anfeuert. Das Türkiſche Reich iſt gegenwärtig in der Welt das mächtigſte: und das Volk ſchätzet die Waffen ſo hoch, als es die Gelehrſamkeit verachtet. Ich finde Rom tapferer, ehe es gelehrt geworden iſt. Die kriegeriſchen Völker heut zu Tage ſind die ungeſchlachteſten und unwiſſendeſten. Die Scythen, die Parther, Tamerlan, dienen uns zum Beweiſe. Als die Gothen Griechenland verheerten, (*) entriß einer unter ihnen alle Bü（cherſammlungen den Flammen: wobey er die Meynung ausſtreuete, man müßte den Feinden dieſen Vorrath unverletzt laſſen, welcher ſie von den Kriegsübungen abwendig zu machen, und zur Einſamkeit und Müßiggange zu veranlaſſen, geſchickt wäre. Als ſich unſer König Carl VIII. gleichſam ohne das Schwerd aus der Scheide zu ziehen, Meiſter des Königreichs Neapel, und eines guten Theils von Toſcana, ſahe, leiteten diejenigen Herrn, welche in ſeinem Gefolge waren, dieſe unverhoft leichte Eroberung davon her, daß die Italieniſchen Prinzen und Edelleute ſich mehr witzig und gelehrt, als tapfer und kriegeriſch zu werden, angelegen ſeyn lieſſen.

Die Wiſſenſchaften vermindern die Herzhaftigkeit.

Das

(*) Viele Schriftſteller führen dieſe Erzählung nach dem Philipp Camerarius *Medit. Hiſtor.* Cent. III. c. 5. an, wo er ſelbſt den Johann Baptiſta Egnatius anführet ;. Dieſes habe ich von dem Herrn Barbeyrac.

Das XXV. Hauptſtück.

Von Erziehung der Kinder, an die Frau Diane von Foix, Gräfinn von Gurſon.

Worinnen die Kenntniß, welche Montagne von den Wiſſenſchaften gehabt, beſtanden hat.

Ich habe niemals einen Vater geſehen, der, wenn ſein Sohn auch noch ſo bucklicht und grindicht geweſen wäre, denſelben deswegen nicht für ſein Kind erkannt hätte: nicht, als ob er, wenn er von dieſer Zuneigung nicht ganz trunken geweſen, den Fehler nicht gewußt hätte; ſondern bloß darum, weil es der ſeinige geweſen iſt. So mache ich es auch. Ich weiß beſſer als iemand, daß alles dieſes Träume eines Menſchen ſind, der in ſeiner Kindheit nur die Wiſſenſchaften gekoſtet, und nur eine allgemeine und unvollkommene Vorſtellung davon behalten hat: von iedem etwas, und von allem nichts, nach franzöſiſcher Art. Denn kurz, ich weiß, daß es eine Rechtsgelehrſamkeit, eine Arzeneykunſt, giebt, daß die Mathematik vier Theile hat, und ſo obenhin worauf dieſelben abzielen. Vielleicht weiß ich noch überdieß, was für Einfluß die Wiſſenſchaften in unſer Leben haben. Daß ich mich aber weiter ſollte darein vertiefet haben, daß ich mir über dem Leſen des Ariſtoteles, des Monarchens der neuern Schulen, die Nägel abgebiſſen haben, oder mich mit allem Eifer auf eine Wiſſenſchaft gelegt haben ſollte, das habe ich niemals gethan. Ich kann von keiner einzigen Kunſt nicht einmal die erſten Züge entwerfen. Ja, es iſt kein Kind in den mittlern Claſſen, welches ſich nicht gelehrter als ich zu ſeyn rühmen könnte: da ich nicht

nicht einmal in dem Stande bin daſſelbe aus ſeiner erſten Lection zu fragen. Und zwingt man mich doch darzu, ſo ſehe ich mich genöthiget ziemlich ungeſchickt einen allgemeinen Satz heraus zu nehmen, wodurch ich deſſen natürlichen Verſtand auf die Probe ſetze: eine Lection, die ihnen ſo unbekannt, als mir die ihrige, iſt.

Plutarch und Seneca ſind des Montagne Leibbücher.

Ich habe mich mit keinem gründlichen Buche, als dem Plutarch und Seneca, bekannt gemacht, aus welchen ich, wie des Danaus Töchter, ohne Aufhören ſchöpfe, und wieder laufen laſſe. Ich habe etwas davon hier zu Papier gebracht, welches für mich ſo viel als nichts iſt. Bey den Geſchichtbüchern kann ich mir etwas zu gute thun: desgleichen bey der Dichtkunſt, welche ich ganz beſonders liebe. Denn gleichwie, nach des Kleanthes Ausdrucke, die Stimme, wenn ſie in die enge Röhre der Trompete geſtoſſen wird, einen durchdringendern und hellern Ton giebt: ſo ſcheint mir auch ein an das Sylbenmaß der Dichtkunſt gebundener Gedanke weit mehr Stärke zu erlangen, und mich weit lebhafter zu rühren. Was meine natürlichen Gaben anbelangt, von welchen dieſes eine Probe iſt: ſo ſehe ich, daß ſie ſich unter der Laſt beugen. Meine Gedanken und mein Verſtand gehen nur tappend, wankend, ſtrauchelnd, und ſtolpernd. Wenn ich ſo weit gekommen bin, als es mir nur möglich geweſen iſt: ſo habe ich doch mir ſelbſt nicht einmal genung gethan. Ich ſehe noch weiter vorwärts Land: aber nicht deutlich; und in einer Wolke, die ich nicht zertheilen kann. Wenn ich mich von allem, was mir einfället, ohne Unterſcheid zu reden unterfange, und dabey nichts als meine eigenen und natür-

türlichen Mittel brauche: ſo komme ich mir ſelbſt erbärmlich oder verächtlich vor, wenn ich ungefähr, wie es ſich oft zuträgt, in den guten Schriftſtellern eben die Materien, die ich mir ab zu handeln vorgenommen hatte, antreffe (eben ſo wie es mir ietzt mit Plutarchs Unterſuchung von der Stärke der Einbildungskraft gehet) und mich in Vergleichung mit dieſen Männern ſo ſchwach und elend, ſo plump und ſo träge beſinde. Gleichwohl bilde ich mir etwas darauf ein, daß meine Meynungen öfters die Ehre haben mit den ihrigen überein zu kommen; und daß ich ihnen wenigſtens von ferne nachfolge, und mein Jawort auch darzu gebe: und zu dem auch darauf, daß ich, welches nicht jeder kann, den mächtigen Unterſcheid zwiſchen ihnen und mir erkenne. Dem ungeacht laſſe ich meine Erfindungen, ſo ſchwach und geringe ſie immer ſind, hinlaufen, ohne die Fehler, welche mir dieſe Vergleichung an denſelben entdeckt hat, zu übertünchen, und aus zu beſſern.

Neuere Schriftſteller, welche ihre ſchlechten Gaben verrathen, indem ſie die Alten plündern.

Man muß ſehr gut zu Fuſſe ſeyn, wenn man ſich dieſen Leuten gleich zu kommen unterſteht. Die unbeſcheidenen Schriftſteller zu unſerer Zeit, welche in ihre nichtswürdige Werke ganze Stellen aus den alten Schriftſtellern einflicken, um damit zu pralen, thun gerade das Gegentheil. Denn, jener ihr unendlich größerer Schimmer giebt ihnen ein ſo verſtelltes, ſo unſcheinbares und ſo häßliches Anſehen, daß ſie weit mehr dabey verlieren, als gewinnen (*). Man findet daß zween Leute

(*) In der Ausgabe von 1588 in 4. bey Abel l'Angelier findet man nach den Worten, als gewinnen, unmittelbar, vor einigen Tagen traf ich und ſ. w. Das, was Montagne ſeit der Zeit von Chryſipps

Leute auf ganz entgegengeſetzte Ausſchweifungen gefallen ſind. Der Weltweiſe Chryſipp miſchte nicht bloß Stellen, ſondern ganze Werke anderer Schriftſteller, in ſeine Bücher ein; und in eines des Euripides ganze Medea: daher Apollodor ſagte, wenn man alles fremde wegnehmen wollte, ſo würde das Papier leer bleiben (*). Epikur hingegen hatte in dreyhundert Werken, die er hinterlaſſen, nicht ein einzig mal eines andern Worte angeführt (**). Einsmals traf ich eine ſolche Stelle an. Ich hatte mit vielem Verdruſſe eine Franzöſiſche Schrift geleſen, die ſo trocken, ſo mager war, und in welcher ſo wenig Materie und Verſtand war, daß ſie die rechte Wahrheit zu ſagen, nichts als eine Franzöſiſche Schrift war. Nachdem ich darinnen mit ziemlichem Verdruſſe

ſipps und Epikurs verſchiedener Schreibart eingeſchoben hat, thut hier eine ſehr üble Wirkung: denn der Leſer, welcher darüber das vorhergehende aus den Augen läßt, weiß hernach nicht warum Montagne darauf ſagt, **Vor einigen Tagen traf ich u. ſ. w.** Man wird nach dieſer Erinnerung leicht erkennen, worauf ſich die letzten Worte beziehen. Ich werde in der Vorrede umſtändlicher zeigen, wie unbeqvem dieſe bey dem Montagne ſo häufig anzutreffende Zuſätze ſind.

(*) Diog. Laërt. *in Vita Chryſippi.* Lib. VII. Segm. 181. 182.

(**) Diog. Laërt. *in Vita Epicuri* L. X. Segm. 26. — Γεγραπται δε μαρτυριον εξωθεν εν αυτοις ουδεν. Welche Worte Montagne ſehr gut, der lateiniſche Ueberſetzer aber ſehr ſchlecht, überſetzet hat, welcher ſie folgender geſtalt giebt, quibus nullus extrinſecus titulus inſcriptus eſt.

druſſe ein gutes Stück fortgekommen war, fand ich endlich eine herrliche, prächtige, und bis in die Wolken erhabene Stelle. Wenn ich nach und nach dahin gelanget wäre, und gemächlich hinauf hätte ſteigen müſſen, ſo wäre es zu entſchuldigen geweſen. Allein, es war eine ſo ſteile und jähe Höhe, daß ich gleich bey den erſten ſechs Worten merkte ich flöge in eine andere Welt: von da ich die Gränze, aus welcher ich gekommen war, ſo niedrig und ſo tief fand, daß ich niemals wieder mich ſo weit herab zu laſſen das Herz gehabt habe. Wenn ich eine von meinen Abhandlungen mit dergleichen geplünderten Schätzen ausſtaffirte: ſo würde die Dummheit der übrigen nur deſto beſſer in die Augen fallen. Es ſcheint mir eben ſo wenig unerträglich, meine eigenen Fehler an einem andern zu tadeln, als eines andern Fehler an mir zu tadeln, wie ich oft zu thun gewohnt bin. Man muß dieſelben allerwegen anzeigen, und nirgends aufkommen laſſen. Gleichwohl weiß ich ſelbſt, wie kühn es von mir gehandelt iſt, daß ich mich aus allen Kräften bemühe demjenigen, was ich andern entwendet habe, nahe zu kommen, und es demſelben gleich zu thun: nicht ohne einige verwegene Hoffnung (*) die Augen ſcharfſichtiger Richter zu betrügen. Allein, ich ſuche dieſes eben ſo wohl vermittelſt meiner gemachten Anwendung, als vermittelſt meiner Erfindung und Stärke, zu bewerkſtelligen.

Zudem

(*) Was Montagne hier von ſich ſelbſt ſagt, iſt vollkommen wahr. Das XXI. Hauptſtück in dieſem I. Buche iſt ein Beweis davon, und ich werde bey Gelegenheit noch mehrere eben ſo ſichtliche geben.

Zudem laſſe ich mich mit dieſen alten Kämpfern nicht überhaupt, und Mann gegen Mann, ein; ſondern abwechſelnd, durch kleine und leichte Angriffe. Ich halte nicht aus, ſondern thue nur einen Verſuch, und komme nicht ſo weit, als ich zu kommen denke. Könnte ich es ihnen gleich thun; ſo wäre ich ein wackerer Mann: denn ich wage mich nur auf ihrer ſtärkſten Seite an ſie. Einige, wie ich bemerkt habe, bedecken ſich mit des andern Waffen, ſo daß ſie nicht einmal die Fingerſpitze weiſen, und führen ihren vorhabenden Satz (wie es den Gelehrten ſehr leicht fällt) durch hier und da zuſammengeſtoppelte alte Erfindungen aus. Allein, erſtlich begehen ſie eine Unbilligkeit und Niederträchtigkeit, in ſoferne ſie dieſelben verbergen und ſich anmaßen wollen, weil ſie ſich, ungeacht ſie ſelbſt nichts eigenes haben, womit ſie ſich ſehen laſſen könnten, durch ein ganz und gar fremdes Gut hervor zu thun ſuchen. Nebſt dem iſt es aber auch eine große Thorheit, daß ſie ſich begnügen durch Betrügerey den Beyfall des unwiſſenden Pöbels zu erlangen, und gegentheils verſtändigen Leuten eine üble Meynung von ſich beybringen, als die über dergleichen erborgter Schminke die Naſe rümpfen, und deren Lobſprüche doch nur einzig und allein von einigen Gewichte ſind. Ich, meines Theils, ſuche nichts weniger als das. Ich rede von den andern in keiner andern Abſicht, als um deſto mehr von mir ſelbſt zu reden (*). Doch dieſes trift die

(*) Und mich zugleich meiner eigenen Pflicht in dieſem Stücke zu erinnern. Ohne Zweifel iſt dieſes der wahre Verſtand der Worte des Montagne.

Centonen nicht (*), welche als Centonen heraus kommen. Ich habe zu meiner Zeit ſehr ſinnreiche Stücke von dieſer Art geſehen: nebſt andern eines unter Capilups Namen (**); ohne der alten zu gedenken (***). Dieſes ſind witzige Köpfe, die ſich ſo wohl hierdurch, als auf andere Art,

(**) Cento heißt ein Gedicht, welches aus Verſen oder Abſchnitten von Verſen, die aus einem oder verſchiedenen Schriftſtellern genommen ſind, beſtehet; mit welchen man aber ganz etwas anders ausdrücket, als dieſe Verſe in den Dichtern, aus welchen ſie genommen ſind, bedeuten.

(**) Lälius Capilup war von Mantua gebürtig, und that ſich in dem ſechzehnten Jahrhunderte durch ein Werk von dieſer Art hervor, wie man aus Baylens Wörterbuche ſehen kann, unter dem Artikel Capilup. Der Cento, ſagt Herr Bayle, welchen er wider die Mönche gemacht hat, iſt unnachahmlich. Man findet denſelben Naogeorgs Werke, welches Regnum Papiſticum betittelt iſt, angehängt. Er verfertigte dergleichen auch wider die Weibesperſonen. Dieſes, ſagt Herr Bayle ebenfalls, iſt ein ſehr ſinnreiches, aber allzu beiſſendes Stücke, welches einer Sammlung, die unter dem Titel Baudii Amores 1638 zu Leyden erſchienen, eingerücket iſt. Dieſer Capilup hatte einen Neffen, Namens Julius Capilup, welcher ſich durch Centonen hervor that, und nach Poſſevins Urtheile *Bibliotb. ſelect.* L. XXVII. c. 24 ſo gar mehr Geſchicklichkeit, als ſein Vetter, dazu beſaß. Allein Montagne, Bayle, Poſſevin, mögen ſagen was ſie wollen. Es iſt ein Glück für die Gelehrſamkeit, daß man dieſe Art von Schriften bey Seite geſetzt hat; als deren Schreibart nothwendig mit harten, uneigentlichen, und räzelhaften Ausdrücken, erfüllet ſeyn muß.

(***) Dergleichen Auſons aus Virgils Verſen zuſammengeſetzte Centonen ſind.

Art, zeigen, wie Lipſius in der gelehrten und müh-ſamen Sammlung ſeiner Politik.

Des Montagne Urtheil von ſeinem Werke.

Es ſey wie es wolle, ſage ich, und es ſey mit den Poſſen wie es will: ſo bin ich ſie doch eben ſo wenig zu unterdrücken willens, als mein kahl und graukoͤpfichtes Bildniß, wo der Mahler nicht ein vollkommenes Geſicht, ſondern das meinige, vorgeſtellet hat: denn dieſes hier ſind auch meine Einfälle und Meynungen. Ich gebe ſie für nichts anders aus, als für das, was ich glaube; nicht aber für das, was zu glauben iſt. Ich habe hierbey keine andere Abſicht, als mich in meiner wahren Geſtalt zu zeigen; da ich vielleicht morgen ganz ein anderer Menſch ſeyn werde, wenn mich ein neuer Unterricht ändert. Ich beſitze kein ſo großes Anſehen, daß mir iemand auf mein Wort glauben ſollte. Ich verlange es auch nicht: denn ich weiß gar wohl daß ich viel zu unerfahren bin, als daß ich andere ſollte unterrichten können.

Seine Gedanken von der Erziehung der Kinder.

Vor wenig Tagen ſagte mir iemand, als er den vorhergehenden Artikel bey mir geſehen hatte, ich hätte mich ein wenig länger bey der Materie von der Erziehung der Kinder aufhalten ſollen. Und gewiß, Madame, wenn ich hierzu einige Fähigkeit beſäſſe: ſo könnte ich dieſelbe nicht beſſer anwenden, als wenn ich den Kleinen damit beſchenkte, der ihnen eheſter Tage ſchön zu entwiſchen drohet: (ich weiß es, ſie ſind zu großmüthig, als daß ſie den Anfang nicht mit einem Sohne machen ſollten.) Ich habe ſo viel Theil an der Stiftung ihrer Vermählung gehabt, daß ich mich der Hoheit und Glückſeligkeit alles deſſen, was daraus entſpringen wird, einiger maßen an zu nehmen berechtiget bin. Ohne zu gedenken, daß ich ſchon ſeit langer

Zeit ihr Knecht bin, welches mich genungſam verbindet allem demjenigen, was ihnen angeht, Ehre, Freude, und Vortheil zu wünſchen. Aber, in Wahrheit, ich verſtehe davon weiter nichts, als ſo viel, daß ſich da, wo von der Erziehung und Unterweiſung der Kinder die Rede iſt, die größte Schwierigkeit und Wichtigkeit der menſchlichen Wiſſenſchaft zeiget. Bey dem Feldbaue ſind alle Arbeiten vor dem Pflanzen, ſo wohl, als das Pflanzen ſelbſt, gewiß und leichte: hingegen, wenn das Gepflanzete lebendig zu werden anfängt, koſtet es ſehr viele, und verſchiedene Arbeiten, und iſt, ſchwer daſſelbe auf zu bringen (*). Eben ſo erfor-

(*) Dieſer Gedanke, welcher einem, wie es das Anſehen haben möchte, ſo natürlich einfallen kann, iſt aus Platons Geſpräche, Theages genannt, genommen. Ein Vater, welcher nebſt ſeinem Sohne zu dem Sokrates kömmt, um ſich bey ihm Raths zu erholen, wem er die Erziehung dieſes Sohnes anvertrauen dürfte, ſagt Anfangs wie Montagne „bey dem Ackerbaue hätten diejenigen Arbeiten, welche vor dem Pflanzen vorhergehen, „eben ſo wie das Pflanzen ſelbſt, keine Schwierigkeit; und es verhielte ſich in dieſem Stücke mit „den Thieren, wie mit allen Pflanzen. Aber, wenn „die Pflanze einmal Wurzeln geſchlagen hätte, „wäre die Wartung ſehr ſchwer, und erforderte „ſehr vielerley Arbeit.„ Es ſcheint mir, ſetzt er hinzu, daß es ſich mit den Menſchen eben ſo verhält: wenigſtens, ſo viel ich nach meinem Sohne urtheilen kann. Ὁυτω δε εχειν εοικε και το περι των ανθρωπων — και γαρ εμοι ἡ τε ὑιεος τετε ειτε φυτειαν, ειτε παιδοποιιαν, δει αυτην ονομαζειν, παντων ρασῃ γεγονεν. Ἡ τε τροφη δυσκολος

erfordert es auch keinen großen Fleiß Menſchen zu pflanzen. Allein, wenn ſie einmal gebohren ſind, ladet man ſich mancherley mit vieler Mühe und Furcht verknüpfte Sorgen für ihre Erziehung und Unterweiſung über den Hals.

Das Treibwerk ihrer Neigungen iſt in dieſen jungen Jahren ſo zart und ſo verborgen, die Hoffnung, welche man ſich von ihnen macht, ſo ungewiß und falſch, daß ſich ſchwerlich etwas zuverläßiges davon urtheilen läßt. Man ſehe nur wie ſehr ſich Cimon, wie ſehr ſich Themiſtokles, und tauſend andere, geändert haben. Die jungen Bäre und Hunde laſſen ihre natürliche Triebe blicken: hingegen die Menſchen, welche ſich gleich den Gewohnheiten, den Meynungen, und den Geſetzen, unterwerfen, verändern oder verſtellen ſich leicht. Bey dem allen iſt es ſchwer die natürlichen Neigungen zu zwingen. Daher kömmt es nun daß man ſich, wenn man den rechten Weg verfehlet hat, öfters um nichts viel Mühe macht, und viele Jahre anwendet die Kinder zu ſolchen Dingen an zu führen, worein ſie ſich nicht finden können. Gleichwohl bin ich bey dieſer Schwierigkeit der Meynung, man ſoll ſie allezeit zu den beſten und nützlichſten Dingen anhalten, und ſich wenig um die unſichern Vermuthungen und Prophezeyungen bekümmern, welche wir auf die Regungen ihrer Kindheit zu gründen pflegen. Plato, in ſeiner Republik, ſcheint gar zu viel auf dieſelben zu halten.

Es fället ſchwer aus den erſten Handlungen der Kinder zu urtheilen, was aus ihnen werden wird.

λος τε και αει εν φοβω, περι αυτȣ δεδιοτι. Plat. in Theag. p. 88. Francof. apud Claud. Marnium &c. A. 1602.

Was für Nutzen die Gelehrſamkeit hat.

Madame, die Gelehrſamkeit iſt eine große Zierde, und ein höchſtnützliches Werkzeug: beſonders für Perſonen von ſo hohem Stande, wie ſie ſind. In Wahrheit, in gemeinen und ſchlechten Händen äußert ſich ihr wahrer Nutzen nicht. Sie iſt ungleich ſtolzer, wenn ſie einen Krieg führen, ein Volk beherrſchen, die Gewogenheit eines Prinzen oder einer fremden Nation gewinnen helfen kann, als wenn ſie eine Dialektiſche Schlußrede zu verfertigen, eine Appellation zu machen, oder eine Doſe Pillen zu verſchreiben, behülflich iſt. Sie, Madame, haben ſelbſt derſelben Süßigkeit geſchmecket. Sie ſind aus einem gelehrten Hauſe: denn wir haben noch die Schriften der alten Grafen von Foix, von welchen der Herr Graf ihr Gemahl, und ſie ſelbſt, abſtammen; und Herr Franz von Candale, ihr Oheim, verfertiget noch alle Tage andere, welche dieſe Eigenſchaft ihrer Familie vielen folgenden Jahrhunderten bekannt machen werden. Ich bin alſo verſichert, daß ſie dieſes Stück bey Erziehung ihrer Kinder nicht verabſäumen werden; und will ihnen daher hierüber einen einzigen Einfall ſagen, worinnen ich von der gemeinen Meynung abgehe. Dieſes iſt es alles, womit ich ihnen bey dieſer Gelegenheit dienen kann.

Die gute Erziehung eines Kindes beruhet auf der geſchickten Wahl des Hofmeiſters.

Bey der Bedienung des Hofmeiſters, welchen ſie ihm halten werden, und auf deſſen Wahl die ganze Erziehung ankömmt, ſind zwar viele wichtige Stücke in Acht zu nehmen, die ich aber nicht berühren will, weil ich nichts beſonders dabey zu erinnern weiß. Was aber den Artikel betrift, worinnen ich ihm einen guten Rath zu ertheilen Willens bin; ſo mag er mir darinnen ſo viel

trauen, als er Wahrſcheinlichkeit dabey findet. Wenn ein Kind aus einem guten Hauſe die Wiſſenſchaften nicht ſo wohl aus Gewinnſucht liebt, (denn eine ſo niederträchtige Abſicht iſt der Gunſt und Gewogenheit der Muſen unwürdig, und kömmt außer dem noch auf andere Leute an) und nicht ſo wohl auf die äußerlichen Vortheile, als auf ſeine eigenen ſieht; wenn es ſich innerlich dadurch zu bereichern und zu ſchmücken, und dadurch mehr ein geſchickter als gelehrter Mann zu werden trachtet: ſo wollte ich wünſchen, daß man demſelben auch einen ſolchen Führer aus zu ſuchen befliſſen wäre, der vielmehr einen guten als einen vollen Kopf hätte. Ich wollte wünſchen daß man auf beydes ſähe; doch aber mehr auf die Sitten und auf den Verſtand, als auf die Gelehrſamkeit; und daß ſich derſelbe bey ſeinem Amte auf eine ganz neue Art verhielte.

Der Hofmeiſter muß ein Kind zuweilen eher reden laſſen als er redet; zuweilen aber das Kind, was er geſagt hat, nur wiederholen laſſen.

Man ſchreyet uns ohne Unterlaß die Ohren voll, als wenn man in ein Faß göſſe; und wir haben nichts weiter zu thun, als das, was uns vorgeſagt wird, nach zu ſagen. Ich wollte daß er dieſen Fehler vermiede, und gleich Anfangs ſeinen Untergebenen nach deſſelben Fähigkeit ein wenig auf die Probe ſtellte, und ihm einen Geſchmack von den Sachen beybrächte. Daß er ihn ſelbſt wählen und urtheilen lieſſe. Daß er ihm zuweilen den Weg bahnete, zuweilen aber ihn ſich ſelbſt bahnen lieſſe. Er muß nicht allein erfinden und reden; ſondern ſeinen Lehrling auch zuweilen reden laſſen. Sokrates und Arceſilaus ſind die erſten geweſen (*), welche ihre Schüler

(*) Diog. Laert. Lib. IV. Segm. 36.

ler zuerſt reden laſſen, und hernach geredet haben (*). Obeſt plerumque iis, qui diſcere volunt, auctoritas eorum, qui docent. Es iſt rathſam daß er ihn ein wenig vor ſich hertraben läßt: damit er urtheilen kann was derſelbe für einen Schritt geht, und wie weit er ſich herunter laſſen muß, um ſich nach deſſelben Kräften zu richten. Beobachten wir dieſes Verhältniß nicht, ſo verderben wir alles. Allein, nichts ſcheint mir ſchwerer zu ſeyn, als daſſelbe zu treffen und recht genau zu beobachten: denn, nur eine hohe und ſehr ſtarke Seele kann ſich nach den kindiſchen Schritten richten, und dieſelben leiten. Ich gehe ſicherer und gewiſſer aufwärts, als unterwärts. Es iſt kein Wunder, wenn diejenigen, welche, wie es bey uns der Gebrauch iſt, in einer Stunde, und auf einerley Schlag, viele Gemüther von verſchiedenem Schlage und verſchiedener Art unterrichten wollen, unter einem ganzen Haufen Kinder kaum zwey oder drey finden welche ſich ihre Unterweiſung recht zu Nutze machen. Er muß ſich das Kind nicht bloß von den Worten ſeiner Lection, ſondern von dem Verſtande und dem Weſentlichen, Rechenſchaft geben laſſen; und nicht nach dem Zeugniſſe ſeines Gedächtniſſes, ſondern ſeines Lebens, beurtheilen wie viel es daraus behalten hat. Er muß das Kind, das was es gelernet hat, auf hunderterley Art verändern, und auf eben ſo viel verſchiedene Gegenſtände anwenden laſſen, um zu ſehen ob es daſſelbe recht gefaßt und ſich eingepräget hat; und muß die Art, wie dieſes

(*) Gemeiniglich iſt denen, welche etwas lernen wollen, das Anſehen der Lehrer nachtheilig. Cic. de *Nat. Deorum* L. I. c. 5.

dieſes zu bewerkſtelligen, dem Plato ablernen. Es iſt ein Zeichen eines verderbten und ſchwachen Magens, wenn das Fleiſch wieder weg geht, wie es hintergeſchluckt worden iſt. Denn, der Magen thut das Seinige nicht, wenn er dasienige, was man ihm zu verdauen giebt, nicht in eine andere Geſtalt und Form bringt. Unſere Seele handelt in allen Stücken nur blindlings: ſie wird durch anderer Leute Einfälle gefeſſelt, und hält ſich ſklaviſch an das, was ſie gelernet hat. Man hat uns ſo ſehr gebunden, daß wir nicht mehr alleine gehen können. Unſere Stärke und Freyheit ſind dahin. (*) Numquam tutelae ſuae fiunt. Ich bin zu Piſa mit einem ehrlichen Manne umgegangen, der ein ſolcher Anbeter des Ariſtoteles war, daß er folgenden allgemeinen Lehrſatz hegte: der Probierſtein und die Richtſchnur aller vernünftigen Gedanken und aller Wahrheit iſt die Uebereinſtimmung mit des Ariſtoteles Lehre, alles übrige ſind Hirngeſpinnſte und Poſſen; der hat alles gewußt und geſagt. Dieſer ſein Satz, welchen man etwas allzu weit ausgedehnet und allzu unbillig erkläret hatte, brachte ihn ehedem in Anſehung des Ketzergerichts zu Rom in große Gefahr, worinnen er lange blieb. Der Hofmeiſter muß ſeinen Untergebenen alles genau prüfen laſſen, und ihm nichts bloß auf ſein Wort und ohne Beweis in den Kopf ſetzen. Des Ariſtoteles Grundſätze müſſen, ſo wenig als der Stoiker und Epikurer ihre, für Grundſätze bey ihm gelten. Man muß ihm dieſe verſchiedenen Meynungen vortragen. Er mag ſelbſt eine Wahl

(*) Sie werden niemals ihre eigenen Herren. Senec. *Epiſt.* 33.

Wahl treffen, wenn er kann. Kann er aber nicht: ſo mag er zweifelhaft bleiben.

(*) Che non men che ſaver dubbiar m'aggrada.

Denn wenn er Xenophons und Platons Gedanken aus eigener Ueberlegung annimmt: ſo werden es nicht mehr iener Männer ihre, ſondern ſeine eigenen ſeyn. Wer einem andern folgt, der folgt nichts. Er findet nichts, denn er ſucht nichts. (**) Non ſumus ſub rege, ſibi quisque ſe vindicet. Er muß wenigſtens wiſſen daß er weiß. Er muß ſich ihre Art zu denken bekannt machen; nicht aber ihre Lehrſätze auswendig lernen. Ja, er kann, wenn er ſonſt will, kühnlich vergeſſen woher er ſie hat; nur muß er ſich dieſelben recht eigen zu machen wiſſen. Wahrheit und Vernunft ſind allen Menſchen gemein; und derienige, welcher ſie zuerſt geſagt hat, hat nicht mehr Anſpruch daran, als der, welcher ſie nachſagt. Eine Meynung iſt ſo wenig Platons, als meine Meynung: weil ſie einer von uns beyden, ſo wohl als der andere, verſteht und einſieht. Die Bienen nehmen hie und da etwas von den Blumen: allein ſie machen hernach ihren Honig daraus; und es iſt kein Thymian und Maioran mehr. Eben ſo muß er auch die von andern entlehnten Stücke verwandeln und unter einander miſchen, um ein

Werk,

(*) Denn, meines Erachtens, hat das Zweifeln eben ſo wohl, als das Wiſſen, ſeinen Werth. Dante *Inferno* Cant. XI. v. 93. - - Ich habe in allen Ausgaben des Montagne, welche mir vorgekommen ſind, *aggrada* an ſtatt *aggrata* gefunden. Beydes iſt gut: doch bey dem Dantes ſteht *aggrata*; das andere aber leidet der Reim nicht.

(**) Wir ſind keinem Könige unterworfen. Jeder bediene ſich ſeiner Freyheit. Seneca *Epiſt.* 33.

Werk, das gänzlich ſein eigen iſt, daraus zu machen: denn ſeine Urtheilskraft, ſeine Unterweiſung, ſeine Bemühung, ſein Studiren, zielen auf nichts anders als auf deſſen Verfertigung ab. (*) Er kann alles das, was ihm dazu behülflich geweſen iſt, verbergen; und nichts, als das, was er daraus gemacht hat, ſehen laſſen. Leute, welche geplündert haben, oder viel ſchuldig ſind, machen ſich mit ihren Häuſern und Gütern breit; aber ſie ſagen nicht wo ſie dieſelben her haben. Man ſieht die Unkoſten nicht, welche eine Parlamentsperſon von den ſtreitenden Partheyen gezogen hat: man ſieht nur daß ſie ihre Kinder durch Heyrathen mit großen Familien befreundet, und in Ehrenämter gebracht hat. Keiner weiſet den Leuten ſeine Kunſtgriffe: aber, was er dadurch gewonnen hat weiſet er wohl.

Der Vortheil, welchen wir von dem Studiren zu hoffen haben, beſtehet darinnen, daß wir dadurch gebeſſert und weiſer werden. **Der Verſtand** Was man durch das Studiren gewinnt.

(*) Ainſi les pieces emprunteès d'autruy, il les transformera et confondra, pour en faire un ouvrage tout ſien: a ſçavoir ſon jugement, ſon inſtitution, ſon travail et eſtude, ne viſe qu'a le former. Dieſe Worte ſind ſehr dunkel, und ſcheinen dasienige ſagen zu wollen, was man in der Ueberſetzung ausgedrucket hat, ſo daß das le auf ouvrage geht. Dieſes Werk, von welchem Montagne redet, kömmt, dem Anſehen nach, darauf an, daß man von den Dingen, welche man gelernet hat, ein deutliches und richtiges Urtheil fällt, von welchem man den Grund klärlich einſieht, und welches man ſich wieder vorſtellen kann, ſo oft man noch einmal über eben dieſe Materie nach zu denken für gut befindet.

ſtand (ſagte Epicharm) ſieht und hört (*). Der Verſtand macht ſich alles zu Nutze. Der Verſtand ordnet und thut alles. Der Verſtand herrſchet und regieret. Alle andere Dinge ſind blind, taub, und unbeſeelt. In Wahrheit, wir machen denſelben ſklaviſch und feige, weil wir ihm nicht die Freyheit laſſen etwas für ſich ſelbſt zu thun. Wer hat iemals ſeinen Lehrmeiſter gefragt, was er von der Rede oder Sprachkunſt, von der oder ienem Stelle des Cicero, urtheilet? Man prediget ſie uns ein wie Götterſprüche vor, bey welchen die Buchſtaben und Syllben mit zu dem Weſentlichen gehören. Etwas auswendig wiſſen heißt keinesweges wiſſen: das heißt nur etwas behalten haben, was man auswendig gelernet hat. Das, was man recht weiß, hat man vollkommen in ſeiner Gewalt, ohne auf das Muſter zu ſehen, ohne die Augen auf ſein Buch zu werfen. Was für eine elende Gelehrſamkeit iſt nicht die bloſſe Büchergelehrſamkeit! Ich ſetze zum voraus, daß ſie bloß zur Zierde, nicht aber zum Grunde, dienet: nach Platons Gutachten, welcher ſagt, die Standhaftigkeit, die Treue, die Redlichkeit, wären die wahre Weltweis-

(*) Νȣς γαρ ὁρᾳ, και νȣς ακȣει
Τ'αλλα δε τυφλα και κωφα τυγχανει:

Animus cernit, animus audit: reliqua ſurda et coeca ſunt. Die meiſten Gelehrten glauben dieſe Stelle ſey aus einem Werke, welches Epicharm von der Natur der Dinge geſchrieben hat, und wovon wir nur noch einige Stücke übrig haben. Man findet ſie bey dem Clemens von Alexandrien. Stromat. L. II. bey dem Plutarch *de ſolertia animalium* p. 961. A. Lutet. Pariſ. 1624. und anderwärts.

weisheit; die übrigen Wiſſenſchaften aber, und die auf etwas anders abzielen, wären nur eine Schminke. Ich wollte daß uns Paluel oder Pompeius, welche die geſchickteſten Tänzer zu meiner Zeit ſind, die Kapriolen bloß durch das Zuſehen, und ohne daß wir von der Stelle aufſtehen dürften, lernen könnten: eben ſo, wie dieſe Leute unſern Verſtand unterweiſen wollen, ohne ihn in Bewegung zu ſetzen: oder daß man uns gut zu Pferde ſitzen, die Pike führen, die Laute ſpielen, oder ſingen lernen könnte, ohne uns darinnen zu üben; gleichwie uns dieſe Leute richtig denken und wohl reden lehren wollen, ohne uns weder in dem Reden noch in dem Denken zu üben. Wir können dieſes aus allem, was uns vor Augen kömmt, ſo gut als aus dem beſten Buche, lernen. Die Bosheit eines Pagen, die Dummheit eines Bedienten, ein Tiſchgeſpräche, ſind eben ſo viel neue Gelegenheiten dazu.

Wozu die Reiſen einem jungen Menſchen nützen.

Aus dieſer Urſache iſt der Umgang mit Leuten, und das Beſehen fremder Länder, ungemein hierzu geſchickt. Doch man muß nicht nach Art unſers Franzöſiſchen Adels weiter nichts mitbringen, als wie viel Schritte Santa rotonda im Umfange hat (*); was für reiche Beinkleider Signora Livia trägt; oder, nach anderer ihrem Beyſpiele, wie viel Nerons Geſicht auf einem alten Ueberbleibſel länger oder breiter iſt, als das auf einer andern dergleichen Münze: ſondern man muß vornämlich die Gemüthsarten und Sitten der Völker

(*) Der Tempel, welchen Agrippa unter Auguſts Regierung bauen ließ, und Pantheon nannte. Er iſt gegenwärtig der Jungfer Marie gewidmet.

ker kennen lernen, und ſein Gehirne an der andern ihrem abſchleifen und abfeilen.

Wenn ein junger Menſch auf Reiſen gehen ſoll.

Ich bin der Meynung, man ſollte ihn, gleich von der zarteſten Kindheit an, ſich in der Welt umſehen laſſen: und zwar erſtlich, um auf einmal zweyerley Vortheile zu erhalten, unter den benachbarten Nationen, deren Sprache mehr von der unſerigen abgeht, und an welche ſich folglich die Zunge nicht gewöhnen kann, wenn man ſie nicht bey guter Zeit dazu anhält. Jedermann iſt ja der Meynung, es ſey nicht rathſam ein Kind in dem Schooſe ſeiner Aeltern zu erziehen. Die natürliche Liebe verurſacht, daß auch die Weiſeſten allzu viel Zärtlichkeit und Nachſicht hegen. Sie können weder ſeine Fehler beſtrafen; noch anſehen daß daſſelbe, wie es ſeyn ſoll, etwas hart erzogen, und allerhand Gefährlichkeiten ausgeſetzet wird. Sie können es nicht zugeben, daß es ſchwitzend und ſtaubicht aus ſeinen Stunden kömmt; daß es bald heiß, bald kalt, trinkt. Sie können es nicht mit anſehen, wenn es ein unbändiges Pferd reitet, oder einen derben Stoß mit dem Rappier bekömmt, oder das erſte mal aus einem Feuerrohre ſchieſſet. Es iſt kein ander Mittel: wer aus ſeinem Kinde einen wackern Mann machen will, muß daſſelbe gewiß in den jungen Jahren nicht ſchonen, und öfters wider die Regeln der Arzneykunſt verſtoſſen:

(*) Vitamque ſub dio & trepidis agat in
rebus.

Es

(*) Er muß unter freyem Himmel und immer in Gefahr zu bleiben gewohnt werden. Horat. L. III. Od. 2. v. 5. 6.

Es iſt nicht genug daß man es die Seele anſpannen läßt; man muß es auch die Muskeln an zu ſpannen anhalten. Jene hat allzuviel auf ſich, wenn ſie nicht unterſtützet wird; und bekömmt allzu viel zu thun, wenn ſie alleine zweyerley verrichten ſoll. Ich weiß gar wohl wie ſchwer es der meinigen in Geſellſchaft eines ſo zarten, und ſo empfindlichen Körpers wird, der ſich ſo ſehr auf ſie ſtützet. Ich merke auch gar wohl bey dem Bücherleſen, daß meine Lehrmeiſter in ihren Schriften ſolche Beyſpiele, die meiſtentheils mehr auf eine harte Haut und veſte Knochen ankommen, für eine Großmuth und Herzhaftigkeit ausgeben. Ich kenne Manns und Weibesperſonen, und Kinder, von der Art, daß ſie eine derbe Tracht Prügel weniger, als ich einen Naſenſtüber, achten; und bey den Schlägen weder die Zunge noch die Augenbraunen bewegen. Die Nerven thun mehr dabey als das Herz, wenn es die Kämpfer in Anſehung der Gedult den Weltweiſen nachmachen wollen. Wer Arbeit zu ertragen gewohnt iſt, iſt auch Schmerz zu ertragen gewohnt: (*) labor callum obducit dolori. Man muß ein Kind zu peinlichen und beſchwerlichen Leibesübungen anhalten, um daſſelbe zu der Pein und den Schmerzen die es bey Verrenkungen, bey der Kolik, bey Brennmitteln, ia ſelbſt in dem Gefängniſſe, und auf der Folterbank, aus zu ſtehen haben möchte, vor zu bereiten: denn, vielleicht kann es auch dieſen letztern etwa einmal ausgeſetzet werden; als in welche, nachdem die Zeiten

(*) Die Arbeit macht daß wir den Schmerz nicht empfinden. Cic. *Tuſcul. Quaeſt.* L. II. c. 15.

ten ſind, rechtſchaffene Leute ſo wohl, als böſe Leute, gerathen. Wir erfahren es ietzo. Wer die Geſetze angreift, drohet den ehrlichen Leuten mit Staupenſchlägen und dem Strange. Ferner wird auch die Gewalt des Hofmeiſters über daſſelbe, welche doch unumſchränkt ſeyn ſollte, durch die Gegenwart der Aeltern unterbrochen und gehemmet. Hierzu kömmt noch daß die Ehrerbietung, welche die Bedienten gegen daſſelbe bezeigen, die Kenntniß des Vermögens und der Größe ſeines Hauſes, meines Erachtens in dieſen Jahren keine kleinen Unbequemlichkeiten ſind.

Jungen Leuten iſt die Beſcheidenheit ſehr nöthig.

Ich habe öfters bemerket, daß man bey dem Umgange mit Leuten einen Fehler begeht, und an ſtatt andere kennen zu lernen, ſich ſelbſt bekannt zu machen ſucht: daß man mehr bemüht iſt ſeine Waare an zu bringen, als ſich neue an zu ſchaffen. Das Schweigen, und die Beſcheidenheit, ſind Eigenſchaften, welche zu dem Umgange ſehr bequem ſind. Man muß daher einen iungen Menſchen gewöhnen ſeine Geſchicklichkeit zu ſparen und damit zurück zu halten, wenn er einige beſitzt; und ſich nicht an die Thorheiten und Poſſen zu kehren, die man etwa in ſeiner Gegenwart erzählen möchte: denn wer alles verwirft, was nicht nach ſeinem Geſchmacke iſt, begeht eine grobe Unbeſcheidenheit. Er muß ſich begnügen ſich ſelbſt zu beſſern. Er muß nicht gleich alles, was er ſelbſt zu thun Bedenken trägt, andern vor zu rücken ſcheinen, auch nicht allgemeine Gewohnheiten mißbilligen. (*) Licet ſapere ſine pompa, ſine inui-

(*) Man kann ohne ein Aufſehen zu machen, ohne ſich Neid zu zu ziehen, weiſe ſeyn. Sen. *Epiſt.* 103. zu Ende.

uidia. Er muß die gebieteriſchen und unhöflichen Manieren, und den kindiſchen Ehrgeitz überklug zu thun, um eine andere Perſon vor zu ſtellen, vermeiden; und ſich nicht, gleich als ob das Tadeln und die Neuerungen eine ſeltene Waare wären, dadurch einen großen Namen zu machen ſuchen. Gleichwie es nur großen Dichtern erlaubt iſt, ſich der in ihrer Kunſt üblichen Freyheiten zu bedienen: eben ſo ſteht es auch nur großen und erlauchten Seelen an, ſich über die Gewohnheit etwas heraus zu nehmen. (*) Si quid Socrates et Ariſtippus contra morem et conſuetudinem fecerunt, idem ſibi ne arbitretur licere: magnis enim illi et diuinis bonis hanc licentiam aſſequebantur. Man muß ihm die Erinnerung geben, ſich in keinen Wortwechſel und keinen Streit ein zu laſſen, wenn er nicht eine ihm anſtändige Widerpart vor ſich ſieht: und ſich auch alsdann nicht einmal aller Vortheile, die ihm nützen können, ſondern nur der allernützlichſten zu bedienen. Man gewöhne ihn in der Wahl und dem Ausleſen ſeiner Gründe vorſichtig zu ſeyn; nichts zu ſagen, was ihm gereuen könnte; und die Kürze zu lieben. Vor allen Dingen muß man ihn anweiſen, ſich der Wahrheit zu unterwerfen und gefangen zu geben, ſo bald er dieſelbe erblickt: ſie mag ſich nun in der Hand ſeines Gegners, oder wenn er ſich recht beſinnt bey ihm ſelbſt zeigen. Denn, er wird doch nicht

(*) Haben Sokrates und Ariſtipp der Gewohnheit und dem Gebrauche zuwider gehandelt, ſo darf er deswegen nicht denken es ſey ihm auch erlaubt. Denn, iene haben dieſe Freyheit durch ihre großen und göttlichen Gaben erlangt. Cic. *de Off.* L. I. cap. 41.

auf den Lehrſtul ſteigen, um eine vorgeſchriebene Rolle her zu ſagen: und iſt alſo zu keiner Sache gehalten, als weil er ſie billiget. Er wird auch nicht unter die Zunft kommen, in welcher man die Freyheit ſich zu beſinnen und ſeine Gedanken zu ändern für baares Geld erkauft. Neque vt omnia, quae praeſcripta et quaſi imperata ſunt, defendat, neceſſitate vlla cogitur (*).

Ein junger Menſch muß ſeinem Landesherrn zugethan ſeyn, doch ohne am Hofe Dienſte an zu nehmen.

Wenn ſeine Vorgeſetzten meines Sinnes ſind, ſo werden ſie ihm die Neigung ſich als den getreueſten, ergebenſten, und herzhafteſten Unterthan ſeines Landesherrn zu bezeigen, einpflanzen: aber die Begierde ſich anders, als nach der allgemeinen Pflicht dazu verbindlich zu machen, mäſſigen. Das Urtheil eines beſoldeten und erkauften Mannes iſt entweder nicht recht aufrichtig und frey; oder mit Unvorſichtigkeit und Undankbarkeit befleckt: ohne vieler andern Unbequemlichkeiten zu erwähnen, welche unſere Freyheit durch dieſe beſondere Verbindlichkeiten verletzen. Ein bloſſer Hoffmann kann und darf von ſeinem Herrn, der ihn vorzüglich vor ſo vielen tauſend andern Unterthanen mit eigener Hand ernähret und erhoben hat, nicht anders als vortheilhaft reden oder denken. Dieſe Gnade, und dieſer Nutzen, verfälſchen nicht ohne allen Grund ſeine Offenherzigkeit, und verblenden ihn. Daher ſieht man gemeiniglich daß ſolche Leute eine ganz andere Sprache führen, als die übrigen Mitglieder eines Staats, welche auch in dieſem Stücke wenig Glauben verdienet.

Seine

(*) Er iſt ganz und gar nicht gezwungen, alles, was ihm vorgeſchrieben und gleichſam aufgelegt iſt, zu vertheydigen. Cic. *Acad. Quaeſt.* L. IV. c. 3.

Seine Gewiſſenhaftigkeit und Tugend müſſen aus ſeinen Reden hervorleuchten, und bloß die Vernunft zur Führerinn haben. Man muß ihm vorſtellen, daß das Geſtändniß eines Fehlers, den er in ſeinen eigenen Schlüſſen bemerkt hat, wenn derſelbe gleich von niemanden anders als ihm bemerkt worden iſt, eine Wirkung der Urtheilskraft und Aufrichtigkeit iſt, worauf er vornämlich zu ſehen hat. Daß die Hartnäckigkeit und Zankſucht gemeine, und mehr den niedrigſten Seelen anſtändige Eigenſchaften ſind. Daß hingegen derienige, welcher ſich in der erſten Hitze gleich anders beſinnet, ſeinen Fehler ſelbſt ändert, und eine üble Parthey verläßt, eine ſeltene, edele, und einem Weltweiſen anſtändige Eigenſchaft beſitzt.

Man muß einen iungen Menſchen zur Aufrichtigkeit angewöhnen.

Man muß ihn ferner erinnern, in Geſellſchaften auf alles Acht zu haben. Denn ich habe beobachtet, daß gemeiniglich nicht eben ſo gar geſchickte Leute oben an ſitzen, und daß der hohe Stand und die Fähigkeit ſelten beyſammen ſind. Ich habe geſehen, daß man oben an einer Tafel von der Schönheit der Tapeten, oder von dem Geſchmacke des Malvaſiers geredet hat, und unten unterdeſſen viel ſchöne Gedanken verlohren gegangen ſind. Er muß einen ieden, einen Hirten, einen Mäurer, einen Reiſenden, ausforſchen. Er muß ſich alles zu Nutze machen. Er muß iedem von ſeiner Waare etwas abnehmen: denn, in der Haushaltung kann man alles brauchen. Selbſt die Thorheit und die Schwachheit eines andern wird ihm zur Lehre dienen. Wenn er eines ieden Vorzüge und Manieren genau betrachtet: ſo wird dadurch bey ihm ein Verlangen nach dem Guten, und ein Abſcheu vor dem Böſen entſtehen.

Man muß ihn erinnern, daß er auf alles, was in in Geſellſchaften vorgeht, ein wachſames Auge haben muß.

Man muß ihm eine anſtändi- ge Neu- gierde ein- pflanzen.

Man bringe ihm ferner eine Neugierde bey, nach allen Dingen zu fragen. Auf dieſe Art wird er alles ſehen, was ſonderbares um ihn iſt: ein Gebäude, einen Springbrunnen, einen Menſchen, den Ort wo ehedem eine Schlacht gehalten worden iſt, wo Cäſar oder Carl der Große durchgezogen ſind.

(*) Quae tellus ſit lenta gelu, quae putris ab aeſtu,
Ventus in Italiam quis bene vela ferat.

Die Erler- nung der Geſchicht- kunde wird ihm ſehr nütz- lich ſeyn.

Er wird ſich nach den Sitten, nach der Macht, nach den Bündniſſen, dieſes oder ienes großen Herrn erkundigen. Dieſe Sachen ſind ſehr angenehm zu hören, und ſehr nützlich zu wiſſen. Unter denenienigen Leuten aber, mit welchen er umgehen ſoll, begreife ich unter andern vornämlich die, welche nur noch in den Büchern leben. Er muß vermittelſt der Geſchichte mit den größten Männern der beſten Jahrhunderte Umgang pflegen. Dieſe Kenntniß nützt nichts, wenn es einer nicht recht angreift: allein, wenn es einer recht angreifet, iſt ſie auch von unſchätzbarem Nutzen; und die einzige, welche ſich, nach Platons Berichte, die Lacedämonier vorbehalten hatten (**). Wie vortheilhaft wird es ihm nicht auf dieſer Seite ſeyn die Lebensbeſchreibungen unſers Plutarchs zu leſen? Allein mein Führer muß auch ſeine Pflicht nicht vergeſſen, und ihm nicht ſowohl den Zeitpunkt von der Zerſtörung der Stadt Car-

(*) Wo die Erde durchfrohren, wo ſie vor Hitze verbrannt iſt. Welcher Wind zur Reiſe nach Italien am bequemſten iſt. Propert. L. IV. *Eleg.* 3. v. 39. 40.

(**) Plato in *Hippia maiore* T. III. p. 249.

Carthago, als vielmehr Hannibals und Scipions Sitten einprägen: nicht ſo wohl wo Marcell geſtorben iſt, als warum er auf eine ſeiner Pflicht unanſtändige Art daſelbſt geſtorben iſt. Er muß ihm nicht ſo wohl die Geſchichte beybringen, als ihm vielmehr darüber urtheilen lehren. Meines Bedünkens äußert ſich der Unterſcheid der Gemüther bey keiner Materie mehr, als bey dieſer. Ich habe in dem Titus Livius hundert Sachen geleſen, die ein anderer nicht darinnen geleſen hat. Plutarch hat hunderterley darinnen geleſen, was ich nicht habe leſen können, und was vielleicht dieſer Schriftſteller nicht einmal hinein gebracht hat. Einige ſuchen bloß die Sprache daraus zu lernen: andere die Zergliederungskunſt der Weltweisheit, vermittelſt welcher man die verborgenſten Theile unſerer Natur entdeckt. Man findet in dem Plutarch viele weitläuftige und wiſſenswürdige Betrachtungen: denn, nach meinem Sinne iſt er in dergleichen Stücken ein Meiſter. Allein, es giebt tauſend darinnen, die er nur obenhin berühret hat. Er weißt uns nur mit dem Finger den Weg, welchen wir, wenn es uns beliebt, gehen können; und begnügt ſich zuweilen uns mitten in einer Abhandlung nur einen Wink zu geben. Man muß ſie von da wegnehmen, und an den Mann zu bringen ſuchen. So haben vielleicht ſeine Worte, **die Völker in Aſien dienen einem einzigen, weil ſie eine einzige Syllbe nicht ausſprechen können**, nämlich **Nein**, dem la Boetie (*) Stoff und Anlaß zu ſeiner freywilligen

(*) Dieſes iſt der Name desienigen Freundes des Montagne, von welchem ich anderwärts mehr zu ſagen

Dienſtbarkeit gegeben. Ja, es iſt ſo gut als eine Abhandlung, wenn man ihn eine Handlung von ſchlechter Wichtigkeit in dem Leben eines Menſchen, oder ein Wort, das dem Anſehen nach nicht viel bedeutet, ausleſen ſieht. Es iſt Schade, daß Leute von Einſicht ſo ſehr die Kürze lieben. Ohne Zweifel erlangen ſie dadurch mehr Ruhm: aber wir haben deſto weniger Vortheil davon. Plutarch will ſich lieber durch ſeine Urtheilskraft, als durch ſeine Gelehrſamkeit, berühmt machen. Er will lieber daß wir uns nach ihm ſehnen, als ſeiner überdrüßig werden ſollen. Er wußte daß man auch von guten Sachen allzuviel ſagen kann, und daß Alexandrides demienigen, welcher vor den Ephorn zwar ſchöne, aber allzu lange Reden hielt, mit Rechte den Vorwurf gemacht hat: (*) **Mein lieber Fremdling, du ſagſt was Recht iſt, aber**

ſagen Gelegenheit haben werde. Er hieß Stephan de la Boetie, und verfertigte das Buch von der freywilligen Dienſtbarkeit, welches Montagne hier anführet, und wovon er unten Hauptſt. XXVII. umſtändlicher reden wird. Es iſt eine ſehr ſeltſame Sache, daß man in allen Auflagen, welche ich zu Rathe habe ziehen können, an ſtatt la Boëtie, la Boeotie geſetzt hat, welches ein Stück von Griechenland war; und daß man in allen denen, in welchen das, was auf ieder Seite enthalten iſt, an dem Rande kurz angezeiget worden iſt, ſagt, dieſes Land ſey bey Gelegenheit des von Plutarch angeführten Wortes in eine freywillige Dienſtbarkeit gerathen. Ein trauriger Zufall, welchen man an dem Rande durch dieſe gar nicht zweydeutigen Worte, Servitude volontaire des Boeotiens an zu zeigen beſorgt geweſen iſt! Was für Unordnungen kann nicht ein kleiner Druckfehler machen.

(*) Plutarchus *Apophthegm. Lacon.*

aber nicht recht. Dieienigen, welche einen hagern Körper haben, ſuchen denſelben durch dicke Kleider etwas völliger zu machen. Eben ſo ſuchen auch dieienigen, welche eine magere Materie haben, dieſelbe ein wenig aus zu dehnen.

Der Umgang mit der Welt giebt dem menſchlichen Verſtande ungemein viel Licht. Wir bleiben alle nur zuſammen gedrängt und auf einen Haufen, und ſehen nicht weiter als die Naſe reicht. Man fragte den Sokrates, wo er her wäre: und er antwortete nicht, **aus Athen**, ſondern, **aus der Welt** (*). Er, deſſen Einbildungskraft viel

Der Umgang mit der Welt ſchärft die Urtheilskraft.

R 5

(*) Cic. *Tuſc. Quaeſt.* L. V. c. 37. und Plutarch. *de Exſilio* c. 4. Montagne beobachtet hier ſehr weislich, daß man den Kindern bey guter Zeit die **Menſchenliebe** einflöſſen ſoll, welche den redlichen Sokrates veranlaſſet hatte, das ganze menſchliche Geſchlecht lieb zu gewinnen. Es iſt deſto nöthiger dieſer allgemeinen Zuneigung bey der Erziehung der Kinder beſonders zu erwähnen, da ihnen die gewöhnlichen Erziehung vielmehr eine dieſer Tugend gerade entgegen geſetzte Art zu denken beybringt. In Spanien verachtet ein Kind, ſo bald es nur zu lallen anfängt, ſchon die Franzoſen und Portugieſen; und in Portugall und Frankreich fangen die Kinder faſt eben ſo bald an den Spaniern übel zu begegnen. Dieſe unmenſchliche Gewohnheit iſt von dem feſten Lande in die Inſeln gedrungen, wo ſie ſehr leicht Eingang gefunden hat. Und hierinnen ahmen die Kinder bloß ihren Vätern nach. Jedes Volk iſt gewohnt ſeine Nachbarn zu haſſen; und alle Völker, welche eine andere Sprache reden, oder ſich anders kleiden, mit Verachtung zu betrachten. Und faſt allerwegen unterhalten und beſtärken die Staatsklugheit und Religion dieſe ſchöne Geſinnung. Allein ob man gleich die **Menſchen**liebe

viel größer und von viel weitern Umfange war, liebte die ganze Welt wie ſeine Vaterſtadt, und gönnte ſeine Bekanntſchaft, ſeine Geſellſchaft, ſeine Zuneigung, dem ganzen menſchlichen Geſchlechte, und ſahe nicht wie wir nur auf das, was vor ſeinen Füſſen lag. Wenn in meinem Dorfe

liebe auch in den geſitteſten Ländern in der That ſehr wenig ſpüret: ſo iſt ſie doch der Grund aller geſellſchaftlichen Tugenden; ia, ſo gar auch der meiſten, chriſtlichen. Ohne ſie ſind dieſe Tugenden nichts als nichtige Schatten. Denn, was ſind die Gerechtigkeit, die Güte, die Aufrichtigkeit, die Liebe, wenn ſie in ein einziges Land eingeſchränkt, durch einen Berg, durch einen Strom, durch einen Meerbuſen, begränzet werden, und ſich alle Art von Härtigkeit, von Ungerechtigkeit, von Liſt und Betrug, gegen die Menſchen, welche außer dieſen Gränzen leben, für erlaubt halten? Es iſt außerdem gewiß, daß die Menſchenliebe hauptſächlich den mächtigſten Völkern ſehr nöthig wäre; als welche eben hierdurch beſtändig in die Verſuchung gerathen derſelben Pflichten zu verletzen. Wie vielen augenſcheinlich ungerechten Kriegen, wie vielen unverſchämten Treuloſigkeiten in dem Handel, wie vielen übelgegründeten Erbitterungen, welche die Völker vieler gegenſeitiger Hülfe berauben, würde ſie nicht zuvor kommen? Sie iſt alſo eine Tugend, welche man vornämlich den Kindern anpreiſen ſollte; und die man ihnen ſo frühzeitig natürlich zu machen ſuchen ſollte, als man ihnen gemeiniglich die entgegengeſetzte Leidenſchaft einflöſſet. Nichts würde geſchickter ſeyn ihnen edele Abſichten bey zu bringen, ihr Herz mit ſanftmüthigen und billigen Neigungen zu erfüllen, als die Betrachtung dererienigen Pflichten, welche ſie allen Völkern auf der ganzen Erde ſchuldig ſind, deren Vater Gott iſt, und die er alle auf gleiche Art in ſeinen Schutz nimmt. = Dieſes iſt nichts, als eine kleine Umſchreibung

ſe die Weinſtöcke erfrieren, braucht mein Pfarrer dieſes zu einem Beweiſe, daß Gott über das menſchliche Geſchlecht zornig ſey; und urtheilet daraus die Cannibalen müßten ſchon den Pips haben (*). Wer ſchreyet nicht, bey dem Anblicke unſerer bürgerlichen Kriege, die Welt ſey ihrem Untergange nahe, und der jüngſte Tag ſey uns auf dem Halſe: ohne zu bedenken, daß viel ſchlimmere Zeiten geweſen ſind, und daß zehen tauſend Theile der Welt nichts deſtoweniger indeſſen die beſten Tage genieſſen? Jch, meines Theils, wundere mich daß die Zeiten, da alles ungeſtraft hingeht, noch ſo leidlich und erträglich ſind. Wenn es einem auf den Kopf hagelt, ſo meynt er gleich der Sturm und das Ungewitter erſtreck-

bung desjenigen, was uns Montagne hat ſagen wollen, wenn er ſpricht: „daß Sokrates die gan„ze Welt wie ſeine Vaterſtadt lieb gewonnen habe, „daß er ſeine Bekanntſchaft, ſeine Geſellſchaft, und „ſeine Zuneigung, dem ganzen menſchlichen Ge„ſchlechte gegönnet, und nicht wie wir, nur das, was „vor ſeinen Füſſen gelegen, geſehen habe.„

(*) **Daß die Cannibalen ſchon für Durſt ſterben möchten.** Jch gründe dieſe Erklärung auf das vorhergehende, daß wenn die Weinſtöcke in einem Dorfe in Perigord erfrieren, der Prieſter dieſes zu einem Beweiſe des Zorns Gottes über das menſchliche Geſchlecht braucht, und daraus folgert die Cannibalen müßten ſchon den Pips, (la pepie) das iſt, eine für Durſt verbrannte Zunge haben. Die Hüner können nicht ſaufen, wenn ſie den Pips haben. So geht es alſo auch den Cannibalen, nach dieſes ehrlichen Prieſters Meynung: welcher ſich einbildet, ein kleiner Zufall, der ſich in ſeinem Dorfe ereignet, müſſe die ganze Erdkugel betreffen.

erſtreckten ſich über die ganze Halbkugel. Jener Savoyer ſagte, wenn ſich der tumme König von Frankreich ſein Glücke recht zu Nutze gemacht hätte, ſo hätte er Haushofmeiſter bey ſeinem Herzoge werden können. Er konnte ſich keine gröſſere Hoheit, als ſeines Herrn ſeine, einbilden. Wir ſtecken, ohne es gewahr zu werden, alle in eben dem Irrthume: einem Irrthume, der von wichtigen Folgen und ſehr nachtheilig iſt. Allein, wer ſich, wie in einem Gemählde, das große Bild unſerer Mutter der Natur in ihrer ganzen Majeſtät vorſtellet; wer in ihrem Geſichte eine ſo allgemeine und beſtändige Mannichfaltigkeit lieſet; wer ſich, und nicht ſich, ſondern ein ganzes Königreich, darinnen wie einen Strich von einem ſehr feinen Pinſel ſieht: der ſchätzet allein die Dinge nach ihrer wahren Größe.

Einem jungen Menſchen muß die Welt ſtatt eines Buches dienen.

Dieſe große Welt, welche einige gleichſam noch in verſchiedene unter einem einzigen Geſchlechte begriffene Arten eintheilen, iſt der Spiegel, in welchem wir uns beſehen müſſen, wenn wir unſere wahre Geſtalt ſehen wollen. Kurz, dieſe ſoll meinem Lehrling ſtatt eines Buches dienen. So viel verſchiedene Gemüthsarten, Sekten, Urtheile, Meynungen, Geſetze, und Gewohnheiten, lehren uns die unſrigen richtig beurtheilen, und lehren unſerm Verſtande ſeine eignen Unvollkommenheiten und natürlichen Schwachheiten erkennen, welches nichts geringes iſt. So viele Staatsveränderungen, ſo viele Abwechſelungen in dem allgemeinen Wohlſtande der Länder, zeigen uns, daß wir aus den unſrigen kein Wunderwerk machen dürfen. So viele in der Vergeſſenheit begrabene Namen, Siege, und Eroberungen, ma-

chen die Hoffnung lächerlich, uns unſterblich zu machen, wenn wir zehen arme Schelme gefangen bekommen, und ein elendes Neſt einnehmen, von welchem, ehe es eingefallen iſt, kein Menſch etwas gewußt hat. Die ſtolze und übermüthige Pracht in ſo vielen fremden Ländern, die aufgeblaſene Majeſtät ſo vieler Höfe und Mächte, ſtärket und bewähret das Geſicht, daß wir den Schimmer der unſrigen ohne Blinzeln vertragen können. So viele tauſend vor uns begrabene Menſchen machen uns ein Herz ohne Furcht zu ſo guter Geſellſchaft in die andere Welt zu gehen: und ſo weiter. **Unſer Leben, ſagte Pythagoras, gleicht der großem und anſehnlichem Verſammlung bey den Olympiſchen Spielen (*). Einige üben ihren Körper, um den Preis davon zu tragen. Andere bringen Waaren zu verkaufen dahin, um dadurch zu gewinnen. Es giebt aber einige (und dieß ſind eben nicht die ſchlimmſten) welche keinen andern Vortheil daſelbſt ſuchen, als zu ſehen wie und warum**

(*) Similem ſibi videri vitam hominum & mercatum eum, qui haberetur maximo ludorum apparatu totius Graeciae celebritate. Nam vt illic alii corporibus exercitatis gloriam & nobilitatem coronae peterent, alii emendi aut vendendi quaeſtu & lucro ducerentur: eſſet autem quoddam genus eorum, idque vel maxime ingenuum, qui nec plauſum, nec lucrum, quaererent; ſed videndi cauſſa venirent, ſtudioſeque perſpicerent quid ageretur & quo modo: ita nos, quaſi in mercatus quandam celebritatem ex vrbe aliqua, ſic in hanc vitam ex alia vita & natura profectos. Cic. *Tuſc. Quaeſt.* L. V. c. 3.

um iedes geſchieht, und Zuſchauer bey dem Leben der andern Menſchen ab zu geben, um ihr eigenes darnach zu beurtheilen und ein zu richten.

Die Sittenlehre muß einem iungen Menſchen bey guter Zeit eingepräget werden.

Mit den Beyſpielen kann man füglich alle die nützlichſten Lehren der Weltweisheit vereinbaren, nach welcher die menſchlichen Handlungen, als nach ihrer Richtſchnur, geprüfet werden müſſen. Man muß ihm ſagen,

(*) Quid fas optare, quid aſper
Vtile nummus habet, patriae cariſque propinquis
Quantum elargiri deceat, quem te Deus eſſe
Juſſit, & humana qua parte locatus es in re,
Quid ſumus, aut quidnam victuri gignimur . . . .

Was wiſſen oder nicht wiſſen heißt; welches der Zweck unſers Studirens ſeyn ſoll; was Herzhaftigkeit, Mäßigkeit, und Gerechtigkeit, ſind; was zwiſchen der Ehrſucht und dem Geize, zwiſchen

(*) Perſ. *Sat.* III. v. 69-72.
Was man ſich wünſchen ſoll; welch Gutes und wie viel
In Gold und Silber liegt; was man in dieſem Leben
Davon dem Vaterland und einem Freund ſoll geben;
Was Gott aus uns gemacht; wohin er uns geſtellt.
. . . . .
Und was wir alle ſind, wozu man uns gebohren.

Montagne hat für gut befunden, den Vers *Quid ſumus* u. ſ. w. zu verſetzen; denn dieſer geht in den Perſius voran, und iſt der ſieben und ſechzigſte.

ſchen der Knechtſchaft und Unterwürfigkeit, zwiſchen dem Muthwillen und der Freyheit, für ein Unterſcheid ſey; an welchen Kennzeichen man das wahre und ächte Vergnügen erkennen kann; wie weit man den Tod, den Schmerz, und die Schande zu fürchten hat;

(*) Et quo quemque modo fugiatque feratque laborem.

Was für Treibfedern uns in Bewegung ſetzen, und was die Urſache ſo vielerley verſchiedener Regungen in uns iſt. Denn, mich dünkt, man ſollte ihm vor allen Dingen ſolche Anweiſung geben, die ſeine Sitten und ſeinen Verſtand beſſerte, die ihn zur Selbſterkenntniß brächte, die ihn anſtändig ſterben und anſtändig leben lehrete. Wir wollen unter den freyen Künſten von derjenigen Kunſt, welche uns frey machet (**), anfangen. Doch, recht zu ſagen, dienen ſie uns alle einigermaßen unſer Leben gehörig ein zu richten; gleichwie auch alle andere Dinge gewiſſer maßen ebenfalls dazu dienen. Allein, wir wollen diejenigen heraus nehmen, welche unmittelbar und eigentlich dazu dienet. Wenn wir das, was zu unſerm Leben erfordert wird, in ſeine gehörigen und natürlichen Schranken zu bringen wüßten: ſo würden wir finden, daß wir den meiſten Theil der Wiſſenſchaften, welche im Gebrauche ſind, zu nichts brauchen können. Ja, auch bey denjenigen, welche wir brauchen können, ſind ſehr unnütze

(**) *Aeneid.* L. III. v. 459.
Und wie man alle Noth bezwinget und erträget.

(**) Vnum ſtudium vere liberale eſt, quod liberum facit. Senec. Ep. 88.

ſe Weitläuftigkeiten und Tiefen, daß wir wohl am beſten thäten, wenn wir davon blieben, und nach des Sokrates Anweiſung (*) bey denenjenigen, denen es an Nutzbarkeit fehlet, ſtehen blieben.

(**) Sapere aude.
Incipe. Viuendi qui recte prorogat horam,
Ruſticus expectat dum defluat amnis: at ille
Labitur, & labetur in omne volubilis aeuum.

Es iſt eine große Einfalt, daß wir unſern Kindern lernen

(***) Quid moueant piſces, animoſaque figura leonis,
Lotus & Heſperia quid capricornus aqua?

Die Sternkunſt und die Bewegung der achten Sphäre, ehe ſie ihre eigenen wiſſen.

(†) Τι Πλειαδεσσι κᾳμοι
Τι δ' αςραςι Βοεωτεω

Anexi-

(*) Diog. Laërt. in *Vita Socratis Lib. II. Segm.* 21. -- Socrates primus philoſophiam deuocauit e caelo -- & coëgit de vita & moribus, rebusque bonis & malis quaerere. Cic. *Tuſc. Quaeſt. L. V c.* 4.

(**) Wage es einmal. Mache einen Anfang weiſe zu handeln. Wer ſich zu beſſern verſchiebt, gleicht ienem Bauer, welcher warten wollte bis der Fluß verlauſen wäre, der noch immer läuft, und in Ewigkeit laufen wird. Horat. *Epiſt.* L. I. v. 40-43.

(***) Was die Fiſche, was der Löwe, was der Steinbock der ſich in das heſperiſche Meer ſenket, für Einfluß haben. Propert. L. IV. *Eleg.* 1. v. 85. 86.

(†) *Anacreon* Od. XVII. v. 10. 11.

Was gehn mich die Pleiaden
Was der Bootes an?

Anaximenes (*) ſchrieb dem Pythagor: **Wie kann ich mich um die Geheimniſſe der Sternen bekümmern, da ich den Tod oder die Knechtſchaft beſtändig vor Augen habe?** Denn die Perſiſchen Könige machten damals ſein Land mit Kriege zu überziehen Anſtalt. Eben das muß ein ieder ſagen. Ich werde von Ehrſucht, von Geitze, von Verwegenheit, von Aberglauben, angefallen; und habe noch viel andere Feinde meines Lebens in mir: wie kann ich der Bewegung der Welt nachdenken?

Nachdem man einem jungen Menſchen dasjenige gelehret hat, was ihn weiſer zu machen und zu beſſern geſchickt iſt, kann man ihn auch unterrichten, was die Vernunftlehre, die Naturlehre, die Meßkunſt, und die Redekunſt, ſind: und weil ſein Verſtand ſchon geſchärfet iſt, ſo wird er mit der Wiſſenſchaft, die er ſich wählet, gar bald zu Stande kommen. Die Unterweiſung muß bald geſprächweiſe, bald aus einem Buche geſchehen. Bald muß ihm ſein Vorgeſetzter den Schriftſteller, welcher zu der Abſicht ihn zu unterrichten geſchickt iſt, ſelbſt vorlegen; bald muß er ihm nur das Mark, und das nahrhafteſte bereits gekauet, geben. Sollte er aber für ſich nicht genungſame Bücherkenntniß beſitzen, daß er alſo die darinnen befindlichen ſchönen Abhandlungen nicht finden könnte: ſo müßte man ihm, zur Bewerkſtelligung ſeines Vorhabens, einen gelehrten Mann zu geben, der ihm alle Augenblicke den nöthigen Vorrath verſchaffet, welchen er ſeinem Untergebenen über-

Zu welcher Zeit man ein Kind in den Wiſſenſchaften unterrichten ſoll.

(*) Diog. Laert. L. II. Segment. 4.

überreichen und ertheilen kann. Und wer zweifelt daran, daß dieſe Art zu unterrichten nicht leichter und natürlicher ſeyn ſollte, als des Gaza (*) ſeine? Jenes ſind verwirrte und verdrüßliche Lehren, nichtige und trockene Worte, aus welchen man nichts nehmen kann, die nichts enthalten was den Geiſt aufmuntert. Hier gegentheils findet die Seele etwas, wo ſie anbeiſſen und woran ſie ſich ſättigen kann. Die Frucht iſt ungleich beſſer, und wird auch bald zur Reife gelangen.

Die Weltweisheit wird auch von verſtändigen Leuten verachtet, und warum.

Es iſt ewig Schade daß es zu unſern Zeiten ſo weit gekommen iſt, daß ſo gar verſtändige Leute die Weltweisheit für ein leeres und ſchwärmeriſches Wort halten, welches keinen Nutzen hat, und ihrer Meynung nach ſo wohl, als in der That, von keinem Werthe iſt. Ich glaube, daß die vielen Ergo, mit welchen die Zugänge zu derſelben beſetzt ſind, hieran Schuld haben. Man irret ſich ſehr, wenn man vorgiebt, ſie verſtattete den Kindern keinen Zutritt, und wenn man ſie mit einen mürriſchen, ſauern, und fürchterlichen Geſichte abmalet. Wer hat ihr dieſe bleiche und häßliche Larve angelegt? Es kann nichts munterer, aufgeweckter, luſtiger, und bald hätte ich geſagt, kurzweili-

(*) Er war aus Theſſalonich gebürtig, und kam gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhundertes, nebſt vielen andern Gelehrten, aus Griechenland in Italien. Gaza trug vieles zur Wiederherſtellung der ſchönen Wiſſenſchaften in unſerm Europa bey. Seine Griechiſche Sprachlehre, von welcher Montagne hier redet, iſt von den Gelehrten hochgeſchätzet worden; man hat aber geglaubt, ſie wäre für Anfänger zu dunkel. Und hierauf zielt Montagne vielleicht hier.

weiliger, als ſie ſeyn. Sie ſchwatzt von nichts als von Wohlleben, und guten Tagen. Eine traurige und niedergeſchlagene Mine zeiget an, daß ſie da nicht herberget. Der Sprachlehrer Demetrius traf einmal in dem Delphiſchen Tempel einen Schwarm Weltweiſen beyſammen ſitzend an, und ſagte zu ihnen (*): Ich müßte mich ſehr irren, oder ihr habt nicht mit einander geſchwatzet, daß ich euch ſo ruhig und aufgeräumt finde. Einer von denſelben, Herakleon aus Megara, gab hierauf zur Antwort: Mögen doch immer diejenigen, welche unterſuchen ob das futurum des Worts βαλλω ein doppeltes λ hat, oder welche die Abänderung der Vergleichungsſtaffeln (Comparatifs) χειρον und βελτιον und der ſuperlatiuorum, χειριϛον und βελτιϛον ſuchen, die Stirne in Falten legen, wenn ſie von ihrer Wiſſenſchaft mit einander ſprechen: allein die Geſpräche der Weltweiſen pflegen diejenigen, welche ſich darein einlaſſen, aufgeweckt und luſtig, nicht aber mürriſch und traurig zu machen.

(*) Deprendas animi tormenta latentis in aegro
Corpore, deprendas & gaudia: ſumit vtrumque
Inde habitum facies.

Eine Seele, in welcher die Weltweisheit wohnet, muß durch ihre Geſundheit auch den Körper geſund machen. Sie muß ihre Ruhe und Zufrie- Die Freude, und Munterkeit iſt ein Zeichen der Weisheit.

(*) Plutarch. de *defectu Oraculorum.*
(**) Man erkennt den Gram, man erkennt auch die Freude des unſichtbaren Geiſtes an dem Körper. Man ſieht einem beyde am Geſichte an. Juuenal. *Sat.* II. v. 18. 19.

friedenheit auch äußerlich hervorleuchten laſſen. Sie muß auch das äußerliche nach ihrer Form bilden, und folglich mit einem einnehmenden, muntern und freudigen Weſen, mit zufriedenen und leutſeligen Gebärden, ausrüſten. Eine beſtändige Frölichkeit iſt das ſicherſte Merkmal der Weisheit. Sie iſt, wie die Dinge über dem Monde, allezeit heiter. Das **Baroco** und **Baralipton** machen ihre Leute ſo ſchmutzig und rauchricht. Die Weltweisheit thut es nicht; denn iene kennen ſie nur dem Namen nach. Was? Sie ſucht die Gemüthsſtürme zu vertreiben, den Hunger und die Fieber lächeln zu lehren: nicht durch eingebildete Epicyklen; ſondern durch natürliche und handgreifliche Gründe.

Das wahre Bild der Tugend. Wo ſie ihre Wohnſtatt hat.

Sie hat die Tugend zum Zwecke, welche nicht, wie man in den Schulen vorgiebt, auf der höchſten Spitze eines ſteilen, rauhen, und unzugänglichen Berges wohnet. Diejenigen, welche ſich ihr genähert haben, behaupten vielmehr, ſie habe ihren Aufenthalt in einer ſchönen, fruchtbaren und blühenden Ebene; allwo ſie alle Dinge weit unter ſich ſiehet. Ja, wer nur die Gelegenheit recht weiß, kann auf einem ſchattichten, beraſeten, und mit Blumen bedeckten Wege, mit Luſt über eine gemächliche und ebene Anhöhe, wie die nach dem Himmelsgewölbe iſt, dahin gelangen. Weil ſie dieſe höchſtvollkommene, ſchöne, ſieghafte, verliebte, ſo wohl luſtige als herzhafte Tugend, die abgeſagte und unverſöhnliche Feindinn des Kummers, des Verdruſſes, der Furcht, des Zwanges, welche die Natur zur Führerinn, Glück und Wolluſt zu Gefährtinnen hat, nicht gekannt haben: ſo ſind ſie aus Einfalt auf dieſes tolle, trau-

traurige, verdrüßliche, zänkiſche, drohende Bild gefallen, und haben ſie auf einen abgelegenen Felſen, mitten unter Dornen, geſetzt. Ein Geſpenſt, welches einen zu fürchten machen könnte!

Mein Hofmeiſter, welcher weiß, daß er das Gemüth ſeines Untergebenen mit eben ſo viel oder noch mehr Zuneigung, als Ehrerbietung, gegen die Tugend zu erfüllen verbunden iſt, muß denſelben erinnern, daß ſich die Dichter nach der gemeinen Art richten; und muß ihm augenſcheinlich zeigen, daß die Götter mehr den Eingang in die Gemächer der Venus, als der Pallas, beſchwerlich und mühſam gemacht haben. Wenn endlich der junge Menſch ſich ſelbſt kennen zu lernen anfängt, muß er ihm entweder die **Bradamante** oder **Angelika** (*) zur Liebſte zu wählen vorſchlagen. Er muß ihm eine offenherzige, muntere, großmüthige, nicht mannhafte, ſondern männliche und zugleich eine weichliche, gezwungene, verzärtelte, falſche Schöne vorſtellen, iene, als eine iunge Mannsperſon verkleidet, mit einem blitzenden Helme auf dem Haupte: dieſe, als ein Mädchen angekleidet, in einem mit Perlen beſetzten Kopfputze. Wählt er nun anders als iener weibiſche Schäfer aus Phrygien: ſo wird der Hofmeiſter ſo gar ſeine Liebe für männlich zu halten Urſache haben.

Die Tugend muß jungen Leuten tauſendmal liebenswürdiger, als das Laſter, vorgeſtellet werden.

Ferner muß der Hofmeiſter ſeinem Untergebenen die Lehre geben, der Werth und die Größe der wahren Tugend, beſtehe darinnen, daß die Ausübung derſelben leicht, nützlich, angenehm, und von allen Schwierigkeiten ſo weit entfernet iſt,

Als leicht zu erlangen, und als die Quelle des wahren Vergnügens.

 daß

(*) Zwo Heldinnen in Arioſts *Orlando furioſo*.

daß die Kinder ſo wohl als die Erwachſenen, die Einfältigen ſo wohl als die Scharfſinnigen, dazu geſchickt ſind. Die Ordnung iſt ihr Werkzeug, nicht die Stärke. Sokrates, ihr vornehmſter Günſtling, entſchlägt ſich wiſſentlich aller ſeiner Stärke, um deſto leichter und beqvemlicher fort zu glitſchen. Sie iſt die Säugamme der menſchlichen Ergötzlichkeiten. Sie macht dieſelben rechtmäßig, und folglich ſicher und rein. Sie mäßiget dieſelben, daß ſie daher nicht aus dem Athem kommen und immer bey der Luſt bleiben. Sie ſchneidet uns diejenigen ab, welche ihr zuwider ſind; und reizt uns hingegen zu denen, die ſie uns übrig läßt. Sie läßt uns aber aus mütterlicher Liebe alle, die der Natur gemäß ſind, im Ueberfluſſe, und bis zur Sättigung, wo nicht gar bis zum Ueberdruſſe. Denn, wir werden doch vielleicht nicht ſagen, daß die Geſundheitsregeln, welche uns bey dem Trinken die Trunkenheit, bey dem Eſſen die Ueberladung des Magens, und bey der Wolluſt ſchimpfliche Krankheiten zu vermeiden befehlen, Feinde unſerer Ergötzlichkeiten ſind.

Die wahre Verrich-

Wenn ihr das gemeine Glücke fehlt, ſo entwiſcht ſie demſelben (*), oder entſchlägt ſich deſſelben, und

(*) Ich ſehe nicht ein warum Montagne hier einen Unterſcheid macht zwiſchen dem Glücke entwiſchen (echapper à la Fortune) und ſich deſſelben entſchlagen (ſe paſſer de la Fortune). Mir deucht die Tugend entwiſcht dem Glücke nicht anders, als indem ſie ſich deſſelben entſchlägt. Allein, vielleicht irre ich mich hier ſelbſt, weil ich nicht verſtehe was Montagne mit echapper à la Fortune hat ſagen wollen. Ich thue dieſe Erklärung mit Vergnü-

und macht ſich ein ganz eigenes, beſtändiges und dauerhaftes. Sie kann reich, mächtig, und gelehrt ſeyn, und auf wohlriechenden Matrazzen ſchlafen. Sie liebt das Leben. Sie liebt die Schönheit, Ehre, und Geſundheit. Allein beſonders und vorzüglich achtet ſie ſich verbunden, ſich dieſer Güter ordentlich zu bedienen, und dieſelben ſtandhaft zu verlieren. Eine Pflicht, die vielmehr edel, als beſchwerlich iſt, ohne welche unſer ganzer Lebenslauf unnatürlich, unruhig, und häßlich wird; und vielmehr ſelbſt mit Klippen, Dornen, und Ungeheuern umgeben iſt. tung der Tugend.

Sollte der Untergebene von der Gemüthsart ſeyn, daß er lieber eine Fabel, als die Nachricht von einer ſchönen Reiſe, oder als weiſe Reden, höret, wenn er ſie verſteht; ſollte er bey dem Schalle der Trommel, welche die iungen Herzen ſeiner Spielgeſellen anfeuert, ſich nach einer andern umſehen, die ihn zu Poſſenreiſſern einladet; ſollte er ſich vielleicht nicht lieber wünſchen ſtaubicht und ſieghaft aus einem Gefechte, als von dem Ballſpiele und dem Tanzplatze, mit dem erhaltenen Preiſe zurück zu kommen: ſo weiß ich dabey kein anderes Mittel, wenn er auch eines Herzogs Sohn wäre, als daß man ihn in einer hübſchen Stadt zum Paſtetenbecker macht. Plato ſagt, **man müſſe mit den Kindern nicht nach dem Vermögen ihrer Aeltern umgehen, ſondern nach dem Vermögen ihrer eigenen Seelen.**

Ein Kind muß in der Weltweisheit unterrichtet werden.

Da uns die Weltweißheit recht zu leben lehrt, und da die Kindheit eben ſo wohl als die andern Alter, Unter-

Vergnügen, in Hoffnung, daß ſich iemand die Mühe geben wird dieſes Räzel aus zu legen.

Unterricht darinnen findet: warum unterweiſet man ſie dann nicht darinnen?

(*) Vdum & molle lutum eſt, nunc, nunc properandus & acri
Fingendus ſine fine rota.

Man lehrt uus recht leben, wenn das Leben vorüber iſt. Hundert iunge Menſchen haben ſich garſtige Krankheiten zugezogen, ehe ſie in dem Ariſtoteles etwas von der Mäßigkeit gehöret haben. Cicero ſagt, er würde keine Luſt an dem Leſen der Lyriſchen Dichter finden, und wenn er auch ein zwiefaches Menſchenalter erreichen ſollte (*). Doch, ich befinde, daß die Ergoiſten auf eine weit traurigere Art unnützlich ſind. Unſer Kind muß eilen. Es iſt der Schule nicht mehr als die erſten funfzehen oder ſechzehen Jahre ſeines Lebens zu widmen ſchuldig: die übrigen Jahre muß es ſich in der Welt zeigen. Laßt uns eine ſo kurze Zeit zu dem nöthigen Unterrichte anwenden. Weg! weg! mit den verdrüßlichen Spitzfindigkeiten der Dialektik, wodurch unſer Leben nicht gebeſſert werden kann! Dieß iſt ein Mießbrauch! Nehmt die einfältigen Lehren der Weltweisheit vor, wählet nur die rechten und handelt ſie gehörig ab. Sie ſind leichter, als eine Erzählung aus dem Boccaz. Ein Kind iſt zu

(*) Perſ. *Sat.* III. v. 23. 24.
Sie ſind ein weicher Thon: Drum muß man eilend gehn
Und ſie mit allem Fleiß, wie auf der Scheibe drehn.

(**) Alles dieſes iſt aus dem Seneca genommen, Negat Cicero, ſi duplicetur ſibi aetas, habiturum ſe tempus qui legat Lyricos, eodem modo Dialecticos. Triſtius inepti ſunt. Seneca *Epiſt.* 49.

zu denſelben, ſo bald es von der Bruſt der Amme kömmt, weit geſchickter, als leſen und ſchreiben zu lernen. Die Weltweisheit enthält ſo wohl für die zarteſten Jahre, als für das graue Alter, nützliche Lehren.

Wie ſich Ariſtoteles bey Alexanders Unterweiſung verhalten hat.

Ich bin Plutarchs Meynung, daß Ariſtoteles ſeinen großen Schüler nicht mit der Kunſt Schlußreden zu machen, oder mit den Sätzen der Meßkunſt, aufgehalten, ſondern ihm vielmehr gute Lehren von der Herzhaftigkeit, dem Heldenmuthe, der Großmuth, Mäßigung, und Unerſchrockenheit gegeben haben wird. So ausgerüſtet ſchickte er ihn, noch als ein Kind hin, die Welt höchſtens mit 30000 Mann Fußvolk, 4000 Reutern, und bloß 42000 Thalern, zu erobern. Die übrigen Künſte und Wiſſenſchaften, ſagt er, ehrte Alexander zwar, und rühmte ihre Vortrefflichkeit und Schönheit: allein, ſo viel Gefallen er auch daran fand, ſo ließ er ſich doch nicht leicht von ſeiner Neigung verleiten, ſich auf dieſelben ein zu laſſen.

(*) Petite hinc iuuenesque ſenesque
Finem animo certum, miſerisque viatica canis.

Epikur erklärte ſich zu Anfange ſeines Briefs an den Menekeus (**): **der allerjüngſte darf ſich nicht vor der Weltweisheit ſcheuen, und der**

(*) Perſ. *Sat.* V. v. 64. 65

Hier lernt für eure Seelen
Ihr alle, jung und alt, euch einen Zweck erwählen.

(*) Μητε νεος τις ων μελλετω φιλοσοφειν, μητε γερων ὑπαρχων κοπιατο φιλοσοφων, Diog. Laërt. L. X. Segm. 122.

der älteſte darf derſelben nicht überdrüſ-ſig werden. Wer es anders macht, ſcheint zu glauben, es ſey entweder noch nicht Zeit glücklich zu leben, oder es ſey nicht mehr Zeit dazu. Bey dem allen verlange ich nicht daß man den iungen Menſchen gleichſam in einen Kerker einſperren oder daß man ihn der Galle und melancholiſchen Gemütsart eines ungeſtümen Lehrmeiſters Preis geben ſoll. Ich will ſein Gemüt nicht verderben, und ihn nach Art der andern täglich vierzehn oder funfzehn Stunden, wie einen Laſtträger ſich zu martern und zu arbeiten anſtrengen. Ich befinde auch nicht für rathſam, daß man ihn in ſeiner Neigung beſtärket, wenn er vielleicht von Natur die Einſamkeit liebte, melancholiſchen Temperaments wäre, und allzuſehr über den Büchern läge. Dieſes macht die Jugend zu dem Umgange mit Leuten ungeſchickt, und hält ſie von beſſern Beſchäftigungen ab. Wie viele habe ich nicht zu meiner Zeit geſehen, welche durch ihre ausſchweifende Wißbegierde ganz tumm geworden ſind? Karneades war ſo erpicht auf das Studiren, daß er ſich nicht einmal Zeit nahm die Haare und Nägel ab zu ſchneiden (*). Ich will auch ſeine edelmüthigen Sitten nicht durch der andern unhöfliche und ungeſchliffene verderben. Die franzöſiſche Weisheit hat von langer Zeit her Sprüchwortsweiſe eine frühzeitige und nicht lang anhaltende Weisheit bedeutet. Wir ſehen auch wirklich noch ietzo, daß nichts artigers iſt, als die kleinen Kinder in Frankreich. Allein gemeiniglich

(*) Diog. Laërt. in *vita Carneadis* L. IV. Segm. 62. Ὅθεν καὶ ἐκόμα καὶ ἔτρεφεν ὄνυχας, ἀσχολίᾳ τῇ περὶ τοὺς λόγους.

glich machen ſie die von ihnen gefaßte Hoffnung zu nichte, und zeigen in ihren männlichen Jahren gar nichts ausnehmendes. Ich habe verſtändige Leute behaupten hören, die Schulen, in welche man ſie ſchickt, und aus welchen ihnen immer noch etwas anklebt, machten ſie ſo tumm.

Unſern iungen Menſchen werden das Zimmer, der Garten, die Tafel, das Bette, die Einſamkeit, die Geſellſchaft, der Morgen, der Abend, und alle Stunden, gleich ſeyn. Er wird allerwegen etwas zu lernen finden. Die Weltweisheit, welche, weil ſie den Verſtand und die Sitten beſſert, ſeine vornehmſte Beſchäftigung ſeyn wird, hat das Vorrecht, daß ſie ſich allerwegen mit einmiſcht. Der Redner Iſokrates ward bey einem Gaſtmale erſuchet, etwas von ſeiner Kunſt zu ſagen; und iedermann billigte ſeine Antwort (*): **Was ich verſtehe, das ſchickt ſich hieher nicht: und was ſich hieher ſchickt, das verſtehe ich nicht.** Es würde ſich ſehr ſchlecht reimen, wenn man in einer, der Luſt und des Wohllebens wegen verſammleten Geſellſchaft Abhandlungen und Unterſuchungen aus der Redekunſt vorbringen wollte. Eben das gilt auch von allen andern Wiſſenſchaften (**). Hingegen ſind alle weiſe Leute iederzeit einſtimmig der Meynung geweſen, daß man denienigen Theil der Weltweisheit, welcher von dem Menſchen und deſſen Pflichten handelt, wegen ſeines angenehmen Umganges nicht von den Gaſtmalen und Luſtbarkeiten ausſchlieſſen dürfe. Plato hat die Weltweisheit mit zu

Die Weltweisheit, in ſo fern ſie die Sitten beſſert, miſcht ſich allerwegen ein.

(*) Plutarch in ſeinen **Tiſchreden** I Buch in der erſten Frage.

(**) Eben daſ.

zu ſeinem Gaſtmale eingeladen; und wir ſehen, daß ſie die Anweſenden auf eine zwar zärtliche, der Zeit und dem Orte anſtändige Art, aber mit den erhabenſten und heilſamſten Geſprächen, unterhielt.

(*) Aeque pauperibus prodeſt, locupletibus aeque,
Et neglecta neque pueris ſenibusque nocebit.

Alſo wird das Kind ohne Zweifel nicht ſo lange müßig ſeyn, als die andern. Allein wir werden viel müder, wenn wir einen gewiſſen geſetzten Weg gehen, als wenn wir in einer Galerie wohl dreymal ſo lange auf und ab ſpazieren. Und eben ſo werden wir auch unſere Lection ganz unvermerkt lernen, wenn ſie gleichſam von ungefähr kömmt; wenn ſie an keine gewiſſe Zeit und keinen gewiſſen Ort gebunden iſt, und ſich in alle unſere Handlungen mit einmiſchet.

Die Leibesübungen und die gute Aufführung müſſen einen wichtigen Theil der Unterweiſung ausmachen.

Selbſt die Spiele und die Leibesübungen, das Laufen, das Ringen, die Muſik, das Tanzen, die Jagd, das Reiten, und das Fechten werden einen anſehnlichen Theil ſeiner Beſchäftigungen ausmachen. Ich wollte gerne daß zugleich mit der Seele auch der Körper äußerlich wohl gebildet, und zu anſtändigen und geſchickten Stellungen angewöhnet würde. Man will nicht eine Seele, nicht einen Körper, ſondern einen Menſchen ziehen: man muß ſie alſo nicht trennen. Plato ſagt

(*) Sie iſt Reichen und Armen nützlich, und die Verabſäumung derſelben iſt ſo wohl jungen als alten Leuten nachtheilig. Horat. *Epiſt.* L. I. v. 25. 26.

ſagt (*) man muß keines ohne das andere ziehen, ſondern ſie, wie ein Paar an einen Wagen geſpannte Pferde, zugleich anführen. Und ſcheint er nicht wirklich, wenn man ihn hört, die meiſte Zeit und Sorgfalt auf die Leibesübungen zu wenden, und zu glauben, das Gemüt müſſe ſich nur dann und wann üben, nicht aber umgekehrt.

Uebrigens muß bey dieſer Erziehung eine glimpfliche Strenge beobachtet werden: ganz anders als man gemeiniglich zu thun gewohnt iſt. An ſtatt die Kinder zur Gelehrſamkeit an zu locken, verurſacht man nichts als Abſcheu und Grauſen bey ihnen. Weg mit der Gewaltthätigkeit und dem Zwange! Nichts verderbet und betäubet, meines Erachtens, eine gut geartete Seele mehr. Verlangſt du, daß das Kind die Schande und Züchtigung ſcheuen ſoll: ſo muſt du es nicht dazu gewöhnen. Halte es vielmehr an, Hitze und Froſt, Wind, Sonne und allerhand Gefährlichkeiten aus zu ſtehen, die es billig verachten muß. Gewöhne ihm alle Weichlichkeit und Zärtlichkeit in der Kleidung und dem Schlafen, in dem Eſſen und Trinken ab. Gewöhne es zu allem. Es muß daſſelbe kein ſchöner Knabe und kein Weichling, ſondern ein friſcher munterer Jüngling ſeyn. So habe ich als ein Kind, als ein Mann, als ein Greis allezeit gedacht und geurtheilet. Allein unter andern hat mir die Einrichtung unſerer meiſten Schulen allezeit mißfallen. Vielleicht würde man darinnen keinen ſo nachtheiligen Fehler begangen haben, wenn man ſich zur Nachſicht geneigt hätte. Sie ſind ein wahrer Kerker für die gefangene Ju-

Die Kinder müſſen mit keiner Strenge zum Studiren angehalten werden.

(*) Montagne hat dieſes aus Plutarchs Abhandlung *de tuenda ſanitate* genommen.

Jugend. Man macht dieſelbe liederlich, weil man ſie eher ſtraft, als ſie es iſt. Kömmt man in der Schulſtunde hinein: ſo hört man nichts als ein Geſchrey gepeinigter Kinder, und für Zorn ganz außer ſich gebrachter Lehrer. Iſt das die Art dieſen zarten und furchtſamen Seelen die Luſt zu erwecken ihre Lection zu lernen, daß man ſie mit feuerrothem Geſichte und mit der Ruthe in der Hand dazu anführet? Ein unvernünftiges und ſchädliches Verfahren (*)! Quintilian hat außerdem noch ſehr wohl bemerkt, daß dieſe ungeſtüme Herrſchaft ſchlimme Folgen nach ſich zieht: und beſonders nach unſerer Art zu züchtigen. Wie viel anſtändiger würde es nicht ſeyn, wenn ihre Schulſtuben an ſtatt blutiger Ochſenziemen, mit Blumen beſtreuet und mit Mayen geſchmücket wären. Ich würde die Freude, die Luſt, die Flora und die Huldgöttinnen darinnen abmalen laſſen, wie ehedem der Weltweiſe Speuſipp in ſeinem Hörſale gethan hat (**), damit die Kinder zugleich Nutzen und Ergötzen darinnen fänden. Man muß das den Kindern geſunde Fleiſch überzuckern, hingegen das ſchädliche vergallen. Es iſt zu verwundern, wie ſorgfältig ſich Plato in ſeinen Geſetzen für die Luſt und den Zeitvertreib der Jugend in ſeiner Stadt bezeigt, und wie ſehr er ſich bey ihren Wettläufen, Spielen, Geſängen, Sprüngen und Tänzen aufhält: von welchen er ſagt, das Alterthum habe den Göttern ſelbſt, dem Apollo, den Muſen, und der Minerva, die Aufſicht

(*) *Inſt. Orat.* L. I. c. 3.

(**) Χαριτων τε αγαλματα ανεθηκεν εν τω μȣσειω. Diog. Laërt. in *vita Speuſippi* L. IV. Segm. 1.

ſicht und Beſchützung derſelben zugeeignet. Er macht tauſend Verordnungen wegen der Uebungsplätze. Bey den gelehrten Wiſſenſchaften hält er ſich gar nicht lange auf, und ſcheint die Dichtkunſt bloß wegen der Tonkunſt beſonders an zu preiſen.

Man muß ihnen alles fremde und ſonderliche Bezeigen abgewöhnen.

Wir müſſen in unſern Sitten und Bezeigen alles fremde und ſonderliche vermeiden, weil es der Geſellſchaft entgegen iſt. Wer muß nicht des Demophons, welcher Alexanders Haushofmeiſter war, Leibesbeſchaffenheit bewundern (*), als welcher in dem Schatten ſchwitzte, und in der Sonne zitterte? Ich habe Leute geſehen, welche den Geruch der Aepfel ſo ſehr als Flintenkugeln ſcheueten; andere ſind vor einer Maus erſchrocken; andere haben ſich gebrochen, wenn ſie Rahm geſehen haben; noch andere haben kein Federbette können machen ſehen; eben ſo wie Germanicus weder einen Hahn vor Agen leiden noch ſchreyen hören konnte (**). Vielleicht iſt hier eine gewiſſe verborgene Eigenſchaft mit im Spiele, die man aber meines Erachtens, würde unterdrücken können, wenn man bey Zeiten darauf dächte. Die Erziehung hat ſo viel bey mir vermocht, (doch hat es in Wahrheit einige Mühe gekoſtet) daß ſich mein Appetit, das Bier ausgenommen, ohne Unterſcheid zu allem, was man nur verlangt, bringen läßt.

Man muß einen jungen Menſchen zu allerhand Gebräuchen gewöhnen.

Der Körper iſt noch biegſam: man muß ihn alſo zu allen Arten und Gewohnheiten gewöhnen. Man kann einen jungen Menſchen ohne Beden-
ken

(*) Sextus Empiricus *Pyrrh. Hypot.* L. I. c. 14.

(**) Dieſes iſt aus Plutarchs Abhandlung *de Invidia et Odio* zu Anfange genommen.

ſo, daß er ſo gar eine Ueberneh- mung aus- halten kann.

ken ſo erziehen, daß er ſich zu allen Nationen und Geſellſchaften, ia ſelbſt zur Unordnung und Aus- ſchweifung, wenn es ſeyn muß, ſchicket: nur die Begierde und den Willen muß man im Zaume halten. Er muß ſich nach der Gewohnheit rich- ten können. Er muß alles thun können; aber nur das Gute gerne thun. Selbſt die Weltwei- ſen billigen es nicht an dem Kalliſthenes, daß er Alexanders des Großen ſeines Herrn Gnade da- durch verſcherzt hat, weil er ihm nicht hat gleich trinken wollen. Unſer iunger Menſch ſoll mit ſeinem Prinzen ſcherzen, Kurzweil treiben, und ſo- gar eine Ausſchweifung begehen. Er muß nach mei- ner Meynung auch bey den Ausſchweifungen ſeine Kameraden aushalten können. Er muß das Bö- ſe nicht deswegen unterlaſſen, weil er es nicht kennt, und aus Mangel der Kräfte, ſondern er muß es nicht thun wollen. (*) Multum intereſt, vtrum peccare quis nolit, aut neſciat. Ich fragte ei- nen gewiſſen Herrn, der ſo wenig als iemand zu dergleichen Unordnungen geneigt iſt, in der Mey- nung ihm eine Ehre zu erweiſen, in einer guten Geſellſchaft, wie oft er ſich in ſeinem Leben in den Angelegenheiten des Königs in Deutſchland be- trunken hätte. Er antwortete mir darauf, es wä- re zu dreyen malen geſchehen, die er auch herzäh- lete. Ich kenne einige, welche ſich in Ermange- lung dieſer Gabe ſehr viel Gewalt haben anthun müſſen, da ſie mit dieſer Nation zu thun gehabt haben. Ich habe öfters mit großer Verwunde- rung des Alcibiades wunderſame Natur betrach- tet,

(*) Es iſt ein großer Unterſcheid, ob einer nichts Bö- ſes thun will, oder nichts Böſes zu thun weiß. Senec. *Epiſt.* 90. ſub finem.

tet, welche ſich ſo leicht in allerhand verſchiedene Lebensarten ſchicken konnte, ohne daß ſeine Geſundheit etwas darunter litte. Bald übertraf er an Verſchwendung und Pracht die Perſer, bald an Strenge und Sparſamkeit die Lacedämonier. Er war in Sparta ſo eingezogen, als in Jonien wollüſtig (*).

(**) Omnis Ariſtippum decuit color, et ſtatus, et res.

So wollte ich meinen Untergebenen auch gerne ziehen.

(**) - quem duplici panno patientia velat,
Mirabor, vitae via ſi conuerſa decebit,
Perſonamque ferat non inconcinnus vtramque.

Dieß ſind meine Erinnerungen. Wer ſie in Ausübung bringt hat mehr Vortheil davon, als wer ſie bloß weiß. Wenn man einen ſolchen ſieht, ſo hört man ihn auch: und wenn man ihn höret, ſo ſiehet man ihn auch. Es ſey ferne, ſagt einer bey dem Plato, daß das Philoſophiren in nichts an-

(*) Plutarch in deſſen Leben.

(*) Ariſtipp wußte ſich in iede Tracht, in iedweden Stand und Lebensart zu ſchicken. Horat. *Epiſt.* 17. L. I. v. 23.

(***) Wer erſt ärmlich gelebet hat, hernach aber in einen andern Stand kömmt, verdient Bewunderung, wenn er ſich in beydes gut zu ſchicken weiß. Id. *ibid.* v. 25. 26. 27. Montagne macht eine ſehr ſinnreiche Anwendung dieſer Worte des Horatz, indem er ihnen einen ganz andern Verſtand giebt, als ſie bey dem Dichter haben.

anders, als in Erkenntniß vieler Dinge, und in der Erlernung der Künſte beſtehen ſollte. (*) Hanc ampliſſimam omnium artium bene viuendi diſciplinam, vita magis quam litteris perſequuti ſunt. Der Phliaſiſche Regent Leon fragte den Heraklides aus Pontus, was für eine Wiſſenſchaft oder was für eine Kunſt, er triebe. **Ich verſtehe weder Kunſt noch Wiſſenſchaft**, gab dieſer zur Antwort, **ſondern bin ein Weltweiſer** (**). Man warf dem Diogenes vor, wie er ſich, bey ſeiner Unwiſſenheit, in die Weltweisheit miſchen könnte: worauf er verſetzte: **deſto eher kann ich mich alſo darein miſchen.** Hegeſias erſuchte denſelben ihm ein Buch vor zu leſen. **Du biſt ein artiger Mann**, antwortete er. **Du willſt lieber wahre und natürliche Feigen, als gemahlte haben. Warum folgſt du alſo nicht lieber den Vorſchriften der Natur, den wahren als den geſchriebenen** (***)?

Man muß aus den Handlungen eines iungen Menſchen urtheilen, wie viel er gelernet hat.

Der iunge Menſch wird ſeine Lection nicht ſo wohl herſagen, als vielmehr in Ausübung bringen. Er wird dieſelbe durch ſeine Handlungen wiederholen. Man wird ſehen ob bey ſeinen Un-

(*) Sie haben die Wiſſenſchaft glücklich zu leben, die vortrefflichſte unter allen Künſten, mehr durch ihr Leben als durch ihre Schriften gelehrt. Cic. *Tuſc. Quaeſt.* L. IV. c. 1.

(**) Nicht Heraklides, ſondern Pythagor, gab dem Leon dieſe Antwort. Cicero aber hat dieſe Nachricht aus einem Buche des Heraklides, welcher Platons Zuhörer geweſen war, genommen, wie er uns ſelbſt ſagt *Tuſc. Quaeſt.* L. V. c. 3. Plato ward erſt hundert Jahr nach dem Pythagor gebohren.

(***) Diog. Laert. in *vita Diogenis Cynici.*

Unternehmungen Klugheit iſt, ob ſich in ſeiner Aufführung Gütigkeit und Gerechtigkeit zeigen, ob aus ſeinen Reden Ueberlegung und Artigkeit hervorleuchten, ob er in ſeinen Krankheiten Standhaftigkeit, in ſeinen Beluſtigungen Beſcheidenheit, bey der Wolluſt Mäßigung, in ſeiner Lebensart Ordnung, und in ſeinem Geſchmacke, gegen Fleiſch, Fiſch, Wein und Waſſer, Gleichgültigkeit an den Tag leget. (*) Qui diſciplinam ſuam non oſtentationem ſcientiae, ſed legem vitae putet: quique obtemperet ipſe ſibi, et decretis ſuis pareat. Man kann unſere Art zu denken in unſerm Lebenslaufe, wie in einem guten Spiegel, vollkommen erkennen. Zeuxidamus wurde von einem gefragt, warum die Lacedämonier ihre heldenmüthigen Kriegsverordnungen nicht ſchriftlich abfaßten, und ihrer Jugend zu leſen gäben. Er gab hierauf zur Antwort, es geſchähe **deswegen, weil ſie dieſelbe zur That, und nicht zu den Worten gewöhnen wollten** (**). Man vergleiche einmal nach funfzehn oder ſechzehn Jahren unſern Jüngling mit einem Lateiniſchen Schüler, der eben ſo viel Zeit zugebracht hat, bloß um reden zu lernen. In der Welt iſt nichts als ſchwatzen, und ich habe niemals einen Menſchen geſehen, der nicht eher allzuviel als allzu wenig ſagt: gleichwohl bringen wir unſer halbes Leben damit zu. Man läßt uns vier oder fünf Jahre hintereinander nichts als Worte hören, und in

T 2 eine

(*) Der nicht mit ſeiner Wiſſenſchaft pralet, ſondern ſein Leben darnach einrichtet: der ſich ſelbſt gehorchet, und ſeinen eigenen Lehren folget. Cic. *Tuſc. Quaeſt.* L. II. c. 4.

(**) Plutarch. *Apophtegm. Lacon.*

eine gewiſſe Ordnung bringen; eben ſo lange Zeit müſſen wir zubringen, um daraus einen großen Körper nach einer gewiſſen Proportion in vier oder fünf Theile ein zu theilen. Ueberdieß noch andere fünf Jahre, daß wir dieſelben kurz untereinander mengen, und auf eine ſpitzfindige Art in einander flechten lernen. Doch wir wollen dieſes denenienigen überlaſſen, die ſich darauf legen wollen.

Als ich einsmals nach Orleans reiſete, traf ich auf der Ebene hinter Clery zween Schulmänner an, welche von Bourdeaux kamen, einer ungefähr funfzig Schritte hinter dem andern. Weiter hinter ihnen ſah ich einen Trupp, und einen Herrn an der Spitze, welches der verſtorbene Herr Graf de la Rochefaucaut war. Einer von meinen Leuten fragte den erſten von dieſen Schulmännern, wer der Cavalier wäre, der hinter ihm her käme. Dieſer, welcher den Haufen Leute hinter ſich nicht geſehen hatte, und meynte die Rede wäre von ſeinem Gefährten, gab die luſtige Antwort: **er iſt kein Cavalier. Er iſt ein Grammatikus und ich bin ein Logikus.**

Man muß einem Kinde aus einem guten Hauſe vielmehr eine Kenntniß von Sachen als Worten, beybringen.

Wir, unſers Theils, ſuchen hier keinen Grammatikus, oder Logikus, ſondern einen Cavalier zu ziehen. Jene mögen alſo immer ihre Muſſe misbrauchen: wir haben mehr zu thun. Wenn unſer Schüler nur einen guten Vorrath von Sachen hat, ſo werden die Worte ſchon folgen: und wollen ſie nicht folgen, ſo mag er ſie mit Gewalt herbey ziehen. Ich kenne Leute, welche die Entſchuldigung machen, ſie könnten ihre Gedanken nicht ausdrücken: welche ſich ſtellen, als wenn ſie den Kopf voll ſchöner Sachen hätten, die ſie

aber in Ermangelung der Beredtſamkeit nicht ins Licht zu ſetzen wüßten. Poſſen! Soll ich meine Meynung hiervon ſagen? Dieſes ſind Einbildungen, welche von gewiſſen unordentlichen Vorſtellungen entſtehen, die ſie nicht aus einander wickeln und recht aufklären, folglich auch nicht an den Tag bringen können. Sie verſtehen ſich ſelbſt noch nicht recht. Man darf ſie nur, eben wenn ſie dieſelben aushecken wollen, ein wenig lallen hören, ſo wird man leicht urtheilen können, daß ſie noch lange nicht an die Geburt, ſondern erſt an die Empfängniß derſelben denken und die noch ungeſtaltete Frucht nur erſt lecken.

Ich, meines Theils, halte dafür, und Sokrates behauptet, daß derienige, welcher einen lebhaften und klaren Begriff hat, denſelben an den Tag bringen wird, ſollte es auch nur geradebrecht ſeyn, oder ſollte es auch nur mit Minen geſchehen, wenn er ſtumm iſt.

(*) Verbaque praeuiſam rem non inuita ſequentur.

Und wie ein anderer ebenfalls poetiſch in ungebundener Schreibart ſagt (**) quum res animam occupauere, verba ambiunt, oder wie ſich noch ein anderer ausdrückt, (***) ipſae res verba rapiunt. Er weiß nicht, was ein Nehmefall, was die verbin-

(*) Horat. *de Arte poëtica* v. 311.
Da wird der Ausdruck ſich ſchon von ſich ſelber finden.

(**) Wenn die Sachen einmal in dem Kopfe ſind, ſo ſtellen ſich die Worte auch ein. Senec. *Controu.* L. III. in Procemio.

(***) Die Sachen ziehen die Worte ſelbſt nach ſich. Cic. *de Finib.* L. III. c. 5.

bindende Art der Zeitwörter, was ein Hauptwort, und was Sprachkunſt iſt. Sein Bedienter und eine Heringsfrau auf der kleinen Brücke, (Petit-pont) wiſſen das auch nicht: Deswegen werden ſie einem, wenn man Luſt hat, zur Gnüge vorplaudern, und vielleicht eben ſo wenig wider die Regeln ihrer Sprache verſtoſſen, als der beſte Meiſter der freyen Künſte in Frankreich. Er verſteht die Redekunſt nicht, und weiß die Gewogenheit des aufrichtigen Leſers durch kein Vorſpiel zu gewinnen. Er braucht das auch nicht zu wiſſen. Gewiß, alle dieſe ſchöne Schminke verſchwindet bey dem Schimmer der nakten und lautern Wahrheit. Alle dieſe Tändeleyen dienen nur den Pöbel zu beluſtigen, welcher kein derbers und härtres Fleiſch verdauen kann, wie Afer bey dem Tacitus klärlich genug zeiget (*). Die Abgeſandten von Samos waren zu dem Spartaniſchen Könige Kleomenes gekommen, und hatten ſich auf eine ſchöne und lange Rede gefaßt gemacht, wodurch ſie ihn zu dem Kriege wider den Tyrannen Polykrates zu bewegen dachten. Nachdem ſie nun Kleomenes hatte ausreden laſſen, gab er ihnen die Antwort: (**) **Euern Anfang und Eingang habe ich wieder vergeſſen, und folglich auch das Mittel. Was aber den Schluß betrifft,** dar=

(*) In einem Geſpräche, welches die Aufſchrift führet, *de cauſſis corruptae eloquentiae*, deſſen Verfaſſer nicht recht bekannt iſt. Viele Gelehrten eignen daſſelbe dem Tacitus zu, andere dem Quintilian u. ſ. w. S. die Vorrede vor den *Oeuvres Poſthumes de Mr. de Maucroix*, welche zu Paris 1710. heraus gekommen ſind. Man findet daſelbſt vorne eine Ueberſetzung dieſes Geſpräches.

(**) Plutarch. *Apophthegm. Lacon.*

daraus wird nichts. Die Antwort war gut, wie ich denke, und die Redner bekamen eine ziemliche Naſe. Was that ein anderer? Die Athenienſer waren im Begriffe aus zween Baumeiſtern einen zu wählen, der ein großes Werk aufführen ſollte. Der erſte von ihnen, welcher viel Umſchweiſe machte, kam mit einer ſchönen ausſtudirten Rede über dieſe Sache aufgezogen, und brachte das Volk auf ſeine Seite. Allein der andere ſagte mit drey Worten; **Ihr Herren Athenienſer, was der geſagt hat, will ich thun** (*). Viele bewunderten Cicerons große Beredtſamkeit. Allein Cato lachte nur darüber, und ſagte: **Wir haben einen ſehr poßirlichen Conſul** (**). Ein nützlicher Spruch, ein ſchöner Gedanke, kömmt allezeit an dem rechten Orte, er mag voran oder hinten nach kommen. Schickt er ſich nicht gut zu dem Vorhergehenden, oder zu dem Nachfolgenden, ſo iſt er doch an und für ſich gut. Ich bin nicht der Meynung, daß ein gu-

(*) Plutarch. *Praecepta gerendae Reipubl.*

(**) Montagne nimmt Catons Gedanken in gar zu weitem Verſtande, und vielleicht hat er es mit Vorſatze gethan. Cato ſpottete nicht überhaupt auf Cicerons Beredſamkeit, ſondern darüber, daß Cicero dieſelbe zur Zeit ſeines Conſulats einmal misbrauchte, und als er des Muräna Sache wider den Cato vertheydigte, die ernſthafteſten Grundſätze der Stoiſchen Weltweisheit auf eine allzu poßirliche, und folglich ſeinem hohen Range unanſtändige Art, lächerlich machte. Dieſes zog ihm eben Catons Antwort zu, die weit beiſſender iſt, als alle Stachelreden welche Cicero wider dieſen großen Mann ausgeſtoſſen hatte, der mehr in ſeinen Sitten als in ſeinen Reden ein Stoiker war. S. Plutarch in Catons Leben.

guter Reim ein gutes Gedicht macht. Er mag eine kurze Syllbe lang brauchen: das hat nichts zu bedeuten. Wenn nur die Erfindungen darinnen reizend ſind: wenn nur der Witz und Verſtand das ihrige dabey gethan haben. Dieß iſt ein ſchöner Dichter, würde ich ſprechen, aber ein ſchlechter Reimſchmied.

(*) Emunctae naris, durus componere verſus.

Man nehme, ſagt Horatz (**) ſeinem Werke die Abſchnitte und das Sylbenmaaß.

(***) Tempora certa, modosque, et quod prius ordine verbum eſt
Poſterius facias, praeponens vltima primis,
Inuenias etiam disiecti membra poëtae.

Deswegen wird er doch bleiben, was er war. Selbſt die Stücken werden ſchöne ſeyn. Auf dieſen Schlag antwortete Menander, als man ihm den Kopf vollbrumte, weil ſich der Tag näherte, auf welchem er ein Luſtſpiel verſprochen, und doch noch keine Hand daran geleget hatte: **Es iſt gemacht und fertig, nur die Verſe fehlen noch daran** (†). Er hatte die Sachen und den Innhalt ſchon in den Gedanken in Ordnung gebracht, das übrige achtete er nicht ſehr.

Seit-

(*) Er zeigt zwar großen Witz, macht aber rauhe Verſe. Horat. *Sat.* IV. L. I. v. 8.

(**) Aus den Werken eines ſolchen Dichters, wie Ennius war, von welchem Horaz eben redet.

(***) Nimm das Syllbenmaaß weg, verſetze die Worte nach deinem Gefallen: deswegen wirſt du doch noch die Glieder eines zerriſſenen Dichters darinnen antreffen. Id. *ibid.*

(†) Plutarch. *Bellone an pace clariores fuerint Athenienſes.*

Seit dem Ronſard und du Bellay die Franzöſiſche Poeſie in Aufnehmen gebracht haben, finde ich faſt keinen Schulknaben der nicht bey nahe eben ſo gut als iene, hochtrabende Worte häufet, und die Zeilen eben ſo abmiſſet (*). Plus ſonat, quam valet. Niemals hat ſich das gemeine Volk ſo viel mit der Dichtkunſt zu thun gemacht. Allein ſo leichte ſie es auch ienen in den Reimen nach gethan haben: ſo ſehr bleiben ſie ſtecken, wenn ſie des einen prächtige Beſchreibungen, und des andern ſeine Erfindungen nachahmen wollen.

Die Erfindung iſt das vornehmſte bey einem Gedichte.

Allein was wird er (**) thun, wenn man mit der ſophiſtiſchen Spitzfindigkeit eines Vernunftſchluſſes in ihn dringt! der Schinke macht das man trinkt, das Trinken löſcht den Durſt, alſo löſcht der Schinke den Durſt. Er muß darüber lachen. Es iſt mehr Spitzfindigkeit, wenn man dergleichen Dinge verlacht, als wenn man ſie beantwortet (***). Er kann Ariſtipps ſpashafte Gegenliſt brauchen (†): **Warum ſoll ich ihn auflöſen, da er mir zu ſchaffen macht, ob er gleich gebunden iſt?** Einer trug wider den Kleanthes dialectiſche Trugſchlüſſe vor. Allein

Ein iunger Menſch von vornehmem Stande muß die ſophiſtiſchen Spitzfindigkeiten verachten.

 Chry=

(*) Es klingt mehr, als es gilt. Sen. *Epiſt.* 4.

(**) Der iunge Menſch nämlich, von deſſen Erziehung die Rede iſt, und welchen Montagne ganz aus den Augen verlohren zu haben ſchien.

(***) Subtilius eſt contemſiſſe quam ſoluere, ſpricht Seneca, da er von dergleichen nichtswürdigen Trugſchlüſſen redet. *Epiſt.* 49.

(†) Diog. Laert. in *Vita Ariſtippi* Lib. II. Segm. 70.

Chryſipp antwortete ihm (*): **Spare dergleichen Poſſen bis du mit Kindern ſpieleſt, und bring nicht die Gedanken eines bejahrten Mannes darauf.** Es wäre ſchlimm genung wenn ihn dergleichen thörichte Einfälle, contorta & aculeata ſophiſmata (**), einer Unwahrheit bereden könnten. Allein, wenn ſie ohne Wirkung bleiben, und ihn bloß zum Lachen bewegen, ſo ſehe ich nicht, warum er ſich davor ſo gar ſehr hüten ſollte. Es giebt ſo alberne Leute, daß ſie eine Viertelmeile von ihrem Wege abgehen, und einem witzigen Gedanken nachlaufen: (***) (aut qui non rebus verba aptant, ſed res extrinſecus arceſſunt, quibus verba conueniant. Ein anderer ſagt (†): Qui alicuius verbi decore placentis vocentur ad id quod non propoſuerant ſcribere. Ich drehe lieber einen ſchönen Spruch, um mir denſelben zu Nutze zu machen, als daß ich meine Gedanken verdrehen ſollte, um auf dieſen Spruch zu kommen. Die Worte müſſen vielmehr dienen und folgen. Erreicht das Franzöſiſche den Gedanken nicht, ſo kömmt das Gaſconiſche demſelben bey. Die Sachen müſſen die Einbildung des Zuhörers dergeſtalt überſteigen und einnehmen, daß er darüber die

(*) Diog. Laërt. in *Vita Chryſippi* L. VII. Segm. 183.

(**) Verwickelte und ſpitzige Trugſchlüſſe. Cic. *Acad. Quaeſt.* L. IV. c. 24.

(***) Welche die Worte nicht nach den Sachen einrichten, ſondern von weiten Sachen herholen, die ſich zu den Worten ſchicken. Quinctil. L. VIII c. 3.

(†) Die durch ein ſchönes Wort, das ihnen gefällt, etwas zu ſchreiben verleitet werden, daß ſie nicht zu ſchreiben Willens geweſen ſind. Sen. *Epiſt.* 59.

die Worte vergißt. Ich liebe ſo wohl in Schriften, als in Geſprächen eine natürliche und einfältige Art ſich aus zu drücken: eine körnichte, und nachdrückliche, kurze und zuſammengezogene, nicht ſo wohl artige und geputzte, als heftige und ungeſtüme Art ſich aus zu drücken.

(*) Haec demum, ſapiet dictio, quae feriet. Eine Art des Ausdrucks die eher ſchwer als eckelhaft, ganz ungezwungen, unordentlich, abgebrochen, und kühn iſt, und in der iedes Stück ein beſonderes Ganzes ausmacht: die nicht pedantiſch, nicht Mönnchmäßig, nicht Sachwalteriſch, ſondern vielmehr Soldatiſch iſt, wie Sveton des Julius Cäſar ſeine nennt. Doch, ich muß geſtehen, daß ich ſelbſt nicht recht weiß, warum er ſie ſo nennte (**).

Ich habe gerne die Unordnung, die man bey unſerer Jugend in der Kleidung beobachtet, nachahmen

Montagneus Schreibart iſt ganz und gar ungezwungen.

(*) Was rührt, gefällt gewiß. -- Der lateiniſche Vers iſt aus einer Art von Grabſchrift auf den Lucan genommen, welche man in des Fabricius *Bibliotheca Latina* p. 167 ganz findet, wo es aber heißt, Haec vero ſapiet dictio, quae feriet. Ich habe dieſe Anführung dem Herrn Barbeyrac zu danken.

(**) Man findet dieſe Worte in Cäſars Leben bey dem Sveton c. 55. Allein Montagne iſt durch die gemeinen Ausgaben betrogen worden, in welchen ſtehet: Eloquentia militari; qua re aut aequauit &c. an ſtatt daß man in den neueſten und beſten Ausgaben lieſet: Eloquentia, militarique re, aut aequauit &c. Alſo verſchwindet alle Dunkelheit mit der falſchen Lehrart. Auch dieſe Anmerkung habe ich von dem Herrn Barbeyrac.

ahmen wollen. Ein übereinander geſchlagener Mantel, ein über die Achſel geworfener Rock, herunter hängende Strümpfe, zeigen ein freyes Gemüth an, das allen dieſen fremden Putz verachtet, und ſich nichts um die Kunſt bekümmert. Allein, ich finde, daß ſie ſich noch beſſer für die Art ſich aus zu drücken ſchickt. Einem Hofmanne ſteht alles gezwungene Weſen übel an, hauptſächlich bey der Franzöſiſchen Munterkeit und Freyheit. In einer Monarchie aber muß jeder Edelmann nach Hofart gezogen werden. Wir thun alſo ganz wohl wenn wir uns ein wenig zu dem natürlichen und nachläßigen neigen. Mir gefällt kein Gewebe, bey dem man die Zuſammenfügung und Näthe ſieht: eben ſo wie man an einem ſchönen Körper die Knochen und Adern zählen können muß. (*). Quae veritati dat operam oratio, incompoſita ſit & ſimplex -- Quis accurate loquitur, niſi qui vult putide loqui? Die Beredtſamkeit, welche uns auf ſich zieht, iſt den Sachen nachtheilig. Gleich wie es einen ſehr kleinen Geiſt anzeigt, wenn man ſich in der Kleidung durch eine ſonderbare und ungebräuchliche Tracht hervorthun will: eben ſo kömmt es auch von einer ſchülerhaften und kindiſchen Ehrfurcht her, wenn man neue Redensarten und unbekannte Wörter aufſucht. Wenn ich mich doch nur lauter ſolcher bedienen könnte, die zu Paris in den Kramläden üblich ſind! Ariſtophanes der Sprachlehrer

(*) Worte, in welchen man Wahrheiten vortragen will, müſſen einfältig und ungekünſtelt ſeyn. Senec. *Epiſt.* 40 -- Man muß die Worte nicht gar zu künſtlich ſetzen, wenn man nicht verdrüßlich werden will. Id. *Epiſt.* 75 ab initio.

lehrer handelte unverſtändig, da er an dem Epikur die Einfalt ſeiner Worte, und den Zweck ſeiner Redekunſt tadelte, welcher die Deutlichkeit des Ausdrucks war (*). Die Sprache ahmet gleich ein ganzes Volk ihrer Leichtigkeit wegen nach. Allein das Urtheilen, das Erfinden, läßt ſich nicht ſo geſchwind nachahmen. Die meiſten betrügen ſich, und denken ſie haben eben ſo einen Körper gefunden, wenn ſie eben ſo eine Einkleidung finden. Die Stärke und die Spannadern laſſen ſich nicht borgen: den Anzug und den Mantel kann man borgen. Die meiſten, welche mit mir umgehen, führen eben eine ſolche Sprache wie meine Verſuche: allein ich weiß nicht, ob ſie ebenfalls ſo denken. Die Athenienſer, ſagt Plato (**), befleißigen ſich ihres Theils auf den Reichthum und auf die Schönheit der Worte; die Lacedämonier auf die Kürze; die Kretenſer mehr auf Ueberfluß an Gedanken, als an Worten. Dieſe leztern ſind die beſten. Zeno ſagte, er hätte zweyerley Zuhörer. Einige (***), welche er φιλολογους nennte, wären die Sachen zu lernen begierig, und dieſe wären ſeine Lieblinge. Andere aber, die er λογοφιλους hieß, ſähen auf nichts, als auf die Worte. Ich will nicht behaupten, daß die Wohlredenheit keine

(*) Diog. Laërt. *in Vita Epicuri* L. X. Segm. 13.

(**) Την πολην ἁπαντες ἡμων Ἑλληνες ὑπολαμβανουσιν ως φιλολογους τε εστι και πολυλογος. Λακεδαιμονα δε και κρητην, την μεν βραχυλογον, την δε πολυνοιαν μαλλον η πολυλογιαν ασκουσαν. *De Legibus* L. I. p. 572.

(***) *Stobaeus* Serm. 534.

ne ſchöne und nützliche Sache ſey. Allein ich läugne daß ſie ſo gut iſt, als man vorgiebt; und ärgere mich, daß unſer ganzes Leben damit zugebracht wird. Ich wollte lieber erſt meine Sprache und meiner Nachbarn Sprache, mit denen ich am meiſten zu thun habe, verſtehen.

Man könnte das Griechiſche und das Latein mit weit leichterer Mühe lernen, als gemeiniglich geſchieht.

Ohne Zweifel iſt das Griechiſche und Latein eine ſchöne und große Zierde: allein man erkauft ſie zu theuer. Ich will hier die Mittel beſchreiben, wie man wohlfeiler dazu gelangen kann, die an mir ſelbſt verſuchet worden ſind: wer Luſt hat kann ſich derſelben bedienen. Mein Vater, welcher ſich, ſo viel nur möglich, bey gelehrten und verſtändigen Männern nach einer auserleſenen Art der Unterweiſung erkundiget hatte, erhielt von der gewöhnlichen Unbequemlichkeit Nachricht. Man ſagte ihm dabey die lange Zeit, welche wir mit der Erlernung derer Sprachen zubrächten, welche den Griechen und Römern nichts gekoſtet hätten, wäre die einzige Urſache, daß wir nicht zu ihrem hohen Geiſte und ihrer großen Einſicht gelangen könnten (*). Ich glaube nicht, daß dieſes die einzige Urſache davon ſey (**). Indeſſen bediente ſich doch mein Vater der Vorſichtigkeit,

(*) Die alten Griechen waren in dieſem Stücke glücklicher, oder weiſer, als die Römer, und lernten keine fremde Sprache. Die Römer hingegen befleißigten ſich gemeiniglich nebſt der lateiniſchen Sprache auch der Griechiſchen, und nahmen faſt alle ihre Begriffe aus den Griechiſchen Büchern her. Ihre Dichtkunſt und Weltweisheit waren nicht viel anders als Griechiſche Ueberſetzungen.

(**) Was Montagne hier zu ſagen nicht für gut befunden hat, das ſagt er anderwärts ausdrücklich.

keit, und vertrauete mich, da ich noch an der Bruſt lag, und ehe ich noch zu lallen anfieng, einem Deutſchen an, welcher nachher als ein berühmter Arzt in Frankreich geſtorben iſt, und der in dem Lateine ſehr erfahren war, unſere Sprache aber ganz und gar nicht verſtand.

Dieſer Mann, welchen mein Vater ausdrücklich verſchrieben hatte, und ziemlich hoch beſoldete, hatte mich beſtändig in den Armen. Er hatte noch zween andere, die nicht ſo gelehrt waren, an der Seite, welche um mich ſeyn, und ihm beyſtehen ſollten. Dieſe redeten nicht anders, als Lateiniſch, mit mir. In Anſehung der übrigen Familie war die unverbrüchliche Regel feſt geſetzet worden, daß weder er ſelbſt, noch meine Mutter, noch ein Bedienter, noch ein Kammermädchen, in meiner Gegenwart etwas anders als diejenigen Lateiniſchen Worte redeten, die iedes gelernet hatte, um mit mir zu plaudern. Jedes nahm auf eine wunderſame Art darinnen zu. Mein Vater und meine Mutter lernten dabey ſo viel Latein, daß ſie es verſtunden, und brachten es endlich auch ſo weit, daß ſie daſſelbe im Nothfalle ſprechen konnten. Eben ſo gieng es auch mit den Bedienten, welche mehr um mich waren. Kurz, wir ſchwatzten alle ſo viel Latein, daß es endlich ſo gar in die umliegenden Dorfſchaften kam, wo es auch noch im Schwange iſt, und wo die Lateiniſchen Namen von allerley Handwerksſachen und Hausgeräthe aufgekommen ſind. Ich, meines Theils, verſtund in meinem ſechſten Jahre das Franzöſiſche oder Perigordiſche noch ſo wenig, als das Arabiſche. Ich hatte ohne Kunſt, ohne Buch, ohne Sprachlehre oder Regeln, ohne

Montagne hat die Lateiniſche Sprache eher als die Franzöſiſche gelernt, und mit was für Erfolge.

ne Ruthe, und ohne Thränen, ſo rein Lateiniſch gelernet, als es mein Lehrmeiſter verſtand: denn es konnte bey mir nicht untermiſcht oder verderbet werden. Zuweilen gab man mir zur Probe, wie es in den öffentlichen Schulen gebräuchlich iſt, ein Thema. Andern giebt man dergleichen in Franzöſiſcher Sprache: allein mir mußte man eins in ſchlechtem Latein geben, das ich in gutes Latein überſetzte. Meine Hauslehrer haben mir oft geſagt, ich wäre in meiner Kindheit in dieſer Sprache ſo fertig geweſen, und hätte ſie ſo in meiner Gewalt gehabt, daß Nicolaus Grouchi, welcher de Comitiis Romanorum geſchrieben hat, Wilhelm Guerente welcher den Ariſtoteles ausgeleget hat, George Buchanan der große Schottländiſche Dichter, und Marcus Antonius Muretus (*), welchen Frankreich und Italien für den größten Redner unſerer Zeit hält, Bedenken getragen hätten, ſich mit mir in ein Geſpräche ein zu laſſen. Buchanan, welchen ich nach der Zeit in dem Gefolge des verſtorbenen Herrn Marſchalls von Briſſac habe kennen lernen, ſagte mir, er wäre im Begriffe ein Werk von der Unterweiſung der Kinder zu ſchreiben, und würde die meinige zum Muſter nehmen. Denn, er hatte damals die Aufſicht über den Grafen von Briſſac, der ſich nach der Zeit ſo tapfer und heldenmüthig bezeiget hat.

Montagne hat das Griechiſche ſpielend gelernt.

Das Griechiſche, von welchem ich faſt gar nichts verſtehe, wollte mich mein Vater nach der

Kunſt

(*) In der erſten Ausgabe der Verſuche, welche 1580 zu Bourdeaux erſchienen iſt, hatte Montagne den Muret nicht unter den andern mit erwähnet.

Kunſt lernen laſſen: aber auf eine neue Weiſe, gleichſam zur Luſt und zum Zeitvertreibe. Wir peitſchten unſere Declinationen durch, wie dieienigen, welche vermittelſt gewiſſer Spiele die Rechenkunſt und Meßkunſt lernen. Unter andern war ihm der Rath ertheilt worden, mich ungezwungen und nach eigenem Triebe zur Gelehrſamkeit und zu meiner Pflicht an zu führen, und meine Seele in aller Sanftmuth und Freyheit, ohne Schärſe und Gewaltthätigkeit, zu erziehen. Ja, er war ſo abergläubiſch darinnen, wenn ich ſo ſagen ſoll, daß er mich nicht anders als durch den Schall eines Inſtruments aufwecken, und allezeit von iemanden bedienen ließ. Denn, er hatte gehöret einige wären der Meynung, es beunruhigte das zarte Gehirne iunger Kinder, wenn man ſie des Morgens früh plötzlich aufweckte, und ſie auf einmal und mit Gewalt aus dem Schlaſe riſſe, der bey ihnen feſter als bey uns iſt. Dieſes Beyſpiel wird genung ſeyn einen Schluß auf das übrige daraus zu machen, und die Klugheit und Liebe dieſes gütigen Vaters an zu preiſen. An ihm hat die Schuld nicht gelegen, wenn er die von einer ſo ausnehmenden Pflegung zu verhoffenden Früchte nicht geſammelt hat. Zwey Dinge waren daran Urſache. Erſtlich, das unfruchtbare und unbequeme Feld. Denn, ob ich gleich eine beſtändige und vollkommene Geſundheit genoß, und zugleich von ſtillem und gelaſſenem Gemüthe war; ſo war ich doch ſo träge, weichlich, und ſchläfrig, daß man mich nicht von dem Müßiggange abbringen konnte, auch ſo gar nicht wenn ich ſpielen ſollte. Was ich ſah, das ſah ich recht. Ich

hegte bey dieſer trägen Leibesbeſchaffenheit kühne Einbildungen und Meynungen, welche meine Jahre überſtiegen. Der Kopf war langſam, und gieng nicht weiter als man ihn führte. Es währete lange ehe ich eine Sache faßte, zur Erfindung war ich auch nicht aufgelegt, und überdieß hatte ich noch ein unglaublich ſchwaches Gedächtniß. Es iſt alſo kein Wunder, wenn mein Vater bey allen dieſen Umſtänden nichts beſonderes aus mir hat machen können. Fürs andere war der ehrliche Mann in der größten Furcht, die Sache, welche ihm ſo ſehr an dem Herzen lag, möchte ihm mißlingen. Leute, welche ein heftiges Verlangen nach der Geſundheit tragen, nehmen allerley Rath an. Er ließ ſich alſo von der gemeinen Meynung hinreiſſen, welche allezeit wie die Kraniche den Vorgängern folget, und beqvemete ſich nach der Gewohnheit, weil er diejenigen Leute nicht mehr um ſich hatte die ihm die erſten Einſchläge gegeben hatten, als welche er mit aus Italien gebracht hatte. Ich wurde alſo in meinem ſechſten Jahre in die öffentliche Schule in Guienne geſchickt, welche damals im Aufnehmen und die beſte in Frankreich war. Hierbey trug er alle erſinnliche Sorgfalt mir geſchickte Privatlehrer aus zu ſuchen, und alles andere, was zu meiner Erziehung nöthig, zu veranſtalten. Er beobachtete bey derſelben noch allerhand beſondere Umſtände, wider die Gewohnheit der öffentlichen Schulen: allein, dem ungeacht war ich doch allezeit in einer öffentlichem Schule. Mein Latein wurde von der Stunde an verdorben, und ſeit der Zeit habe ich aus Mangel der Uebung alle Fertigkeit darinnen verlohren. Meine ungewohnte Unterwei-

terweiſung nützte mir weiter nichts, als daß ich gleich Anfangs in die oberſten Klaſſen zu ſitzen kam. Denn in dem dreyzehnten Jahre, in welchem ich dieſe Schule verließ, hatte ich, wie man zu reden pflegt, alles durch gehöret: doch, in Wahrheit ohne einigen Nutzen, auf den ich mir gegenwärtig Rechnung machen könnte.

Wodurch Montagne Luſt zum Bücherleſen bekommen hat.

Das Vergnügen, welches ich an den Fabeln in Ovids Verwandlungen fand, brachte mir den erſten Geſchmack an Büchern bey. Ich entſchlug mich ungefähr in dem ſiebenten oder achten Jahre alles andern Vergnügens, um dieſelben zu leſen: und um ſo viel mehr, weil ſie in meiner Mutterſprache geſchrieben, auch das leichteſte mir damals bekannte Buch waren, und ſich wegen ihres Inhalts am beſten für die Schwachheit meines Alters ſchickten. Den Lancelot du Lac, den Amadis, den Huon von Bourdeaux, und dergleichen Schmierereyen, mit welchen die Jugend ihre Zeit verderbt, kannte ich damals nicht einmal dem Namen nach, wie ich auch noch ietzo den Inhalt noch nicht weiß: ſo vorſichtig ward ich erzogen. Ich ward dadurch in Erlernung meiner andern vorgeſchriebenen Lectionen deſto nachläßiger. Zu meinem größten Glücke hatte ich einen verſtändigen Mann zum Lehrmeiſter, welcher mir bey dieſer Unordnung, und bey andern dergleichen mehr, auf eine geſchickte Art nachſahe. Auf dieſe Art gieng ich hinter einander Virgils Aeneis durch, hernach den Terenz, und endlich den Plautus, nebſt Italieniſchen Luſtſpielen: allezeit von der Annehmlichkeit des Gegenſtandes angelocket. Hätte er die Thorheit begangen, und hätte mich von dieſem Wege abbringen wollen:

ſo würde ich aller Vermuthung nach nichts als Haß gegen die Bücher, wie faſt unſer ſämtlicher Adel, aus der Schule zurück gebracht haben. Er verhielt ſich dabey ſehr klüglich, und that als merkte er es nicht. Er vermehrte meine Begierde, indem er mich nur verſtohlen über dieſe Bücher ließ, und mich mit Glimpfe zu den andern vorgeſchriebenen Arbeiten anhielte. Sanftmuth und gefälliges Weſen waren die vornehmſten Eigenſchaften, welche mein Vater bey denenienigen ſuchte, welchen er mich anvertrauete: denn, meine Gemüthsart hatte wirklich keinen andern Fehler, als die Schläfrigkeit und Trägheit. Es war nicht zu beſorgen, daß ich etwas böſes thun würde, ſondern daß ich gar nichts thun würde. Man vermuthete daß ich kein ſchlimmer, ſondern ein unnützer Menſch werden würde. Man ſahe wohl Faullenzerey, aber keine Bosheit voraus. Ich ſehe auch daß es ſo erfolget iſt. Man ſchreyet mir beſtändig die Ohren voll: Er thut nichts, er iſt in den Pflichten der Freundſchaft und Anverwandtſchaft kaltſinnig, und in Anſehung der öffentlichen Aemter allzu eigenſinnig und allzu ſtolz. Selbſt die ſchmähſüchtigſten ſprechen nicht, Warum hat er das genommen? Warum hat er nicht bezahlet? ſondern, Warum ſtellt er keinen Schein darüber aus? Warum giebt er nicht? Ich würde es als eine beſondere Gewogenheit anſehen, wenn man weiter nichts an mir ausſetzte, als was dergleichen Dinge, die einer überhoben ſeyn kann, betrift. Allein, die Leute ſind ſo unbillig, daß ſie dasienige, was ich nicht ſchuldig bin, weit ſchärfer von mir forbern, als ſie das, was ſie ſchuldig ſind, von ſich fordern. Indem ſie mich ſchelten,

vertilgen

vertilgen ſie das was ich ihnen aus Gefälligkeit thue, und die mir ſchuldige Dankbarkeit. Und gleichwohl ſollte eine Wohlthat von meiner Hand von deſto mehr Gewichte ſeyn, weil ich keine andere dagegen erhalte. Ich kann mit dem Meinigen deſto freyer ſchalten, weil es das Meinige iſt: und mit mir, weil ich mein eigener Herr bin. Gleichwohl könnte ich vielleicht dieſe Vorwürfe gar leicht zurück ſchieben, wenn ich von meinen Handlungen viel Weſens zu machen gewohnt wäre. Ich könnte manchen zeigen, daß ſie nicht ſo wohl darüber verdrüßlich ſind, daß ich nicht genung thue, als darüber, daß ich das nicht thue was ich mehr thun könnte. Indeſſen war dennoch meine Seele für ſich ſelbſt beſtändig beſchäftiget, und fällte von den Gegenſtänden, welche um ſie waren, und die ſie kannte, ſichere und freye Urtheile, die ſie ganz allein bey ſich behielt. Unter andern glaube ich in Wahrheit ſie würde auf keine Gewalt und keinen Zwang zu achten fähig geweſen ſeyn. Darf ich noch von meiner Kindheit dieſes anführen, daß ich bey den Schauſpielen allezeit eine geſetzte Mine hatte, und leicht einen anſtändigen Ton, und anſtändige Geberden, annehmen konnte? Ich habe frühzeitig

(*) (Alter ab vndecimo tum me vix ceperat annus).

die Hauptperſonen in Buchanans, Guerents, und Murets lateiniſchen Trauerſpielen vorgeſtellet, welche in unſerer Schule in Guienne geſchickt aufgeführet wurden. Hierinnen war

(*) Ich hatte damals kaum das zwölfte Jahr erreicht. Virg. *Eclog*. VIII. v. 39.

Andreas Govean (*), wie in andern Stücken ſeines Amtes, ohne Vergleichung der beſte Rector in Frankreich: und mich hielt man darinnen für einen Meiſter. Ich kann dieſe Uebung bey Kindern aus guten Häuſern nicht mißbilligen. Ich habe auch geſehen, daß ſich ſeit der Zeit unſere Prinzen in eigner Perſon, nach dem Beyſpiele einiger Alten, auf eine löbliche und rühmliche Art darauf eingelaſſen haben. Es war ſo gar in Griechenland angeſehenen Leuten erlaubt dieſelbe zu treiben (**). Ariſtoni tragico rem aperit. Huic & genus & fortuna honeſta erant: nec ars, quia nihil tale apud Graecos pudori eſt, ea deformabat. Ich habe diejenigen, welche dergleichen Luſtbarkeiten verdammen, allezeit für unbeſonnen gehalten; und die Ungerechtigkeit derjenigen gemißbilliget, welche ſolche Komödianten, die es verdienen, nicht in unſere hübſchen Städte laſſen, und dem Volke dieſe öffentlichen Ergötzlichkeiten entziehen. In einer guten Policey

(*) Bayle, der ihn Andreas Govea nennet, beobachtet ausdrücklich, daß dieſer geſchickte Mann im Jahre 1534 nach Bourdeaux zur Rectorſtelle in der Schule von Guienne berufen worden, und ſein Amt mit einer der Jugend höchſt vortheilhaften Achtſamkeit verwaltet habe. S. in ſeinem Wörterbuche den Artikel Andreas Govea, lateiniſch Goueanus, welcher ein Vetter des Rectors geweſen iſt, von welchem Montagne hier redet.

(**) Er entdeckte dieſes dem Ariſto, einem Tragiſchen Schauſpieler: einem Manne, von anſehnlichem Geſchlechte und Vermögen, welchen ſeine Kunſt, die bey den Griechen nichts ſchimpfliches hatte, auch nichts benahm. *Liv.* L. XXIV. c. 24.

key iſt man beſorget die Bürger ſo wohl bey dem Gottesdienſte, als bey andern Uebungen und Spielen, zu verſammlen. Die Vertraulichkeit und Freundſchaft wächſet dadurch, und man kann ihnen keinen erbarern Zeitvertreib verſtatten, als den ſie ſich in iedermanns Gegenwart, und vor den Augen der Obrigkeit, machen. Ich ſollte meynen, es würde nicht übel gethan ſeyn wenn der Landesherr, aus einer gleichſam väterlichen Zuneigung und Güte, das Volk zuweilen auf ſeine Unkoſten damit zu gewinnen ſuchte, und wenn in volkreichen Städten beſondere zu dieſen Schauſpielen beſtimmte und eingerichtete Gebäude wären. Durch dieſes Mittel würden die Einwohner von ſchlimmen und heimlichen Händeln abgehalten werden. Es iſt auch nichts anders übrig, damit ich wieder zu meinem Vorhaben komme, als daß man die Begierde und Neigung der iungen Leute reizet: ſonſt wird man nichts als mit Büchern beladene Eſel aus ihnen machen. Man giebt ihnen mit Ruthenſtreichen eine Ficke voll Wiſſenſchaft auf zu heben, die man doch, wenn es recht ſeyn ſoll, nicht bey ſich tragen, ſondern ſich ganz und gar eigen machen muß.

Das XXVI. Hauptſtück.

Es iſt eine Thorheit das Wahre und Gute nach unſern Kräften ab zu meſſen.

Vielleicht ſchreiben wir die Leichtgläubigkeit nicht ohne Urſache der Einfalt und Unwiſſenheit zu. Mich dünkt ich habe einmal gehört der Glaube

ſey gleichſam ein in unſere Seele gemachter Eindruck; und es ſey deſto leichter ihr etwas ein zu prägen, ie weicher ſie iſt, und ie weniger ſie widerſtehet (*). Vt neceſſe eſt lancem in libra impoſitis ponderibus deprimi, ſic animum perſpicuis cedere. Je leerer und von Gegengewichte entblößter eine Seele iſt; deſto mehr ſchlägt ſie bey dem Gewichte der erſten Vorſtellung aus. Dieſes iſt die Urſache, warum ſich die Kinder, der Pöbel, die Weibesperſonen, die Kranken, am erſten bey der Naſe herum führen laſſen. Allein, auf der andern Seite iſt es auch ein thörichter Hochmuth, wenn man alles verwirft und als falſch verdammt, was uns nicht wahrſcheinlich zu ſeyn ſcheinet. Dieſen Fehler haben gemeiniglich dieienigen, welche ſich eine mehr als gemeine Geſchicklichkeit zutrauen. Ehedem machte ich es eben ſo. Wenn ich von Geſpenſtern, von Anzeichen künftiger Dinge, von Bezauberungen, von Hexerey, oder von andern dergleichen Sachen erzählen hörte, die mir nicht in den Kopf wollten,

(**) Somnia, terrores magicos, miracula, ſagas,
Nocturnos lemures, portentaque Theſſala:

ſo dauerte mich das arme Volk, das mit dieſen Poſſen hintergangen wurde. Allein, gegenwärtig

(*) Gleichwie die Wageſchale nothwendig niedergeht, wenn man Gewichte darein legt: eben ſo läßt ſich auch das Gemüth durch klare Gründe bewegen. Cic. *Acad. Quaeſt.* L. IV. c. 12.

(**) Träume, furchtbare Zaubereyen, Wunderwerke, Hexen, Poltergeiſter, Theſſaliſche Abentheuer. Horat. L. II. Epiſt. 2. v. 208. 209.

tig befinde ich, daß ich ſelbſt wenigſtens eben ſo ſehr zu beklagen geweſen bin. Wahr iſt es, die Erfahrung hat mir ſeit der Zeit nichts gezeigt, was meinen erſten Glauben überſchritte; ungeacht es mir nicht an Vorwitze gefehlet hat. Allein die Vernunft lehret mich, daß derienige, welcher eine Sache ſo kühnlich als falſch und unmöglich verwirft, eine ſo hohe Einbildung von ſich ſelbſt haben muß, daß er die Schranken und Gränzen des göttlichen Willens, und der Macht unſerer Mutter der Natur, in ſeinem Kopfe zu haben glaubet: und daß keine ſichtlichere Thorheit in der Welt ſeyn kann, als wenn man dieſelben nach unſerer Fähigkeit und nach unſerer Einſicht abmiſſet. Wollen wir alles das, was unſere Vernunft nicht erreichen kann, Ungeheuer und Wunder nennen: wie viel ſehen wir nicht dergleichen täglich vor Augen? Laßt uns nur einmal betrachten, durch was für Wolken, und wie tappend wir gleichſam zur Erkenntniß der meiſten Dinge, die wir in den Händen haben, gelangen: ſo werden wir gewiß befinden, daß es mehr von Gewohnheit, als von Wiſſenſchaft, herkömmt, wenn ſie uns nicht mehr befremden.

(*) Iam nemo feſſus ſaturusque videndi,
Suſpicere in caeli dignatur lucida templa.

Kämen uns dieſe Dinge nur ietzo das erſtemal vor, ſo würden wir ſie für eben ſo unglaublich oder

(*) Gegenwärtig erhebt keiner mehr die Augen zu des Himmels lichten Zinnen: ſo müde und überdrüßig iſt die Welt dieſes Anblicks. Lucret. L. II. v. 1037. bey dem Lucrez heißt es feſſus ſatiate videndi.

oder für noch unglaublicher, als irgend einige andere, halten.

(*) - Si nunc primum mortalibus adſint
Ex improuiſo, ceu ſint obiecta repente,
Nil magis his rebus poterat mirabile dici,
Aut minus ante quod auderent fore credere gentes.

Einer der noch keinen Fluß geſehen hatte, dachte, als er den erſten antraf, er ſähe das Weltmeer. Wir glauben die Natur habe ſich bey denenienigen Dingen, welche unter denen uns bekannten die größten ſind, aufs äußerſte angegriffen.

(**) Scilicet et fluuius, qui non eſt maximus, ei eſt
Qui non ante aliquem maiorem vidit, et ingens
Arbor homoque videtur, et omnia de genere omni
Maxima quae vidit quisque, haec ingenita fingit,

(*) Con-

(*) Stelleten ſich dieſe Gegenſtände ietzo erſt den Sterblichen unverhoft dar: ſo würden ſie nichts bewunderns würdigers zu nennen wiſſen; nichts, was ſie ſich vorher weniger zu glauben getrauet hätten. Lucret. L. II. v. 1032. - 1035.

(**) Ein Fluß, der eben nicht der größte iſt, ſcheint es dennoch demienigen zu ſeyn, der keinen größern vorher geſehen hat. Aus eben der Urſache dünkt einem zuweilen auch ein Baum, ein Menſch, ganz ungeheuer. Und überhaupt bildet man ſich ein, das Größte was man von allerhand Arten geſehen hat, habe ſeines gleichen nicht. Lucret. L. V. v. 674. - 677.

(*) Conſuetudine oculorum aſſueſcunt animi, neque admirantur, neque requirunt rationes earum rerum, quas ſemper vident. Die Neuigkeit der Dinge reizt uns mehr, als ihre Größe, die Urſachen derſelben zu erforſchen. Man muß von der unendlichen Macht der Natur mit mehr Ehrerbietung und mit mehr Erkenntniß unſerer Unwiſſenheit und Schwachheit urtheilen. Wie viele ziemlich unwahrſcheinliche Dinge werden nicht von glaubwürdigen Leuten bezeuget, die wir folglich dahin geſtellet ſeyn laſſen müſſen, wenn wir ia nicht davon überzeuget werden: denn, als unmöglich können wir ſie nicht verwerfen, wenn wir uns anders nicht aus einem verwegenen Stolze die Schranken der Möglichkeit zu wiſſen zutrauen? Wenn man den Unterſcheid zwiſchen dem Unmöglichen und Ungewöhnlichen, zwiſchen dem was wider die Ordnung der Natur, und wider die gemeine Meynung der Menſchen iſt, recht verſtünde, nicht leichtſinnig etwas glaubete, aber auch nicht unbedachtſamer Weiſe etwas läugnete, ſo würde man die von dem Chilon vorgeſchriebene Regel **Nichts zu ſehr** beobachten (**). Wenn

(*) Dinge, welche wir beſtändig vor Augen haben, wird unſer Gemüth gewohnt. Es bewundert ſie daher nicht, und forſcht nicht nach ihren Urſachen. Cic. *de Nat. Deor.* L. II. c. 38.

(**) Μηδεν αγαν. Ariſtoteles in ſeiner Rhetorik L. II. c. 12. und Plinius (*Hiſt. Nat.* L. VII. c. 32.) eignen dieſes Wort dem Chilon zu: Diogenes Laerz eignet ihm daſſelbe ebenfalls zu in dem Leben des Thales (L. I. Segm. 41.). Allein hernach eignet er es auch dem Solon zu in Solons Leben (Lib. I. Segm. 63.). Man hat es auch andern zugeſchrieben. S. des Menage Anmerkungen über

Wenn man in dem Froiſſart lieſet, daß der Graf von Froix in Bearn (*) des Königes Johann von Caſtilien Niederlage bey Juberoth, den Tag darauf da er ſie erlitten, erfahren hat, und durch was für Mittel (**.) dieſes geſchehen iſt: ſo kann man darüber ſpotten. Eben ſo verhält es ſich, wenn unſere Jahrbücher berichten, der Pabſt Honorius hätte noch eben den Tag, da der König Philipp Auguſt geſtorben, demſelben ein öffentliches Leichenbegängniß halten laſſen, und Befehl ertheilet daß eben dieſes durch ganz Italien geſchehen ſollte. Dieſe Zeugen ſtehen vielleicht nicht in ſolchem Anſehen, das uns im Zügel halten könnte. Allein, wie? Wenn Plutarch, außer vielen Beyſpielen, die er aus dem Alterthume anführet, meldet, er wüßte ganz gewiß, daß zu Domitians Zeiten die Nachricht von der Schlacht, welche Antonius in Deutſchland viele Tagereiſen weit von Rom (***) verlohren, noch eben den Tag in dieſer Stadt bekannt geworden, und von da in die ganze Welt ausgeſtreuet worden ſey (†); und wenn Cäſar berichtet, es habe ſich öfters zugetragen, daß das Gerücht vor einem Zufalle vorher gegangen: wollen wir

über den Laerz in dem Leben des Thales. L. I. Segm. 41.

(*) Im Jahre 1385.

(**) Froiſſart Vol. III. c. 17. p. 63. Dieſes Mährchen iſt ſehr lang, und höchſt abgeſchmackt.

(***) Mehr als 840. Meilen, ſagt Plutarch in des Paulus Aemilius Leben.

(†) Alle Leute wiſſen es gegenwärtig, ſetzt Plutarch dazu.

(††) Cäſar drückt ſich ſo aus: Nam plerumque in nouitate fama antecedit. *de Bello Ciuili* L. III. c. 36.

wir dann hier auch ſagen, dieſe einfältige Leute hätten ſich ſo gut als der Pöbel eine Naſe drehen laſſen, weil ſie nicht ſo viel Einſicht, als wir, gehabt hätten? Kann iemand eine feinere, freymüthigere, und durchdringendere Urtheilskraft beſitzen, als Plinius äußert, wenn es ihm beliebt? Iſt wohl einer mehr von Eitelkeit entfernet? Ich übergehe ſeine ausnehmende Gelehrſamkeit, aus welcher ich nicht ſo viel mache. In welchem, von dieſen beyden Stücken, übertreffen wir ihn dann? Gleichwohl überführt ihn der kleinſte Schulknabe der Unwahrheit, und getrauet ſich ihm den Fortgang der Naturwerke beſſer zu lehren.

Leſen wir in dem Bouchet die durch die Ueberbleibſel des heiligen Hilars geſchehenen Wunder? Es mag ſeyn. Dieſes Geſchichtſchreibers Anſehen iſt ſo groß nicht, daß es uns die Freyheit Einwendungen dawider zu machen benehmen könnte. Allein, es ſcheint mir eine beſondere Unverſchämtheit zu ſeyn, wenn man alle dergleichen Erzählungen auf einmal verwerfen will. Der große Heilige Auguſtin bezeuget, er habe geſehen (*), daß ein blindes Kind über den Ueberbleibſeln des H. Gervaſius und Protaſius zu Meyland ſein Geſicht wieder erlanget habe (**); daß zu Karthago einer Frau durch das Zeichen des Kreuzes, welches ihr eine neugetaufte Frau gemacht hatte, von dem Krebſe geheilet worden ſey; daß Heſper, einer

(*) Auguſt. de *Ciuit. Dei* L. XXXII. c. 8.

(**) Id. *ibid.* Admonetur in ſomniis, vt in parte faeminarum obſeruanti ad baptiſterium, quaecumque illi baptizata primitus occurriſſet, eundem locum ſigno Chriſti ſignaret: fecit, et confeſtim ſanitas ſequuta eſt.

einer ſeiner Vertrauten, (*) die böſen Geiſter, welche ſein Haus beunruhigten, mit ein wenig Erde von dem Grabe unſers Erlöſers vertrieben habe; daß durch dieſe Erde, als ſie nach der Zeit in die Kirche gebracht worden, ein Gichtbrüchtiger plötzlich die Geſundheit erlanget habe (**); daß eine Frau, welche ſeit langer Zeit ihr Geſicht verlohren hatte, daſſelbe wieder erlanget habe, nachdem ſie in einer Proceſſion mit einem Blumenſtrauſſe die Reliquien des H. Stephans berühret, und ſich mit eben dieſem Strauſſe die Augen gerieben (***). Dergleichen Wunderwerke, bey welchen er, ſeinem Berichte nach, ſelbſt zugegen

(*) Montagne iſt hier in einen kleinen Irrthum gefallen. Der H. Auguſtin ſchreibt die Vertreibung der böſen Geiſter nicht derienigen Erde von dem Grabe unſers Heilandes zu, welche Heſper in ſeinem Hauſe gehabt hat. Nach des H. Auguſtin Berichte hatte einer von ſeinen Prieſtern in dieſem Hauſe auf Heſpers Bitte das Opfer des Leibes Chriſti dargebracht, und Gott inbrünſtig angeflehet dieſer Unordnung ein Ende zu machen. Dieſes that Gott auch ſo gleich. *Vnus* (ex noſtris Presbyteris) *obtulit ibi ſacrificium corporis Chriſti, orans quantum potuit, vt ceſſaret illa vexatio: Deo protinus miſerante, ceſſauit.* Die von dem Grabmale unſers Heilandes genommene Erde hatte Heſper in ſeiner eignen Schlafkammer aufgehangen, um ſich dadurch wider die Anfälle der böſen Geiſter, welche mit ſeinem Viehe und ſeinen Leibeignen übel umgiengen, zu ſichern. Dieſes geſchahe auch wirklich; allein ihre Wirkung erſtrecke ſich nicht auch auf das übrige Haus.

(**) Id. *ibid.*

(***) Ibi caeca mulier, vt ad Epiſcopum portantem (*reliquias martyris Stephani*) duceretur, orauit: flores, quos ferebat, dedit: recepit, oculis admouit, protinus vidit. Id. *ibid.*

gen geweſen iſt, erzählet er mehrere. Weſſen beſchuldigen wir ihn und zween H. Biſchöffe, den Aurelius und Maximin, die er zu Zeugen anruft? Entweder der Unwiſſenheit, Einfalt, Leichtgläubigkeit, oder der Bosheit und Betrügerey? Iſt wohl ein Menſch zu unſerer Zeit ſo unverſchämt, daß er ſich ſo wohl in Anſehung der Tugend und Gottesfurcht, als der Gelehrſamkeit, Einſicht, und Geſchicklichkeit, mit denſelben zu vergleichen getrauete? (*) Qui vt rationem nullam afferrent, ipſa auctoritate me frangerent. Es iſt eine gefährliche Kühnheit, und die üble Folgen nach ſich ziehen kann, ohne der albern Unbeſonnenheit, welche mit dabey iſt, zu erwähnen, wenn man alles verachtet, was man nicht begreift. Denn, wenn du einmal nach deinem ſchönen Verſtande die Gränzen der Wahrheit und der Lügen beſtimmt haſt, und es findet ſich nach dieſem, daß du Dinge zu glauben genöthiget biſt, welche weit ſeltſamer ſind als diejenigen, die du läugneſt: ſo muſt du dieſelben ſchon überſchreiten. Nichts ſcheint mir bey unſern gegenwärtigen Religionsunruhen mehr Verwirrung in unſern Gewiſſen zu verurſachen, als daß die Katholiken ſo viel von ihrem Glauben nachgeben. Sie meynen ſehr beſcheiden und verſtändig zu handeln, wenn ſie einige von den ſtreitigen Artikeln fahren laſſen. Allein, erſtlich ſehen ſie nicht ein, was für Vortheil der angreifende Theil erlangt, wenn wir ihm zu weichen, und uns zurück zu ziehen anfangen, und wie ſehr ihn dieſes weiter zu gehen ermuntert. Zudem aber

(*) Welche mich ſchon durch ihr Anſehen gewinnen würden, wenn ſie auch keine Gründe anführten. Cic. *Tuſc. Quaeſt.* L. I. c. 21.

aber ſind die Artikel, welche ſie als die geringſten erwählen, zuweilen ſehr beträchtlich. Entweder muß man ſich unſerer Kirchenverfaſſung gänzlich unterwerfen, oder ſich derſelben gänzlich entziehen. Es ſteht nicht bey uns zu beſtimmen in welchen Stücken wir uns darnach bequemen wollen. Ich kann aus eigener Erfahrung reden. Ich habe mich ehedem ſelbſt der Freyheit nach meinen eignen Gedanken und nach eignem Gutachten zu handeln bedienet, und gewiſſe Kirchengebräuche verabſäumet, welche mir vor andern nichtig und wunderlich zu ſeyn ſchienen. Allein, wenn ich mit gelehrten Leuten davon geſprochen habe, ſo habe ich befunden, daß dieſe Dinge einen feſten und ſehr ſichern Grund haben; und daß wir nur aus Tummheit und Unwiſſenheit weniger Achtung für dieſelben haben, als für das übrige. Warum vergeſſen wir dann, wie viel Widerſprüche in unſern eigenen Urtheilen ſind? Wie viele Dinge wir geſtern noch als Glaubensartikel betrachtet haben, die wir heute für Mährchen halten. Unſere Seele wird von Ehrbegierde und von Vorwitz geplagt. Dieſer veranlaßt uns die Naſe allerwegen zu haben: und iener erlaubt uns nicht etwas unausgemacht und unentſchieden zu laſſen.

Das XXVII. Hauptſtück.

Von der Freundſchaft.

Das Verfahren eines Malers, welchen ich habe, hat mir Luſt gemacht, ihm nach zu ahmen. Ein Gemählde, auf welches er allen mög=

möglichen Fleiß gewendet hat, ſetzt er an den beſten und mittelſten Platz der Wand: und die leeren Stellen herum füllt er mit Krotesquen aus, weil dergleichen Fratzenbilder ihre Annehmlichkeit bloß von der Mannichfaltigkeit und dem ſeltſamen Anſehen haben. Und was ſind dieſes hier in der That anders als Krotesquen, und ungeheuere, aus verſchiedenen Stücken zuſammen geflickte Körper, die keine gewiſſe Figur, keine Ordnung, keinen Zuſammenhang, und nur ein zufälliges Ebenmaas haben?

(*) Deſinit in piſcem mulier formoſa ſuperne.

In dieſem erſten Stücke thue ich es meinem Maler gleich: allein in dem andern und beſten Theile bleibe ich zurück. Meine Geſchicklichkeit erſtreckt ſich nicht ſo weit, daß ich mich an ein prächtiges, ſchönes, und nach den Regeln der Kunſt verfertigtes Gemählde Hand an zu legen unterſtünde. Ich bin alſo darauf gefallen eines von Stephan de la Boetie zu entlehnen (**), welches dieſer ganzen übrigen Arbeit zur Zierde dienen wird. Dieſes iſt eine Abhandlung, welche er die freywillige

(*) Horat. de *Art. Poët.* v 4.
Von oben zeigt ein Weib ihr ſchönes Angeſicht,
Von unten wirds ein Fiſch.

(**) Gleichwohl findet es ſich hier nicht: und Montagne wird uns zu Ende dieſes Hauptſtücks die Urſachen ſagen, welche ihn verhindert haben, daſſelbe ein zu rücken. Allein da dieſes Werk ſehr ſeltſam iſt, ſo haben viele Leute bedauert, daß ſie es nicht in der Londonſchen Ausgabe gefunden haben: welches mich veranlaſſet hat daſſelbe dem letzten Bande der gegenwärtigen bey zu fügen.

ge Dienſtbarkeit (*) genannt hat, welche aber diejenigen, denen dieſes unbewußt geweſen iſt, hernach ganz geſchickt **das wider Einen** (**) umgetaufet haben. Er ſchrieb dieſelbe als einen Verſuch in ſeiner Jugend, zur Ehre der Freyheit wider die Tyrannen. Sie geht ſeit langer Zeit in den Händen der verſtändigen Leute herum, nicht ohne großen und verdienten Ruhm: denn ſie iſt artig, und ſo vollſtändig als möglich iſt. Gleichwohl getrauete ich mir zu ſagen, daß dieſes Werk nicht das beſte iſt, was er hätte machen können. Hätte er in den ſpätern Jahren, in welchen ich ihn gekannt habe, einen ſolchen Vorſatz wie ich gefaßt, ſeine Gedanken zu Papiere zu bringen: ſo würden wir viele ſeltene Dinge ſehen, die uns dem Alterthume ziemlich nahe bringen würden. Denn, hauptſächlich was die natürlichen Gaben anbetrifft, weiß ich keinen der mit ihm zu vergleichen wäre. Allein, er hat nichts hinterlaſſen, als dieſe einzige Abhandlung, und auch die nur von ohngefähr: und ich glaube nicht daß er ſie ſeit der Zeit, da ſie ihm entwiſcht iſt, ein einzigesmal wieder geſehen hat. Er hat auch einige Nachrichten über das durch unſere bürgerlichen Kriege ſo berüchtigt gemachte Edict vom Jenner (***), welche vielleicht anderwärts eine Stelle fin-

(*) *La Servitude volontaire.*

(**) *Le Contre-un.* Das heißt, wenn ich mich nicht irre, **wider die Regierung eines einzigen**: dem zu Folge was Montagne zu Ende des gegenwärtigen Hauptſtückes ſagt, daß ſich la Boetie, wenn er die Wahl gehabt hätte, lieber zu Venedig, als zu Sarlat, gebohren zu ſeyn gewünſchet hätte.

(***) Welches im Jahre 1562. ausgefertiget ward, unter

finden werden, hinterlaſſen. Dieſes iſt es alles was ich von ſeinen Ueberbleibſeln habe wieder erlangen können, (ich, dem er aus beſonderer Zuneigung, als ihm ſchon der Tod auf der Zunge ſaß, (*), ſeinen Büchervorrath und ſeine Papiere vermacht hat) außer (**) dem Bändchen ſeiner Werke, welche ich ans Licht habe ſtellen laſſen. Und dieſem Stücke bin ich ſonderbar verbunden, weil es mir ſtatt eines Mittels zu unſerer erſten Bekanntſchaft gedienet hat. Denn daſſelbe war mir ſchon lange Zeit vorher gewieſen worden, ehe ich ihn geſehen hatte. Dadurch wurde mir ſein Name bekannt, und der Weg zu der Freundſchaft gebahnet, welche wir, ſo lange es Gott gefallen hat, unter uns ſo unverletzt und ſo vollkommen erhalten haben, daß man gewiß von wenig dergleichen lieſet, und zu unſern Zeiten nicht die geringſte Spur davon zu ſehen iſt. Es müſſen ſo vielerley Umſtände zuſammen kommen, wenn man ſie aufrichten will, daß es ſchon ein Wunder iſt, wenn es das Glück in drey Jahrhunderten einmal ſo weit bringet.

Zu nichts ſcheint uns die Natur mehr Anleitung gegeben zu haben, als zur Geſellſchaft. Ariſtote- Die Freundſchaft iſt

unter Carls IX. Regierung, der damals noch minderiährig war.

(*) S. Die Nachricht von dem Tode Stephans de la Boetie, welche Montagne verfertiget hat, und die man zu Ende der gegenwärtigen Ausgabe finden wird.

(**) Welches zu Paris 1571. bey Friedrich Morel heraus gekommen iſt, und von welchem ich anderswo umſtändlicher reden werde.

die vollkommenſte Frucht der Geſellſchaft.

ſtoteles ſagt (*) die guten Geſetzgeber hätten mehr für die Freundſchaft, als für die Gerechtigkeit, geſorget. Dieſe aber iſt die höchſte Stafel ihrer Vollkommenheit. Denn überhaupt ſind alle dieienigen, welche von der Wolluſt, dem Eigennutze, den öffentlichen oder Privatangelegenheiten veranlaſſet und unterhalten werden, nur deſto weniger ſchön und großmüthig, und deſto weniger Freundſchaften, da ſie eine andere Urſache, einen andern Zweck, und einen andern Vortheil in die Freundſchaft miſchen, als ſie ſelbſt.

Die viererley Arten von Verbindungen, welche die Alten von einander unterſcheiden, ſchicken ſich nicht recht zur Freundſchaft.

Auch die vier alten Arten, die natürliche, geſellſchaftliche, gaſtfreye, und verliebte, ſchicken ſich weder iede beſonders, noch zuſammen genommen, dazu. Von Seiten der Kinder gegen ihre Aeltern iſt es viel mehr Ehrerbietung. Die Freundſchaft wird durch die Gemeinſchaft genähret, welche wegen der großen Ungleichheit unter ihnen keine Statt findet, und vielleicht die natürlichen Pflichten verletzen würde. Allein, die Väter können ihren Kindern nicht alle ihre geheime Gedanken entdecken, um dadurch keine unanſtändige Vertraulichkeit zu veranlaſſen: und die Kinder können ihren Vätern keine Warnungen und Verweiſe geben, welches doch eine von den vornehmſten Pflichten der Freundſchaft iſt. Es hat Völker gegeben, unter welchen die Kinder ihre Väter um zu bringen gewohnt geweſen ſind; und wieder andere, wo die Väter ihre Kinder ermordet haben, um einige von ihnen zu beſorgende Beſchwer-

(*) Και ὁι νομοθεται μαλλον περι αυτην (Φιλιαν) σπουδαζειν, η την δικαιοσυνην. *Ethic. Nicomach.* L. VIII. c. 1. Ich habe dieſe Anführung von dem Herrn Barbeyrac.

ſchwerlichkeit zu vermeiden: und natürlicher Weiſe iſt einem an des andern Untergange gelegen. Es haben ſich Weltweiſe gefunden, welche dieſes natürliche Band nicht geachtet haben. Dergleichen war Ariſtipp (*), der, wenn man mit der Zuneigung in ihn drang, welche er ſeinen Kindern ſchuldig wäre, weil ſie von ihm herſtammten, ausſpie, und dabey ſagte, dieſes ſtammte auch von ihm her, und wir heckten ia auch Läuſe und Ungeziefer. Unter dieſe gehört auch der, welchen Plutarch bereden wollte ſich mit ſeinem Bruder zu verſöhnen, und welcher antwortete: **Ich mache mir deswegen nicht mehr aus ihm, weil wir durch ein Loch gekommen ſind** (**). In Wahrheit, der Brudername iſt ein ſehr ſchöner und liebreicher Name, und daher machten er und ich unſer Bündniß (***). Allein die Vermengung der Güter, die Theilungen, und der Um-

(*) Diog. Laërt. in *vita Ariſtippi* L. II. Segm. 81.

(**) Plutarch. *de fraterno amore.*

(*) Dieſes bedeutet ſo viel, daß ſie einander zu des Montagne Zeiten den Brudernamen ertheilet, welcher das Merkmal und Pfand der mit einander geſchloſſenen Freundſchaft ſeyn ſollte. Aus einem ähnlichen Grunde nennte ſich das Fräulein von Gournay des Montagne fille d'alliance; und nicht deswegen, als ob Montagne ſich mit dieſes Fräuleins Mutter verehlichet hätte, wie ich einmal in einer guten Geſellſchaft habe behaupten hören. Man findet in dem Marot viele Beyſpiele von dieſer Art Galanterie, und unter andern ein Sinngedicht mit der Aufſchrift De ſa Mere par Alliance. Er ſagt in demſelben, es könnte nicht vom Alter herkommen daß er grau zu werden anfienge, weil ſeine Mutter in der beſten Blüthe ihrer Jahre wäre.

ſtand daß des einen Reichthum des andern Armuth iſt, machen dieſe brüderliche Zuneigung um einen guten Theil froſtiger. Da Brüder ihr Glück auf einem Wege und auf einerley Art machen müſſen, ſo müſſen ſie nothwendig einander zu nahe treten und wider einander verſtoſſen. Warum ſollte ſich weiter die Uebereinſtimmung und die Aehnlichkeit, welche die wahren und vollkommenen Freundſchaften erzeugen, ſich bey dieſen hier finden? Vater und Sohn, desgleichen auch Brüder, können von gänzlich verſchiedener Gemüthsart ſeyn. Dieß iſt mein Sohn, dieß iſt mein Vetter; allein es iſt ein wilder, ſchlimmer, und alberner Menſch. Weiter ſind dieſes Freundſchaften, zu welchen uns das natürliche Geſetz und die natürliche Verbindlichkeit anhalten, und bey denen folglich deſto weniger eigene Wahl und Freyheit ſtatt findet. Nichts hängt ſo ſehr von unſerm freyen Willen ab, als die Zuneigung und Freundſchaft. Es iſt wahr, ich, meines Theils, habe von dieſer Seite alle erwünſchte Vortheile genoſſen: weil ich den beſten und gütigſten Vater, der iemals geweſen iſt, bis in ſeine ſpäteſten Jahre gehabt habe; und aus einem Hauſe bin, welches vom Vater zum Sohne berühmt iſt, und beſonders in Anſehung der brüderlichen Eintracht zum Muſter dienen kann:

(*) - - - Et ipſe
Notus in fratres animi paterni.

Die Zuneigung gegen das weibliche Geſchlechte kann man ebenfalls unmöglich mit derſelben verglei-

(*) Ich ſelbſt hege, wie bekannt, eine väterliche Neigung gegen die Brüder. Horat. L. II. Od. II. v. 6.

gleichen oder in dieſes Verzeichniß bringen: ob ſie gleich auf unſerer Wahl beruhet. Ihr Feuer, ich geſtehe es,

(*) - (neque enim eſt Dea neſcia noſtri
Quae dulcem curis miſcet amaritiem.)

iſt heftiger, brennender, und empfindlicher. Allein, es iſt ein wildes, flatterichtes, wallendes, und abwechſelndes Feuer, eine fieberhafte Hitze, die uns bald überfällt, bald aber ſich wieder legt, und uns nur auf einer Seite einnimmt. Bey der Freundſchaft hingegen iſt eine durchgängige und allgemeine Inbrunnſt, die übrigens gemäßiget und allezeit gleich iſt: eine beſtändige und ſtille Inbrunnſt, die holdſeelig und artig, nicht aber rauh und ſtechend iſt. Weiter iſt bey der Liebe nichts, als ein raſendes Verlangen nach dem, was uns flieht.

(**) Come ſegue la lepre il cacciatore
Al freddo, al caldo, alla montagna, al lito,
Ne più l'eſtima poi, che preſa vede,
E ſol dietro a chi fugge affretta il piede.

So bald ſie ſich in die Schranken der Freundſchaft, das iſt, in der Uebereinſtimmung des Willens hält, verſchwindet ſie und wird matt. Der Genuß iſt ihr Verderben, weil ihre Abſicht nur

 auf

(*) Die Göttinn kennt mich auch, die ſüſſe Bitterkeit unter den Kummer miſcht. Catull. *Epigr.* LXVI. v. 17. 18.

(**) Gleichwie der Jäger einen Haſen in Kälte, in Hitze, über Berge und über Feld verfolgt, denſelben aber nicht achtet, wenn er ihn gefangen hat, und ihm nur ſo lange nachſetzt als er flieht. Arioſto Cant. X. Stanz. 7.

auf den Körper geht, und endlich zum Ekel wird. Hingegen die Freundſchaft genießt man deſto beſſer, iemehr man ſie wünſcht: ſie entſteht, nährt ſich, und wächſet nur bey dem Genuſſe, weil ſie nur auf den Geiſt ſieht, und die Seele durch die Uebung immer mehr und mehr geläutert wird. Unter dem Scheine dieſer vollkommenen Freundſchaft haben dieſe flatterhaften Regungen ehedem Raum bey mir gefunden: daß ich nichts von ihm ſage, da er es in ſeinen Verſen deutlich genug an den Tag leget. Alſo habe ich zwar beyde Leidenſchaften kennen lernen, aber niemals einander gleich geachtet. Die erſte verfolgt mit hohem und kühnem Fluge ihren Weg, und ſieht die andere mit Verachtung ſehr weit unter ihr einher ziehen.

Was die Ehe für ein Handel iſt.

Die Ehe iſt nicht allein ein Handel, zu welchem man zwar Anfangs frey ſchreiten kann, den man aber gezwungen und mit Gewalt halten muß, und der nicht bloß auf unſern Willen ankömmt; ein Handel, der meiſtentheils aus andern Abſichten geſchloſſen wird: ſondern es müſſen auch tauſend andere Dinge mit dabey entwickelt werden, welche den Faden zu zerreiſſen, und den Fortgang einer lebhaften Zuneigung zu unterbrechen zureichend ſind. Hingegen die Freundſchaft hat auf nichts, als auf ſich ſelbſt, zu ſehen; und mit nichts, als mit ſich ſelbſt, zu ſchaffen.

Die Weibesperſonen ſind zur Freundſchaft ungeſchickt.

Hierzu kömmt noch, daß, recht zu ſagen, die Weibesperſonen gemeiniglich zu dem Umgange und der Vertraulichkeit, welche dieſe heilige Verbindung unterhalten, nicht recht geſchickt ſind, und daß ihre Seelen nicht geſetzt genug zu ſeyn ſcheinen, dieſe Verknüpfung feſte und dauerhaft zu erhalten. Wenn dieß nicht wäre, und man

könnte

könnte eine ſolche ungezwungene und freywillige Bekanntſchaft aufrichten, bey welcher nicht allein die Seelen dieſen völligen Genuß hätten, ſondern bey der auch die Leiber an der Verbindung Theil hätten, in die ſich alſo der ganze Menſch einlieſſe: ſo iſt es ganz gewiß, daß die Freundſchaft noch vollkommener und vollſtändiger ſeyn würde. Allein, wir wiſſen kein einziges Beyſpiel daß dieſes Geſchlecht ſo weit habe gelangen können, und es wird durch die Schulen der alten Weltweiſen davon ausgeſchloſſen.

Die andern unter den Griechen gewöhnlichen Ausſchweifungen aber werden von unſern Sitten mit allem Rechte verabſcheuet. Gleichwohl ſchickten ſich auch dieſe nicht genugſam zu der vollkommenen Vereinigung und Uebereinſtimmung, welche wir hier verlangen, weil nach ihrer Gewohnheit nothwendig eine Ungleichheit in den Jahren und ein Unterſcheid in den Pflichten unter den Verliebten ſeyn mußte (*). Quis eſt enim iſte amor amicitiae? Cur neque deformem adoleſcentem quisquam amat, neque formoſum ſenem? Selbſt die Abſchilderung, welche die Akademie davon macht, erlaubt mir, wie ich glaube, von ihr zu ſagen: daß ſich dieſe erſte Brunſt, welche der Venus Sohn in dem Herzen des Liebhabers gegen die Blüte einer zarten Jugend erreget, der ſie alle wilden und heftigen Ausſchweifungen, welche nur eine unbändige Hitze erregen kann, verſtatteten, bloß auf die äußerliche Schön-

Die widernatürliche Freundſchaft iſt unter den Griechen ſehr im Schwange gegangen. Was Montagne davon urtheilet.

(*) Denn wie ſteht es dann mit dieſer freundſchaftlichen Liebe? Warum liebt keiner keinen garſtigen Jüngling, und keinen ſchönen Greis? Cic. *Tuſc. Quaeſt.* L. IV. c. 33.

Schönheit gegründet habe. Ein falſches Bild der leiblichen Zeugung! Denn auf das Gemüth konnte ſie ſich noch nicht gründen, weil deſſen Triebe noch verborgen waren, und weil ſich daſſelbe nur erſt zu zeigen anfieng. Befiel dieſe Brunſt ein niederträchtiges Herz: ſo bediente ſich daſſelbe ſeine Abſicht zu erreichen des Reichthums, der Geſchenke, des Verſprechens einer Beförderung zu Ehrenämtern, und anderer dergleichen nichtswürdiger Waare, welche ſie verwerfen. Befiel ſie ein großmüthiger Herz: ſo waren auch die Hülfsmittel edelmüthiger, Philoſophiſche Lehren, Unterweiſungen die Religion zu verehren, den Geſetzen zu gehorchen, für das Beſte ſeines Landes zu ſterben, Beyſpiele der Herzhaftigkeit, Klugheit, Gerechtigkeit. Der Liebhaber befleißigte ſich ſich durch die Artigkeit und Schönheit ſeiner Seele beliebt zu machen, weil ſein Körper bereits längſt entkräftet war; und hoffete durch dieſe Uebereinſtimmung der Gemüther einen feſtern und dauerhaften Handel zu treffen. Wenn dieſe Bemühung gelung: ſo entſtund zur gehörigen Zeit (Denn wenn ſie gleich nicht von dem Liebhaber verlangten, daß er ſich Zeit bey ſeinem Vorhaben nehmen, und Beſcheidenheit brauchen ſollte: ſo verlangten ſie es doch ſehr ernſtlich bey dem Geliebten; und um ſo vielmehr, weil dieſer von einer innerlichen Schönheit zu urtheilen hatte, die ſchwer zu erkennen, und mühſam zu entdecken iſt) in dem Geliebten eine Begierde nach einer geiſtigen Empfängniß, vermittelſt einer geiſtigen Schönheit. Dieſe war die vornehmſte. Die körperliche war etwas zufälliges, und ſtund der andern nach. Bey dem Liebhaber war es

umgekehrt. Aus dieſer Urſache ziehen ſie den Geliebten vor, und behaupten daß die Götter ebenfalls denſelben vorziehen. Sie tadelten daher auch den Dichter Aeſchylus ſehr, daß er bey dem Liebesverſtändniſſe zwiſchen dem Achilles und Patroklus, dem Achilles, welcher noch in ſeinen iungen Jahren und noch nicht mannbar, aber der ſchönſte Grieche war, als den Liebhaber vorgeſtellet. Nächſt dieſer durchgängigen Gemeinſchaft, welche das vornehmſte und vortreflichſte Theil davon iſt, und hier herrſcht, ſagen ſie auch, daß ſo wohl die Privatperſonen, als das gemeine Weſen, ſehr wichtigen Vortheil davon hätten. Sie wäre die Stärke der Länder, welche dieſelbe einführten, der beſte Schutz der Billigkeit und Freyheit, wie aus der heilſamen Liebe des Hermodius und des Ariſtogiton erhelle. Aus dieſer Urſache nennen ſie dieſelbe heilig und göttlich; und ihrer Rechnung nach iſt ihr nur die Gewaltthätigkeit der Tyrannen, und die Niederträchtigkeit der Völker, entgegen. Kurz, alles was man zum Vortheile der Akademie ſagen kann, iſt dieſes, daß es eine Liebe geweſen die auf Freundſchaft hinaus gelaufen iſt: eine Sache, die ſich ziemlich wohl mit der Stoiſchen Erklärung der Liebe vergleichen läßt (*): Amorem conatum eſſe amicitiae faciendae ex pulchritudinis ſpecie.

Vorſtellung der vollkommenſten Freundſchaft.

Ich komme wieder auf meine Beſchreibung einer billigern (**) und gleichförmigern Art (***), Omni-

(*) Die Liebe ſey ein Beſtreben der ſchönen Geſtalt wegen Freundſchaft zu machen. Cic. *Tuſc. Quaeſt.* IV. c. 34.

(**) Als diejenige Art von Freundſchaft iſt, von welcher er bisher geredet hat.

(***) Allerdings muß man die Freundſchaft alsdann

Omnino amicitiae, corroboratis iam confirmatisque ingeniis & aetatibus, iudicandae ſunt. Uebrigens verſtehen wir gewöhnlich unter Freunden und Freundſchaft nur ſolche Bekanntſchaften und Vertraulichkeiten, welche eine gewiſſe Gelegenheit oder ein gewiſſer Vortheil geknüpfet haben, vermittelſt welcher ſich unſere Seelen mit einander vereinigen. Bey der Freundſchaft, von welcher ich rede, vermiſchen und vermengen ſie ſich in allen Stücken ſo mit einander, daß man nicht gewahr wird wie ſie mit einander verbunden ſind. Will man mit aller Gewalt von mir wiſſen, warum ich ihn geliebt habe: ſo merke ich, daß ich dieſes nicht anders ausdrücken kann, als durch dieſe Antwort: Weil er es war, weil ich es war. Es zeigte ſich darinnen, ich weiß nicht was für ein unbegreiflicher und unüberwindlicher Zug, welcher dieſe Vereinigung vermittelte, der über meine Vernunft iſt, und den ich nicht umſtändlich beſchreiben kann. Wir ſuchten uns, ehe wir uns geſehen hatten, und weil wir von einander hatten reden hören; welches zu unſerer Zuneigung mehr beytrug, als man hätte denken ſollen: ich glaube, auf eine Verordnung des Himmels. Wir umarmten uns gleich das erſte mal, als wir einander nennen hörten. Und als wir uns antrafeu, welches bey einem großen Feſte und bey einer Geſellſchaft in der Stadt geſchahe, wurden wir ſo eingenommen, ſo bekannt, ſo vertraut mit einander, daß von der Zeit einer dem andern beſtändig der liebſte war. Er ſchrieb ein vor-

dann erſt beurtheilen, wenn das Gemüth und die Jahre bereits zu ihrer Reife gelangt ſind. Cic. de *Amicit.* c. 20.

vortrefliches Lateiniſches Strafgedichte, welches in dem Drucke (*) erſchienen iſt, in welchem er die Uebereilung bey unſerer Vertraulichkeit, die ſo geſchwind zu ihrer Vollkommenheit gelangt war, entſchuldiget und erzählet (**). Da ſie nur ſo kurze

(*) In der Sammlung der hinterlaſſenen Werke des Stephan de la Boetie, welche von dem Montagne heraus gegeben und bey Friedrich Morel 1571. zu Paris gedruckt ſind.

(**) Er thut dieſes zu Anfange dieſes Stücks, in etlichen zwanzig Zeilen, die man hier nicht ungerne ſehen wird.

Prudentum bona pars vulgo male credula, nulli
Fidit amicitiae, niſi quam explorauerit aetas,
Et vario caſus luctantem exercuit vſu.
At nos iungit amor paullo magis annuus, & qui
Nil tamen ad ſummum reliqui ſibi fecit amorem:
Forte inconſulto: ſed nec fas dicere, nec ſit
Quamuis moroſe ſapiens, quum nouerit ambos,
Et ſtudia, & mores, qui noſtri inquirat in annos
Foederis, & tanto gratus non plaudat amori.
Nec metus in celebres ne noſtrum nomen amicos
Inuideant inferre, ſinant modo Fata, nepotes.
Inſita ferre negat mala ceraſus, nec adoptat
Pruna pyrus: - - - -
Arboribus mox idem aliis haud ſegnis adhaeſit
Surculus, occulto naturae foedere: iamque
Turgentes coëunt oculi, & communibus ambo
Educunt foetum ſtudiis, viget aduena ramus.
\- - - . -
Haud diſpar vis eſt animorum: Hos nulla reuinctos
Tempora diſſocient, hos nulla adiunxeris arte.
Te, Montane, mihi caſus ſociauit in omnes
Et natura potens, & amoris gratior illex
Virtus. - -

kurze Zeit dauern konnte, und da wir ſo ſpät angefangen hatten, (denn wir waren beyde ſchon in unſerm männlichem Alter, und er war noch einige Jahre älter als ich) ſo hatte ſie keine Zeit zu verlieren, und durfte ſich nicht nach den weichlichen und gemeinen Freundſchaften richten, die aus Vorſichtigkeit ſo lange und vorgängig mit einer bekannt ſeyn müſſen.

Worauf die wahre Freundſchaft hinaus läuft.

Dieſe hat keinen andern Begrif als von ſich ſelbſt, und bezieht ſich auf weiter nichts. Nicht eine beſondere Betrachtung, oder zwo, oder drey, oder viere, oder tauſend, ſondern, ich weiß nicht was für eine Quinteſſenz von allem dieſem Gemengſel, bemächtigte ſich meines Willens, und nöthigte mich denſelben gänzlich dem ſeinigen zu überlaſſen und zu ergeben; welche ſich auch ſeines ganzen Willens bemächtigte, und denſelben nöthigte ſich gänzlich dem meinigen zu überlaſſen und zu ergeben. Ich ſage mit Recht überlaſſen: denn wir behielten uns nichts eigenes, nichts was ſein oder mein war, vor. Als Lälius in Gegenwart der Römiſchen Bürgermeiſter, welche nach des Tiberius Gracchus Verurtheilung alle ſeine ehemaligen Vertrauten verfolgeten, den Caius Bloſius, (der deſſen vornehmſter Freund war) fragte, was er für denſelben hätte thun wollen, gab derſelbe zur Antwort (*): **Alles mögliche.** Wie? Alles mögliche? verſetzte Lälius. Wenn er dich nun unſere Tempel hätte anſtecken heiſſen? **Er würde mir dieſes niemals geheiſſen haben**, verſetzte Blo-

(*) Plutarch in dem **Leben des Tiberius und Gracchus**, desgleichen Valer. Maxim. Lib. IV. c. 7. *de exemplis Romanis* §. 1.

Bloſius. Wenn er es aber nun gethan hätte? fuhr Lälius fort. Ich würde ihm gehorchet haben, antwortete der andere. Wenn er ein ſo vollkommener Freund des Gracchus geweſen iſt, wie die Geſchichtſchreiber melden, ſo hatte er nicht nöthig die Bürgermeiſter durch dieſes letzte und kühne Geſtändniß auf zu bringen, und durfte nur darauf beſtehen, daß er des Gracchus Willen gewiß wüßte. Indeſſen iſt doch ſo viel an dem, daß dieienigen, welche ſeine Antwort als aufrühriſch anklagen, dieſes Geheimniß nicht recht verſtehen, und nicht voraus ſetzen, wie es doch wirklich iſt, daß er nicht allein um des Gracchus Willen gewußt, ſondern auch denſelben vollkommen lenken können. Sie waren beſſere Freunde, als Bürger: beſſere Freunde, als Freunde oder Feinde ihres Vaterlandes; als Freunde des Ehrgeizes, und der Unruhe. Da ſie ſich einander vollkommen vertrauet hatten, ſo hatte ieder die Zügel der Neigungen des andern in ſeiner Hand. Nun ſetze man, daß Tugend und Vernunft den Zügel führen: (wie ihn dann dieſe nothwendig führen müſſen) ſo iſt des Bloſius Antwort wie ſie ſeyn ſoll. Wenn ihre Handlungen dieſem Leitfaden nicht gefolgt hätten: ſo wären ſie, meines Ermeſſens, weder unter einander Freunde, noch Freunde gegen ſich ſelbſt geweſen. Uebrigens klingt dieſe Antwort nicht härter, als die meinige klingen würde, wenn mir einer dieſe Frage vorlegte: Wenn dir dein Wille beföhle deine Tochter zu ermorden, wollteſt du das thun? und ich gäbe es zu. Denn dieſes, daß ich in meinen Willen kein Mißtrauen ſetze, beweiſet nicht, daß ich dergleichen Gedanken habe. Und eben ſo

wenig

wenig Mißtrauen ſetze ich in den Willen eines Freundes. Die ganze Welt würde mich nicht von der Verſicherung abbringen können, die ich von den Abſichten und Urtheilen des meinigen hege. Man würde mir keine von ſeinen Handlungen vorſtellen können, von was für einer Seite es auch geſchehen möchte, deren Triebfeder ich nicht augenblicklich finden wollte. Unſere Seelen ſind ſo einig geweſen, ſie haben ſich mit einer ſo inbrünſtigen Neigung betrachtet, und einander hierdurch bis auf das innerſte des Herzens geſehen, daß ich nicht allein die ſeinige ſo gut als die meinige kenne; ſondern daß ich auch mich ihm weit eher, als mir ſelbſt, anvertrauet haben würde.

Vorſtellung der gemeinen Freundſchaften.

Man ſetze ia nicht die gemeinen Freundſchaften in dieſen Rang. Ich kenne dieſelben ſo gut, als ein anderer; und noch dazu die allervollkommenſten darunter. Allein, ich will niemanden rathen ihre Regeln mit einander zu vermengen: man würde ſich betrügen. Bey dieſen andern Freundſchaften muß man allezeit den Zaum in der Hand behalten, und klug und vorſichtig gehen. Das Band iſt nicht ſo verknüpft, daß man ſich vollkommen darauf verlaſſen könnte. **Liebe ihn,** ſagte Chilon (*), **als wenn du ihn einmal**

(*) Bey dem Aulus Gellius L. I. c. 3. Laerz eignet dieſen Lehrſpruch dem Bias zu, in dem Leben dieſes Weltweiſen L. I. Segm. 87. wie auch Ariſtoteles *Rhetor.* L. II. c. 13. gethan hatte, wo man das andere Glied findet, daß man eine Perſon ſo haſſen müſſe, als wenn man ſie dereinſt lieben würde, welches nicht in dem Laerz

mal haſſen würdeſt: haſſe ihn, als wenn du ihn dereinſt lieben würdeſt. Dieſe Lehre, welche in dieſer ächten und vollkommenſten Freundſchaft ſo abſcheulich iſt, iſt ſehr heilſam bey den gewöhnlichen und gemeinen Freundſchaften. In Anſehung derer muß man ſich der Worte bedienen, welche Ariſtoteles oft im Munde führte (*): **Meine lieben Freunde, es giebt keine Freunde!**

Unter Freunden iſt alles gemein.

Bey einem ſolchen edlen Umgange verdienen die Gefälligkeiten und Wohlthaten, welche den andern Freundſchaften Nahrung geben, nicht einmal in Betrachtung gezogen zu werden. Die vollkommene Vermiſchung unſerer Neigungen iſt daran Urſache. Denn gleichwie die Freundſchaft, welche ich zu mir ſelbſt trage, dadurch nicht wächſet, daß ich mir bedürfenden Falls ſelbſt helfe, die Stoiker mögen ſagen was ſie wollen; und gleichwie ich mir einen mir ſelbſt geleiſteten Dienſt nicht Dank weiß: eben ſo veranlaßt die wahrhaftig vollkommene Vereinigung ſolcher Freunde, daß ſie an dergleichen Pflichten nicht mehr denken, und die Worte, **Wohlthat, Verbindlichkeit, Erkenntlichkeit, Bitte, Danksagung**, und dergleichen

Laerz ſteht. Wegen des erſten Gliedes, daß **man lieben müſſe, als wenn man einmal haſſen würde**, ita amare oportere, vt ſi aliquando eſſet oſurus, ſagt Cicero, er könnte ſich nicht vorſtellen, daß dergleichen Worte, wie man gemeiniglich dafür hielte, aus des Bias, eines der ſieben Weiſen, Munde gegangen ſeyn ſollten. *De Amicit.* c. 16.

(*) Ω φιλοι, ουδεις φιλος. Diog. Laërt. *in Vita Ariſtotelis* L. V. Segm. 21.

gleichen mehr, welche eine Trennung und einen Unterſcheid bedeuten, haſſen und verbannen. Sie können ſich nichts leihen und nichts geben, weil ſie wirklich alles mit einander gemein haben, Willen, Gedanken, Urtheile, Güter, Weiber, Kinder, Ehre und Leben, und nach des Ariſtoteles ſehr geſchickten Erklärung (*) eine Seele in zween Körpern ſind. Dieſes iſt eben die Urſache, warum die Geſetzgeber, um den Eheſtand mit einer erdichteten Aehnlichkeit mit dieſer göttlichen Verbindung zu beehren, die Schenkungen zwiſchen Mann und Frau verbieten. Denn dadurch wollten ſie zeigen, daß alles beyden gemein ſeyn ſoll, und daß ſie nichts zu theilen und ab zu ſondern haben.

In einer vollkommenen Freundſchaft iſt derienige, welcher giebt, dem andern, welcher empfängt, verbunden.

Wenn bey der Freundſchaft, von welcher ich rede, einer dem andern etwas geben könnte: ſo würde derienige, welcher die Wohlthat empfienge, den andern verbinden. Denn, da ſich beyde, mehr als alles andere, angelegen ſeyn laſſen ſich unter einander gutes zu thun: ſo bezeigt ſich derienige freygebig, welcher den andern Stoff und Gelegenheit dazu giebt, und ſeinem Freunde das Vergnügen macht dasjenige zu bewerkſtelligen, was er am meiſten wünſchet. Wenn der Weltweiſe Diogenes Geldmangel hatte, ſagte er (**), er forderte es von ſeinen Freunden nicht, ſon-

(*) Ερωτηθεις τι εστι φιλος; εφη, Μια ψυχη δυσι σωμασι ενοικουσα. *Id. ibid.* Segm. 20.

(**) Diog. Laërt. in *Vita Diogenis Cynici* L. VI. Segm. 46. χρηματων δεομενος, απαιτειν ελεγε τους φιλους, ουκ αιτειν.

ſondern forderte es wieder. Damit ich aber zeige wie dieſes wirklich zugehet, ſo will ich ein beſonderes Beyſpiel davon erzählen (*). Eudamidas, ein Korinther, hatte zweene Freunde, den Charixenus einen Sycionier, und den Aretheus einen Korinther. Als er nun in Armuth ſtarb, ſeine zween Freunde aber reich waren, machte er ſein Teſtament ſo: „Dem Aretheus vermache ich „meine Mutter zu ernähren, und ſie in ihrem „Alter zu erhalten: dem Charixenus meine Toch„ter zu verheyrathen, und ſie, ſo gut als ihm nur „möglich iſt, aus zu ſtatten. In dem Falle aber „daß einer von beyden mit Tode abgehen ſollte, „ſo ſetze ich den noch lebenden an deſſen Stelle „ein„. Diejenigen, welche dieſes Teſtament zu ſehen bekamen, ſpotteten darüber: allein ſeine Erben nahmen daſſelbe auf die erhaltene Nachricht mit beſondern Vergnügen an. Ja, als einer von ihnen, Charixenus, fünf Tage darnach geſtorben, und ſeine Stelle zum Vortheile des Aretheus erlediget worden war, ernährte dieſer die Mutter ſorgfältig, und gab von den fünf Talenten, welche er im Vermögen hatte, zwey und ein halbes ſeiner einzigen Tochter mit, die andern zwey und ein halbes aber der Tochter des Eudamidas, welchen er auch allen beyden an einem Tage Hochzeit ausrichtete.

(*) Dieſes Beyſpiel iſt aus einem Geſpräche des Lucians, Toxaris genannt, genommen, und vielleicht nur aus ſeinem Gehirne erſonnen. Montagne hat dieſes vermuthen, und ſich daſſelbe dennoch zu Nütze machen können, dem zu Folge wie er anderwerts ſagt.

Eine vollkommene Freundſchaft iſt untheilbar.

Dieſes Beyſpiel iſt ganz vollkommen, nur eins iſt dabey zu erinnern, die Vielheit der Freunde. Denn, die vollkommene Freundſchaft, von welcher ich rede, iſt untheilbar. Jeder ergiebt ſich ſeinem Freunde ſo völlig, daß er nichts anderwerts zu vertheilen übrig hat. Vielmehr iſt er unwillig, daß er nicht zwiefach, dreyfach, oder vierfach iſt; daß er nicht viele Seelen und viele Willen hat, um ſie alle dieſem Gegenſtande zu ergeben.

Die gemeinen Freundſchaften können unter viele getheilet werden.

Die gemeinen Freundſchaften kann man theilen. Man kann an einer Perſon die Schönheit, an der andern ihr ungezwungenes Weſen, an noch einer andern die Freygebigkeit, die eine als Vater, die andere als Bruder, lieben, und ſo weiter. Allein, diejenige Freundſchaft, welche die Seele einnimmt, und dieſelbe unumſchränkt beherrſcht, kann unmöglich zwiefach ſeyn. Geſetzt, daß zween zugleich Hülfe verlangten: wem wollteſt du bey ſtehen? Geſetzt, daß ſie ganz entgegen geſetzte Dienſte von dir verlangten: was für eine Einrichtung wollteſt du darinnen treffen? Geſetzt, daß dir einer eine Heimlichkeit anvertrauete, an deren Wiſſenſchaft dem andern gelegen wäre: wie wollteſt du dir heraus helfen?

Die einzige und vornehmſte Freundſchaft trennt alle andere Verbindungen.

Die einzige und vornehmſte Freundſchaft trennet alle andere Verbindungen. Das Geheimniß, welches ich keinem andern zu offenbaren geſchworen habe, kann ich, ohne einen Meineid zu begehen, dieſem entdecken, der kein anderer als ich iſt. Es iſt ſchon ein großes Wunder ſich in zwey Theile zu theilen; und diejenigen, welche ſich dreyfach zu machen vornehmen, erkennen deſſen Gröſ-

ſe nicht. Was ſeines Gleichen hat, iſt nicht das äußerſte. Wer voraus ſetzet, daß ich von zween einen ſo wie den andern liebe, und daß ſie ſich unter einander lieben, und mich eben ſo ſehr lieben als ich ſie liebe, der vervielfältiget die einfachſte und einigſte Sache, und die man ſehr ſelten nur ein einziges mal in der Welt antrift. Der übrige Theil dieſer Erzählung kömmt mit demjenigen, was ich geſagt habe, vollkommen überein. Denn, Eudamidas braucht ſeine Freunde aus Gefälligkeit und aus Gunſt zu ſeiner Bedürfniß. Er hinterläßt ſie zu Erben ſeiner Freygebigkeit, welche darinnen beſteht, daß er ihnen Mittel an die Hand giebt ihm gutes zu thun. Und ohne Zweifel zeigt ſich die Stärke der Liebe weit mehr in ſeiner That, als in des Aretheus That. Kurz, dieſes ſind Wirkungen, die ſich einer nicht einbilden kann, wenn er ſie nicht verſucht hat; und welche mich die Antwort, die ein junger Soldat dem Cyrus gab, ungemein hoch zu halten veranlaſſen. Cyrus (*) fragte denſelben, wie hoch er ſein Pferd hielte, vermittelſt deſſen er den Preis in dem Wettrennen erhalten hatte, und ob er daſſelbe gegen ein Königreich vertauſchen wollte. **Nein, gewiß nicht, Herr,** gab derſelbe zur Antwort. **Aber herzlich gerne wollte ich es darum geben, um einen Freund zu erlangen, wenn ich einen Menſchen anträfe, der eine ſolche Verbindung werth wäre.** Er ſagte nicht unrecht, **wenn ich anträfe.** Denn man findet leichtlich Leute, die zu einer ſeichten Bekanntſchaft geſchickt ſind. Allein bey dieſer hier, wo man alles aufs

(*) Xenoph. *Cyropaed.* L. VIII. c. 3.

Spiel ſetzt, wo man ſich nichts vorbehält, müſſen alle Bewegungsgründe vollkommen rein und ſicher ſeyn.

Was bey Bündniſſen zu beobachten iſt.

Bey den Bündniſſen, die nur auf einen Zweck abzielen, hat man nur auf die Mängel zu ſehen welche dieſen Zweck beſonders betreffen. Es kann mir nichts verſchlagen, von was für Religion mein Arzt oder mein Sachwalter iſt. Dieſer Umſtand geht die Freundſchaftspflichten, welche ſie mir ſchuldig ſind, nichts an.

Was bey dem häuslichen Umgange.

Bey dem häuslichen Umgange, welchen ich mit meinen Bedienten pflege, halte ich es eben ſo. Ich bekümmere mich nicht darum, ob ein Laqvay keuſch iſt, ſondern ob er fleißig iſt. Ich hüte mich nicht ſo ſehr vor einen Mauleſeltreiber der ein Spieler iſt, als vor einem tummen; und nicht ſo ſehr vor einem Koche der ein Flücher iſt, als vor einem der unwiſſend iſt. (Ich will hier nicht ſagen was in der Welt geſchehen ſoll; das thun wohl genung andere: ſondern das, was ich thue.

(*) Mihi ſic vſus eſt: Tibi, vt opus eſt facto, face)

Zu der Geſellſchaft bey Tiſche wähle ich mir einen Luſtigen, nicht aber einen Klugen: zu der im Bette die Schönheit, eher, als die Gütigkeit: zum Geſpräche, die Geſchicklichkeit, wenn auch keine Redlichkeit dabey iſt: und ſo weiter. Einer, welcher mit ſeinen Kindern ſpielete und auf dem Stocke

(*) So pflege ich es zu halten. Mache du es deines Theils, wie es die Umſtände erfordern. Terent. *Heaut.* Act. I. Sc. I. v. 21.

Stocke ritte (*), bat denienigen, welcher ihn überraſchelte, niemanden nichts davon zu ſagen, bis er ſelbſt Vater wäre: denn er glaubte, daß demſelben die Leidenſchaft, welche alsdann in ſeiner Seele entſtehen würde, geſchickt machen würde eine ſolche Handlung nach der Billigkeit zu beurtheilen. Eben ſo wollte auch ich wünſchen, daß ich mit Leuten redete, die das, was ich ſage, erfahren hätten. Allein, da ich gar wohl weiß wie ſehr eine ſolche Freundſchaft von dem gemeinen Gebrauche abgeht, und wie ſeltſam ſie iſt, ſo verſpreche ich mir keinen guten Richter hierinnen zu finden. Selbſt die Gedanken, welche uns das Alterthum über dieſe Materie hinterlaſſen hat, ſcheinen mir gegen die Empfindung, die ich davon habe, matt zu ſeyn. Ja, in dieſem Stücke überſchreiten die Wirkungen ſelbſt die Lehren der Weltweisheit.

(**) Nil ego contulerim iucundo ſanus amico.

Der alte Menander (***) pries den glücklich, welcher nur einen **Schatten von einem Freunde** hätte antreffen können. Gewiß, er hatte Urſache ſo zu reden, wenn er es auch verſucht hatte. In Wahrheit, vergleiche ich den ganzen Ueberreſt meines Lebens, ob ich daſſelbe gleich durch Gottes Gnade ganz ruhig, gemächlich, und den Verluſt eines ſolchen Freundes aus-

(*) Ageſilaus. S. Plutarch in des Ageſilaus Leben.

(**) So lange ich bey Verſtande bin, werde ich einem angenehmen Freunde nichts gleich ſchätzen. *Horat.* L. I. Sat. V. v. 44.

(***) Plutarchus *de amicit. frat.*

genommen, von aller ſchweren Trübſal frey, in voller Zufriedenheit hingebracht habe, weil ich mich mit den natürlichen und urſprünglichen Vortheilen begnüget habe, ohne nach andern zu trachten; vergleiche ich, ſage ich das ganze, mit den vier Jahren, da ich ſo glücklich geweſen bin die angenehme Geſellſchaft und den angenehmen Umgang dieſes Mannes zu genieſſen: ſo iſt es nichts als Rauch, nichts als eine düſtere und verdrüßliche Nacht. Seit dem Tage, da ich ihn verlohren habe,

(*) Quem ſemper acerbum,
Semper honoratum (ſic Dii voluiſtis)
habebo,

vergehe ich, und zehre mich ab. Ja, ſelbſt die Ergötzlichkeiten, welche ſich mir darbieten, verdoppeln nur mein Leidweſen über ſeinen Verluſt, an ſtatt mich zu tröſten. Wir theilten alles mit einander. Mich dünkt ich nehme ihm ſeinen Theil weg,

(**) Nec fas eſſe vlla me voluptate hic frui
Decreui, tantiſper dum ille abeſt meus
particeps.

Ich war bereits ſo geübt und ſo gewohnt allerwegen den andern Mann ab zu geben, daß mir nicht anders iſt, als ob ich nur noch halb wäre.

(*) Illam

(*) Virg. *Aeneid.* L. V. c. 49. 50.

(**) Ich habe überlegt daß es unbillig ſeyn würde, wenn ich mir hier einige Luſt machte, indeſſen daß mein Mitgenoſſe nicht zugegen iſt. Terent. *Heautont.* Act. I. Scen. I. v. 97. 98. Montagne hat des Terenz Worte etwas verändert, damit er ſie zu ſeiner Abſicht brauchen konnte.

(*) Illam meae ſi partem animae tulit
Maturior vis, quid moror altera,
Nec charus aeque, nec ſuperſtes
Integer? Ille dies vtramque
Duxit ruinam.

Es iſt keine Handlung oder Vorſtellung, wobey ich dieſes nicht zu ſagen Anlaß finden ſollte, wie er auch ganz gewiß gegen mich gethan haben würde. Denn, gleichwie er mich in Anſehung ieder andern Gaben und Tugenden unendlich weit übertraf: ſo übertraf er mich auch in der Freundſchaftspflicht.

(**) Quis deſiderio ſit pudor aut modus
Tam cari capitis?

(***) O miſero frater ademte mihi!
Omnia tecum vna perierunt gaudia noſtra,
Quae tuus in vita dulcis alebat amor.
Tu mea, tu moriens fregiſti commoda frater,
Tecum vna tota eſt noſtra ſepulta anima.

Y 5 Cu-

(*) Hat ein allzu frühzeitiger Tod die eine Helfte meiner Seele weggeriſſen, was zaudere ich andere? Ich liebe mich ſelbſt nicht mehr ſo ſehr, und ich bin nicht mehr ganz übrig. Der einzige Tag hat unſer beyder Verderben befördert. Horat. L. II. Od. XVII. v. 5. ſeqq.

(**) Wie ſollte ich mich der Sehnſucht ſchämen, wie ſollte ich ſie mäßigen können, da ich einen ſo werthen Freund verlohren habe? Horat. L. I. Od. XIV. v. 1. 2.

(***) O! werther Bruder! Wie unglücklich macht mich dein Verluſt! Mit dir iſt alle meine Freude dahin,

Cuius ego interitu tota de mente fugaui,
Haec ſtudia atque omnes delicias animi.
Alloquar? Audiero numquam tua verba loquentem?
Numquam ego te vita, frater amabilior,
Adſpiciam poſthac? at certe ſemper amabo.

Allein wir wollen doch dieſen iungen Menſchen von ſechzehn Jahren ein wenig reden hören.

„Weil ich befunden habe daß dieſes Werk, „und zwar in böſer Abſicht, von denenienigen an „das Licht geſtellet worden iſt, welche unſere Po„licey zu verunruhigen und zu verändern ſuchen, „ohne ſich darum zu bekümmern, ob ſie dieſelbe „verbeſſern werden; und daß ſie daſſelbe unter „andere Schriften von ihrer Art gemiſchet ha„ben: ſo habe ich den Vorſatz fahren laſſen daſ„ſelbe hier ein zu rücken. Damit aber das Ge„dächtnis des Verfaſſers von Seiten dererienigen „nicht darunter leidet, welche von ſeinen Meynun„gen und ſeinen Handlungen keine genaue Kund-
ſchaft

dahin, die deine im Leben ſüſſe Liebe nährete. Ach! dein Abſterben, mein Bruder, dein Abſterben, hat mein ganzes Glück zerſtört! Mit dir iſt zugleich meine ganze Seele begraben. Ueber deinem Abſterben habe ich mich der Muſen und alles Vergnügens entſchlagen. Soll ich dich nicht wieder ſprechen? Soll ich kein Wort mehr von dir hören? Soll ich dich, allerliebſter Bruder, nicht mehr ſehen? Lieben werde ich dich wenigſtens allezeit. Catull. *Eclog.* LXVI. v. 20-26. - - *Eclog.* LXIII. v. 9. 10. 11.

„ſchaft haben erlangen können: ſo erinnere ich „dieſelben, daß er dieſe Materie in ſeiner Kindheit „abgehandelt hat; bloß zur Uebung, weil ſie ganz „gemein und an tauſend Oertern in den Büchern „durchgepeitſchet worden iſt. Ich zweifele ganz „und gar nicht daß er das, was er geſchrieben „hat, nicht ſollte geglaubt haben: denn er war „allzu gewiſſenhaft, als daß er, auch nur zum „Spaſſe, hätte lügen ſollen. Ich weiß auch über= „dieß, daß er, wenn er anders die Wahl gehabt „hätte, lieber zu Venedig als zu Sarlat geboh= „ren zu ſeyn würde gewünſcht haben: und das „mit Rechte. Allein, er hegte noch einen andern „Grundſatz, der vorzüglich in ſeiner Seele einge= „präget war, daß er den Geſetzen, unter welchen „er gebohren war, ſehr gewiſſenhaft gehorchte „und unterwürfig war. Niemals iſt ein beſſerer „Bürger, ein beſſerer Freund der Ruhe ſeines „Landes, noch ein größerer Feind der Empörun= „gen und Neuerungen zu ſeiner Zeit geweſen. „Eher würde er ſeine Geſchicklichkeit dieſelben zu „dämpfen angewendet haben, als daß er dadurch „Gelegenheit gegeben haben ſollte ſie noch mehr „zu erregen. Sein Gemüth war nach andern „Jahrhunderten, als dieſem, geformet. Allein, „ſtatt dieſes ernſthaften Werkes will ich ein an= „deres einrücken, welches er in eben den Jahren „verfertiget hat, welches munterer und luſti= „ger iſt.„

Das

Das XXVIII. Hauptſtück.

Neun und zwanzig Sonnete des Stephan de la Boetie an die Frau von Grammont, Gräfinn von Guiſſen.

Madame, ich übergebe ihnen nichts von dem Meinigen: weil es bereits entweder das Ihrige iſt; oder weil ich nichts, das ihrer würdig wäre, darunter finde. Allein, ich habe gewünſchet daß dieſe Verſe, wo ſie ſich auch finden möchten, Dero Namen an der Stirne führten, weil es denſelben zu beſonderer Ehre gereichen wird, wenn ſie die große Coriſande d'Andoins zur Führerinn haben. Dieſes Geſchenke hat mir ihnen zu zu kommen geſchienen, weil wenig Damen in Frankreich ſind, welche beſſer von der Poeſie urtheilen, und ſich derſelben geſchickter bedienen, als ſie; und weil keine iſt, welche dieſelbe durch die ſchönen und prächtigen Töne, mit welchen ſie die Natur nebſt einer Million anderer Schönheiten beſchenket hat, beleben und beſeelen könnte. Madame, dieſe Verſe verdienen von ihnen werth gehalten zu werden; denn ſie werden meiner Meynung ſeyn, daß keine iemals aus Gaſconien gekommen ſind, in welchen mehr Erfindung und Artigkeit wären, und welche genugſam zeigen, daß ſie aus einer ſehr geübten Feder gefloſſen ſind. Sie dürfen nicht eiferſüchtig werden, daß ſie nur den Ueberreſt von dem bekommen, was ich ſchon vorlängſt unter dem Namen des Herrn von Foix, ihres Herrn Vetters, habe drucken laſſen. Gewiß dieſe hier haben, ich weiß nicht was, leb-

haf-

hafters und feurigers; denn er hat ſie in ſeiner munterſten Jugend gemacht, da er eine ſchöne edle Glut empfand, von der ich ihnen, Madame, einmal im Geheim etwas mehrers entdecken will. Die andern ſind ſeit der Zeit, da er ſchon auf die Heyrath umgieng, auf ſeine Ehegattinn gemacht worden, und haben ſchon etwas von ehelicher Kaltſinnigkeit. Allein, ich meines Theils, gehöre unter diejenigen, welche dafür halten, daß die Poeſie nirgends ſo munter iſt, als bey einem kurzweiligen und etwas ausſchweifenden Gegenſtande.

Dieſe neun und zwanzig Sonnete des Stephan de la Boetie, welche hier eingerücket waren, ſind nach der Zeit ſeinen Werken beygedrucket worden.

Das XXIX. Hauptſtück.

Von der Mäßigung.

Ob man der Tugend allzueifrig nachhangen könne.

Wir verderben diejenigen Dinge, welche an und für ſich ſchöne und gut ſind, wenn wir damit umgehen: nicht anders, als ob unſer Anrüh-

(*) Sie ſtehen in der erſten Ausgabe der Verſuche, welche zu Bourdeaux 1580 gedruckt iſt; desgleichen in der, welche bey Johann Richer in 12. zu Paris 1587, und in der welche bey Abel l'Angelier in 4. zu Paris 1588. heraus gekommen iſt. Ich will dieſe Ausgabe mit denſelben nicht vergrößern, weil ich nichts ſehr wichtiges darinnen finde. Dieſe neun und zwanzig Sonnete enthalten faſt nichts anders als verliebte Klagen in einer ziemlich rauhen Schreibart, aus welchen die Schwachheiten und Ueber-

rühren vergiftet wäre. Wir können die Tugend auf ſo eine Art ergreifen, daß ſie dadurch laſterhaft wird, wenn wir ſie mit einer allzu heftigen und gewaltigen Begierde umfaſſen. Diejenigen, welche ſagen, man könne bey der Tugend keine Ausſchweifung begehen, weil es keine Tugend mehr ſeyn würde, wenn Ausſchweifung dabey wäre, ſpielen mit den Worten.

(*) Inſani ſapiens nomen ferat, aequus iniqui,
Vltra quam ſatis eſt, virtutem ſi petat ipſam.

Dieſes iſt eine ſehr feine Betrachtung in der Weltweisheit. Man kann ſowohl die Tugend allzuſehr lieben, als bey einer gerechten Handlung die Maaſſe überſchreiten. Auf dieſe Weiſe ſagt das Wort Gottes, (**) **ſeyd nicht weiſer, als ſich gebühret, ſondern ſeyd mäßiglich weiſe.** Ich habe einen gewiſſen Großen (***) die Ehre ſei-

ner

Uebereilungen einer unruhigen Leidenſchaft, welche ſich von dem Argwohne, der Furcht, und dem Mistrauen nähret, mit welchen ſie überhäufet zu ſeyn ſcheinet.

(*) Der Weiſeſte wird für unſinnig, der billigſte für unbillig ausgeſchrien werden, wenn er ſich der Tugend auf eine übermäßige Art befleiſſiget. Horat. L. I. *Epiſt.* VI. v. 15. 16.

(**) Röm. XII. v. 3.

(***) Allem Anſehen nach, ſagt der Engliſche Ueberſetzer, meynt Montagne hier den König von Frankreich Heinrich III. Ich glaube daß er Recht hat. Der ehrliche Cardinal von Oſſat ſchreibt an die Königinn Louiſe, Heinrichs III. Wittwe, nach ſeiner Art, frey heraus, dieſer Herr hätte eben ſo andächtig, oder noch andächtiger, als königlich gelebet. *Lettre XXIII.*

ner Religion verletzen ſehen, weil er mehr, als iemals einer von ſeinem Stande gethan hat, andächtig that. Ich liebe die Gemüthsarten welche ſich mäßigen und die Mittelſtraſſe halten.

Die Uebermaaſſe, ſelbſt in dem Guten, erregt, wo nicht Unwillen, doch Erſtaunen bey mir, und macht mich ungewiß wie ich ſie taufen ſoll. Weder des Pauſanias Mutter, welche zu erſt den Vorſchlag zur Ermordung ihres Sohnes that (*), und

Worinnen die Uebermaaſſe im Guten beſteht.

XXIII. Und der Pabſt Sixtus V ſagte einmal zu dem Cardinal von Joyeuſe, welcher Beſchützer der Franzöſiſchen Angelegenheiten war, im Scherze, als er auf dieſen König zu reden kam: **Ihr König hat alles mögliche gethan, und thut es noch, um ein Mönch zu werden: und ich habe alles mögliche gethan um keiner zu bleiben.** Aus einer Anmerkung des Amelot de la Houſſaye über des Cardinals von Oſſat angeführte Worte, p. 74. T. I. der *Lettres du Cardinal d'Oſſat*, welche zu Paris heraus gekommen ſind.

(*) Montagne ſagt uns hier, nach des **Diodors aus Sicilien** Berichte, daß des Pauſanias Mutter den erſten Begriff von der Todesſtrafe gegeben, mit welcher man ihren Sohn belegen ſollte. Dieſer Geſchichtſchreiber erzählt L. XI. cap. 10. daß Pauſanias, da er gemerket, daß die Ephorn in Begleitung einiger andern Lacedämonier Hand an ihn legen wollten, ihnen zuvorgekommen und eine Freyſtatt in dem Tempel der Minerve geſucht. Da nun die Lacedämonier unſchlüßig geweſen wären, ob ſie ihn, ungeachtet er ſich in einer Freyſtatt befand, mit Gewalt heraus reiſſen und ermorden ſollten, wäre ſeine eigene Mutter ſelbſt in den Tempel gekommen, und hätte weiter nichts gethan und geſagt, als daß ſie einen Mauerſtein, welchen ſie mitgebracht hatte, vor die Thürſchwel-

und den erſten Stein dazu herbey trug, noch der Dictator Poſthumius, welcher den ſeinigen umbringen ließ, weil denſelben die Hitze der Jugend mit gutem Glücke ein wenig aus ſeinem Gliede heraus unter die Feinde getrieben hatte (*), ſcheinen mir ſo gerecht, als ſeltſam. Ich mag keinem eine ſo wilde und ſo theuere Tugend anrathen, und ſie auch ſelbſt nicht ausüben. Der Schütze, welcher über das Ziel wegſchießt, fehlt eben ſo gut als der, welcher ſo kurz ſchießt. Ich werde eben ſo wohl geblendet, wenn ich auf einmal in einen ſehr hellen Ort ſteige, als wenn ich in das Dunkele herab komme. Kallikles ſagt bey dem Plato, die allzu hoch getriebene Weltweisheit ſey ſchädlich, und

le des Tempels gelegt hätte, worauf ſie ſich wieder in ihr Haus begeben. Die Lacedämonier hätten hierauf, dem Gutachten und Urtheile der Mutter zu Folge, die Thür des Tempels zumauren und den Pauſanias darinnen Hungers ſterben laſſen. Des Pauſanias Mutter hieß Alcithea, nach dem Berichte des Scholiaſtens des Thucydides, welcher ſich begnüget hat zu ſchreiben, **Man ſagte, daß des Pauſanias Mutter, als man die Thüren der Kapelle, in welche Pauſanias geflohen war, zugemauert, den erſten Stein gelegt hätte:** Φασι γαρ ότι ήνικα εφραξαν κατ᾽ αυτȣ το οικημα, ἡ μητηρ αυτȣ Αλκιθεα πρωτη λιθον επεθηκε.

(*) Weil die Meynungen über die Wahrheit dieſer Geſchichte getheilet waren, ſo hielt ſich Livius berechtiget ſie zu verwerfen, weil man in der Hiſtorie nicht findet, daß Poſthumius deswegen getadelt worden, wie es dem T. Manlius, ungefähr hundert Jahre darnach, wiederfuhr. Denn, dem Manlius gab man, weil er ſeinen Sohn aus einer ähnlichen

und räth man ſoll ſich nicht über die Gränzen des Nützlichen darein einlaſſen. Bediente man ſich derſelben mäßig; ſo wäre ſie angenehm und zuträglich: allein endlich machte ſie einen Menſchen wild und laſterhaft, zu einen Verächter des Gottesdienſts und der gemeinen Geſetze, zu einem Feinde der menſchlichen Ergötzlichkeiten, ungeſchickt ein öffentliches Amt zu verwalten, und einem andern ſo wohl als ſich ſelbſt zu helfen, und geſchickt ſich ungerochen hinter die Ohren ſchlagen zu laſſen (*). Er ſagt die Wahrheit. Denn wenn ſie zur Uebermaaſſe getrieben wird, feſſelt ſie unſere Freyheit, und bringt uns durch unnöthige Spitz-

chem Urſache hatte umbringen laſſen, den verhaßten Beynahmen *Imperioſus*, und nennte ſeit der Zeit übermäßig ſtrenge Befehle *Manliana Imperia* - - *Manliana imperia*, ſagt Livius, non in praeſentia modo horrenda, ſed exempli etiam triſtis in poſterum fuerunt. Dieſer Geſchichtſchreiber zweifelt nicht, daß man ſie ſchon vorher *Poſthumiana imperia* genennt haben würde, wenn Poſthumius zuerſt ein ſo grauſames Beyſpiel gegeben hätte: quum qui primus auctor tam ſaeui exempli foret, occupaturus inſignem titulum crudelitatis fuerit. Tit. Liu. L. IV. c. 29. et L. VIII. c. 7. Montagne hat den Valerius Maximus auf ſeiner Seite, welcher ausdrücklich ſagt Poſthumius hätte ſeinen Sohn um das Leben bringen laſſen L. II. c. 7. § 6. und den Diodor aus Sicilien, welcher eben das verſichert. L. XII. c. 19. - - - Uebrigens iſt des Livius Vernunftſchluß ſo gar bündig nicht. Denn es kann wohl ſeyn, daß ein auſſerordentlicher Zufall zu einer Zeit in den Gemüthern des Volkes nicht ſo ſtarken Eindruck macht, als zu einer andern.

(*) Plato in *Gorgia* in der Mitte.

Spitzfindigkeiten von dem ſchönen und ebenen Wege ab, welchen uns die Natur gebahnt hat.

Die Gottesgelahrheit ſetzt der Liebe gegen die Eheweiber Schranken.

Die Liebe, welche wir zu unſern Eheweibern tragen, iſt ſehr rechtmäßig: dem ungeacht hält die Gottesgelahrheit dieſelbe im Zaume, und ſchränkt ſie ein. Mich dünkt ich habe ehedem bey dem H. Thomas (**) eine Stelle geleſen, wo er die Heirathen zwiſchen ſolchen Perſonen, die in den verbotenen Graden mit einander verwandt ſind, unter andern auch aus dieſer Urſache verdammet, weil zu beſorgen ſteht, man möchte eine allzu übermäßige Freundſchaft gegen eine ſolche Ehegattinn hegen. Denn, wenn ſich die eheliche Zuneigung völlig und vollkommen, wie es billig iſt, dabey findet, und man überladet dieſelbe noch mit der, welche die Anverwandtſchaft erfordert: ſo iſt kein Zweifel, daß dieſer Zuſatz einen ſolchen Ehemann die Schranken der Vernunft zu überſchreiten veranlaſſen möchte.

Die Gottesgelahrheit und Weltweisheit miſchen ſich in alles.

Die Wiſſenſchaften, welche der Menſchen Sitten beſſern, wie die Gottesgelahrheit und Weltweisheit, haben in alles Einfluß. Keine Handlung iſt ſo geheim und verborgen, die ſich ihrer Erkenntniß und Gerichtsbarkeit entziehen könnte. Die, welche derſelben Freyheit mißbilligen, müſſen es recht verſtehen. Sie gleichen den Weibesperſonen, welche ohne Weigerung bey Männern ſchlafen, nur aber vor dem Arzte ſich vor Schaam nicht entblöſſen wollen. Ich will alſo von ihrer Seite (*) den Ehemännern ſo viel ſagen, wenn ſich anders noch deren einige finden die allzu hitzig dar-

(*) In *Secunda ſecundae* Quaeſt. 154. Art. 9.

(**) Nämlich von Seiten der Weltweisheit und Gottesgelahrheit.

darinnen ſind, daß ſelbſt die Vergnügungen, welche ſie in dem Umgange mit ihren Eheweibern finden, verwerflich ſind, wenn keine Mäßigung dabey beobachtet wird: und daß einer hierbey eben ſo wohl Muthwillen und Ausſchweifung begehen kann, als bey einem unerlaubten Umgange. Es würde nicht allein unanſtändig, ſondern auch ſchädlich ſeyn, wenn wir die ausſchweifenden Liebkoſungen, zu welchen uns die erſte Hitze verleitet, gegen unſere Weiber brauchen wollten. Sie mögen die Unverſchämtheit wenigſtens von anderer Hand lernen. Sie ſind ohnedem, ſo oft wir es für gut befinden, allezeit bereit genug. Ich habe hierbey bloß dem natürlichen und einfältigen Triebe gefolget.

Der Eheſtand iſt ein heiliges und geweihtes Bündniß. Aus dieſer Urſache muß die Luſt, welche man darinnen genießt, beſcheiden, ernſthaft, und mit einiger Strenge vermiſcht ſeyn. Sie muß eine gewiſſermaſſen kluge und gewiſſenhafte Wolluſt ſeyn. *Was der Eheſtand iſt.*

Und weil der Hauptzweck dabey das Kinderzeugen iſt, ſo erregen einige einen Zweifel, ob es auch, wenn keine Frucht zu hoffen iſt, als wenn die Ehegattinn aus den Jahren, oder ſchwanger iſt, erlaubt ſey, ſie umarmen zu wollen. Nach Platons Art iſt dieſes ein Mord. Gewiſſe Völker, (unter andern die Mahometaner) verabſcheuen die Vermiſchung mit ſchwangern Weibern: viele, auch die Vermiſchung mit denen, welche ihre monatliche Reinigung haben. *Der Beyſchlaf mit ſchwangern Weibern iſt verboten.*

Zenobia wohnete ihrem Gemale nur einmal bey, ließ ihn aber, wenn dieſes geſchehen war, her- *Eheliche Enthaltung.*

nach die ganze Zeit ihrer Schwangerſchaft von ſich, und verſtattete ihm nur nach dieſer Zeit allererſt einige Gunſtbezeigungen (*). Ein wackeres und edelmüthiges Beyſpiel einer Ehe. Plato hat aus einem Poeten, der ſehr begierig und lüſtern nach dieſer Luſt geweſen ſeyn muß (**), folgende Erzählung entlehnt: Jupiter hätte eines Tages ſeine Gemalinn ſo hitzig angegriffen, daß er nicht ſo lange warten können bis ſie auf ihr Bette gekommen wäre, ſondern hätte ſie auf den Boden gelegt, und über der gewaltigen Luſt die großen und wichtigen Entſchlüſſe vergeſſen, die er nebſt den andern Göttern an ſeinem himmliſchen Hofe gefaßt hatte; wobey er ſich gerühmt, er hätte ſie diesmal ſo gut gefunden, als das erſtemal da er ihr ohne Vorwiſſen ihrer Aeltern die Jungferſchaft genommen hätte.

Die

(*) Trebellius Pollio, aus welchem Montagne dieſe Erzählung genommen hat, hat ſich ſo deutlich ausgedrückt, daß er keine Erklärung nöthig hat. Hier ſind deſſen Worte: Zenobiae ea caſtitas fuiſſe dicitur, vt ne virum ſuum quidem ſciret niſi tentatis conceptionibus. Nam quum ſemel concubuiſſet, expectatis menſtruis continebat ſe, ſi praegnans eſſet: ſin minus iterum poteſtatem quaerendis liberis dabat. Trebellii Pollionis *Zenobia* p. 199. *Hiſt. Auguſt.*

(**) Montagne giebt hier unverſehens dem Homer eins. Denn dieſe Erdichtung iſt ohne Zweifel aus der Ilias L. XIV. v. 264 - 353. genommen. S. Plato *de Republ.* L. III. p. 433. Lugd. apud Guilielm. Laemarium 1590. Wenn Montagne den Homer ſelbſt zu Rathe gezogen hätte, ſo würde er ſich nicht in einigen Umſtänden geirret haben, wie es ihm wirklich begegnet iſt. Wer gerne wiſſen will, wie weit Plato und Montagne des Homers Mährchen verändert haben, darf nur in Baylens

Wör=

Die Könige in Perſien (*) zogen ihre Gemalinnen mit zu ihren Gaſtmalen. Allein, wenn ſie merkten daß ihnen der Wein in den Kopf ſtieg, und daß ſie der Wolluſt ganz und gar den Zügel ſchieſſen laſſen müßten, ſchickten ſie dieſelben wieder in ihre Zimmer, damit ſie nicht ihrer unmäſſigen Begierden theilhaftig würden, und ließen an ihrer Statt Weibesperſonen kommen, gegen welche ſie nicht ſo viel Achtung zu tragen verbunden waren. Alle Ergötzlichkeiten und alle Gefälligkeiten ſchicken ſich nicht für alle Leute. Epaminondas hatte einen iungen liederlichen Menſchen ins Gefängniß ſetzen laſſen. Pelopidas bat er möchte denſelben aus Freundſchaft gegen ihn wieder loßlaſſen (**). Allein er ſchlug es ab, und willfahrte einer von ſeinen Beyſchläferinnen darinnen, wobey er ſagte: **Dieſes wäre eine Gefälligkeit, die er einer Buhlerinn, nicht aber einem Kriegsoberſten ſchuldig wäre.** Sophokles war zugleich mit dem Perikles Stadtrichter, und rief, als er von ungefähr einen ſchönen Knaben vorbey gehen ſahe: Iſt das nicht ein ſchöner Knabe! Wenn den Perikles hätte! Dieſes würde ſich für ieden andern eher, als für einen Stadtrichter ſchicken, antwortete ihn Perikles, der nicht allein keuſche Hände, ſondern auch keuſche Augen haben muß (***).

Wie lange die Könige in Perſien ihre Gemalinnen mit bey ihren Gaſtmalen behalten haben.

Z 3 Der

Wörterbuche nach Hrn. Prof. Gottſcheds deutſcher Ausgabe unter dem Artikel Juno die Anmerkung (1) zu Rathe ziehen.

(*) Plutarchus *Coniug. Praecept.*

(**) Plutarch. *Praecepta gerend. Reipubl.*

(***) At enim Praetorem, Sophocle, decet non ſolum manus, ſed etiam oculos abſtinentes habere. Cic. *de Off.* L. I. c. 40.

Die eheliche Liebe muß mit Ehrerbietung vergeſellſchaftet ſeyn.

Der Kaiſer Aelius Verus antwortete ſeiner Gemalinn, als ſie ſich beklagte, daß er mit andern Weibesperſonen Liebe pflegte: er thäte dieſes aus Gewiſſenhaftigkeit, weil der Eheſtand ein Name der Ehre und Würde, nicht einer flatterhaften und geilen Begierde wäre (*). Unſere Kirchenhiſtorie gedenket mit Ruhme einer Frau, welche ſich von ihrem Manne geſchieden hat, weil ſie ſeine muthwilligen und ausſchweifenden Beywohnungen nicht befördern und leiden wollte. Kurz, es iſt keine ſo rechtmäßige Wolluſt, bey welcher nicht die Ausſchweifung und Uebermaaſſe zu tadeln wäre.

Der Menſch iſt ein vernünftiges Thier.

Allein, ernſtlich zu reden, iſt der Menſch nicht ein elendes Thier? Kaum ſtehet es in ſeinem Vermögen nach ſeiner natürlichen Beſchaffenheit ein einziges Vergnügen völlig und rein zu genieſſen, und dem ungeacht bemüht er ſich daſſelbe noch durch die Vernunft ein zu ſchränken. Er iſt nicht ſchlimm genug daran, wenn er nicht durch Kunſt und Wiſſenſchaft ſein Elend vermehret.

(*) Fortunae miſeras auximus arte vias

Die menſchliche Weisheit äußert eine ſehr thörichte Scharfſinnigkeit, wenn ſie die Anzahl und Annehmlichkeit derer Wollüſte, welche uns zu Theil werden, zu vermindern ſucht: wie ſie gegentheils ſehr geneigt und geſchickt handelt, wenn ſie ihre Kunſt anwendet den Uebeln einen andern Anſtrich und eine andere Farbe zu geben, und deren Em-

(*) Vxor enim dignitatis nomen eſt, non voluptatis. Aelii Spartiani *Aelius verus* p. 15. 16. *Hiſt. Auguſt.* In folio. Pariſ. 1620.

(**) Wir vergrößern unſer Unglück noch durch die Kunſt. Propert. L. III. *Eleg.* VII. v. 32.

Empfindung zu lindern. Wenn es mir nachgegangen wäre, ſo würde ich einen andern natürlichern, das heißt, richtigern, bequemern, und heiligern Weg gegangen ſeyn, und mich vielleicht genugſam verſtärket haben, um denſelben ein zu ſchränken: obgleich unſere geiſtliche und leibliche Aerzte, wie auf genommene Abrede, keinen Weg zur Geneſung kennen, und kein anderes Mittel für die Krankheiten des Leibes und der Seele wiſſen, als Marter, Schmerz, und Pein. Zu dieſer Abſicht hat man das Wachen, das Faſten, die härnen Hemde, das Einſiedlerleben, das beſtändige Einſperren, das Geiſſeln und andere Kaſteyungen mehr, eingeführt; doch, mit ſolchen Umſtänden, daß es auch wirklich wehe thut, und daß durchdringende Schärfe dabey iſt, nicht ſo, wie es bey einem gewiſſen Gallio (*) gieng. Als dieſer in die Inſel Lesbos verbannet worden war, bekam man zu Rom die Nachricht, daß er ſich gute Tage daſelbſt machte, und daß ihm dasjenige, was man ihm zur Strafe aufgeleget hatte, zum Vergnügen gereichte. Sie faßten daher einen andern Entſchluß ihn zurück zu ſeiner Frau und zu ſeinen Kindern zu rufen, (**) und befahlen ihm daſelbſt zu bleiben, um ihn nach Verdienſte zu beſtrafen. Wenn das Faſten zu einer vollkommenen Geſundheit und Munterkeit verhilſt: ſo wird es ei-

(*) Ein Römiſcher Rathsherr, welcher verbannet wurde weil er bey dem Tiber in Ungnade gefallen war, wie man bey dem Tacitus ſehen kann, welcher ihn Junius Gallio nennt. *Annal.* L. VI. c 3.

(**) Nach des Tacitus Berichte ward er deswegen nach Rom berufen, daß die Obrigkeit ein wachſames

einem, der lieber Fiſch als Fleiſch iſſet zu keiner heilſamen Seelenarzeney dienen; eben ſo wenig als die leiblichen Arzeneyen bey demienigen einige Wirkung haben, der ſie mit Luſt und Vergnügen einnimmt. Die Bitterkeit und Widrigkeit ſind Umſtände, welche ihre Wirkung befördern. Bey einer Natur, welche ſich an die Rhabarber gewöhnete, würde dieſelbe nichts ausrichten. Was helfen ſoll, muß den Magen angreifen. Hier trügt die gemeine Regel, daß einer Sache durch das Gegentheil geholfen wird: denn hier hilft ein Uebel für das andere.

Es iſt faſt bey allen Religionen eingeführt Menſchen zu opfern.

Dieſe Einbildung hat einige Aehnlichkeit mit iener ſo alten, daß man dem Himmel und der Natur durch Morden und Todtſchlag der Menſchen einen Dienſt erwieſe, welche durchgängig bey allen Religionen angenommen worden iſt. Noch zu unſerer Väter Zeiten opferte Amurath bey Einnehmung des Iſthmus der Seele ſeines Vaters ſechs hundert iunge Griechen auf, damit dieſes Blut zur Ausſöhnung der Sünden des Verſtorbenen dienen möchte.

Wie es in der neuen Welt damit gehalten wird.

In der zu unſern Zeiten erfundenen neuen Welt, welche in Vergleichung mit der unſerigen noch rein und unbefleckt iſt, iſt dieſer Gebrauch bey nahe durchgängig eingeführet. Alle ihre Abgötter ſaufen Menſchenblut, nicht ohne verſchiedene Beyſpiele einer entſetzlichen Grauſamkeit. Man verbrennt ſie lebendig, und ſchleppet ſie halb ge-

mes Auge auf ihn haben ſollte. Italia exactus: et quia incuſabatur facile toleraturus exſilium, delecta Lesbo, inſula nobili et amoena, retrahitur in vrbem, cuſtoditurque domibus magiſtratuum. *Ibid.*

gebraten aus dem Feuer, um ihnen das Herz und die Eingeweide heraus zu reiſſen. Andere, ia auch Weibesperſonen, ſchindet man lebendig, und hänget ihre noch blutige Haut andern um. Man findet aber auch nicht weniger Beyſpiele der Standhaftigkeit und Herzhaftigkeit. Denn, dieſe arme zu Schlachtopfern beſtimmte Leute, Greiſe, Weiber, Kinder, laufen einige Tage vorher herum und betteln ſelbſt Allmoſen, damit ſie bey ihrer Aufopferung etwas opfern können, und gehen alsdann unter Singen und Tanzen mit den Umſtehenden zu der Schlachtbank hin.

Wunderbare Standhaftigkeit dererienigen welche geopfert werden.

Als die Abgeſandten des Königs von Mexiko dem Ferdinand Cortez die Größe ihres Herrn beſchreiben wollten, und geſagt hatten, derſelbe hätte dreyßig Lehnsleute unter ſich, deren ieder hundert tauſend Mann ins Feld ſtellen könnte, und hätte ſeinen Sitz in der ſchönſten und feſteſten Stadt die unter dem Himmel ſeyn könnte, ſetzten ſie dazu, er könnte den Göttern iährlich 50000 Menſchen aufopfern laſſen. Man ſagt wirklich, daß er mit gewiſſen benachbarten mächtigen Völkern nicht ſo wohl deswegen beſtändig Krieg geführet habe, um ſeine iunge Mannſchaft zu üben, als vornämlich um vermittelſt der Kriegsgefangenen beſtändig Vorrath zu den Opfern zu haben.

Der König von Mexiko opferte eine ungeheure Menge Menſchen.

Anderwerts, in einem gewiſſen Flecken, opferten ſie dem gedachten Cortez zu bewillkommen auf einmal 50 Menſchen auf. Noch eine Erzählung will ich beyfügen. Einige von dieſen Völkern, welche von ihm geſchlagen worden waren, ſchickten etliche ab, welche ihn verkund-

Anrede der Amerikaner an den Ferdinand Cortez.

ſchaften und zugleich um ſeine Freundſchaft erſuchen ſollten. Die Abgeordneten brachten ihm dreyerley Art Geſchenke mit dieſen Worten dar: „Herr, hier ſind fünf Sklaven. Wenn du ein „ſtolzer Gott biſt, der ſich mit Fleiſche und Blu„te ſättiget, ſo verzehre ſie, und wir wollen dir de„ren mehr bringen. Biſt du ein gnädiger Gott, „ſo ſind hier Weyhrauch und Federn. Biſt du „aber ein Menſch, ſo nimm die Vögel und Früchte, „die du vor dir ſiehſt.„

Das XXX. Hauptſtück.

Von den Cannibalen.

Als der König Pyrrhus nach Italien gieng, und die Ordnung des Kriegsheers ſahe, welches ihm die Römer entgegen ſchickten, ſagte er (*): **Ich weiß nicht was dieß für Barbarn ſind:** (denn die Griechen nennten alle fremde Völker Barbarn) **allein die Stellung dieſes Kriegsheeres iſt gar nicht barbariſch.** Eben das ſagten die Griechen von des Flaminius (**) Heere, welches er in ihr Land führte;

(*) Plutarch in dem **Leben des Pyrrhus.**

(**) Wenn uns Montagne dieſes auf des Plutarchs Wort (in dem **Leben des Flaminius**) hat verſichern wollen, wie es ſcheint, ſo hat er denſelben nicht recht verſtanden. Plutarch redet daſelbſt nicht von dem Kriegsheere, ſondern von der Perſon des Flaminius. Er ſagt nicht, daß die Griechen über der ſchönen Ordnung der Völker, welche Flaminius in ihr Land geführt hatte, erſtaunet wären; ſondern daß diejenigen, welche dieſen Conſul noch

führte; und Philippus, als er von einer Höhe die Ordnung und Eintheilung des Römiſchen Lagers in ſeinem Königreiche, unter dem Publius Sulpicius Gallus ſahe (*). So ſehr muß man ſich hüten den Meynungen des Pöbels bey zu fallen, und ſie nach der Vernunft, nicht nach dem gemeinen Gerüchte, beurtheilen.

Betrachtungen über die Entdeckung der neuen Welt.

Ich habe lange Zeit einen Menſchen bey mir gehabt, der ſich zehen bis zwölf Jahre in der neuen Welt, welche in unſerm Jahrhunderte entdeckt worden iſt, eben in der Gegend aufgehalten hatte, wo Villegaignon (**) anlandete, und welche er das **ſüdliche Frankreich** nannte. Dieſe Entdeckung eines unermeßlichen Landes ſcheinet von großer Wichtigkeit zu ſeyn. Ich wollte nicht gut dafür ſeyn, daß nicht künftighin noch eine andere folgen könnte: ſo viele weit größere Leute, als wir, haben ſich in Anſehung dieſer betrogen.

Ich

noch niemals geſehen hatten, und ihn das erſte mal ſprachen, faſt eben das von ihm zu ſagen gezwungen geweſen, was Pyrrhus von dem erſten Römiſchen Kriegsheere, welches er in Schlachtordnung geſtellet geſehen, geſagt hatte u. ſ. w. Uebrigens ſchickt ſich das, was Plutarch die Griechen von dem Flaminius ſagen läßt, eben ſo gut hieher, als das, was ſie nach des Montagne Vorgeben von des Flaminius Heere geſagt haben ſollen.

(*) Liu. L. XXXI. 2. 34. Ac ſubiecta cernens Romana caſtra, admiratus eſſe dicitur, & vniuerſam ſpeciem caſtrorum, & deſcriptis quaeque ſuis partibus, tum tendentium ordine, tum itinerum interuallis: negaſſe barbarorum ea caſtra vlli videri poſſe.

(**) In Braſilien, wo er im Jahre 1557 anlangete.

Ich beſorge nur unſere Augen dürften größer als der Magen, und unſere Neugierde größer als unſere Fähigkeit ſeyn. Wir ergreifen alles, und behalten nichts als Wind in der Hand.

Die Inſel Atlantis, und ihre Größe.

Plato (*) läßt den Solon erzählen, er hätte von den Prieſtern der Stadt Says in Egypten gehöret, daß ehedem und vor der Sündfluth eine große Inſel, **Atlantis** genannt, gleich an der Mündung der Meerenge bey Gibraltar geweſen, welche einen größern Umfang als Afrika und Aſien zuſammen gehabt hätte. Daß ferner die Könige in dieſer Gegend, welche nicht allein dieſe Inſel im Beſitze gehabt, ſondern ſich auch über das feſte Land weit ausgebreitet hätten. Daß ſich ihre Herrſchaft in der Breite von Afrika bis Egypten, und in der Länge von Europa bis Toſcanien erſtrecket; und daß ſie ſich vorgenommen gehabt hätten, ſo gar Aſien zu überziehen, und alle an das Mittelländiſche Meer angränzende Völker bis an den Meerbuſen des ſchwarzen Meeres unter das Joch zu bringen getrachtet hätten. Daß ſie in dieſer Abſicht durch Spanien, Gallien, und Italien, bis in Griechenland gedrungen wären, wo ihnen die Athenienſer Widerſtand gethan hätten. Allein einige Zeit darauf wären die Athenienſer ſo wohl, als ſie, nebſt ihrer Inſel, von der Sündfluth verſchlungen worden.

Die Ueberſchwemmungen haben große Veränderungen auf der Erde verurſacht.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe gewaltige Waſſerfluth auf der Erde außerordentliche Veränderungen verurſacht haben muß. So glaubt man daß Sicilien von Italien,

(*) Haec

(*) In dem Geſpräche **Timäus** p. 524. 525.

(*) (Haec loca vi quondam & vaſta conuulſa ruina

\- - - - - -

Diſſiluiſſe ferunt, quum protinus vtraque tellus,

Vna foret).

Cypern von Surien, die Inſel Negrepont von dem feſten Lande Böotien, abgeriſſen worden ſey: und daß gegentheils Länder, die vorher getrennet geweſen ſind, vereiniget worden, weil die dazwiſchen liegenden Meerbuſen von Schlamme und Sande verſchlemmet worden

(**) Sterilisque diu palus aptaque remis

Vicinas vrbes alit, & graue ſentit aratrum.

Allein es hat wenig Wahrſcheinlichkeit, daß eben dieſe Inſel die neue Welt ſey, welche wir iezt entdeckt haben. Denn iene berührte gleichſam Spanien, und es würde eine unglaubliche Wirkung der Ueberſchwemmung ſeyn, wenn ſie dieſelbe weiter als 1200 Meilen davon entfernet hätte. Ueberdieß haben die Schiffarthen der Neuern bereits ſchon entdecket, daß dieſe neue Welt keine Inſel,

(*) Virg. *Aeneid.* L. III. v. 414. 416. 417.

Daſelbſten theilte ſich vor dem das feſte Land

\- - - - -

Denn eine tolle Fluth, ſo ſaget man, iſt mitten
Durch das vereinte Land mit voller Macht gerennt.

(**) Horat. de *Arte Poetica*. v. 65. 66.

So daß wir, wo der Wind die Flaggen pflegt zu wehen,
Ein fruchtbar Ackerland und fette Wieſen ſehen.

Inſel, ſondern ein feſtes Land ſey, welches mit Oſtindien auf der einen Seite, und auf der andern mit den Ländern unter beyden Polen, zuſammen ſtößet; oder wenigſtens nur durch eine ſo kleine Meerenge oder einen ſo kleinen Zwiſchenraum von denſelben abgeſondert iſt, daß ſie deswegen keine Inſel genannt zu werden verdienet. Es iſt nicht anders als ob in dieſen großen Körpern, eben ſo wie in den unſrigen, von Zeit zu Zeit einige fieberhafte Bewegungen wären. Wenn ich betrachte, wie viel mein Fluß Dordoigne zu meiner Zeit gegen das Ufer rechter Hand, wo der Strom hingeht, weggeriſſen hat, und daß derſelbe ſeit zwanzig Jahren ſo weit eingedrungen iſt, und von vielen Gebäuden den Grund weg geſpielet hat: ſo ſehe ich wohl, daß dieſes ein ganz außerordentliches Anſpülen iſt. Denn, wenn es allezeit ſo gegangen wäre, oder künftig hin gehen ſollte, ſo würde die Welt gänzlich ihre Figur verlieren. Allein es giebt Abwechſelungen. Bald breiten ſich die Flüſſe auf einer Seite aus, bald auf der andern, bald bleiben ſie in ihren Ufern. Ich rede hier nicht von plötzlichen Ueberſchwemmungen, deren Urſachen wir klärlich wiſſen. In Medoc, längſt dem Meere hin, ſieht mein Bruder, Herr von Arſac, eins von ſeinen Landgütern unter dem Sande begraben, welchen das Meer ausgeworfen hat. Der Forſt von einigen Gebäuden ragt noch hervor. Seine Felder und Ländereyen ſind zu einer ziemlich magern Trift geworden. Die Einwohner ſagen, daß Meer dränge ſeit einiger Zeit ſo ſtark auf ſie an, daß ſie mehr als vier Meilen Land verlohren hätten. Dieſer Sand kömmt voraus.

Man ſieht ſich große Haufen Sand bewegen, welche eine halbe Meile vor dem Meere vorher gehen, und an das Land treiben.

Das andere Zeugniß aus dem Alterthume, welches man auf dieſe Entdeckung deuten will, findet ſich bey dem Ariſtoteles, wenn anders das kleine Büchelchen **von den unerhörten Wundern** ſeine Arbeit iſt. Er erzählt darinnen, daß gewiſſe Karthaginenſer, welche über das Atlantiſche Meer außer der Meerenge bey Gibraltar geſetzet wären, nachdem ſie lange Zeit geſchiffet, endlich eine große fruchtbare Inſel angetroffen hätten, welche ganz mit Holze bedeckt wäre, durch welche große und tiefe Ströme flöſſen, und die von allem feſten Lande weit entfernt wäre. Sie wären hierauf, ſo wohl als andere, nach der Zeit durch die Güte und Fruchtbarkeit des Landes angelocket mit ihren Weibern und Kindern dahin gegangen, und hätten ſich daſelbſt nieder zu laſſen angefangen. Die Herren von Karthago hätten geſehen, daß ihr Land nach und nach vom Volke entblößet würde, und hätten daher ſcharf bey Lebensſtrafe verboten, daß keiner mehr dahin gehen ſollte. Sie hätten auch die neuen Einwohner daraus veriagt, aus Furcht, wie es hieße, dieſelben möchten ſich mit der Zeit dergeſtalt vermehren, daß ſie ſelbſt von ihnen unterdrückt würden, und ihr Staat zerſtöret würde. Dieſe Erzählung des Ariſtoteles ſchickt ſich eben ſo wenig auf unſere neue Länder. Entdeckung der Inſel von den Karthaginenſern.

Der Menſch, welchen ich bey mir hatte, war ein einfältiger und plumper Menſch, welche Art von Leuten am geſchickteſten iſt ein wahres Zeugniß Erforderliche Eigenſchaf-

ab

ten eines Geſchicht-ſchreibers.

ab zu legen. Denn, verſchmitzte Leute geben zwar ſorgfältiger Acht, und beobachten mehr Dinge; machen aber allerhand Gloſſen dabey, und ſehen ſich daher genöthiget, um ihren Erklärungen einen Schein zu geben, und dieſelben glaublich zu machen, die Geſchichte ein wenig zu verändern. Sie ſtellen einem die Sachen niemals unverfälſcht vor, ſondern drehen und verkleiden dieſelben wie ſie ihnen vorgekommen ſind, und ſetzen gemeiniglich, um ihr Urtheil in Anſehen zu bringen, und um einem daſſelbe ein zu ſchwatzen, von dieſer Seite der Materie etwas zu, und verlängern und erweitern dieſelbe. Entweder muß man einen ſehr aufrichtigen oder einen einfältigen Menſchen vor ſich haben, der keine Erdichtungen aushecken, oder denſelben doch keine Wahrſcheinlichkeit geben kann, und der keiner Parthey zugethan iſt. Von dieſer Art war der meinige: und überdieß hat er mir zu verſchiedenen Zeiten etliche Bootsknechte und Kaufleute gezeigt, welche er auf dieſer Reiſe hatte kennen lernen. Alſo begnüge ich mich meines Theils mit dieſer Nachricht, ohne mich um das zu bekümmern was die Erdbeſchreiber davon ſagen.

Erinnerung an die Schriftſteller, nichts zu ſchreiben, als was ſie wiſſen.

Wir ſollten Landbeſchreiber haben, die uns die Oerter, wo ſie geweſen ſind, umſtändlich beſchrieben. Allein, weil ſie den Vortheil vor uns voraus haben, daß ſie Paläſtina geſehen haben, ſo wollen ſie auch das Vorrecht haben, uns Neuigkeiten aus der ganzen übrigen Welt zu erzählen. Ich wollte wünſchen, daß ieder das beſchriebe, was er weiß, und ſo viel als er davon weiß, und nicht allein hierinnen, ſondern bey allen andern Materien. Einer kann eine beſondere Kenntniß

oder

oder Erfahrung von der Natur eines Fluſſes, oder einer Qvelle haben, der übrigens weiter nichts weiß, als was ieder weiß. Indeſſen wird er ſich doch, um dieſes kleine Stück in Gang zu bringen, die ganze Naturlehre zu ſchreiben unterfangen. Von dieſem Fehler entſpringen viele andere Unbequemlichkeiten.

Ich befinde, damit ich wieder auf mein Vorhaben komme, bey dieſer Nation, ſo viel man mir erzählet hat, nichts wildes oder barbariſches: ausgenommen, weil ieder dasienige Barbarey nennt, was bey ihm nicht gebräuchlich iſt. Denn, wir haben auch in Wahrheit keine andere Richtſchnur der Wahrheit und Vernunft, als das Beyſpiel und die Vorſtellung der Meynungen und Gebräuche, die in unſerm Lande üblich ſind. Da iſt allezeit die vollkommenſte Religion, die vollkommenſte Policey, die vollkommenſte und unverbeſſerlichſte Einrichtung in allen Stücken. Sie ſind wilde, eben ſo wie wir die Früchte, welche die Natur für ſich und nach ihrem ordentlichen Laufe hervor gebracht hat, **wilde** nennen: da wir doch vielmehr dieienigen, welche wir durch unſere Kunſtgriffe verderbet, und von der gemeinem Ordnung abgebracht haben, **wilde** nennen ſollten. Bey ienen haben die wahren, die nützlichern und natürlichen Tugenden und Eigenſchaften, ihre Lebhaftigkeit und Munterkeit; welche wir bey dieſen aus der Art gebracht, und nach unſerm verderbten Geſchmacke gezogen haben. Und gleichwohl übertreffen verſchiedene Früchte aus dieſem Lande, ohne Wartung, ſelbſt nach unſerm Geſchmacke, die unſrigen an Schmackhaftigkeit und Annehmlichkeit.

Was iedes Volk barbariſch nennt.

Die Natur übertrift die Kunſt.

Es würde unbillig ſeyn, wenn die Kunſt unſere große und mächtige Mutter die Natur überträfe. Wir haben der Schönheit und Pracht ihrer Werke durch unſere Erfindungen ſo zugeſetzt, daß wir ſie ganz erſtickt haben. Gleichwohl macht ſie allerwegen, wo ihre Reinigkeit hervor leuchtet, unſere nichtigen und unbeſonnenen Unternehmungen zu Schande.

(*) Et veniunt hederae ſua ſponte melius,
Surgit & in ſolis formoſior arbutus antris.
- - - - - -
Et volucres nulla dulcius arte canunt.

Wir können mit allen unſern Bemühungen nicht das Neſt des kleineſten Vögelchens, deſſen Bau, Schönheit, und Nutzbarkeit nachmachen: ia, nicht einmal das Gewebe der verächtlichen Spinne. Alle Dinge, ſagt Plato (**), werden entweder durch die Natur, oder durch den Zufall, oder durch die Kunſt, hervor gebracht. Die größten und ſchönſten, durch eines von den beyden erſtern: die geringen und unvollkommenen, durch die letztere.

Dieſe

(*) Der Epheu kömmt wild beſſer fort. Der Hagdorn wächſet ſchöner in einſamen Hölen = = Die Vögel ſingen angenehmer ohne Zuthun der Kunſt. Propert. L. I. *Eleg.* II. v. 10. 11. 15.

(**) Λεγουσι που τινες ὡς παντα εστι τα πραγματα γιγνομενα, και γενομενα, και γενησομενα, τα μεν φυσει, τα δε τεχνῃ, τα δια τυχην. - - τα μεν μεγιστα αυτων και καλλιστα απεργαζεσθαι φυσιν και τυχην, τα δε σμικροτερα, τεχνην. *De Legibus* p. 665. H.

Dieſe Nationen ſcheinen mir alſo in ſo fern Barbarn zu ſeyn, weil ſie nicht viel von der Art des menſchlichen Witzes angenommen haben, ſondern der urſprünglichem Einfalt noch ſehr nahe ſind. Sie folgen noch den natürlichen Geſetzen, und ſind durch die unſrigen noch nicht ſehr verderbet worden. Ja, ſie thun dieſes ſo vollkommen, daß ich mich mannichmal ärgere, daß ſie nicht eher, zur Zeit dererjenigen Menſchen, welche beſſer als wir davon hätten urtheilen können, bekannt geworden ſind. Ich ärgere mich, daß Plato und Lykurg nichts von ihnen gewußt haben. Denn es dünkt mich, daß dasjenige, was wir bey dieſen Völkern durch die Erfahrung finden, nicht allein alle Gemählde mit welchen die Poeſie das goldene Weltalter ausgeſchmücket hat, und alle ihre Erfindungen einen gewiſſen Stand der Menſchen zu dichten, übertrift; ſondern ſo gar die Begriffe und Wünſche der Weltweiſen. Sie haben ſich keine ſo reine und vollkommene Einfalt vorſtellen können, als wir ſie in der That finden. Sie haben nicht glauben können, daß ſich unſere Geſellſchaft mit ſo weniger Kunſt, und faſt ohne menſchliches Zuthun, erhalten könne.

In welchem Verſtande die Wilden in America Barbaren ſind.

Dieß iſt ein Volk, würde ich zu dem Plato ſagen, unter welchem ganz und gar keine Handlung im Schwange geht, das von der Gelehrſamkeit keine Kenntniß hat, keine Rechenkunſt verſteht, von keinem Unterſcheide der Stände oder politiſchen Vorzügen etwas weiß. Ein Volk, unter welchem weder Dienſtbarkeit, noch Reichthum, noch Armuth, keine Verträge, keine Erbfolgen, keine Theilungen, und keine andere Beſchäftigungen als zum Zeitver-

Ihre vortrefliche Policey.

treibe, bekannt ſind. Ein Volk, welches von keiner andern, als einer allgemeinen, Verwandtſchaft, von keinen Kleidern, keinem Ackerbaue, keinem Metalle, keinem Weine und Getreyde, weiß. Ein Volk, bey welchem ſo gar die Worte, welche Lügen, Verrätherey, Verſtellung, Geitz, Neid, Verläumdung, Verzeyhung bedeuten, unbekannt ſind. Wie weit würde er die Republik, die er ſelbſt erſonnen hat, von dieſer Vollkommenmenheit entfernt finden?

(*) Hos natura modos primum dedit.

Beſchaffenheit ihres Landes. Uebrigens bewohnen ſie eine ſehr luſtige und gemäßigte Gegend: ſo daß man, wie mir meine Zeugen erzählet haben, ſehr ſelten einen Kranken darinnen ſieht; und daß ſie, wie ſie verſichert haben, keine alten Leute geſehen, welche gezittert hätten, triefäugicht geweſen wären, die Zähne verlohren hätten, oder gekrümmt gegangen wären. Sie wohnen längſt der Küſte des Meeres hin, und ſind von der Landſeite durch große und hohe Berge eingeſchloſſen, welche ungefähr hundert Meilen in der Breite von einander entfernt ſind. Sie haben großen Ueberfluß an Fiſchen und Fleiſchen, welche mit den unſrigen keine Aehnlichkeit haben, und welche ſie braten, und ohne alle andere Zurichtung eſſen. Der erſte, welcher ein Pferd in das Land brachte, erregte mit dieſem Aufzuge ſo großen Abſcheu, daß ſie ihn, ungeacht er vielmals unter ihnen geweſen war, mit Pfeilen todt ſchoſſen, ehe er ihnen noch einmal recht unter die Augen kam.

Ihre

(*) Dieſe Weiſe hat die Natur zuerſt gelehrt. Virgil. *Georg.* L. II. v. 20.

Ihre Gebäude ſind ſehr lang, und es haben zwey bis drey hundert Perſonen darinnen Raum. Sie machen ſolche aus der Rinde großer Bäume, welche mit dem einem Ende auf dem Boden ſtehen, und mit den Gipfeln an einander ſtoſſen, nach Art einiger unſerer Scheuern, deren Dächer an den Seiten bis auf die Erde herunter gehen. Sie haben ſo hartes Holz, daß ſie damit ſchneiden, ihre Schwerdter daraus machen, und Roſte ihr Fleiſch zu braten daraus verfertigen können. Ihre Wohnungen.

Sie ſchlafen in baumwollenen Hängebetten, dergleichen man ſich auf unſern Schiffen bedient. Jedes ſchläft allein: denn die Weiber ſchlafen nicht bey den Männern. Ihre Betten.

Sie ſtehen mit der Sonnen Aufgang auf, und eſſen geſchwind ſo bald ſie aufgeſtanden ſind, womit ſie ſich den ganzen Tag behelfen: denn ſie halten weiter keine Mahlzeit. Dabey trinken ſie nicht: wie Suidas von gewiſſen Morgenländiſchen Völkern ſagt, welche außer der Mahlzeit trunken. Sie trinken des Tages mehr als einmal, und deſto mehr. Ihr Getränke bereiten ſie aus einer gewiſſen Art von Wurzeln, und es kömmt an Farbe unſerm röthlichen Weine nahe. Dieſes Getränke trinken ſie nicht anders, als warm. Es hält ſich nicht über zween bis drey Tage, und ſchmeckt etwas herbe. Es ſteigt nicht in den Kopf, und iſt dem Magen dienlich: es ſchlägt bey denenienigen durch, die daſſelbe nicht gewohnt ſind; und iſt ein ſehr angenehmer Trank für einen, der dergleichen Getränke liebt. Statt des Brodes bedienen ſie ſich einer gewiſſen weiſſen Materie, Ihre Mahlzeit, ihr Getränke, ihr Brod.

rie, wie überzogener Coriander. Ich habe es gekoſtet, es ſchmeckt ſüſſe und ein wenig ekel.

Wie ſie ſich die Zeit vertreiben.

Der ganze Tag wird mit Tanzen hingebracht. Die jüngſten gehen mit Bogen auf die Jagd. Die Weiber beſchäftigen ſich indeſſen zum Theile ihnen ihr Getränke zu wärmen, welches ihre Hauptverrichtung iſt. Einer von den Greiſen predigt früh, ehe ſie ſich zum Eſſen ſetzen, ingemein der ganzen Hütte, indem er von einem Ende bis zum andern geht, und einerley Satz vielmals wiederholet, bis er herum iſt: denn es ſind Gebäude die wohl hundert Schritte lang ſind. Er preiſet ihnen nicht mehr als zweyerley an, Tapferkeit wider die Feinde, und Freundſchaft gegen ihre Weiber. Sie vergeſſen dabey niemals ſchließlich der Verbindlichkeit zu erwähnen, daß ihnen dieſelben ihren Trunk warm erhalten und zubereiten. Man findet an vielen Orten, und unter andern auch bey mir, ihre Art von Betten, Stricken, Schwerdtern, und hölzernen Armbändern, mit denen ſie in den Gefechten die Fauſtgelenke verwahren, und große Röhre, die an der einem Seite offen ſind, durch deren Schall ſie den Tact bey ihren Tanzen erhalten. Sie ſchären ſich die Haare an dem ganzen Leibe ab, und putzen ſich den Bart beſſer als wir, ohne andere Schärmeſſer, als von Holze oder Steine, zu haben.

Sie halten die Seelen fü unſterblich.

Sie glauben die Seelen wären ewig. Diejenigen, welche ſich um die Götter wohl verdient gemacht hätten, bewohnten in dem Himmel den Ort, wo die Sonne aufgeht: die Verdammten hingegen, die Abendſeite.

Sie

Sie haben, ich weiß nicht was für Prieſter und Propheten, welche ſich dem Volke ſehr ſelten zeigen, und in den Gebirgen wohnen. Bey ihrer Ankunft halten viele Dorfſchaften ein großes Feſt, und eine feyerliche Zuſammenkunft. (Jede Familie, wie ich ſie beſchrieben habe, macht eine Dorfſchaft aus, und ſie liegen ungefähr eine Franzöſiſche Meile aus einander.) Dieſer Prophet redet öffentlich mit ihnen, und ermahnet ſie zur Tugend und zu ihrer Pflicht: allein ihre ganze Sittenlehre beſteht nur in den zweyen Stücken, der Herzhaftigkeit im Kriege, und der Liebe zu ihren Weibern. Er verkündiget ihnen auch das Zukünftige, und den Erfolg, welchen ſie ſich von ihren Unternehmungen zu verſprechen haben. Er treibet ſie entweder zum Kriege an, oder räth ihnen davon ab. Allein, wenn er es nicht trift; wenn ihnen etwas anders begegnet, als er ihnen verkündiget hat: ſo wird er in tauſend Stücken gehauen, wenn ſie ihn habhaft werden, und als ein falſcher Prophete verdammt. Daher kömmt es, daß man einen, der ſich einmal geirret hat, nicht wieder zu ſehen bekömmt. Das Wahrſagen iſt eine Gabe Gottes: daher iſt es ein ſtrafbarer Betrug wenn einer daſſelbe mißbraucht.

Ihre Prieſter und Propheten; worinnen ihre Sittenlehre beſteht. Was ihnen wiederfährt, wenn ſich ihre Prophezeyungen falſch befinden.

Bey den Scythen legte man die Wahrſager, wenn ſie es nicht recht getroffen hatten, mit Händen und Füſſen in Banden, auf kleine mit Heidekraut angefüllte Wagen, welche von Ochſen gezogen wurden, worauf man ſie verbrannte (*). Diejenigen, welche mit ſolchen Dingen zu ſchaffen haben, die durch menſchliche Kräfte ausge-

Bey den Scythen werden die falſchen Wahrſager verbrannt.

(*) Herodot. L. IV. p. 279.

führet werden können, verdienen Entſchuldigung, wenn ſie ſo viel thun als ihnen möglich iſt. Allein ſollte man nicht die andern, welche uns mit Verſicherungen einer außerordentlichen Gabe, die über unſern Verſtand iſt, hintergehen, weil ſie ihr Verſprechen nicht erfüllen, und über ihren verwegenem Betruge, billig beſtrafen?

Kriege der Wilden; ihre Waffen, ihre Gefechte.

Sie führen mit denenienigen Völkern Krieg, welche ienſeits ihrer Berge weiter in das feſte Land hinein wohnen. Sie ziehen ganz nackend gegen dieſelben zu Felde; und haben keine andere Waffen, als Bogen oder hölzerne Schwerdter, die an dem einem Ende ſpitzig zugehen, wie unſere Fangeiſen. Sie beweiſen in ihren Gefechten eine bewundernswürdige Tapferkeit, als welche ſich niemals anders, als mit Morde und Blutvergieſſen endigen. Denn von Fliehen und von Schrecken wiſſen ſie nichts. Jeder bringt ſtatt des Siegeszeichens den Kopf eines von ihm erlegten Feindes nach Hauſe, und befeſtiget denſelben an ſeiner Hausthüre.

Sie freſſen ihre Gefangenen, und warum.

Nachdem ſie ihre Gefangenen lange Zeit gut gepfleget, und aufs allerbeſte gehalten haben, ſtellt derienige, in deſſen Gewalt dieſelben ſind, eine große Zuſammenkunft ſeiner Bekannten an. Er legt hierauf dem Gefangenen einen Strick an den einen Arm an, an deſſen Ende er ihn, einige Schritte entfernet, damit er nicht von ihm beſchädiget werden kann, hält. Den andern Arm läßt er ſeinen beſten Freund auf eben die Art halten: worauf ſie ihn beyde, in Gegenwart der ganzen Verſammlung, mit dem Schwerde nieder machen. Wenn dieſes geſchehen iſt, braten ſie ihn, eſſen ihn gemeinſchaftlich mit einander, und

ſchicken auch ihren abweſenden Freunden Stücke davon. Dieſes geſchieht nicht, wie man denkt, um ſich davon zu nähren, wie es ehedem die Scythen machten; ſondern um die ſtrengſte Rache aus zu üben. Daß ſich dieſes wirklich ſo verhält, ſieht man daraus. Sie erfuhren, daß ſich die Portugieſen, die ſich mit ihren Feinden in ein Bündniß eingelaſſen hatten, einer andern Todesart gegen ſie bedienten, wenn ſie von ihnen gefangen wurden: welche darinnen beſtund, daß ſie von ihnen bis an den Gürtel eingegraben wurden, hernach eine Menge Pfeilſchüſſe bekamen, und endlich gehangen wurden. Sie dachten hierauf, dieſe Leute aus der andern Welt (als welche die Kenntniß vieler Laſter unter ihren Nachbarn ausgeſtreuet und auf alle Art von Bosheit weit beſſer als ſie ausgelernet hatten) müßten nicht ohne guten Grund dieſe Art der Rache erwählen, und dieſelbe müßte ohne Zweifel härter als die ihrige ſeyn: daher ſie ihren ehemaligen Gebrauch zu verlaſſen, und dieſen an zu nehmen anfiengen. Ich bin es gar wohl zufrieden, daß wir die barbariſche Abſcheulichkeit einer ſolchen Handlung tadeln. Allein das verdreußt mich, daß wir bey unſern eigenen Fehlern ſo blind ſind, da wir die ihrigen ſo genau wahrnehmen. Ich dächte es wäre barbariſcher einen Menſchen lebendig zu freſſen, als ihn todt zu freſſen: einen Körper der noch die völlige Empfindung hat, durch die grauſamſten Martern und Peinigungen zu zerfleiſchen, ihn langſam braten zu laſſen, ihn von Hunden und von Schweinen zerreiſſen zu laſſen; als ihn, wenn er todt iſt, zu braten und zu eſſen. Gleichwohl haben wir das erſte nicht allein geleſen, ſondern

dern noch vor kurzem geſehen: nicht unter alten Feinden, ſondern unter Nachbarn und Mitbürgern; und, was das ſchlimmſte iſt, unter dem Vorwande der Gottesfurcht und Religion. Chryſipp und Zeno, (*) die beyden Häupter der Stoiſchen Sekte, haben zwar geglaubt, wir könnten uns ohne Bedenken des Menſchenfleiſches nach Belieben zu unſerer Nothdurft bedienen, und zur Nahrung brauchen: gleich wie ſich unſere Vorfahren, als ſie vom Cäſar in der Stadt Alexia belagert wurden, entſchloſſen, den Hunger bey dieſer Belagerung durch die Leiber der Greiſe, der Weiber, und anderer zum fechten untüchtiger Perſonen zu ſtillen.

> (**) Vaſcones (fama eſt) alimentis talibus vſi
> Produxere animas.

Die Aerzte ſcheuen ſich ebenfalls nicht, daſſelbe ſo wohl innerlich, als äußerlich, zur Widerherſtellung unſerer Geſundheit zu brauchen. Allein niemals hat ſich unter ihnen (***) eine ſo widerſinniſche Meynung gefunden, welche die Verrätherey, die Ungerechtigkeit, die Tyranney, die Grauſamkeit entſchuldiget hätte, welches unſere gewöhnlichſten Fehler ſind. Wir können ſie alſo in Betrachtung der Regeln der geſunden Vernunft Barbarn nennen: aber nicht in Betrachtung unſerer; da wir ſie in allen Arten von Barbarey übertreffen.

Ihr

(*) Diog. Laërt. in *vita Chryſippi* L. VII. Segm. 188. Και τȣς αποθανοντας κατεσθιειν κελευων.

(**) Die Gaſconier haben, wie es heißt, ihr Leben mit dergleichen Nahrung hingebracht. Juuen. Sat. XV. v. 93. 94.

(***) Unter den Wilden nämlich, von welchen Montagne redet.

Ihr Krieg iſt ſehr edel und großmüthig. Er verdient ſo viel Entſchuldigung, und beſitzt ſo viel Schönheit, als bey dieſer menſchlichen Schwachheit nur möglich iſt. Der einzige Grund dazu bey ihnen iſt die Nacheyferung in der Tapferkeit. Sie fechten nicht um mehr Land zu erobern: denn ſie genieſſen noch die natürliche Fruchtbarkeit, welche ſie ohne Mühe und Arbeit mit allen nöthigen verſorget; und zwar ſo reichlich, daß ſie nicht nöthig haben ihre Gränzen zu erweitern. Die Wilden in Amerika führen auf eine ſehr edle Art Krieg.

Sie ſind noch in der glückſeligen Verfaſſung, daß ſie nichts weiter verlangen, als ihre natürliche Bedürfniß erfordert. Alles was darüber iſt, halten ſie für überflüßig. Ihre Mäßigung.

Ueberhaupt nennen ſie diejenigen unter ihnen, welche von gleichem Alter mit ihnen ſind, Brüder; die, welche jünger ſind, Kinder; und die Greiſe ſind aller andern Väter. Dieſe laſſen ihren Erben gemeinſchaftlich den völligen und ungetheilten Beſitz der Güter, ohne weitere Rechtsanſprüche, als diejenigen, welche die Natur ihren Geſchöpfen giebt, indem ſie dieſelben in die Welt ſetzt. Was für Treuherzigkeit unter ihnen herrſchet.

Wenn ihre Nachbarn über das Gebirge kommen, um ſie an zu greifen, und ſie den Sieg über dieſelben davon tragen: ſo beſteht aller Vortheil des Ueberwinders in der Ehre, und dem Ruhme, daß er es dem andern an Tapferkeit und Heldenmuthe zuvor gethan hat. Um die Güter der Ueberwundenen bekümmern ſie ſich wenig; und kehren wieder in ihr Land zurücke, wo ihnen nichts nöthiges abgeht, und wo ſie ſich, welches das wichtigſte iſt, ihre Umſtände zu Nutze machen, und ſich damit begnügen. Jene thun ihrer Seits eben das. Sie verlangen von ihren Gefangenen wei- Worinnen der Sieg, welchen ſie über ihre Nachbarn erhalten, beſteht.

weiter keine andere Auslöſung, als das Geſtändniß daß ſie überwunden ſind. Allein unter allen findet ſich in einem Jahrhunderte kein einziger, der nicht lieber das Leben einbüſſen, als nur mit einem einzigen Worte etwas von ſeinem unüberwindlichen Muthe nachgeben wollte. Man findet keinen einzigen, der ſich nicht lieber ermorden und freſſen laſſen, als dieſes verbitten wollte. Sie verſtatten ihnen alle Freyheit, damit ihnen das Leben deſto lieber ſeyn ſoll; und drohen ihnen gemeiniglich öfters mit ihrem zukünftigen Tode. Sie ſtellen ihnen vor was für Martern ſie dabey aus zu ſtehen haben, was für Anſtalten man dazu macht, wie ſie zerfleiſchet werden ſollen, und was für einen Schmaus man auf ihre Unkoſten halten wird. Alles dieſes geſchieht bloß in der Abſicht, um ihnen ein verzagtes oder kleinmüthiges Wort ab zu locken, oder ihnen Luſt zur Flucht zu machen: um den Vortheil zu erlangen daß ſie dieſelben in Furcht geiagt, und ihre Standhaftigkeit zu Boden geſchlagen. Denn, wenn man es recht betrachtet, beſteht auch darinnen nur der wahre Sieg.

(*) - - - - Victoria nulla eſt
Quam quae confeſſos animo quoque ſubiugat hoſtes.

Die Ungarn, ein ſehr kriegeriſches Volk, verfolgten ehedem ihren Sieg niemals weiter, wenn ſie den Feind in ihrer Gewalt hatten. Denn ſobald

(*) Es iſt kein Sieg, wenn ſich die Feinde nicht für überwunden erkennen, und man auch ihren Muth überwältiget hat. Claudian. *de ſexto Conſulatu Honorii* Panegyris v. 248. 249.

bald ſie ihm dieſes Geſtändniß abgedrungen hatten, ſtellten ſie dieſelben ohne ihnen einiges Leyd zu zu fügen, und ohne Löſegeld, wieder auf freyen Fuß; ausgenommen, daß ſie ihnen, wenn es aufs höchſte kam, verſprechen mußten, von nun an die Waffen nicht wider ſie zu ergreifen. Wir laufen dem Feinde manchen Vortheil ab, welcher nur erbettelt iſt; und den wir uns nicht zu ſchreiben können. Ein Laſtträger muß ſtarke Arme und Schenkel haben, aber die Tapferkeit nicht. Die Stellung des Heeres iſt eine todte und körperliche Eigenſchaft. Es iſt ein Glücksſtreich, wenn man dem Feinde ein Bein ſtellt, und ihm durch das Sonnenlicht die Augen blendet. Die Geſchicklichkeit zu fechten iſt ein Kunſtſtück und eine Wiſſenſchaft, die auch ein feiger und nichtswürdiger Menſch beſitzen kann.

Worinnen die wahren Verdienſte eines Menſchen beſtehen, und was ihm vor andern ſeiner Art den Vorzug verſchafft

Das Verdienſt und die Schätzbarkeit eines Menſchen kommen auf ſein Herz und ſeinen Willen an: da liegt ſeine wahre Ehre. Die Tapferkeit iſt die Stärke, nicht der Schenkel und der Arme, ſondern des Muths und der Seele. Sie beruht nicht auf der Güte unſers Pferdes, oder unſerer Waffen, ſondern auf unſerer eigenen. Wer mit ſtandhaftem Muthe fällt, (*) ſi ſucciderit, de genu pugnat. Wer vor der bevorſtehenden Todesgefahr nicht erſchrickt, und noch wenn er den Geiſt aufgiebt dem Feinde herzhaft und mit Verachtung unter die Augen ſieht, iſt nicht von uns, ſondern von dem Schickſale geſchlagen. Er iſt geblieben, aber nicht überwunden. Die tapferſten ſind zuweilen die unglücklichſten. Es

(*) Ficht auf den Knien; wenn er ſich nicht mehr auf den Füſſen halten kann. Sen. *de Prouidentia* c. 2.

Der Verluſt einer Schlacht iſt zuweilen herrlicher als ein Sieg.

Es giebt Fälle, da der Verluſt einer Schlacht ſo triumphirend, als irgends ein Sieg iſt. Die vier verſchwiſterten Siege, die ſchönſten, welche iemals unter der Sonne geweſen, der bey Salamin, der bey Platäa, der bey Mykale, und der in Sicilien, haben ſich allen ihren Ruhm zuſammen genommen nicht dem Ruhme der Niederlage, welche der König Leonidas und die Seinigen bey dem Paſſe Thermopylä erlitten, entgegen zu ſetzen getrauet. Wer hat iemals mit einer rühmlichern und ehrſüchtigern Begierde eine Schlacht zu gewinnen getrachtet, als der Feldherr Jſcholas eine zu verlieren? Wer hat ſich liſtiger und emſiger zu retten geſucht, als er ſich in das Verderben zu ſtürzen? Jhm war aufgetragen worden einen gewiſſen Paß in Pelopones wider die Arkadier zu vertheidigen. Da er ſich nun hiezu wegen der Lage des Ortes und der Uebermacht der Feinde unvermögend hielt, und überzeugt war, daß alles was dem Feinde unter die Augen gienge, ganz gewiß bleiben würde; auf der andern Seite aber glaubte es würde ſeiner Tugend und Großmuth und dem Lacedämoniſchen Namen unanſtändig ſeyn, wenn er das ihm aufgetragene nicht in Acht nähme: ſo traf er hierinnen folgendes Mittel. Er ſparte die iüngſten und munterſten unter ſeinem Volke zur Vertheidigung und zum Dienſte des Vaterlandes, und ſchickte ſie wieder dahin zurück. Mit den andern, an welchen nicht ſo viel gelegen war, berathſchlagte er ſich dieſen Paß zu vertheidigen, und durch ihren Tod dem Feinde das Eindringen ſo ſchwer zu machen, als möglich wäre. Dieſes geſchahe auch. Denn, da er gar bald von den Arkadiern umringt ward, wurden er

und die Seinigen, nachdem ſie ein großes Würgen unter denſelben angeſtellt, endlich von ihnen niedergemacht. Hat man Siegern iemals ein Siegeszeichen aufgerichtet, welches dieſe Beſiegte nicht mit mehrerm Rechte verdienen? Ein wahrer Sieger muß zu kämpfen, nicht aber ſich zu retten ſuchen. Der Ruhm der Tapferkeit beſteht darinnen, daß man mit dem Feinde ſchlägt: nicht darinnen, daß man ihn ſchlägt.

Standhaftigkeit der Gefangenen.

Doch ich komme wieder auf unſere Hiſtorie. An ſtatt daß ſich dieſe Gefangenen durch alles, was man mit ihnen vornimmt, bewegen laſſen ſollten, bezeigen ſie ſich vielmehr die zween oder drey Monathe durch, da man ihnen das Leben läßt, allezeit frölich, und treiben vielmehr ihre Herren an, nur bald den Verſuch mit ihnen an zu ſtellen. Ja, ſie bieten ihnen Trotz, ſchimpfen ſie, und werfen ihnen ihre Feigheit und die vielen Schlachten vor, welche ſie wider die Ihrigen verloren haben.

Kriegslied eines ſolchen Gefangenen.

Ich habe einen Geſang, welchen ein Gefangener verfertiget hat, in welchem dieſe Stelle vorkömmt. „Sie ſollten nur alle kühnlich kommen, „und ſich verſammeln um von ihm zu ſchmauſen. „Sie würden zugleich auch ihre Väter und Groß„väter mit freſſen, die ſeinem Leibe zur Nahrung „und Speiſe gedient hätten. Dieſe Muskeln, „ſagt er, dieſes Fleiſch, und dieſe Adern, ſind von „euch, ihr Narren. Ihr wißt nicht daß das be„ſte von eurer Vorfahren Gliedern noch darin„nen iſt. Koſtet ſie nur recht: ihr werdet euer „eigen Fleiſch ſchmecken.„ Eine Art zu denken, die gewiß nicht barbariſch iſt! Dieienigen, welche ihren Tod abmalen, und die Art wie man ſie

umbringt vorſtellen, mahlen den Gefangenen ſo ab, daß er denenienigen, die ihn todt ſchlagen, in das Geſichte ſpeyet, und ihnen eine höhniſche Mine giebt. In der That, ſie hören nicht vor dem letzten Hauche auf ſie mit Worten und Gebärden zu trotzen, und ihnen Hohn zu ſprechen. Die rechte Wahrheit zu ſagen, ſind dieſes ſehr wilde Leute in Vergleichung mit uns! Denn ſie müſſen es entweder wahrhaftig recht ſeyn, oder wir ſind es. Es iſt ein gewaltiger Unterſcheid, zwiſchen ihrer und unſerer Art zu leben.

Die Wilden haben mehr als eine Frau.

Die Männer haben mehr als eine Frau, und haben deſto mehrere, ie größern Ruhm ſie durch ihre Tapferkeit erlangt haben.

Worinnen der Weiber ihre Eyferſucht beſteht.

Es iſt etwas ſehr ſchönes bey ihren Heirathen, daß an ſtatt der Eyferſucht, welche unſere Weiber bezeigen, wenn andere Freundſchaft und Gewogenheit für uns hegen, die ihrigen ſich hingegen eben ſo eyfrig bemühen ihnen dieſelbe zu verſchaffen. Sie laſſen ſich nichts ſo ſehr, als die Ehre ihrer Männer, angelegen ſeyn; und ſuchen daher ſo viele Geſpielinnen als nur möglich iſt zu bekommen, weil dieſes ein Zeugniß von ihres Mannes Tapferkeit iſt. Die unſrigen werden aus vollem Halſe ſchreyen: das kann nimmermehr ſeyn. Dieſes iſt eine Tugend die dem Eheſtand eigen iſt, aber aus den älteſten Zeiten her. In der H. Schrift finden wir daß Lea, Rahel, Sara, und Jacobs Weiber, ihren Ehemännern ihre ſchönen Mägde beygelegt haben, und Livia verſchaffete dem Auguſt zu ihrem eigenen Nachtheile Gelegenheit ſeinen Begierden genug zu thun (*).

Des

(*) Suet. *in Auguſto* c. 71. Circa libidines haeſit Au-

Des Königs Deiotarus Gemalinn, Stratonike, überließ ihm nicht allein ein ſehr ſchönes Kammermädchen, die bey ihr in Dienſten war, ſondern erzog auch die Kinder, welche er mit derſelben zeugte, ſehr ſorgfältig, und war ihnen ſo gar behülflich ihrem Vater in der Regierung zu folgen (*). Damit man aber nicht etwa meynt, dieſes geſchähe aus einer blinden und ſklaviſchen Verbindlichkeit zu ihren Gebräuchen, und durch den Eindruck, welchen eine von alten Zeiten eingeführte Gewohnheit bey ihnen macht, ohne Vernunft und ohne Ueberlegung, und weil ſie aus Blödſinnigkeit ſich nicht beſſer zu helfen wüßten: ſo muß ich einige Beyſpiele von ihrer Geſchicklichkeit anführen.

Liebeslied eines Wilden in Amerika.

Außer dem gedachten Kriegesliede habe ich noch ein Liebeslied von ihrer Art, welches ſich ſo anfängt „Schlange, warte, warte, Schlange, „damit mir meine Schweſter nach der Zeichnung deiner Haut ein ſchönes Band für meine „Liebſte machen kann. So mag deine Schönheit und deine Bildung der Schönheit aller „andern Schlangen ihren vorgezogen werden.„ Ich weiß endlich ſchon ſo viel von der Dichtkunſt, daß ich urtheilen kann, daß in dieſen Gedanken nicht allein keine Barbarey iſt, ſondern daß ſie vollkommen Anakreontiſch ſind.

Ihre

Auguſtus. Poſtea quoque, vt ferunt, ad vitiandas virgines promptior, quae ſibi vndique *etiam ab vxore* conquirerentur.

(*) Plutarch. de *Virtutibus mulierum* in dem Artikel Stratonike.

Von der Sprache der Wilden.

Ihre Sprache iſt übrigens eine angenehme Sprache, welche artig klingt, und mit den Griechiſchen Endungen einige Aehnlichkeit hat.

Was drey Wilde, die nach Frankreich gekommen, von den Franzöſiſchen Sitten geurtheilet haben.

Drey von ihnen, welche nicht wußten wie nachtheilig dereinſt ihrer Ruhe und ihrer Glückſeligkeit die Kenntniß der verderbten Sitten unſers Welttheiles ſeyn wird, und daß dieſer Umgang ihr Unglück ſeyn wird, welches ihnen, wie ich nicht anders glaube, ſchon ſehr nahe iſt, kamen zur Zeit des verſtorbenen Königs Carl IX. nach Rouen. Elende Leute, die ſich von der Neugierde hatten blenden laſſen, und ihr ſchönes Land verlaſſen hatten, um das unſrige zu beſehen! Der König redete lange mit ihnen. Man zeigte ihnen unſere Lebensart, unſere Pracht, die Einrichtung einer ſchönen Stadt. Hierauf fragte ſie einer, was ſie davon dächten, und wollte wiſſen, was ihnen darunter am bewundernswürdigſten geſchienen hätte. Sie antworteten, dreyerley Dinge, wovon ich das dritte zu meinem großen Verdruſſe vergeſſen habe. Allein die zwo erſten weiß ich noch. Sie ſagten, erſtlich käme es ihnen ſehr ſeltſam vor, daß ſo viel großbärtige Männer, welche ſtark und gewaffnet, und um den König herum wären, (vermuthlich meynten ſie ſeine Schweitzer Leibwache) einem Kinde unterthänig wären, und daß man nicht vielmehr aus demſelben einen zum Befehlshaber erwählete. Zum andern wunderten ſie ſich darüber (nach ihrer Art zu reden nennen ſie einen Menſchen des andern ſeine Hälfte) daß ſie unter uns Leute geſehen hätten, welche an allem einen Ueberfluß hätten, da hingegen ihre Hälften vor ihren Thüren, verhungert und nackend, bettelten; und es käme ihnen

ſeltſam vor, daß dieſe dürftigen Hälften derglei-chen Ungerechtigkeit erduldeten, und daß ſie ſich nicht über die andern hermachten, oder ihnen die Häuſer anſteckten.

Ich beſprach mich mit einem von ihnen ſehr lange; allein ich hatte einen Dollmetſcher, der mir ſehr ſchlechte Dienſte that, und aus Dummheit meine Gedanken ſo wenig begriff, daß ich nichts beſonders von ihnen heraus bringen konnte. Als ich ihn fragte, was es ihm hälfe, daß er das Oberhaupt unter den Seinigen wäre: (denn er war ein Heerführer, und unſere Bootsknechte nannten ihn König) gab er mir zur Antwort, dieſes, **daß er bey den Feldzügen voran gienge.** Ich fragte ihn weiter, wie viel Leute er unter ſich hätte: worauf er mir einen gewiſſen Raum wies, an zu deuten, daß deren ſo viele wären, als in dieſem Raume ſtehen könnten, welches etwa vier oder fünf tauſend Mann betragen mochte. Endlich fragte ich ihn noch, ob er außer dem Kriege nichts mehr zu gebieten hätte. Worauf er antwortete, **ſo viel bliebe ihm noch übrig, daß man ihm, wenn er die unter ihm ſtehenden Flecken beſuchte, durch ihre Wälder Wege ſchlüge, damit er gemächlich durchkommen könnte.** Alles dieß iſt ſo unrecht nicht. Allein, was? Sie tragen keine Hoſen.

Was ein Wilder dem Montagne geantwortet hat.

Das XXXI. Hauptſtück.

Daß man von den göttlichen Verordnungen beſcheiden urtheilen muß.

Wo der meiſte Betrug vorgehet.

Die meiſte und beſte Gelegenheit zu Betrügereyen geben die unbekannten Dinge. Denn, erſtlich ſchafft ihnen ſelbſt die Seltſamkeit einigen Eingang: und fürs andere ſind wir nicht im Stande ſie zu beſtreiten; weil wir nicht nach der ordentlichen Weiſe davon urtheilen können. Daher, ſagt Plato, iſt es weit leichter den Zuhörern genug zu thun, wenn man von der Natur der Götter redet, als wenn man von der Natur des Menſchen redet: weil einem ihre Unwiſſenheit bey einer verborgenen Materie ein weites und offenes Feld und alle Freyheit läßt (*). Daher kömmt es nun, daß man nichts feſter glaubt, als was man am wenigſten weiß; und daß keine Leute dreiſter ſind als die Goldmacher, die Wahrſager, die Nativitätſteller, die Chiromantiſten, und die Aerzte, id genus omne. (**). Dieſen möchte ich gerne, wenn ich es nur wagen dürfte, einen Haufen Leute beyſetzen, welche ordentliche Ausleger der göttlichen Abſichten ſind; die ſich die Urſachen eines ieden Zufalls ausfündig zu machen unterfangen, und ſich die Geheimniſſe des göttlichen Willens und die unbegreifflichen Bewegungsgründe ſeiner Werke zu erkennen rühmen: die ſich, ob ſie ſich gleich in die Mannichfaltigkeit und beſtändige Verſchiedenheit der Begebenheiten nicht zu finden wiſſen, und ſich von einer Seite zur andern

(*) Plato in *Critia* ab initio.

(**) Und alle Leute von der Art. Horat. L. I. *Sat.* 2.

dern wenden müſſen, dennoch daran nicht kehren, ſondern ſchwarz und weiß unter einander mengen. Gewiſſe Indianer haben die löbliche Gewohnheit, daß ſie, wenn ſie in einem Scharmützel oder in einer Schlacht unglücklich ſind, die Sonne, welche ſie göttlich verehren, als wegen einer ungerechten Handlung um Verzeihung bitten, ihr Glück und Unglück der göttlichen Vernunft heimſtellen, und derſelben ihr Urtheil unterwerfen.

Man ſoll die Wahrheit der chriſtlichen Religion nicht durch Begebenheiten beweiſen.

Es iſt genug, wenn ein Chriſt glaubt daß alles von Gott kömmt, wenn er bey allen Vorfällen deſſen göttliche und unerforſchliche Weisheit verehret, und ſich daher alles gefallen läßt, es gehe ihm, wie es immer wolle. Allein ich kann es nicht billigen, daß man, wie gemeiniglich zu geſchehen pflegt, die Wahrheit unſerer Religion durch den glücklichen Erfolg unſerer Unternehmungen beſtätigen und unterſtützen will. Unſer Glaube ſteht auf andern feſten Gründen, ohne daß wir denſelben durch die Begebenheiten beſtärken dürfen. Denn es iſt zu beſorgen, das Volk, welches ſich an dieſe wahrſcheinlichen Beweiſe, und die am meiſten nach ſeinem Geſchmacke ſind, gewöhnet, möchte hernach, wenn ſich die Sachen einmal ändern und unglücklich laufen, in ſeinem Glauben wankend werden. So zeigen diejenigen, welche bey unſern gegenwärtigen Religionskriegen nach dem Scharmützel bey Rochelabeille (*) über dieſem Vorfalle frohlockten, und ſich dieſes Glücks zu einem Beweiſe bedienten, daß Gott ihr Un-

(*) Ein ſtarkes Scharmützel, welches zwiſchen den Kriegsvölkern des Admirals Coligny und des Herzogs von Anjou im Maymonathe 1569. bey nahe gar eine Schlacht veranlaßt hätte.

Unternehmen gefiele, hernach aber ihren Verluſt bey Montcontour und Jarnac (*) für väterliche Züchtigungen ausgaben, wenn ihnen ihr Volk nicht blindlings glaubt, demſelben deutlich genug, daß ſie den Mantel nach dem Winde hängen, und bald ſo bald anders reden. Es wäre beſſer man wieſe dem Volke die ächten Gründe der Wahrheit.

Ein wider die Türken gewonnenes Seetreffen.

Die Chriſten haben vergangene Monate unter der Anführung des Don Juan d'Auſtria ein ſchönes Seetreffen wider die Türken gewonnen (**): allein es hat Gott auch gefallen, daß wir ehedem etliche dergleichen verloren haben. Kurz, es iſt ſehr ſchwer die göttlichen Dinge nach unſerer Wage ab zu wägen, ohne daß ſie etwas von ihrem Gewichte verlieren ſollten. Wer ſich eine Urſache an zu geben unterſtünde, warum Arius, und ſein Pabſt Leo (***), die vornehmſten Häupter

(*) Die Schlacht bey Montcontour gewann der Herzog von Anjou im Weinmonate 1569. nachdem er im Merz eben dieſes Jahrs die Schlacht bey Jarnac gewonnen hatte.

(**) Im Jahre 1571.

(***) Montagne mag dieſen Pabſt Leo herhaben, woher er will, ſo hat er doch ſeine Gewährsleute gehabt, und hat ſich nicht die Mühe gegeben ihre Glaubwürdigkeit zu prüfen. Chriſtian Sandius, welcher voll Eyfer für ſeine Sekte, die Anzahl der Arianer auf alle Art zu vergrößern geſucht hat, hat auch dieſes Beyſpiel nicht vergeſſen: allein eigentlich hat er alles, was er davon in ſeinem *Nucleus Hiſt. Eccleſ.* L. II. p. 10. ſeqq. Edit. Coſmopol. 1688. ſagt, aus verſchiedenen Römiſchkatholiſchen Schriftſtellern genommen. Die Sache kömmt darauf an. **Vincent von Beauvais, Jacob de Voragine**, Schriftſteller aus dem XIII.

ter dieſer Ketzerey, zu verſchiedenen Zeiten auf eine ſo ähnliche und ſo außerordentliche Art geſtorben ſind, (denn als ſie ſich aus der Diſputation wegen Bauchgrimmen in das heimliche Gemach bega-

 ben,

XIII. Jahrhunderte, und andere mehr haben eines Pabſts Leo, der ein Arianer geweſen, gedacht, und berichtet, daß derſelbe eine Kirchenverſammlung zuſammen berufen, und bey dieſer Gelegenheit mit dem Biſchoffe von Poitiers, Hilarius, in einen großen Zank gekommen ſey. Der Pabſt hätte unter andern zu dem Hilarius geſagt: Si tu Hilarius de Gallia, ego Leo, Romanae ſedis apoſtolicus Judex. Hilarius hätte hierauf geantwortet: Quod ſi Leo, ſed non de tribu Judae, etſi diiudicans reſides, ſed non in ſede maieſtatis &c. Jacob de Voragine und ein ungenannter Compilator Chronolog. welchen man anführt, melden, daß dieſer Pabſt gerade auf eben die Art geſtorben ſey, wie Arius der gemeinen Erzählung nach geſtorben iſt. Die Verfaſſer der *Cent. Magdeb.* haben *Cent.* IV. cap. 10. alles dieſes abgeſchrieben. Baronius ad Ann. 362. §. 245. verwirft es gegentheils mit einem Worte als eine Fabel. Der Cardinal Johann de Turrecremata hat es nichts deſtoweniger in ſeinem Tractate *de Poteſtate eccleſiaſtica* L. II. c. 6. für wahr angenommen, wie auch Johann Neukler in ſeiner Chronik Gen. XII. in fine angemerket hat, wo er für ſeine Perſon die Sache unentſchieden läßt. Er gedenkt zugleich, daß nach einiger Meynung die Schriftſteller, welche dieſes Pabſts Leo erwähnen, ſeinen Namen mit des Liberius ſeinem verwechſelt haben. Sandius hingegen behauptet, daß er ein wahrer Pabſt, und des Felix, das heißt, desienigen, der an des Liberius Stelle geſetzet worden, Nachfolger geweſen ſey. Und um zu zeigen, daß dieſe ganze Erzählung von ältern Geſchichtſchreibern herkömmt, als die ſind bey denen man ſie findet, ſetzt er hinzu, daß Vincent von Beau-

ben, gaben ſie plötzlich darinnen den Geiſt auf) (*) und von dieſer göttlichen Rache wegen des beſondern Ortes viel Weſens machen, könnten auch des Heliogabals Tod hinzu fügen, der ebenfalls auf einem heimlichen Gemache umgebracht worden iſt (**).

Das Glück und Unglück der Menſchen beweiſet ihre Frömmigkeit oder Bosheit nicht.

Gott will uns zu erkennen geben, daß die Frommen noch etwas anders zu hoffen, und die Böſen noch etwas anders zu fürchten haben, als die Glückſeligkeit oder Unglückſeligkeit in dieſer Welt. Daher theilet er beyde nach ſeinem verborgenen Rathe ein, und verhindert uns dadurch uns derſelben unbeſonnener Weiſe zu bedienen. Diejenigen handeln thöricht, welche nach der menſchlichem Vernunft Meiſter darüber zu werden denken. Sie bekommen für jeden Streich, den ſie thun, zween Streiche. Der H. Auguſtin beweiſet es ſehr ſchön gegen ſeine Gegner. Dieſer Streit muß mehr durch die Waffen des Gedächtniſſes, als durch die Waffen der Vernunft, entſchieden werden. Wir müſſen uns mit dem Lichte

Beauvais ſie zweifelhaft zu machen ſucht, und ſie folglich nicht erfunden haben kann. ⸗ ⸗ ⸗ Ich habe dieſe Anmerkung, die viel ſonderbare Nachrichten enthält, von dem Herrn Barbeyrac.

(*) Der H. Athanaſius in dem Briefe an den Serapion erzählt den Tod des Arius eben ſo: εισηλθεν εις θακους, ως δια χρειαν της γαστρος. Epiphanius hat dieſes folgendergeſtalt abgeſchrieben L. II. *de morte Arii*: Κατα τας νυκτας εισελθων εις θακον προς τας αυτου χρειας παρασκευασθηναι, ελακνισε.

(**) In Latrina, ad quam confugerat, occiſus. Aelii Lampridii *Heliogabalus*, p. 107.

Lichte begnügen, welches uns die Sonne vermittelſt ihrer Stralen zuſchickt: und wer die Augen aufhebet, um mehr Licht ſelbſt in ſeinem Körper zu bekommen, darf ſich nicht wundern wenn er zur Strafe ſeiner Kühnheit das Geſicht darüber verlieret (*). Quis hominum poteſt ſcire conſilium Dei? Aut quis poterit cogitare quid velit Dominus?

Das XXXII. Hauptſtück.

Daß man die Wollüſte mit Lebensgefahr fliehen ſoll.

Ich wußte gar wohl daß die meiſten Alten einſtimmig der Meynung ſind, es ſey Zeit zu ſterben, wenn wir bey dem Leben mehr Böſes als gutes zu erwarten haben; und wir verletzten ſelbſt die Regeln der Natur, wenn wir das Leben zu unſerer Beſchwerlichkeit und Marter erhalten wollten. Denn ſo lauten die alten Regeln

(**) Ἠ ζην αλυπως, η θανειν ευδαιμονως.

Καλον το θνησκειν οἱς ὑβριν το ζην φερει.

Κρεισσον το μη ζην εςι, η ζην αθλιως.

(*) Welcher Menſch weiß Gottes Rath? Oder wer kann denken, was Gott will. Buch der Weisheit Cap. IV. v. 13.

(**) Leb immer Sorgenfrey: wo nicht, ſo ſtirb beglückt.
Wer nur mit Schande lebt, thut beſſer wenn er ſtirbt.
Viel lieber lebe nicht, als daß du elend lebeſt.

Allein, das war mir nicht bekannt, daß iemand gerathen hätte die Verachtung des Todes ſo weit zu treiben, um ſich vermittelſt derſelben der Würden, der Reichthümer, der Hoheit, und der andern ſo genannten Glücksgüter zu entſchlagen: als ob die Vernunft nicht ohne dem genung zu thun hätte, wenn ſie uns dieſelben zu verlaſſen überreden will, ohne daß man ihr noch dieſe Laſt auflegen darf. Viel weniger wußte ich daß iemand dieſes gethan hätte. Endlich fand ich die Stelle des Seneca, darinnen er dem Lucil, einem Manne der bey dem Kayſer viel vermochte und in großem Anſehen ſtand, den Rath ertheilet, ſich dieſes wollüſtigen und prächtigen Lebens zu begeben, und, ſtatt dieſer Herrlichkeit der Welt, ein eingezogenes, ruhiges, und philoſophiſches Leben zu wählen. Lucil machte einige Schwierigkeiten darüber. Seneca aber gab ihm die Antwort (*): „Ich bin der Meynung, daß du entweder dieſes Leben, oder das „Leben überhaupt, verlaſſen ſollſt. Zwar rathe „ich dir den bequemſten Weg zu gehen, und dich „von dieſer unglücklichen Verbindung vielmehr „loß zu wickeln, als dieſelbe zu zerreiſſen: doch „mit der Bedingung, daß du ſie, wenn du dich „nicht anders loßwickeln kannſt, zerreiſſeſt. Kei„ner iſt ſo feig, daß er nicht lieber einmal fallen, „als beſtändig in Gefahr zu fallen ſeyn wollte.„

Die-

(*) Cenſeo aut ex vita iſta tibi, aut e vita, exeundum. Sed illud idem exſiſtimo, leni eundum via, vt quod male implicuiſti, ſoluas potius quam abrumpas: dummodo ſi alia ſoluendi ratio non erit, vel abrumpas. Nemo tam timidus eſt, vt malit ſemper pendere quam ſemel cadere. Sen. *Epiſt.* 22.

Dieſer Rath würde mir der Stoiſchen Härte anſtändig geſchienen haben: allein, das wunderbarſte iſt dieſes, daß er von dem Epikur entlehnet iſt, welcher hierüber auf eine vollkommen ähnliche Art an den Idomeneus ſchreibt. Doch dünkt mich, daß ich dergleichen Gedanken auch unter den unſrigen bemerket habe: nur mit einer chriſtlichen Mäßigung. Der H. Hilar, Biſchof von Poitiers, dieſer bekannte Feind der Arianiſchen Ketzerey, erhielt, als er ſich in Syrien befand, die Nachricht, daß ſich die vornehmſten Herren des Landes um ſeine einige Tochter Abra bewürben, die er nebſt ihrer Mutter zu Hauſe gelaſſen hatte, weil ſie ſehr wohl erzogen, ſchön, reich, und in der beſten Blüthe ihrer Jahre war. Er ſchrieb ihr daher, (wie wir ſehen) ſie ſollte ſich der Zuneigung zu allen dieſen angebotenen Ergötzlichkeiten und Vortheilen entſchlagen; er hätte auf ſeiner Reiſe eine weit höhere und anſtändigere Gelegenheit für ſie gefunden, einen Liebſten der ungleich höher und prächtiger wäre, der ſie mit Kleidern und mit Geſchmeide von unſchätzbarem Werthe beſchenken würde. Seine Abſicht war ihr den Geſchmack an den weltlichen Lüſten zu benehmen, um ſie gänzlich mit Gott zu vereinigen. Da ihm nun der Tod ſeiner Tochter das kürzeſte und ſicherſte Mittel hierzu zu ſeyn ſchiene, erſuchte er Gott unabläßlich mit Bitten und Flehen, ſie aus der Welt zu nehmen, und zu ſich zu rufen. Dieſes geſchahe auch: denn ſie ſtarb bald nach ſeiner Zurückkunft; worüber er eine beſondere Freude bezeigte. Dieſer ſcheint es allen andern zuvor gethan zu haben, weil er das Hauptmittel ergreift, welches ſie nur beyläufig thun,

und

und weil es ſeine einzige Tochter betrift. Allein ich will den Ausgang dieſer Geſchichte nicht übergehen, ungeacht er nicht zu meinem Vorhaben gehört. Als des H. Hilars Ehegattin von ihm vernommen hatte, daß ihrer Tochter Tod auf ſein Verlangen und nach ſeinem Wunſche erfolgt wäre, und wie ungleich rathſamer es für ſie wäre aus dieſer Welt zu ſcheiden, als darinnen zu bleiben: ſo ſtellte ſie ſich die ewige Seligkeit im Himmel ſo lebhaft vor, daß ſie ihren Ehegatten inſtändigſt erſuchte für ſie eben das zu thun. Und da ſie Gott auf ihr erſtes gemeinſchaftliches Anſuchen kurze Zeit darauf zu ſich genommen hatte, veranlaßte dieſer Tod eine beſondere gemeinſchaftliche Freude.

Das XXXIII. Hauptſtück.

Der Zufall kömmt öfters mit der Vernunft überein.

Das Glück ſtimmt zuweilen mit der Vernunft überein.

Die Unbeſtändigkeit des Glücks macht daß es uns allerhand Seiten zukehret. Kann eine Handlung beſſer mit der Gerechtigkeit übereinſtimmen, als die folgende? Der Herzog von Valentinois (*) war entſchloſſen den Cardinal von Adrian, bey welchem er nebſt dem Pabſte Alexander VI, ſeinem Vater, in dem Vatican Abends ſpeiſen wollte, mit Gifte zu vergeben. Er ſchickte daher eine Flaſche vergifteten Wein dahin, und befahl

(*) Im Jahre 1503. *Hiſtoria di Franceſco Guicciardini*. L. VI. p. 267. In Vinegia appreſſo Gabriel Giolito. A. 1568.

befahl dem Mundſchenken dieſelbe wohl in Acht zu nehmen. Der Pabſt kam eher als ſein Sohn dahin, und forderte etwas zu trinken. Der Mundſchenke, in der Meynung, daß man ihm dieſen Wein nur wegen ſeiner Güte in Acht zu nehmen befohlen hätte, reichte dem Pabſte davon; und der Herzog, welcher eben da man ſich zur Tafel ſetzen wollte ankam, trank auch davon, weil er ganz gewiß glaubte, man würde ſeine Flaſche nicht angegriffen haben: ſo daß der Pabſt plötzlich daran ſtarb, und der Sohn, nachdem er ſich lange Zeit an der Krankheit gequälet hatte, noch ein anders größers Unglück erlebte.

Zuweilen ſcheint daſſelbe vorſetzlich ſeinen Spott mit uns zu treiben. Der Herr d'Eſtree, der damals Fahniunker des Herrn von Vendome war, und der Herr von Liqves, Lieutenant unter der Compagnie des Herzogs von Aſcot, bewarben ſich beyde um die Schweſter des Herrn von Foungveſelles (*), ungeacht ſie ſich nicht zu einerley Parthey hielten. (wie es bey Gränznachbarn zu gehen pflegt.) Der Herr von Licqves hub ſie. Allein, eben den Hochzeittag, und was das ſchlimmſte war, noch vor dem Schlafen gehen, bekam der Bräutigam Luſt ſeiner Braut zu Ehren eine Lanze zu zerbrechen, zog nahe bey S. Omer zu einem Scharmützel hinaus, in welchem der Herr d'Eſtree die Oberhand behielt, ihn gefangen nahm, und

Zuweilen ſcheint das Glück nur ſeinen Spott mit uns zu treiben.

(*) In den *Memoires de Martin du Bellay*, aus welchen dieſe Erzählung genommen iſt. Liu. II. fol. 86. 87. wird geſagt, dieſes Frauenzimmer ſey eine Schweſter des **Herrn von Fouquerolles** geweſen.

und um ſich ſeinen Vortheil zu Nutze zu machen, noch dazu darauf drang, daß das Fräulein

(*) Coniugis ante coacta noui dimittere collum
Quam veniens vna atque altera rurſus hyems
Noctibus in longis auidum ſaturaſſet amorem.

ihn ſelbſt perſönlich erſuchen mußte aus Gefälligkeit gegen ſie den Gefangenen auf freyen Fuß zu ſtellen: welches er that, da der Franzöſiſche Adel dem Frauenzimmer niemals etwas abſchlägt. Scheint dieß nicht ein meiſterlicher Zufall zu ſeyn? Conſtantin, der Helene Sohn, ſtiftete das Conſtantinopolitaniſche Reich: und ſo viel Jahrhunderte darnach gieng es unter dem Conſtantin, der Helene Sohn, wieder unter. Zuweilen gefällt es ihm unſere Wunderwerke zu übertreffen. Man ſagt, daß als Clodoväus Angouleme belagert, die Mauern aus einer göttlichen Gnade für ſich eingefallen wären: und Bouchet führt aus einem Schriftſteller an, daß, als der König Robert eine Stadt belagert, und heimlich aus der Belagerung fortgereiſet, um zu Orleans das Feſt des H. Aignan zu feyern, wären, da er ſeine Andacht gehabt hätte, bey einem gewiſſen Punkte in der Meſſe, die Mauern der belagerten Stadt, ohne daß man einige Gewalt angewendet, von freyen Stücken niedergeſtürzet. Ganz anders verhielt es ſich in unſern Meyländiſchen Kriegen. Denn als

(*) Sie mußte aus den Armen des Bräutigams, ehe ſie in langen Winternächten ihre begierige Liebe ſtillen konnte. *Catull.* ad Manl. v. 81. ſeqq.

als der Capitain Renſe (*) von unſerer Seite die Stadt Cronne belagerte, und ein großes Stück von der Mauer hatte unterminiren laſſen, fiel die Mauer, da ſie in die Höhe geſprengt wurde, dennoch gerade wieder herunter auf ihren Grund, daß die Belagerten keinen Schaden davon hatten.

Zuweilen iſt es ein Arzt. Als ſich Jaſon aus Pherä, da er von den Aerzten (**) wegen eines Geſchwüres, welches er in der Bruſt hatte, verlaſſen wurde, deſſelbigen wenigſtens durch den Tod zu entledigen dachte, und daher in einer Schlacht aus Verzweiflung mitten unter die Feinde drang, ward er durch den Leib ſo glücklich verwundet, daß ſein Geſchwür aufgieng, und er wieder geſund ward. Zuweilen iſt das Glück ein Arzt.

Uebertraf es nicht den Maler Protogenes in ſeiner Kunſt? Dieſer hatte das Bild eines müden Zuweilen übertrift es den beſten Künſtler.

(*) *Memoires de Martin du Bellay.* Liu. II. fol. 76. wo dieſe Stadt Arone ſur le Lac Maiour genannt wird.

(**) Plin. *Hiſt. nat.* L. VII. c. 50. Pheraeus Jaſon deploratus a Medicis vomicae morbo, quum mortem in acie quaereret, vulnerato pectore medicinam inuenit in hoſte. Valerius Maximus, welcher dieſes Zufalls L. I. c. 8. in *Externis* §. 6. gedenkt, erzählt die Sache auf eine noch wunderbarere Art: denn er ſagt, ein Meuchelmörder hätte dem Jaſon dieſen Dienſt geleiſtet. Nam quum inter inſidias, ſagt er, gladio Jaſonem percuſſiſſet, vomicam, quae a nullo Medicorum ſanari potuerat, ita rupit, vt hominem peſtifero malo liberaret. Seneca ſchreibt dieſen Zufall eben der Urſache zu. Tuber quidam Tyranni, ſagt er, gladio diuiſit, qui ad eum occidendum venerat: — rem, quam medicorum manus reformidauerat, nocendo ſanauit. *De Benef.* L. II c. 19.

den Hundes fertig, und hatte alle Theile nach Wunſche getroffen, nur mit dem Giſchte und Schaume wollte es ihm nicht gelingen. Er warf daher aus Verdruß über ſeiner Arbeit den Schwamm, der verſchiedene Farben in ſich hatte, darauf, um ſie aus zu löſchen (*). Allein, das Glück lenkte den Wurf geſchickt auf des Hundes Maul, und bewerkſtelligte etwas, was der Kunſt nicht möglich geweſen war (**).

Es verbeſſert zuweilen unſere Anſchläge.

Lenkt und verbeſſert es nicht zuweilen unſere Anſchläge? die Königinn von Engelland, Iſabelle, wollte aus Seeland mit einem Kriegsheere wieder in ihr Königreich zurück kehren (***), um ihrem Sohne wider ihren Gemahl bey zu ſtehen, und wäre verlohren geweſen (†), wenn ſie in dem Hafen gekommen wäre, welchen ſie ſich vorgenommen hatte, weil ſie die Feinde darinnen erwarteten. Allein, das Glück warf ſie wider ihren Willen wo anders hin, wo ſie in aller Sicherheit anlandete. Und hätte der Alte, welcher mit einem Steine nach einem Hunde warf, und darüber ſeine Stiefmutter todt warf, ſich nicht mit Rechte des Verſes bedienen können:

Ταυτοματον ἡμων καλλιω βȢλευεται.
(††) Das Glück trifts beſſer, als wir ſelbſt.

(*) Ice-

(*) Plin. *Nat. Hiſt.* L. XXXV. c. 10.

(**) Fecitque in pictura Fortuna naturam. *Plin.* ibid.

(***) Im Jahre 1326.

(†) *Froiſſart* Vol. I c. 10.

(††) Dieſer Vers iſt von dem Menander, und war zum Sprüchworte geworden. Man kann hier die Ausleger über Cicerons Briefe an den Atticus L. I. Ep. XII. zu Rathe ziehen.

(*) Icetes hatte zwene Soldaten beſtochen, den Timoleon bey ſeinem Aufenthalte zu Adrane in Sicilien zu ermorden. Sie beſchloſſen dieſes, wenn er opfern würde, zu thun. Sie miſchten ſich daher unter das Volk, und da ſie einander Zeichen gaben, daß die Gelegenheit zu ihrem Vorhaben bequem wäre, gab ein Dritter dem einem einen ſo ſtarken Hieb mit dem Schwerdte, daß er todt zur Erde fiel. Sein Kamerad hielt ſich daher für verrathen und verlohren, flohe zu dem Altare, und ſuchte Sicherheit, mit dem Verſprechen alles aufrichtig zu entdecken. Da er nun die Verſchwörung entdeckte, ward der dritte, welcher ergriffen worden war, als ein Mörder von dem Volke vor den Timoleon und die Vornehmſten in der Verſammlung geſchleppet und geſtoſſen. Hier ſchrie er um Gnade, und ſagte, er hätte den Mörder ſeines Vaters rechtmäßig umgebracht, und bewies auch ſein Vorgeben auf der Stelle durch Leute, welche ihm ſein gutes Glück zu rechter Zeit zuführte, und welche bezeigten, daß ſein Vater wirklich in der Stadt Leontium, von demienigen, an welchem er ſich gerochen hatte, umgebracht worden ſey. Man belohnte ihn mit zehen Attiſchen Minen, weil er ſo glücklich geweſen, und da er wegen ſeines Vaters Rache ausgeübt, dem gemeinen Vater der Sicilianer das Leben gerettet hatte. Dieſes Glück übertraf die Regeln der menſchlichen Klugheit.

Das Glück übertrift die menſchlichen Anſtalten.

Entdeckt

(*) Ein gebohrner Siiclianer, welcher die Freyheit ſeines Vaterlandes unterdrücken wollte, deren Vertheidiger Timoleon war. Plutarch. *in Vita Timoleontis.*

Zwene Verbannte, Vater und Sohn, ſterben durch eine beſondere Gunſt des Glücks mit einander.

Entdeckt man nicht endlich in der folgenden Begebenheit, ganz beſondere Proben ſeiner Gewogenheit, Güte und ſonderbaren Liebe. Ignatius, Vater und Sohn, welche durch die Dreymänner aus Rom verbannet worden waren, faßten den großmüthigen Entſchluß (*) einander ſelbſt das Leben zu nehmen, um der Grauſamkeit der Tyrannen dieſe Freude nicht zu gönnen. Sie liefen daher mit dem Schwerdte in der Fauſt auf einander zu. Das Glück richtete die Spitzen ſo gut, das beyde tödtliche Wunden bekamen, und fügte es, zur Ehre einer ſo ſchönen Freundſchaft, daß ſie beyde noch das Vermögen hatten ihre blutigen und gewafneten Arme aus den Wunden zu ziehen, um ſich in dieſem Zuſtande ſo feſt zu umarmen, daß die Henker beyder Köpfe auf einmal abhieben, und die Körper in dieſer edlen Verbindung hinterlieſſen, ſo daß die vereinigten Wunden das Blut und den Ueberreſt des Lebens von beyden liebreich entdeckten.

Das XXXIV. Hauptſtück.

Von einem Fehler unſerer Policeyen.

Wie nützlich es dem gemeinen Weſen ſeyn würde, wenn ein gewiſ-

Mein ſeliger Vater, welcher, ungeacht ihm nichts als die Erfahrung und die natürlichen Gaben halfen, gleichwohl eine geſunde Urtheilskraft beſaß, hat mir einmal geſagt, er hätte gewünſcht, es ſo weit zu bringen, daß in den Städten ein gewiſſer Ort beſtimmt würde, wo diejenigen, welche etwas benöthiget wären, hingehen, und

(*) Appian. Alexandr. *de Bello Ciuil.* L. IV. p. 969.

und ihre Bedürfniß durch eine dazu beſtellte Perſon aufzeichnen laſſen könnten: Zum Exempel, ich wollte Perlen verkaufen; einer wollte Reiſegefährten nach Paris haben; einer ſucht einen Bedienten zu haben von der und der Beſchaffenheit, der andere einen Herrn; einer ſuchte einen Arbeiter; einer dieß, der andere ienes, ieder nach ſeiner Bedürfniß. Dem Anſehen nach würde dieſes Mittel uns unter einander zu benachrichtigen der Geſellſchaft keinen geringen Vortheil bringen. Denn, kurz, es giebt gewiſſe Umſtände, da die Menſchen einander brauchen, und weil ſie keine Nachricht von einander haben, in dem größten Elende ſtecken bleiben. ſer beſtimmter Ort wäre, da man erfahren könnte durch was für Mittel man gewiſſe nothwendige Dinge bekommen könnte.

Ich vernehme zu großer Schande unſers Jahrhunderts, daß zween ſehr gelehrte Leute vor unſern Augen Hungers geſtorben ſind, Lilius Gregorius Giraldus in Italien, und Sebaſtian Caſtalio in Deutſchland: und ich glaube ganz gewiß, daß ſie tauſend Leute mit ſehr vortheilhaften Bedingungen zu ſich genommen haben, oder ihnen an dem Orte ihres Aufenthalts beygeſtanden haben würden, wenn ſie es gewußt hätten. Die Welt iſt nicht ſo gar verderbt, daß ich nicht einen kennete, der von Herzensgrunde wünſchte, daß er mit dem Vermögen, welches ihm die Seinigen hinterlaſſen haben, ſo lange ihm das Glück deſſelben Beſitz gönnet, ſolche Männer welche in irgend einem Stücke beſondere und ſeltene Gaben beſitzen, und welche das Unglück zuweilen aufs äußerſte beſtreitet, in ihrer Armuth unterſtützen, und ſie wenigſtens in den Stand ſetzen könnte, daß es ihnen bloß an geſundem Verſtande fehlen müßte, wenn ſie nicht vergnügt lebeten. Elender Tod des Lilius Giraldus und des Caſtalio.

Rühmliche Einrichtung, welche des Montagne Vater beobachtet hat.

In der Haushaltung hatte mein Vater dieſe Ordnung gemacht, die ich zwar rühmen, aber nicht nachahmen kann. Er hielt ein Verzeichniß über die Wirthſchaftsſachen, in welches die kleinen Rechnungen, Auszahlungen, und Käufe, bey welchen die Hand des Notarius nicht nöthig iſt, eingetragen werden, welches Verzeichniß ein Einnehmer führen muß. Aber außer dem befahl er demienigen von ſeinen Leuten, welchen er zum Schreiben brauchte, ein Tagebuch zu halten, und in daſſelbe alle nur etwas merkwürdige Begebenheiten auf zu zeichnen, welche täglich in ſeinem Hauſe vorgefallen waren; als, wenn dieß oder ienes angefangen und wenn es fertig worden war; was für fremde Herrſchaft vorbey gegangen, wie viel eingekehret wären; unſere Reiſen, unſere Abweſenheit, unſere Heirathen und Trauerfälle; was für gute oder böſe Zeitungen wir erhalten, was für Veränderungen mit den vornehmſten Bedienten vorgegangen waren, und dergleichen Dinge mehr. Solche Nachrichten ſind ſehr angenehm zu leſen, wenn einem die Dinge meiſt entfallen ſind, und ſehr geſchickt uns oft manche Mühe zu erſparen. Ich bin der Meynung, es würde ſehr gut ſeyn, wenn ieder dieſen alten Gebrauch in ſeinem Hauſe wieder aufbrächte: und ich bin ein Thor daß ich es nicht gethan habe.

Das XXXV. Hauptſtück.

Von der Gewohnheit Kleider zu tragen.

Worauf ſich die

Ich mag hin wollen, wohin ich will, ſo muß ich durch eine Vormauer der Gewohnheit durch-

durchbrechen, ſo ſorgfältig hat ſie uns alle Zugänge verſperrt. Ich dachte bey dieſer froſtigen Zeit nach, ob die zuletzt entdeckten Völker durch die heiſſe Luft zu der Gewohnheit nacket zu gehen gezwungen wären, wie wir von den Indianern und Mohren ſagen, oder ob es eine angebohrne Gewohnheit unter ihnen wäre. Verſtändige Leute haben bey dergleichen Betrachtungen, wie dieſe iſt, bey denen man die natürlichen Geſetze von den erdichteten unterſcheiden muß, die Gewohnheit, auf die allgemeine Einrichtung der Welt zu ſehen, worinnen nichts verſtelltes ſeyn kann: weil doch alles, was unter dem Himmel iſt, wie das Wort Gottes ſagt, einerley Geſetzen unterworfen iſt. Da nun alles übrige mit den zu ſeiner Erhaltung dienlichen Mitteln ſehr wohl verſehen iſt: ſo iſt es gar nicht glaublich, daß nur wir allein in ſo elenden und dürftigen Zuſtande ſollten hervor gebracht worden ſeyn; in einem Zuſtande, der ſich nicht ohne fremde Hülfe erhalten könnte. Alſo bin ich der Meynung, daß, gleichwie die Pflanzen, Bäume, Thiere, und alles was lebt, von Natur mit hinreichender Bedeckung verwahret iſt, um vor der rauhen Witterung ſicher zu ſeyn.

Gewohnheit gewiſſer Völker nacket zu gehen gründet.

(*) Propterea que fere res omnes, aut corio ſunt,
Aut ſeta, aut conchis, aut callo, aut cortice tectae.

(*) Eben deswegen iſt faſt alles entweder mit einem Felle, oder mit Haaren, oder mit einer Schaale, oder mit einer Schwarte, oder mit einer Rinde, bedeckt. Lucret. L. IV. v. 933. 934.

ſo wären wir es auch. Allein gleichwie diejenigen, welche das Tageslicht durch ein künſtliches Licht verlöſchen: eben ſo haben auch wir durch erborgte Mittel unſere eignen Mittel unbrauchbar gemacht. Es iſt leicht zu ſehen, daß bloß die Gewohnheit etwas unmöglich macht, was an und für ſich nicht unmöglich iſt. Einige unter denen Völkern, welche nichts von Kleidern wiſſen, wohnen bey nahe unter eben dem Himmelsſtriche wie wir; einige aber unter einem noch rauhern. Ueberdieß aber bleiben unſere zärtlichſten Theile, als die Augen, der Mund, die Naſe, die Ohren, und bey unſerm Landvolke, wie ehedem bey unſern Vorfahren, die Bruſt und der Bauch, allezeit entblößt. Wenn wir von Natur Röcke und Beinkleider benöthiget wären: ſo würde die Natur ohne Zweifel das, was ſie der rauhen Witterung ausgeſetzet hätte, mit einer noch dickern Haut bewaffnet haben, wie ſie an den Spitzen der Finger und Zehen, und an der Fußſohle gethan hat. Warum ſollte dieſes ſchwer zu glauben ſeyn? Ich finde zwiſchen meiner Tracht, und der Tracht eines Bauers in meinem Lande, einen größern Unterſcheid, als zwiſchen ſeiner Tracht, und der Bedeckung eines Menſchen, der in bloßer Haut geht. Wie viele Leute gehen nicht, und zumal in der Türkey, aus Andacht nacket? Einer fragte einmal einen Bettler, den er im härteſten Winter im bloſſen Hemde fand, und der eben ſo luſtig war, als einer der bis an die Ohren in Pelzwerke ſteckt, wie er es aushalten könnte. **Sie, mein Herr, gab er zur Antwort, gehen ja auch mit dem Geſichte bloß; und ich bin nichts als Geſichte.** Die Italiener erzählen

zählen von dem närriſchen Herzoge von Florenz, wenn ich mich recht beſinne, ſein Herr hätte ihn gefragt, wie er bey ſeiner elenden Kleidung die Kälte ausſtehen könnte, welches ihm ſelbſt kaum möglich wäre: worauf dieſer geantwortet hätte: **Machen ſie es wie ich, und ziehen ihre ſämmtlichen Kleider an, wie ich thue, ſo werden ſie eben ſo wenig frieren.** Der König Maßiniſſa gieng bis in das höchſte Alter mit bloſſem Kopfe, wenn es gleich ſehr kalt war, oder regnete (*): welches man auch von dem Kaiſer Severus erzählet. Herodot berichtet, er hätte ſo wohl als andere bey dem zwiſchen den Egyptern und Perſern gehaltenen Treffen beobachtet, daß unter den Todten die Egypter ungleich härtere Köpfe als die Perſer gehabt hätten, weil iene von Kindheit an mit abgeſchornen und bloſſem Haupte giengen, da hingegen die Perſer ihre Köpfe mit Mützen und hernach mit Turbanen verwahrten (**). Der König Ageſilaus beobachtete bis in ſein ſpäteſtes Alter die Gewohnheit, daß er im Winter nicht anders als in Sommer gekleidet gieng. Cäſar, ſagt Sveton (***), gieng allezeit, und öfters zu Fuſſe, vor ſeinem Heere mit bloſſem Haupte her, es mochte Sonnenſchein ſeyn, oder es mochte regnen. Eben das erzählet man auch von dem Hannibal.

(†) Tum vertice nudo
Excipere inſanos imbres, caelique ruinam,

(*) Cic. *de Senectute*. c. X.

(**) Lib. III. p. 186. 187.

(***) In agmine nonnumquam equo, ſaepius pedibus anteibat, capite detecto, ſeu ſol ſeu imber eſſet. Sueton. in *Vita Jul. Caeſ.* §. 58.

(†) Der mit bloſſem Haupte im ärgſten Regen und übel=

Alle Einwohner von Pegu gehen jederzeit barfuß.

Ein Venetianer, welcher ſich lange in Pegu aufgehalten hat, und nur erſt kürzlich zurück kommen iſt, ſchreibt, daß in dieſem Königreiche Männer und Weiber, ſo gar zu Pferde, die Füſſe entblößt behielten, ob ſie gleich die übrigen Theile des Leibes bedeckten. Plato giebt einen vortreflichen Rath zur Erhaltung der Geſundheit des ganzen Körpers, man ſollte die Füſſe und den Kopf nicht anders bedecken, als ſie die Natur bedecket hat. Derjenige, welchen die Polen nach dem unſerigen zum Könige gewählet haben, der gewiß einer der größten Prinzen unſers Jahrhunderts iſt, (*) trägt niemals Handſchuhe, und behält im Sommer und Winter eben die Mütze die er in ſeinem Zimmer aufhat. Eben ſo wie ich nicht aufgeknöpfet und offen gehen kann, ſo würden ſich hingegen die Tagelöhner in meiner Nachbarſchaft für eingeſperrt halten, wenn ſie ſo gehen ſollten; Varro meynt, man habe mit der Verordnung, daß wir bey dem Gottesdienſte und in Gegenwart unſerer Vorgeſetzten das Haupt entblöſſen ſollen, mehr auf unſere Geſundheit und auf unſere Sicherung für den rauhen Wetter, als auf die Ehrerbietung, abgezielet (**). Und weil

übelſten Wetter ausgieng. Silius Italicus L. I. v. 250. 251.

(*) Stephan Bathory. Man hat hier in der Ueberſetzung eine Zweydeutigkeit beybehalten, die in dem Franzöſiſchen iſt, und gewiſſen Leuten Gelegenheit gegeben hat, den Montagne einer Schmeicheley zu beſchuldigen, als ob er den König von Frankreich Heinrich III. einen der größten Prinzen ſeines Jahrhundertes genannt hätte.

(*) Capita aperire aſpectu Magiſtratuum, non venera-

weil wir einmal von der Kälte reden, und wie Franzoſen gern bunt gehen: (doch ich nicht; denn ich gehe, nach Art meines Vaters, ſelten anders als ſchwarz oder weiß gekleidet) ſo will ich noch dieſes beyfügen, daß der Capitain Martin du Bellay auf dem Luxemburgiſchen Marſche eine ſo ſtarke Kälte geſehen zu haben erzählet, daß man den Commißwein mit Beilen und Aexten von einander gehauen, und ihn den Soldaten zugewogen hätte, welche denſelben hernach in Körben nach Hauſe getragen hätten (*). Eben ſo, wie Ovid ſagt:

 (*) Nu-

nerationis cauſſa, ſed (vt *Varro* auctor eſt) valetudinis, quoniam firmiora conſuetudine ea fierent. Plin. *Hiſt. Nat.* L. XXVIII. c. 6.

(*) Im Jahre 1543. Carl V. der Luxemburg wieder erobern wollte, welches ihm Franciſcus I. weggenommen hatte, ließ es im härteſten Winter belagern, welcher, ſagt Martin du Bellay, der kälteſte war, den man in zwanzig Jahren gehabt hatte. Der König, welcher durchaus nichts von ſeinen Eroberungen einbüſſen wollte, gab dem Prinz von Melphe Befehl den Feind zu nöthigen, daß er die Belagerung aufhübe. : : Die Kälte, ſetzt er hinzu, war den ganzen Marſch durch ſo heftig, daß man den Commißwein mit Aexten zerhieb, und abwog, ſo daß ſie denſelben in Körben wegtrugen. Philipp von Comines gedenket eben ſo einer Kälte, die zu ſeiner Zeit (im Jahre 1469.) in dem Stifte Lüttich eingefallen, und ſagt ausdrücklich, daß der Wein, (welchen man bey dem Herzoge drey Tage hinter einander ehrlichen Leuten, die denſelben verlangten, austheilete) mit Aexten zerhauen werden mußte, denn er war in den Fäſſern gefroren, und man mußte das Eis in

Stü-

(*) Nudaque conſiſtunt formam ſeruantia
teſtae
Vina, nec hauſta meri, ſed data fruſta
bibunt.

Große Kälte bey dem Palus Mäotides.

Die Kälte iſt in der Mündung des Palus Mäotides ſo ſtrenge, daß der Stadtverweſer des Mithridates, eben an dem Orte; wo er den Feinden trockenes Fuſſes ein Treffen geliefert, und ſie geſchlagen hatte, den Sommer darauf noch eine Seeſchlacht wider ſie gewann. (**).

Den Römern war es in der Schlacht, welche ſie den Karthaginenſern bey Placenza lieferten, ſehr nachtheilig, daß ſie mit erſtarrten, blutigen, und mit erfrornen Gliedern in das Treffen giengen, da gegentheils Hannibal durch ſein ganzes Heer Feuer anmachen lieſſe, damit ſich die Soldaten wärmen konnten, und Oel unter ſie austheilen ließ, damit ſie ihre Spannadern biegſam und geſchmeidig machen, und die Schweislöcher vor der rauhen Luft und dem kalten Winde, welcher damals gieng, verwahren konnten (***).

Was für ſchrecklichen Schaden der Schnee auf den Armeniſchen Gebirgen verurſacht.

Der Rückzug der Griechen von Babylon in ihr Vaterland iſt wegen der Schwürigkeiten und Unbequemlichkeiten, die ſie überwinden mußten, berühmt.

Stücken ſchlagen, welche die Leute in den Hut oder in einen Korb nahmen, wie ſie wollten. L. 2. c. 14.

(*) Der gefrorne Wein hat außer dem Faſſe noch deſſelben Figur, und ſie trinken nicht Schlucke, ſondern Stücke Wein. Ouid. *Triſt.* L. III. Eleg. X. v. 23. 24.

(**) Strabo L. VII. p. 307. Edit. Pariſ. (p. 472. Edit. Amſtelod.

(***) Tit. Liu. L. XXI. c. 54. 55.

rühmt. Eine davon war dieſe (*), daß ihnen der Schnee von den Armeniſchen Gebirgen ſchrecklichen Schaden that. Denn ſie wußten nicht mehr wo ſie waren, und verirrten ſich dadurch, ſo daß ſie, weil ſie rings herum im Schnee waren, einen Tag und eine Nacht weder zu eſſen noch zu trinken hatten. Ihr Vieh ſtarb meiſtens darüber, und es ſtarben ſo gar viele Menſchen. Viele büßten durch die Graupen und den ſtarken Schimmer des Schnees das Geſicht ein. Viele erfrohren die Gliedmaſſen. Viele blieben vor Kälte ſtarr, ſteif und unbeweglich, ungeacht ſie noch ihren Verſtand hatten.

Obſtbäume werden im Winter in die Erde geſchlagen.

Alexander fand ein Volk (**) unter welchen die Obſtbäume im Winter mit Erde bedecket wurden, um ſie vor dem Froſt zu verwahren: und wir wiſſen dergleichen auch.

Wie oft ſich der König von Mexico täglich angekleidet hat.

Der König von Mexico, daß ich wieder auf die Kleidung komme, verwechſelte täglich viermal die Kleider, und legte ſie niemals wieder an, ſondern bediente ſich der abgelegten Kleider zu ſeinen beſtändigen Verſchenkungen und Belohnungen. Desgleichen wurde ihm auch weder Trinkgeſchirr, noch Schüſſel, noch ſonſt einiges Küchengeräthe, zweymal aufgetragen.

Das XXXVI. Hauptſtück.

Von dem jüngern Cato.

Ich ſtecke keinesweges in dem gemeinen Irrthume, daß ich einen andern nach mir beur-

(*) Xenoph. *de Exped. Cyri* L. IV. c. 5.
(**) Q. Curt. L. VII. c. 3.

beurtheilen ſollte. Ich glaube von ihnen ſehr leicht andere Dinge, als von mir. Ich verlange nicht daß die ganze Welt nach meiner Art leben ſoll, welches doch ieder thut. Ich glaube und begreiſe tauſend entgegen geſetzte Lebensarten, und kann ganz anders als man gemeiniglich zu thun pflegt, den Unterſcheid zwiſchen uns eher, als die Aehnlichkeit, leiden. Ich überhebe ein anders Weſen, ſo viel als möglich, meinen Sitten und Grundſätzen zu folgen. Ich betrachte es bloß für ſich, ohne einige Beziehung; und meſſe es nach ſeinem eigenem Maasſtabe ab. Ich für meine Perſon bin nicht keuſch: deswegen aber erkenne ich doch aufrichtig die Keuſchheit der Feuillanten und Kapuciner, und lobe ihre Art zu leben. Ich ſtelle mich in der Einbildung ſehr gerne an ihre Stelle: ich liebe und ehre ſie deſto mehr, weil ſie anders als ich leben. Nur wollte ich ſonderlich wünſchen, daß man ieden von uns für ſich beurtheilte, und daß man die gemeinen Beyſpiele nicht wider mich brauchte. Meine Schwachheit verändert nicht im geringſten die Meynungen, welche ich billig von der Stärke und Herzhaftigkeit derer ienigen hegen muß, die es verdienen. (*) Sunt, qui nihil ſuadent, quam quod ſe imitari poſſe confidunt. Ob ich gleich auf der Erde krieche: ſo

(**) **Manche rathen zu nichts, als was ſie nachahmen zu können hoffen.** Cicero ſagt in einem Buche, welches die Aufſchrift führt, *Orator ad Brutum* c. 7. Nunc tantum quisque laudat, quantum ſe poſſe ſperat imitari. „Jeder „lobt heut zu Tage nur das, was er nachahmen zu „können hoft.„ Vermuthlich hat Montagne hier eine Anſpielung auf dieſe Stelle gemacht: allein ich weiß nicht warum er ſuadent für laudant geſetzt hat.

ſo ſehe ich deswegen doch bis in die Wolken die unnachahmliche Höhe einiger heldenmüthigen Seelen. Es iſt ſchon viel für mich daß meine Urtheilskraft richtig iſt, wenn die Handlungen nicht richtig seyn können; und daß ich wenigſtens dieſen Haupttheil unverletzt erhalte. Der gute Wille iſt wenigſtens etwas, wenn die Füſſe nicht fort wollen. Das Jahrhundert, in welchem wir leben, wenigſtens in unſern Gegenden, iſt ſo plump, daß man die Tugend nicht mehr ausüben, ſondern ſich nur einbilden ſoll, und daß ſie nur für ein Schulgeſchwätz gehalten wird.

(*) - - Virtutem verba putant, vt Lucum ligna:

(**) quam vereri deberent, etiamſi percipere non poſſent. Sie iſt ein Stück, das man in einem Zimmer aufhängen, oder auf der Spitze der Zunge oder in den Ohren zum Putze tragen kann.

Man ſieht gar keine tugendhafte Handlung mehr. Diejenigen, welche noch den Schein haben, haben gleichwohl das Weſen nicht: denn der Eigennutz, die Ehre, die Furcht, die Gewohnheit, und andere dergleichen fremde Urſachen veranlaſſen uns ſie zu thun. Die Gerechtigkeit, die Herzhaftigkeit, die Gütigkeit, die wir da ausüben, können in Betrachtung des andern, und wegen des äußerlichen Scheins

Laſterhafte Bewegungsgründe vernichten das Weſen der Tugend.

(*) Sie halten die Tugend für bloſſe Worte, wie einen geheiligten Hayn für ein gemeines Holz. Horat. L. I. Epiſt. VI. v. 31. 32.

(**) Vor welcher ſie Ehrerbietung haben ſollten, geſetzt auch daß ſie dieſelbe nicht erlangen könnten. Cic. *Tuſc. Quaeſt.* L. V. c. 2. Montagne wendet das, was Cicero von der Weltweisheit und ihren Tadlern ſagt, auf die Tugend an.

Scheins ſo genannt werden. Allein, bey demjenigen der ſie vollbringt, ſind ſie keine Tugenden. Er hat ſich einen andern Zweck vorgeſetzt, er hat andere Bewegungsgründe. Allein die Tugend erkennt nichts für das ihrige, als was durch ſie, und bloß ihrentwegen geſchieht.

Warum die Lacedämonier demjenigen, welcher ſich in einer Schlacht hervorgethan hatte, nicht den Preis der Tapferkeit zugeſtanden haben.

Als in der großen Schlacht bey Potidäa (*), welche die Griechen unter des Pauſanias Anführung wider den Mardonius und die Perſer gewonnen hatten, die Sieger nach ihrer Gewohnheit den durch dieſe That erlangten Ruhm unter ſich theilten, legten ſie dem Spartaniſchen Volke die größte Tapferkeit in dieſem Treffen bey. Als nun die Spartaner, welche vortreffliche Kenner der Tugend waren, den Ausſpruch thun wollten, welcher Privatperſon unter ihrem Volke die Ehre zukäme, daß ſie ſich in dieſer Schlacht am beſten gehalten hätte (**): ſo fanden ſie, daß ſich Ariſtodemus am herzhafteſten gewagt hätte. Nichtsdeſtoweniger theilten ſie ihm den Preis nicht zu, weil ſeine Tugend durch das Verlangen ſich von dem Vorwurfe zu reinigen, welchen er ſich bey Thermopylä zugezogen, und durch die Begierde herzhaft zu ſterben, um den vorigen Schandfleck zu vertilgen, angereitzet worden wäre.

Viele Leute üben ihren Witz mit Verkleinerung der ſchönſten Thaten der Alten.

So verderbt unſere Sitten ſind, ſo ungeſund ſind unſere Urtheile. Ich ſehe daß die meiſten Leute zu meiner Zeit ihren Witz üben den Ruhm der ſchönſten und edelmüthigſten Handlungen der Alten

(*) Montagne hat aus Verſehen Potidäa ſtatt Platäa geſetzt. Cornel. Nepos *in vita Pauſaniae* cap. I. Huius illuſtriſſimum eſt praelium apud Plataeas.

(**) Herodot. L. IX. p. 614. 615.

Alten zu verdunkeln, ſie auf eine verkleinerliche Art auslegen, und wichtige Gelegenheiten und Urſachen von denſelben erſinnen. Eine große Spitzfindigkeit! Man gebe mir die herrlichſte und unſchuldigſte That, ich will wahrſcheinlicher Weiſe hundert laſterhafte Abſichten, die einer dabey hätte haben können, ausfündig machen. Gott weiß, wie vielerley verſchiedene Bilder ſich von unſerm innerlichen Willen machen laſſen, wenn einer ſo weit gehen will. Solche witzige Köpfe handeln mit ihrer Verläumdung nicht ſo boshaft, als plump und grob.

So viel Mühe man anwendet, und ſo viel Freyheit man ſich heraus nimmt, die größten Namen zu verkleinern: mit eben ſo vieler möchte ich ſie gerne erheben. Ich würde dieſe ſeltſamen Bilder, die nach dem einſtimmigen Urtheile der Weiſen der Welt zum Muſter vorgeſtellet ſind, gerne ohne Bedenken ihre Ehre wieder herſtellen, ſo viel nur meine Erfindungskraft durch günſtige und vortheilhafte Erklärung und Auslegung thun kann. Es iſt zu vermuthen, daß unſere Erfindungskraft, wenn ſie ſich auch aufs äußerſte angreift, ihre Verdienſte doch bey weitem nicht erreichen wird. Rechtſchaffene Leute müſſen die Tugend, ſo ſchön als möglich iſt, abmalen. Ja, es würde nicht übel gethan ſeyn, wenn uns auch der Affect zum Vortheil ſo verehrungswürdiger Männer hin riſſe. Hingegen das Unternehmen der andern rührt entweder von Bosheit her, oder von dem Fehler, daß ſie nichts glauben, was über ihre Kräfte iſt, wovon ich ſchon geredet habe: oder, wie ich vielmehr dafür halte, daher, weil ſie kein gutes Geſicht haben, und nicht gewohnt ſind

Montagne thut gerade das Gegentheil, und warum?

den Schimmer der Tugend in ſeiner ächten Reinigkeit zu ſehen. Plutarch ſagt, daß einige zu ſeiner Zeit vorgegeben hätten die Furcht vor dem Cäſar hätte den jüngern Cato ſich das Leben zu nehmen bewogen: worüber er mit Recht unwillig iſt. Mann kann hieraus leicht urtheilen, wie ungleich mehr er durch diejenigen würde aufgebracht worden ſeyn, welche den Ehrgeiz zur Urſache angegeben haben. Unbeſonnene Leute! Eher würde er eine ſchöne, großmüthige und gerechte That mit Schande, als aus Ehrfurcht, gethan haben. Dieſer Mann war in Wahrheit ein Muſter, welches die Natur erwählt, um zu zeigen, wie weit die menſchliche Tugend und Standhaftigkeit gehen könnte.

Verſchiedene Urtheile von dem Tode des jüngern Cato.

Doch es iſt hier meine Abſicht nicht dieſe reiche Materie ab zu handeln. Ich will hier bloß fünf Lateiniſche Dichter, deren Gedanken dem Cato, und beyläufig auch ihnen ſelbſt, zum Ruhme und Vortheile gereichen, einander entgegen ſtellen. Ein Kind wird befinden, daß die zween erſten, in Vergleichung der andern, nur kriechen; und daß der dritte munterer iſt, daß er ſich aber durch ſeine ausſchweifende Stärke ſelbſt geſchwächet hat. Es wird dafür halten, daß hier noch Platz zu einem oder zween Graden Erfindung ſey, um den vierten zu erreichen; über welchen es für Verwunderung die Hände zuſammen ſchlagen wird. Ueber den letztern, der noch einen ziemlichen Theil höher iſt, (und es wird darauf ſchwören, daß dieſen Zwiſchenraum kein menſchlicher Witz ausfüllen kann) wird es erſtaunen und außer ſich gerathen.

Montagne vergleicht die ſchönen Stellen mit einander, welche fünf Dichter zu Catons Ruhme hinterlaſſen haben.

Es iſt eine wunderbare Sache, wir haben weit mehr gute Dichter, als Kenner und Ausleger der Ge=

Die vortrefliche

Gedichte, in einem gewiſſen niedrigen Grade kann man ſie nach den Regeln und nach der Kunſt, beurtheilen. Allein ein gutes, vollkommenes, göttliches Gedicht, iſt über die Regeln und über die Vernunft weg. Wer ſeine Schönheit mit unverwandten und aufmerkſamen Augen betrachtet, ſieht ſie nicht: eben ſo wenig, als den Schimmer eines Blitzes. Sie ſucht unſern Beyfall nicht zu gewinnen, ſondern reißt ihn mit Ungeſtüm an ſich. Die Hitze, in welche derjenige geräht, der ſie in ſeiner Gewalt hat, befällt auch den dritten, wenn er ſie ihm herſagen hört: eben ſo, wie der Magnet nicht allein eine Nadel an ſich zieht, ſondern ihr auch die Kraft giebt wieder andere an ſich zu ziehen. Dieſes ſieht man noch deutlicher auf den Schauplätzen. Denn, wenn die heilige Eingebung der Muſen erſt den Dichter in Zorn, in Traurigkeit, in Haß, und außer ſich geſetzet hat, wohin ſie wollen, rührt ſie durch den Poeten auch den Schauſpieler, und vermittelſt deſſen einen ganzen Haufen: eben ſo wie unſere Nadeln, immer eine an der andern zuſammen hangen.

Poeſie iſt über alle Regeln weg.

Die Poeſie hat mich von Kindheit an eingenommen und in Entzückung geſetzt. Allein die lebhafte Empfindung, welche ich von Natur beſitze, iſt durch vielerley Arten, nicht ſowohl höhere und niedrigere (denn es waren allezeit die höchſten in jeder Art) als von mancherley Farbe eingenommen. Anfangs rührte mich eine muntere, ſinnreiche und flieſſende Schreibart: hernach eine durchdringende und erhabene Scharfſinnigkeit, endlich eine reiſe und geſetzte Stärke. Ovid, Lucan, Virgil,

Welche Poeſie dem Montagne gefallen hat.

ſollen zum Beyſpiele dienen. Siehe da! unſere Kämpfer ſind ſchon auf dem Kampfplatze.

(*) Sit Cato dum viuit ſane vel Caeſare maior,

ſagt einer.

(**) Et inuictum deuicta morte Catonem,

ſagt der andere. Der dritte ſpricht, wenn er von den bürgerlichen Kriegen zwiſchen dem Cäſar und Pompeius redet,

(***) Victrix cauſſa Diis placuit, ſed victa Catoni.

Der vierte ſagt zu Cäſars Ruhme:

(†) Et cuncta terrarum ſubacta
Praeter atrocem animum Catonis,

Und der Hauptdichter ſchließt, nachdem er die größten Männer unter den Römern abgeſchildert hatte, auf dieſe Art

(††) - - his dantem iura Catonem.

Das

(*) Mart. L. IV. Epigr. 32.
Mag Cato weil er lebt, ſelbſt Cäſarn übertreffen.

(**) Manil. *Aſtronomicon* L. IV. v. 87.
Den unbeſiegten Held, der ſelbſt den Tod beſiegt.

(***) Lucan. L. I. v. 128.
Des Siegers Sache war den Göttern angenehm,
Und der die unten lag, hat Cato beygepflicht.

(†) Horat. L. II. Od. I. v. 23. 24.
Und alles beugt ſich vor dem Sieger:
Nur Catons hartes Herze nicht.

(††) Virg. *Aeneid.* L. VIII. v. 670.
Wo Cato Richter war.

Das XXXVII. Hauptſtück.

Wie wir über einerley lachen und weinen.

Wir leſen in der Geſchichte (*) daß Antigonus mit ſeinem Sohne übel zufrieden geweſen ſey, da er ihm des Königs Pyrrhus Haupt, welcher eben in der Schlacht wider ihn geblieben war, gebracht hatte, und daß er nach dieſem Anblicke bitterlich geweinet habe. Desgleichen, daß der Herzog von Lothringen Renat ebenfalls den Tod des von ihm überwundenen Carls, Herzogs von Burgund, bedauert, und bey deſſen Beerdigung in Trauerkleidern erſchienen ſey (**). Ferner daß in der Schlacht bey Avroy (***) (welche der Graf von Montfort wider Carls von Blois Parthey, wegen des Herzogthums Bretagne gewann) der Sieger bey Erblickung des Leichnams ſeines Feindes ein großes Leidweſen bezeiget (†).

Die Ueberwinder haben den Tod der Ueberwundenen beweinet.

Man muß deswegen nicht gleich ſchreyen,

(††) E coſi auen che l'animo ciaſcuna
Sua paſſion ſotto il contrario manto
Ricopre, con la viſta hor' chiara, hor' bruna.

Dd 2 Als

(*) Plutarch in dem Leben des Pyrrhus zu Ende.

(**) Vor Nancy im Jahre 1477.

(***) Welche im Jahre 1564. unter des Königs von Frankreich Carls V. Regierung, geliefert wurde.

(†) Froiſſart. Vol. I. ch. 223.

(††) Auf dieſe Art verbirgt die Seele ihre Leidenſchaft unter dem Scheine des Gegentheils, mit einem

Als man dem Cäſar des Pompeius Haupt brachte (*), wendete er, wie die Geſchichte meldet, das Geſicht, als von einem häßlichen und widrigen Anblicke weg. Sie hatten ſo lange Zeit in gutem Verſtändniſſe mit einander gelebt, und die gemeinen Angelegenheiten zuſammen geführet, ſie waren ſo mit einander verbunden geweſen, ſie waren einander ſo viel Freundſchafts und Anverwandſchaftspflichten ſchuldig, daß man nicht glauben darf, als ob alles dieſes nur Verſtellung und Häucheley geweſen ſey, wie iener Dichter meynt, welcher ſagt

(**) - - - tutumque putauit
Iam bonus eſſe ſocer, lacrymas non ſponte cadentes
Effudit, gemitusque expreſſit pectore laeto.

Denn obgleich in der That unſere meiſten Handlungen nichts als eine Mummerey und Schminke ſind, und ungeacht es zuweilen wahr ſeyn kann;

(***) Haeredis fletus ſub perſona riſus eſt:

So muß man doch, wenn man von dergleichen Begebenheiten urtheilen will, in Betrachtung

einem bald freudigen bald traurigen Geſichte. Petrarch. fol. 25. der Ausgabe von 1545. bey Gabriel Giolito.

(*) Plutarch in Cäſars Leben.

(**) Lucanus L. IX. v. 1037. ſeqq.

= = = = Als er für ſicher hielte
Ein guter Schwäher zu ſeyn, vergoß er Thränen, die
Nicht fielen ohne Zwang, ſeufzt aus erfreutem Herzen.

(***) Ein Erbe welcher weint, lacht heimlich deſto mehr. Ex Publii Mimis apud *A. Gellium*. L. XVII. cap. 14.

tung ziehen, daß unſere Seelen öfters von ganz verſchiedenen Leidenſchaften beunruhiget werden. Und gleichwie in unſern Körpern, wie es heißt, verſchiedene Feuchtigkeiten beyſammen ſind, von welchen dieienige Herrſchaft, welche gemeiniglich die Oberhand hat, nach unſerer Leibesbeſchaffenheit: eben ſo muß auch in unſerer Seele, ungeachtet ſie von verſchiedenen Regungen beunruhiget wird, eine einzige den Platz behaupten. Doch geſchieht dieſes nicht durch einen ſo vollkommenen Sieg, daß nicht auch die ſchwächſten, wegen der Unbeſtändigkeit und Biegſamkeit unſerer Seele, bey Gelegenheit noch einmal wieder den Platz einnehmen, und nicht auch ihrer Seits einen kurzen Angriff thun ſollten. Wir ſehen daher nicht allein daß die Kinder, welche der Natur aufrichtig folgen, öfters über einerley Sache zugleich lachen und weinen; ſondern auch kein einziger unter uns kann ſich rühmen, daß ihm nicht, wenn er auch noch ſo eine erwünſchte Reiſe antritt, bey dem Abſchiede von den Seinigen und von ſeinen Freunden, das Herz weich werden ſollte; und daß er nicht wenigſtens, wenn ihm ia nicht Thränen entfallen, mit traurigem und betrübtem Geſichte den Fuß in den Steigbiegel ſetzen ſollte. Und ſo angenehm auch die Flammen ſind, welche in dem Herzen wohlgearteter Töchter lodern, ſo muß man ſie doch mit Gewalt ihren Müttern aus den Armen reiſſen, um ſie ihrem Bräutigame zu zu führen. obgleich der ehrliche Geſelle ſagt

Der Menſch iſt ganz entgegen geſetzten Leidenſchaften unterworfen.

(*) Eſtne nouis nuptis odio Venus, anne parentum
Fruſtrantur falſis gaudia lacrymulis,

 Vber-

(*) Iſt dann den Neuverheyratheten die Venus zuwider,

Vbertim thalami quas intra limina fundunt?
Non, ita me Diui, vera gemunt, iuuerint.

Alſo darf man ſich nicht wundern, wenn man einem den Tod einer Perſon bedauren höret, die er ungern am Leben ſehen würde. Wenn ich meinen Bedienten ausſchelte, ſo ſchelte ich ihn von Herzensgrunde aus: Es ſind wahre und nicht verſtellte Flüche. Allein, wenn ſich die Hitze gelegt hat, und er braucht mich: ſo thue ich ihm von Herzen gern gutes, und das Blatt hat ſich gleich gewendet. Wenn ich ihn einen Schlingel, einen Ochſen heiſſe: ſo verlange ich ihm dieſe Titel nicht auf immer auf zu heften, und denke auch nicht meine Worte zu widerrufen, und ihn gleich darauf einen ehrlichen Kerl zu nennen. Wir beſitzen keine Eigenſchaft vollkommen, und durchgängig. Wenn es nicht die Art eines Narren wäre, allein mit ſich zu reden: ſo würde man mich täglich und ſtündlich brummen und zu mir ſelbſt ſagen hören, pfuy, über den Narren: und doch glaube ich nicht, daß dieſes meine Definition iſt. Wenn einer mich bald kaltſinnig bald verliebt gegen meine Frau thun ſieht, und daher eines von beyden für Verſtellung hält, ſo iſt er nicht wohl geſcheut. Als Nero von ſeiner Mutter, da er ſie erſäufen laſſen wollte, Abſchied nahm, gieng ihm der mütterliche Abſchied dennoch nahe, und er empfand den.

wider, oder hintergehen ſie der Aeltern Freude durch die Zähren, welche ſie in Menge bey dem Eintritte in die Brautkammer vergieſſen? Ich will mein Leben verwetten, es geht ihnen nicht von Herzen. Catull. *de Coma Berenices* Carm. LXIV. v. 15. ſeqq.

dennoch Grauſen und Mitleiden (*). Man ſagt, das Licht der Sonnen gienge nicht in einem Stücke fort: ſondern ſie ſchöſſe unaufhörlich ſo viel neue Stralen einen auf den andern, daß wir keine Zeit darzwiſchen wahrnähmen.

(**) Largus enim liquidi fons luminis aetherius ſol
Inrigat aſſidue caelum candore recenti,
Suppeditatque nouo confeſtim lumine lumen.

Eben ſo wirft unſere Seele ihre Neigungen verſchiedentlich und unvermerkt auf mancherley Gegenſtände.

Artaban überraſchelte den Xerxes (***) ſeinen Neffen, und gab ihm wegen der geſchwinden Veränderung ſeiner Gemüthsbeſchaffenheit einen Verweis. Xerxes betrachtete eben bey dem Uebergange über den Helleſpont zur Unternehmung wider Griechenland die außerordentliche Größe ſeiner Macht. Erſt gerieth er vor Freude ganz außer ſich, da er ſo viel tauſend Menſchen zu ſeinem Befehle ſtehen ſahe, und bezeigte dieſelbe durch die Munterkeit und Heiterkeit ſeines Geſichts. Allein plötzlich ſtellte er ſich vor, daß von ſo vielen Menſchen

Xerxes ward über den Anblick ſeines Kriegsheeres vor Freude außer ſich geſetzt, und vor Traurigkeit niedergeſchlagen.

(*) So berichtet Tacitus; doch nicht ſo zuverläßig, als Montagne. Nemo Agrippinam proſequitur abeuntem arctius oculis et pectori haerens, ſine explenda ſimulatione, ſine peritura matris ſupremus aſpectus, quamuis ferum a-

(**) Die Sonne, die reiche Quelle des Lichts, beſtrömt den Himmel ohne Unterlaß mit neuem Schimmer, und ſchickt gleich Licht auf Licht ab. Lucret. L. V. v. 282. ſeqq.

(***) Herodot. L. VII. p. 456. 457.

ſchen aufs längſte in einem Jahrhunderte kein einziger mehr am Leben ſeyn würde, runzelte die Stirne wieder, und vergoß ſo gar Thränen darüber.

Die Seele betrachtet die Dinge nicht mit einerley Blick und nicht auf einerley Seite.

Wir haben wegen einer erdulteten Beleidigung ohne Bedenken Rache ausgeübt, und über den Sieg ein beſonderes Vergnügen empfunden. Darüber weinen wir nicht: darinnen hat ſich nichts geändert. Allein unſere Seele betrachtet die Sache mit andern Augen, und aus einem andern Geſichtspunkte: denn, man kann iede Sache auf mehr als einerley Seite betrachten. Die Anverwandtſchaft, die ehemalige Bekanntſchaft und Freundſchaft, ſtellen ſich unſerer Einbildung dar, und bringt ſie zur Stunde, nach ihrer Beſchaffenheit auf. Allein dieſe Abwechſelung geſchieht ſo plötzlich, daß wir es nicht gewahr werden.

(*) Nil adeo fieri celeri ratione videtur,
Quam ſi mens fieri proponit, et inchoat ipſa.
Ocius ergo animus, quam res ſe perciet vlla
Ante oculos quarum in promtu natura videtur.

Wir betrügen uns daher, wenn wir glauben, dieſe ganze Reihe Veränderungen gienge in einem fort. Wenn Timoleon die Mordthat, die er nach ſo reiflicher und großmüthiger Ueberlegung begangen hatte, beweinet: ſo beweinet er nicht die ſeinem Vaterlande wieder hergeſtellte Freyheit. Er beweint

(*) Nichts ſcheint hurtiger zu geſchehen, als wenn unſer Gemüth etwas vornimmt und anfängt. Alſo bewegt ſich die Seele geſchwinder, als alle ſichtbare Dinge. Lucret. L. III. v. 183. ſeqq.

beweint nicht den Tyrannen, ſondern ſeinen Bruder. Einem Theile ſeiner Pflicht hat er genug gethan: er muß nunmehr auch dem andern genug thun.

Das XXXVIII. Hauptſtück.

Von der Einſamkeit.

Wir wollen die lange Vergleichung zwiſchen einem einſamen und einem geſchäftigen Leben bey Seite ſetzen: und was den Einfall betrift, womit ſich die Ehrſucht und der Geiz entſchuldigen (*): daß wir nicht für uns allein, ſondern für das gemeine Beſte ſind, nur kühnlich diejenigen den Ausſpruch thun laſſen, die wirklich in Verrichtungen ſtehen, und ſich damit quälen, ob nicht im Gegentheile die Staaten, die Aemter und dieſes Getümmel der Welt vielmehr deswegen geſuchet werden, damit man aus dem gemeinen Beſten ſeinen beſondern Vortheil ziehen möge. Die böſen Mittel, wodurch man ſich gegenwärtig zu denſelbigen dringet, zeigen hinlänglich, daß der Endzweck, den man dabey hat, nicht viel beſſer ſeyn müſſe. Wir wollen der Ehrſucht

(*) Diß iſt der ſchöne Grundſatz, welchen man dem Lobſpruche des Cato von Utica eingeſchaltet hat:
- - Hi mores, haec duri immota Catonis
Secta fuit, ſeruare modum, finemque tenere,
Nec ſibi, ſed toti genitum ſe credere mundo
L. II. v. 380--383. Allein Montagne hat hier mit niemand als mit niederträchtigen Häuchlern zu thun, die ſich wenig um dieſen großmüthigen Grundſatz bekümmern, und ſich deſſen nur zur Beſchönigung ihres Geizes und ihres Hochmuths bedienen.

antworten, daß ſie uns ſelber Luſt zur Einſamkeit mache. Denn was fliehet ſie ſo ſehr als die Geſellſchaft? was ſuchet ſie ſo ſehr, als ihre Hände frey zu haben? Man hat überall Gelegenheit Gutes oder Böſes zu thun. Dennoch aber, woferne der Ausſpruch des Bias wahr iſt, daß der ſchlimmſte Theil der größeſte ſey, oder das, was der Prediger ſpricht, daß unter tauſenden nicht einer gut ſey,

(*) Rari quippe boni: numero vix ſunt totidem, quot
Thebarum portae, vel diuitis oſtia Nili:

ſo iſt die Seuche ſehr gefährlich unter dem Gedränge.

Geſellſchaft der Böſen iſt gefährlich.

Man muß die laſterhaften entweder (**) nachahmen, oder ſie haſſen: Beydes aber iſt gefährlich, auch ſelbſt wenn man ſich ihnen gleich ſtellen wollte; denn ſie ſind einander unähnlich. Die Kaufleute ſo auf der See fahren, haben Urſache Achtung zu geben, daß dieienigen, die ſich mit ihnen in ein Schif ſetzen, nicht liederliche Leute, Gottesläſterer oder Böſewichter ſind: weil ſie eine ſolche Geſellſchaft für unglücklich halten. Deswegen ſagte Bias im Scherze zu denienigen, die mit ihm in einem gefährlichen Sturme waren, und die Hülfe der Götter anriefen (***): **Schweiget,**

(*) Denn die rechtſchaffenen Leute ſind ſehr rar: Kaum ſind deren ſo viel, als Theben Thore, oder der Nil Ausflüſſe hat. Juuenal. *Sat.* XIII. v. 26. 27.

(**) Dieſe Betrachtungen ſind getreulich aus dem Seneca überſetzet, deſſen eigene Worte dieſe ſind: Neceſſe eſt aut imiteris, aut oderis. Utramque autem deuitandum eſt: ne vel ſimilis malis fias, quia multi ſunt; neue inimicus multis, quia diſſimiles ſunt. Epiſt. VII.

(***) Diog. Laërt. in *Vita Biantis* L. I: Segm. 86.

get, damit ſie nicht merken, daß ihr hier bey mir ſeyd. Noch ein wichtigeres Exempel an zu führen, ſo nahm Albuquierque des Königes von Portugall, Statthalter in Indien, in einer äußerſten Gefahr zur See einen iungen Knaben auf ſeine Achſeln, blos zu dem Ende, daß bey ihrer gemeinſchaftlichen Gefahr ihm deſſen Unſchuld zur Verſicherung und Vorſpruche bey der göttlichen Gnade dienen, und er ans Land kommen möchte. Ich will nicht ſagen, daß der Weiſe nicht überall vergnügt, und ſo gar unter der Menge in einem Pallaſte einſam leben könne. Allein, wenn er die Wahl hat, ſo wird er, wie er ſpricht, ſo gar den Anblick deſſelbigen fliehen. Er wird ienes, wenn es die Noth erfordert, geduldig ertragen, dieſes aber, wenn es bey ihm ſtehet, erwählen. Es dünket ihm, als habe er ſich nicht hinlänglich aller Laſter entſchlagen, ſo lange er noch mit den Laſtern anderer Leute kämpfen muß. Garondas beſtrafte dieienigen als (*) böſe Leute, die da überzeuget wurden, daß ſie mit böſer Geſellſchaft umgiengen. Es iſt nichts ſo ungeſellig und nichts ſo geſellig als der Menſch, ienes wegen ſeiner Fehler, und dieſes ſeiner Natur nach. Denn es dünket mich, Antiſthenes habe demienigen, der ihm ſeinen Umgang mit liederlichen Leuten verwieſe, kein Gnüge gethan, wenn er ſagte (**): **Die Aerzte giengen ia auch mit Kranken um.** Denn wenn ſie gleich den Kranken zur Geſundheit helfen, ſo leidet doch die ihrige

(*) Diod. Sic. L. XII. c. 4.

(**) Diog. Laert. in *Vita Antiſthenis*: και οιατρoι, φησι, μετα των νοσoυντων εισιν.

rige durch das Anſtecken, durch den beſtändigen Anblick, und durch das Beſuchen der Kranken.

Der Zweck den man ſich in der Einſamkeit vorſetzet.

Nun iſt, wie ich glaube, der Endzweck dabey immer einerley, daß man nämlich beqvemer und freyer leben will. Allein, man ſuchet nur nicht allezeit den rechten Weg darzu. Oft denket man, man habe ſich ſeiner Geſchäfte entlediget: man hat ſie aber nur verändert. Es iſt nicht viel weniger Quaal bey der Regierung einer Familie, als eines ganzen Staates. Die Seele mag gehindert werden wo ſie will, ſo wird ſie dennoch allezeit ganz gehindert: Und wenn gleich die häußlichen Geſchäfte nicht eben ſo wichtig ſind, ſo ſind ſie doch deswegen nicht weniger beſchwerlich. Was noch mehr iſt, wir haben uns zwar von dem Hofe und dem Lärme frey gemachet: aber wir haben uns dadurch noch nicht von den hauptſächlichſten Martern unſeres Lebens befreyet.

(*) - - Ratio & prudentia curas
Non locus effuſi late maris arbiter aufert,

Die Einſamkeit entlediget uns nicht unſerer Laſter.

Die Ehrſucht, der Geiz, die Unſchlüßigkeit, die Furcht und die Begierden verlaſſen uns nicht, wenn wir gleich in ein ander Land gehen,

(**) Et poſt equitem ſedet atra cura

Sie folgen uns oft bis in die Klöſter und in die Schulen der Weltweisheit nach, weder die Wü-
ſten,

(*) Vernunft und Klugheit zerſtreuen die Sorgen, nicht aber der Aufenthalt an einem Orte, deſſen Ausſicht weit über das Meer gehet. Horat. *Epiſt.* XI. L. I. v. 25. 26.

(**) Die Sorge ſetzet ſich hinter uns mit zu Pferde. Horat. *Ode.* I. L. III.

ſten, noch die Felſenklüfte, noch das härne Hemde, noch die Faſten entledigen uns derſelbigen.

(*) Haeret lateri lethalis arundo.

Man ſagte dem Socrates, daß ſich iemand auf ſeiner Reiſe gar nichts gebeſſert hätte. Ich glaube es wohl (**), antwortete er, er hat ſich ſelbſt mit genommen

(***) Quid terras alio calentes
Sole mutamus? Patria quis exul
Se quoque fugit?

Wenn man nicht erſt ſich und ſeine Seele der Bürde, die ſie drückt, entlediget, ſo wird man ſie mit aller ſeiner Bemühung noch deſto mehr zu Boden drücken, eben ſo wie auf einem Schiffe die Laſten weniger hindern, wenn ſie ſtille auf einander liegen. Man ſchadet dem Kranken mehr, als man ihm hilft, wenn man ihm ſeinen Aufenthalt verändern läſſet. Man häuft das Uebel nur noch wenn man es rege macht: gleichwie die Pfähle nur weiter eindringen, und feſter ſtehen, wenn man ſie rüttelt, und einrammelt. Daher iſt es nicht genug, daß man ſich von dem Pöbel entfernet hat: es iſt nicht genug, daß man ſeinen Aufenthalt verändert. Man muß ſich der pöbelhaften Eigenſchaften entſchlagen, die in uns ſind; wir

(*) Virg. *Aeneid.* L. IV. v. 73.
= = = Weil er die Wunde ſpürt.

(**) Socratem quaerenti cuidam, quod nihil ſibi peregrinationes profuiſſent, reſpondiſſe ferunt: Non immerito hoc tibi euenit: tecum enim peregrinabaris. Senec. *Epiſt.* CIV.

(***) Warum verläßt man ſeine Heymath? Man entläuft ſich ia ſelbſten nicht, wenn man aus ſeinem Vaterlande gehet. Horat. L. II. Od. XVI. v. 18. ſeqq.

wir müſſen uns von uns ſelbſt ſcheiden und loß machen.

(*) - - - Rupi iam vincula, dicas,
Nam luctata canis nodum arripit, attamen illae
Cum fugit, a collo trahitur pars longa catenae.

Wir ſchleppen unſere Banden mit uns. Wir haben alſo keine völlige Freyheit. Wir ſehen noch zurücke nach demienigen, was wir verlaſſen haben; wir haben noch die Einbildung damit erfüllet.

(*) - - Niſi purgatum eſt pectus, quae praelia nobis
Atque pericula tunc ingratis inſinuandum?
Quantae conſcindunt hominem cuppedinis acres
Sollicitum curae, quantique perinde timores?
Quidue ſuperbia, ſpurcities, petulantia, quantas
Efficiunt clades? quid luxus, deſidiesque?

Das

(*) Ey! ſage nur nicht gleich; die Bande ſind zerriſſen?
Ein Hund reißt ſich zwar loß, doch merkt man wenn er flieht
Daß er noch einen Theil der Ketten nach ſich zieht.
Perſius Sat. V. v. 158. u. f.

(*) Wenn unſer Herz nicht gereinigt iſt, was für Streit, was für Gefährlichkeiten ſind wir nicht wider unſern Willen ausgeſetzet? von was für nagendem Kummer und von was für Schrecken wird der Menſch gepeiniget? Was für Elend richten Hochmuth, Geilheit, Muthwillen, Schwelgerey und der Müßiggang an? Lucret. L. V. v. 44--49.

Das Uebel hat ſeinen Sitz in unſerer Seele: Nun aber kann dieſe nicht ſich ſelbſten entfliehen; Worinnen die wahre Einſamkeit beſtehe.

(*) In culpa eſt animus, qui ſe non effugit vnquam.

Alſo muß man ſie nur zurück, und wieder in ſich ſelbſten führen. Dieß iſt die wahrhaftige Einſamkeit, die man auch mitten in den Städten und den Höfen der Könige genieſſen kann: nur daß man ſie bequemer genieſſen kann, wenn man für ſich iſt. Wenn wir uns alſo vornehmen allein zu ſeyn, und uns der Geſellſchaft zu entziehen, ſo müſſen wir unſer Vergnügen uns ſelbſt ſuchen. Wir müſſen uns von aller Verbindung mit andern loswickeln. Wir müſſen uns ſo weit überwinden, daß wir gutwillig allein leben, und vergnügt leben können.

Als Stilpo dem Brand ſeiner Stadt entgangen war (**), worinnen er Weib, Kinder und Vermögen verloren hatte; und Demetrius Poliorcetes ihn bey einer ſo großen Verwüſtung ſeines Vaterlandes noch mit einem unerſchrockenem Geſichte einher gehen ſahe, und ihn fragte, ob er keinen Schaden gelitten hätte? antwortete er: **Nein, er hätte Gott Lob, nichts von dem** Beſtändigkeit mitten im Unglücke.

(*) Horat. L. I. *Epiſt.* 14. v. 13. Ich überſetze dieſe Stelle nicht, weil ſie nichts als eine Wiederholung desienigen iſt, was Montagne gleichvorher geſaget hat.

(**) Hic capta patria, amiſſis liberis, amiſſa vxore, cum ex incendio publico ſolus & tamen beatus exiret, interroganti Demetrio, cui cognomen -- Poliorcetes fuit, numquid perdidiſſet: Omnia, inquit, bona mea mecum ſunt. *Senec.*

dem Seinigen verlohren. Eben ſo ſagte der Philoſoph Antiſthenes gar artig (*), der Menſch müſſe ſich mit ſolchem Vorrathe verſehen, der auf dem Waſſer ſchwimmen, und mit ihm durch das Schwimmen dem Schifbruche entgehen könne. Gewiß, ein verſtändiger Menſch hat nichts verloren, wenn er ſich ſelbſten beſitzet. Als die Stadt Nola von den Barbaren verheeret wurde, und Paulin, der daſige Biſchof, alles verloren hatte, und ſelber gefangen worden war, ſo betete er alſo (*): „Herr behüte mich, daß ich dieſen „Verluſt nicht empfinde; denn du weiſſeſt, daß „ſie noch nichts von dem Meinigen berühret haben.„ Die Reichthümer, die ihn reich machten, und die Güter, die ihn gut machten, waren noch in ihrem völligen Stande.

Wahrhaftige Güter erheben einen Menſchen über alles Unglück.

Das heiſſet, ſolche Schätze wählen die ſich vor allem Unglücke frey machen können, und dieſelbigen an einen ſolchen Ort verbergen, zu welchem niemand kommt, und der von niemand, als von uns ſelbſten, verrathen werden kann. Man muß Weiber, Kinder, Vermögen, und beſonders Geſundheit beſitzen, wenn man ſie haben kann, ſich aber nicht ſo daran hängen, daß unſer Glück darauf beruhet. Man muß ſich einen Hinterhalt vorbehalten, der völlig unſer und völlig frey iſt, in welchen wir unſere wahre Freyheit, und unſere vornehmſte Zuflucht und Einſamkeit ſuchen. Hier müſſen wir ordentlich mit uns ſelbſt, und zwar ſo vertraut reden, daß kein Umgang oder Gemeinſchaft

(*) Epiſt. 9. ſub finem. Diog. Laert. in *Vita Antiſthenis* Lib. VI. Seg. VI.

(**) Auguſtin. *de Ciuitate Dei.* L. I. c. 10.

ſchaft mit einer fremden Sache Platz finde. Hier müſſen wir reden und lachen, als wenn wir ohne Weib, ohne Kinder, ohne Güter, ohne Gefolge und ohne Bedienten wären, damit wir ſie, wenn ſich die Gelegenheit ereignet, daß wir ſie verlieren, deſto eher vergeſſen können. Wir haben eine Seele, die in ſich ſelbſt gehen kann. Sie kann ſich ſelber Geſellſchaft leiſten, ſie hat Mittel anzugreifen, und ſich zu vertheidigen. Sie kann annehmen, ſie kann geben. Wir dürfen in dieſer Einſamkeit nicht befürchten, daß uns die Zeit zu lang werden möchte.

(*) In ſolis ſis tibi turba locis.

Die Tugend iſt mit ſich vergnügt: ohne Unterricht, ohne Worte, ohne Wirkungen. Unter unſern gewöhnlichen Handlungen iſt von tauſenden nicht eine, die uns betrifft. Glaubeſt du, daß iener, den du über die Trümmern dieſer Mauer, raſend und außer ſich ſelbſt klettern, und ſich ſo vielen Schüſſen ausſetzen ſieheſt, oder daß iener, der voller Narben, erſtarret, verhungert und entſchloſſen iſt, eher zu berſten, als ihm das Thor zu öfnen, das für ſich thue? Ja ſie thun es vielleicht für einen, den ſie niemals geſehen haben, der nicht im geringſten um ihre Verrichtung bekümmert iſt, und unterdeſſen im Müßiggange und in Wolluſt ſchwimmt. Wiederum, dieſer den du hier ſchwerblütig, triefäugig und ſchmutzig nach Mitternacht von ſeinem Studieren aufſtehen ſieheſt, meyneſt du, daß er in den Büchern ſuche, wie er redlicher, vergnügter und weiſer werden möge?

Die Menſchen bemühen ſich ängſtlich um tauſend Dinge, die ſie nicht angehen.

(*) An einſamen Orten ſey dir ſelber eine Geſellſchaft. Tibull. Lib. IV. Eleg. 13. v. 12.

möge? Nichts weniger. Er will der Nachwelt das Sylbenmaas der Plautiſchen Verſe und die wahrhafte Rechtſchreibung eines lateiniſchen Wortes lehren, und wenn es ihm das Leben koſten ſollte. Wer vertauſchet nicht gerne die Geſundheit, die Ruhe, und das Leben gegen den Ruhm und die Ehre, welches doch die unnützeſte, eitelſte und unächteſte Münze iſt, die bey uns gänge iſt? Unſer Tod verurſachet uns gewiß noch nicht Furcht genung, daß wir uns noch mit der Furcht vor dem Tode unſerer Weiber, Kinder, und Bedienten beläſtigen. Unſere eigene Geſchäfte machen uns gewiß nicht Mühe genug, wir mußten uns, zu unſerer Quaal und den Kopf beſſer zu zerbrechen, noch der Geſchäfte unſerer Nachbarn und guten Freunde annehmen.

(*) Vah quemquamne hominem in animum
inſtituere, aut
Parare, qui ſit charius, quam ipſe eſt ſibi?

Für wem ſich die Einſamkeit am beſten ſchicke?

Die Einſamkeit dünket mich, ſey demienigen am meiſten anſtändig, die ihre lebhafteſten und munterſten Jahre nach dem Beyſpiele des Thales der Welt gewidmet haben. Wir haben lange genug für andere gelebet, laſſet uns wenigſtens das letzte Theil des Lebens für uns leben: laſſet uns unſere Gedanken und unſere Abſichten auf uns und unſere Bequemlichkeit richten. Es iſt keine leichte Sache, wenn man ſich ſicher in die Ruhe zu begeben ſuchet. Es machet uns dieſes ſchon genug zu ſchaffen, ohne daß wir noch andere Unterneh-

(*) Iſt es möglich, daß ſich ein Menſch in den Kopf ſetze, er wolle etwas mehr lieben als ſich ſelber. Terent. *Adelph.* Act. I, Scen. I. v. 13. 14.

ternehmungen damit vermiſchen. Weil uns Gott Zeit giebt, zu unſerem Auszuge Anſtalten zu machen, ſo laſſet uns uns dazu gefaßt machen, einpacken, bey Zeiten von der Geſellſchaft Abſchied nehmen, uns von dieſen gewaltigen Banden loßmachen, die uns feſſeln, und uns von uns ſelbſten entfernen. Man muß dieſe ſtarke Verbindungen auflöſen, und bald dieſes bald ienes lieben, ſich aber mit nichts, als mit ſich ſelbſt, verknüpfen. Dieß heißt, das übrige muß unſer ſeyn, allein, es muß nicht dergeſtalt an uns hängen und angeleimet ſeyn, daß man es nicht abbringen kann, ohne uns zu ſchinden, und zugleich einen Theil von dem unſrigen hinweg zu reiſſen.

Wie viel daran liegt, daß man weiß, ſein eigener Herr zu ſeyn.

Die wichtigſte Sache von der Welt iſt dieſe, daß man weiß, ſein eigner Herr zu werden. Es iſt Zeit, daß wir uns von der Geſellſchaft loß machen, weil wir nichts mehr zu derſelbigen beytragen können. Wer nicht leihen kann, der enthalte ſich auch des Borgens. Unſere Kräfte entgehen uns; laſſet ſie uns alſo zuſammen nehmen, und in uns verſchlieſſen. Wer dieſe ſo vielen Freundſchafts und Geſellſchaftspflichten umkehren und auf ſich richten kann, der mag es thun. Allein er mag ſich bey dieſem Vorfalle, der ihn unnütze, und andern Leuten zur Laſt und beſchwerlich machet, in Acht nehmen, daß er nicht ſich ſelber beſchwerlich, zur Laſt und unnütze werde. Er mag ſich ſelber ſchmeicheln und liebkoſen, beſonders aber ſich im Zaume halten, und vor ſeiner Vernunft und ſeinem Gewiſſen Scheu und Furcht haben, weil er nicht ohne Schande in ihrer Gegenwart einen Fehltritt thun kann (*). Rarum eſt enim, vt

 ſatis

(*) Es iſt was ſeltenes, daß man Scheu genug vor ſich ſelbſt träget. Quinctil. Lib. X. c. 7.

ſatis ſe quisque vereatur. Sokrates ſaget (*), iunge Leute müßten ſich unterrichten laſſen, die Männer ſich üben Gutes zu thun, die Alten aber ſich von allen Staats- und Kriegsgeſchäften entfernen, und nach ihrem Gefallen leben, ohne zu einer gewiſſen Pflicht verbunden zu ſeyn.

Welche Gemüther ſich am beſten zur Einſamkeit ſchicken.

Ein Gemüth, ſchickt ſich beſſer als das andere zu Beobachtung dieſer Lehren von der Einſamkeit. Diejenigen, die weichlich und empfindlich ſind, und deren Neigung und Wille zärtlich ſind, die ſich nicht leicht zwingen und lenken laſſen, worunter ich ebenfalls, ſo wohl meiner natürlichen Beſchaffenheit als meiner Ueberlegung nach, gehöre; dieſe, ſage ich, werden ſich beſſer nach dieſem Rathe zu richten wiſſen, als thätige und geſchäftige Seelen, die alles angreifen, und ſich überall verbindlich machen, die ſich an alles hängen, die ſich anbieten, und ſich alle Gelegenheiten zu Nutze machen. Man muß ſich dieſer zufälligen und auſſer uns befindlichen Bequemlichkeiten bedienen, in

(**) Dieſes iſt aus dem Stobaeus *Serm.* 41. genommen, wo es unter den ſinnreichen Reden der Pythagoräer ſtehet: τȣς δε νεανισκȣς τοις της πολεως ετȣσι τε και νομοις γυμναζεσθαι. τȣς δε ανδρας, ταις πραξεσι τε και δημοσιαις λειτȣργιαις προσεχειν τȣς δε πρεσβυτας, εν θυμησεσι, και κριτηριοις, και συμβȣλιαις δειν αναστρεφεσθαι μετα πασης επιστημης υπελαμβανον, u. ſ. w. Es ſtehet eine Gedanke des Sokrates vorher, und dies iſt die Urſache, warum Montagne ihm auch dieſe Worte zugeeignet hat, die er nach ſeiner Art ausdrücket. Dieſe Anmerkung kommet von dem Herrn Barbeyrac.

in ſo weit ſie uns ein Vergnügen bringen können. Allein, wir müſſen nur nicht darauf bauen. Dieß geht nicht an: weder die Vernunft noch die Natur leiden es. Warum wollen wir wider die Geſetze unſer Vergnügen der Macht anderer Leute unterwerfen? Wenn man den Glücksfällen zuvor kommet, und ſich ſelber ſeiner Gemächlichkeiten beraubet, wie viele aus Andacht, und einige Philoſophen aus Ueberlegung gethan haben, wenn man ſich ſelber bedienet, auf der harten Erde ſchläft, ſich die Augen ausſticht, ſeine Reichthümer in das Waſſer wirft, den Schmerzen ſuchet: ſo iſt dieſes eine ganz außerordentliche Tugend. Die erſten thun es deswegen, weil ſie ſich durch die Martern dieſes Lebens die Seligkeit in ienem erwerben wollen, dabey aber zu dem Ende, daß ſie ſich, indem ſie auf der allerniedrigſten Stufe ihren Platz nehmen, vor einem neuen Falle geſichert ſehen mögen. Härtere und ſtärkere Naturen mögen immer ſelber ihre Einſamkeit berühmt und anſehnlich machen

(*) - - - tuta & paruula laudo
Cum res deficiunt, ſatis inter vilia fortis:
Verum vbi quid melius contingit & vnctius, idem

 Hos

(*) Ich kann mich ſehr wohl bey einem kleinen und ſichern Einkommen zufrieden geben, wenn ich nichts mehreres habe. Aber wenn ich etwas beſſeres und fetteres zu genieſſen bekomme, ſo preiſe ich nur dieienigen weiſe und glücklich, die ein weitläuftiges Einkommen haben, das ſich auf ſchöne Landgüter gründet. Horat. *Lib. I. Epiſt.* 15. v. 42 -- 46.

Hos ſapere, & ſolos aio bene viuere, quorum
Conſpicitur nitidis fundata pecunia villis.

Ich habe für mich genug zu thun, ohne daß ich ſo weit gehe. Es iſt genug für mich, daß ich mich bey günſtigem Glücke, aufs Unglück vorbereite, und mir, wenn ich in guten Umſtänden bin, das zukünftige Uebel, ſo weit meine Einbildungskraft gelangen kann, vorſtelle: gleichwie wir uns zu dem Ringelrennen und den Thurnieren gewöhnen, und den Krieg mitten im Frieden vorſtellen. Ich halte den Arceſilaus deswegen für keinen ungeſitteten Philoſophen, weil ich weiß (*), daß er ſich goldener und ſilberner Geräthe, wie es ihm die Beſchaffenheit ſeines Glückes erlaubete, bedienet hat. Ja ich ſchätze ihn höher, als wenn er ſich desienigen begeben hätte, was er mäßig und freygebig gebrauchte.

Natürliche Bedürfniſſe. Ihre Gränzen.

Ich ſehe, wie weit ſich die Gränzen der natürlichen Bedürfnis erſtrecken. Wenn ich den Bettler vor meiner Thüre öfters munterer und geſunder als mich ſehe, ſo ſetze ich mich an ſeine Stelle, und verſuche meine Seele in eben die Verfaſſung zu ſetzen. So laufe ich auch die übrigen Beyſpiele durch, ohngeachtet ich glaube, daß der Tod, die Armuth, die Verachtung und die Krankheit mir auf dem Fuſſe nachgehen: und entſchlieſſe mich leicht, mich nicht vor demienigen zu entſetzen, was ein geringerer als ich, ſo geduldig leidet. Ich kann mir nicht einbilden, daß ein niedriger Verſtand ſollte mehr ausrichten können, als ein hoher, oder daß die Wirkungen der Ueberlegung

(**) Diog. Laert. in *Vita Arceſilai* L. IV. Segm. 38.

legung nicht den Wirkungen der Gewohnheit gleich kommen ſollten. Ich erkenne, was für ſchlechten Beſtand dieſe zufälligen Güter haben, und unterlaſſe daher nicht, mitten im Genuſſe derſelben Gott demüthigſt zu bitten, daß er mich mit mir ſelbſt und mit den Gütern, die von mir ſelbſten herkommen, zufrieden ſeyn laſſen möge. Ich ſehe iunge muntere Leute, die dem ohngeachtet einen Haufen Pillen in ihren Käſten führen, damit ſie ſich derſelbigen bedienen können, wenn ſie den Schnupfen bekommen, vor welchem ſie ſich um ſo viel weniger fürchten, weil ſie das Mittel darwider in Händen zu haben vermeynen. So muß man es machen: und auch, wenn man merkt, daß uns eine ſtärkere Krankheit anhängt, ſich mit ſolchen Mitteln verſehen, die den kranken Theil betäuben und einſchläfern.

Was für Beſchäftigung ſich zu einem einſamen Leben ſchicke.

Die Beſchäftigung, die man bey einem ſolchen Leben wählen muß, darf keine beſchwerliche oder verdrießliche Beſchäftigung ſeyn. Sonſten würden wir vergeblich Staat machen, als hätten wir in ſelbigem die Ruhe ſuchen wollen. Diß kommet aber auf eines ieden beſondern Geſchmack an. Ich für meine Perſon finde keinen an der Haushaltung. Dieienigen, ſo ſie lieben, müſſen derſelbigen mit Mäßigung obliegen (*). Conentur ſibi res non ſe ſubmittere rebus. Sonſten iſt die Wirthſchaft eine Sklaverey, wie ſie Salluſtius (**) nennet. Doch hat ſie gewiſſe Stücke, die noch mehr zu entſchuldigen ſind, als

(*) Sie müſſen die Sache, nicht aber ſich den Sachen unterwerfen. Horat. *Lib.* I. *Epiſt.* I. v. 19.

(**) Neque vero agrum colendo, aut venando, ſervilibus officiis intentum, u. ſ. w. *Bell. Catilin.* c. 4. zu Anfange.

als wie der Gartenbau, den Xenophon dem Cyrus beyleget. Man kann auch wohl zwiſchen dieſer niederträchtigen und verächtlichen Sorge, welche ſo peinlich und voller Unruhe iſt, wie man an ſolchen Leuten bemerket, die ſich völlig darein vertiefen, und zwiſchen dieſer großen und ausſchweifenden Fahrläßigkeit, die ſich um nichts bekümmert, wie man an andern ſiehet, ein Mittel treffen:

(*) - - Democriti pecus edit agellos
Cultaque, dum peregre eſt animus ſine corpore velox.

In was für einer Abſicht Plinius und Cicero die Einſamkeit richten.

Allein wir wollen doch hören, was der iüngere Plinius (**) ſeinem Freunde Cornelius Rufus, wegen der Einſamkeit für einen Rath mittheilet. **Ich rathe dir, ſpricht er, daß du in dieſer vollkommenen und fetten Einſamkeit, worinnen du dich befindeſt, deinen Leuten dieſe niederträchtige und verächtliche Hausſorgen überläſſeſt, und dich dem Studiren widmeſt, damit du dir dadurch etwas erwerbeſt, das völlig dein iſt.** Er verſtehet darunter die Ehre; eben wie Cicero ſaget, er wolle ſeine Einſamkeit und ſeine Ruhe von

(*) Das Vieh verderbte die Landgüter und Felder des Democritus, während als ſein Gemüth weit von dem Körper entfernt war. Horat. L. I, *Epiſt.* II v. 12. ſq.

(**) In der dritten Epiſtel des erſten Buches, die nicht an den Cornelius, ſondern an den Caninius Rufus gerichtet iſt: Quin tu (tempus eſt enim) humiles & ſordidas curas aliis mandas: & ipſe te in alto iſto pinguique ſeceſſu ſtudiis adſeris. - - Effinge aliquid & excude quod ſit perpetuo tuum.

von den öffentlichen Geſchäften dazu anwenden, daß er ſich durch ſeine Schriften ein unſterbliches Leben erwerbe.

(*) - - vsque adeone
Scire tuum nihil eſt, niſi te ſcire hoc ſciat alter?

Es ſcheint dieſes billig zu ſeyn, wenn man ſich von der Welt entfernen will, daß man ſich ſo betrachtet, als wenn man ſich außer derſelben befände. Allein dieſe thun es nur halb. Sie richten ſich ſchon zum voraus auf die Zeit ein, da ſie nicht mehr in der Welt ſeyn werden: den Vortheil aber von ihrem Vorhaben verlangen ſie alsdann noch von der Welt zu ziehen, wann ſie gar von derſelbigen abweſend ſeyn werden, welches ein lächerlicher Widerſpruch iſt.

Einſamkeit wird aus Andacht geſuchet. Was man davon urtheilen müſſe.

Die Einbildung dererienigen, die die Einſamkeit aus Andacht ſuchen, und ihren Muth mit der Gewißheit der göttlichen Verheiſſungen erfüllen, iſt weit vernünftiger. Sie ſtellen ſich Gott als ein unendlich gütiges und mächtiges Weſen zum Gegenſtande vor. Die Seele kann an ihm ihr Verlangen in gänzlicher Freyheit ſättigen. Die Trübſeligkeiten und die Schmerzen dienen ihnen zum Beſten, indem ſie dieſelben zur Erwerbung einer ewigen Geſundheit und ewigen Freude brauchen. Der Tod kömmt ihnen erwünſcht, weil er der Uebergang zu einem ſo vollkommenen Zuſtande iſt. Die Strenge ihrer Regeln wird alſobald durch

 die

(*) Perſ. *Sat.* I. v. 23.24.
- - Kann dein Witz dir keinen Nutzen ſtiften,
Wenn nicht ein ieder weiß, daß du ſo weiſe heißt?

die Gewohnheit gemildert, und die fleiſchlichen Begierden werden durch den ihnen gethanenen Widerſtand entkräftet und eingeſchläfert. Denn es unterhält dieſelbigen nichts als die Gewohnheit und die Uebung. Der einzige Endzweck ein anderes, glückſeeliges und unſterbliches Leben zu erlangen, verdienet mit Rechte, daß wir die Güter und Annehmlichkeiten dieſes unſeres gegenwärtigen Lebens fahren laſſen. Ja, wer ſeine Seele mit dem Feuer dieſes lebendigen Glaubens und dieſer lebendigen Hoffnung wahrhaftig und beſtändig entzünden kann, der richtet ſich in der Einſamkeit ein vergnügtes und angenehmes Leben auf, das alle andere Lebensarten übertrifft.

Schlechte Gründlichkeit, die in dem Rathe des Plinius und Cicero iſt.

Es thut mir alſo weder der Endzweck noch das Mittel bey dieſem (*) Rathe ein Gnüge. Denn wir verfallen dadurch allezeit in ein noch größeres Uebel. Dieſe Beſchäftigung mit den Büchern iſt eben ſo mühſam als eine andere, und ein eben ſo großer Feind der Geſundheit, welches hauptſächlich muß betrachtet werden. Man darf ſich ia nicht durch das Vergnügen, ſo man daraus ſchöpfet, einſchläfern laſſen. Dieſes Vergnügen iſt von eben der Art wie iene s, welches den Hauswirth, den Geitzigen, den Wollüſtigen und den Hochmüthigen verdirbt. Die Weiſen warnen uns ſattſam, daß wir uns vor dem Betruge unſerer Begierden hüten, und die wahren und vollkommenen Ergötzlichkeiten von den untermengten und mit Beſchwerniß vermiſchten Ergötzlichkeiten unterſcheiden

(*) Bey dem Rathe des Plinius und des Cicero daß man die weltlichen Geſchäfte verlaſſen und, ſich dem Studiren widmen ſoll, damit man ſich durch ein ſchönes Werk unſterblich mache.

den ſollen. Denn die meiſten Ergötzlichkeiten, ſagen ſie, (*) kützeln und umarmen uns, um uns zu erwürgen, wie es die Räuber machten, die die Egypter Philiſtas nannten. Und wenn uns der Kopf vor der Trunkenheit weh thäte, ſo würden wir uns hüten, daß wir nicht zu viel tränken. Allein, die Wolluſt geht voran, um uns zu betrügen, und läßt uns ihr Gefolge nicht ſehen. Die Bücher ſind anmuthig: Alleine wenn wir über ihren beſtändigen Gebrauch endlich die Munterkeit und Geſundheit, unſere beſten Güter, verlieren, ſo müſſen wir uns derſelben entſchlagen. Ich gehöre unter diejenigen, die dafür halten, daß ihr Nutzen nicht dieſem Verluſte, den ſie anſtiften, das Gewicht halten könne. Gleichwie die Menſchen, die ſich ſehr lange durch eine Leibesſchwachheit entkräftet ſehen, ſich endlich der Willkühr der Arzneykunſt unterwerfen, und ſich durch dieſe Kunſt gewiſſe Lebensregeln vorſchreiben laſſen, damit ſie ſolche nicht mehr überſchreiten: ſo muß auch derjenige, der ſich aus Verdruß und Ekel an dem gemeinen Leben in die Einſamkeit begiebt, dieſes nach den Regeln der Vernunft mit Bedachtſamkeit und Ueberlegung anſtellen und einrichten. Er muß von allen Arten der Arbeit, ſie mögen ausſehen wie ſie wollen, Abſchied genommen haben, und überhaupt die Leidenſchaften fliehen, die die Ruhe des Leibes und der Seele verhindern, und

(**) Dieſes iſt aus dem Seneca überſetzt, das Wort Philetas ausgenommen, welches Montagne oder ſeine Drucker ungeſchickt in Philiſtas verwandelt haben. Latronum more (ſagt Seneca *Epiſt.* 51.) quos Philetas Aegyptii vocant, in hoc nos amplectuntur (voluptates) vt ſtrangulent.

und denienigen Weg erwählen, der ſich am beſten für ſeine Gemüthsbeſchaffenheit ſchicket.

(*) Vnusquisque ſua nouerit ire via.

Bey der Haushaltung, bey dem Studiren, bey der Jagd und bey allen andern Uebungen muß man dem Vergnügen Schranken ſetzen, und ſich hüten darinnen weiter als bis dahin zu gehen, wo ſich der Verdruß damit zu vermiſchen anfänget. Man muß ſich nur ſo viele Arbeit und Beſchäftigungen vorbehalten, als nöthig ſind, daß wir in der Gewohnheit und vor denienigen Ungemächlichkeiten geſichert bleiben, die der entgegen geſetzte Fehler, nämlich ein niederträchtiger und ſchläfriger Müßiggang nach ſich ziehet.

Wiſſenſchaften, womit man ſich nicht beſchäftigen darf.

Es giebt Wiſſenſchaften, die unfruchtbar und ſpitzfindig, und größtentheils nur für den Pöbel geſchmiedet ſind. Dieſe muß man denienigen überlaſſen, die in dem Dienſte der Welt ſind. Ich meines Theils liebe keine andern als luſtige oder leichte Bücher, die mich kützeln, oder ſolche, die mich tröſten und unterweiſen, wie ich mich in meinem Leben und bey meinem Tode verhalten ſoll:

(**) - tacitum ſiluas inter reptare ſalubres
Curantem quidquid dignum ſapiente bonoque eſt.

Dieienigen die weiſer ſind, mögen ſich eine Ruhe ausdenken, die vollkommen geiſtiſch iſt, weil ſie eine

(*) Propert. L. II. *Eleg.* XXV. v. 38. Die Ueberſetzung geht im Texte unmittelbar vorher.

(**) Wenn ich in der Stille in geſunden Wäldern ſpatzieren gehe, und allem nachdenke, was der Sorge eines weiſen und tugendhaften Menſchen würdig iſt. Horat. L. I. *Ep.* IV. v. 4. 5.

eine ſtarke und lebhafte Seele haben. Ich habe meines Ortes eine gemeine Seele, und muß mir, mich zu erhalten, mit den leiblichen Gemächlichkeiten helfen. Da mir nun das Alter dieienigen geraubet hat, die mehr nach meinem Geſchmacke waren, ſo gewöhne und ſchärfe ich mein Verlangen zu denienigen, die ſich beſſer zu meinen gegenwärtigen Jahren ſchicken. Wir müſſen den Genuß der Ergötzlichkeiten des Lebens aus allen Leibeskräften zu erhalten ſuchen, die unſere Jahre uns, eine nach der andern, aus den Händen reiſſen:

(*) Carpamus dulcia, noſtrum eſt
Quod viuis, cinis et manus et fabula fies.

Die Ehre und die Ruhe ſind Sachen, die ſich nicht zuſammenſchicken.

Was nun den Endzweck betrifft, den Plinius und Cicero uns vorſchlagen, nämlich die Ehre: ſo ſehe ich darauf gar nicht. Die Ehrſucht iſt dieienige Gemüthsneigung, die der Einſamkeit am meiſten entgegen ſteht. Der Ruhm und die Ruhe ſind Sachen, die nicht beyſammen ſeyn können. Wie ich aber ſehe, ſo haben dieſe Leute nur die Beine und Arme aus dem Gedränge gezogen. Ihre Seele hingegen und ihre Abſicht bleibet mehr als iemals darinnen verwickelt.

(**) Tun' vetule auriculis alienis colligis
eſcas?

Sie

(*) Perſ. Sat. V. v. 151. ſeqq.
: . : : Nimm Theil an guten Tagen!
Du lebſt ia nur für dich! bricht wenig Zeit herein:
So wirſt du Schatten, Aſch und eine Fabel ſeyn.

(**) Perſ. Sat. I. v. 14.
So! biſt du alter Greiß nur darum in der Welt,
Daß du dem Volk gefällſt?

Sie ſind allein deswegen zurücke getreten, um deſto beſſer aus zu hohlen, und deſto tiefer in den Haufen hinein dringen zu können. Will man ſehen, um wie viel dieſe Leute zu leicht ſind? Man lege die Meynung zweyer Philoſophen, die zwoen unterſchiedenen Secten zugethan ſind, gegen einander auf die Wagſchaale (*): der eine ſchreibet an den Idomeneus, der andere an den Lucilius, ihre guten Freunde, die ſie von der Verwaltung der weltlichen Geſchäfte und den Ehrenſtellen in die Einſamkeit bringen wollen. Ihr habet, ſagen ſie, euer Leben hindurch geſchwommen, und ſeyd ein Spiel der Wellen geweſen, ſterbet nunmehr in dem Hafen. Ihr habet den übrigen Theil eures Lebens im Lichte zugebracht, bringt den rückſtändigen im Schatten zu. Es iſt unmöglich, daß ihr die Geſchäfte fahren laſſet, wenn ihr nicht den davon zu hoffenden Nutzen fahren laſſet. Deswegen entſchlaget euch aller Sorgen fur euren großen Namen und für die Ehre. Der Glanz eurer vorigen Thaten möchte euch ſonſt nur allzuviel Licht geben, und euch bis in eure Höhle verfolgen. Leget mit den andern Wollüſten auch dieſe ab, die von dem Beyfalle anderer Leute herrühret. Bekümmert euch nur nicht um eure Wiſſenſchaft und Geſchicklichkeit: ſie wird nicht verloren ſeyn (**), wenn ihr ſelbſt dadurch gebeſſert werdet. Erinnert euch desienigen (***), der auf

(*) Epikurus und Seneca. Man ſehe den Seneca ſelbſt. *Epiſt.* XXI.

(**) Cui ergo, inquis, iſta didici? Non eſt, quod timeas ne operam perdideris: tibi didiciſti. Senec. *Epiſt.* 7.

(***) Bene et ille quisquis fuit (ambigitur enim de aucto-

auf die Frage, warum er ſich mit einer Kunſt ſo viele Mühe gebe, die nur wenig Leuten bekannt werden könnte, antwortete: **Ich laſſe mirs gefallen, wenn ſie auch nur wenige, wenn ſie auch nur einer, wenn ſie auch gar keiner verſtehet.** Er ſagte die Wahrheit. Du und dein Freund (*) ſeyd einander, oder euch ſelbſt ein ſattſam großer Schauplatz. Stellet (**) euch ein ganzes Volk als einen einigen Menſchen, und einen einigen Menſchen als ein ganzes Volk vor. Es iſt (***) ein niederträchtiger Ehrgeiz, wenn man durch ſeinen Müßiggang und durch ſeine Einſamkeit noch Ehre zu erhalten ſucht. Man muß es wie die Thiere machen, die die Spur bey dem Eingange ihrer Höhle verſcharren. Du mußt dich nicht mehr darum bekümmern (†), daß die Welt von dir reden ſoll, ſondern darum, wie du mit dir ſelber reden willſt. Geh in dich ſelbſt, allein bereite dich vorher dich ſelbſt zu empfangen. Es wäre eine Thorheit, wenn du dich dir

auctore) cum quaereretur ab illo, quo tanta diligentia artis ſpectaret ad pauciſſimos perueturae: *Satis ſunt*, inquit, *mihi pauci*, *ſatis eſt vnus*, *ſatis eſt nullus*. Senec. *Epiſt.* 7.

(*) Satis magnum alteri alteri theatrum ſumus. Eben daſ. Epikurus ſchreibt an ſeinen guten Freund.

(**) Seneca, der dieſe Worte anführet, leget ſie dem Democritus bey. Democritus ait: *vnus mihi pro populo, et populus pro vno.* Eb. daſ.

(***) Gloriari otio iners ambitio eſt. Animalia quaedam, ne inueniri poſſint, veſtigia ſua circa cubile ipſum confundunt. Idem tibi faciendum eſt. Senec. *Epiſt.* 68.

(†) Cum ſeceſſeris, non eſt agendum hoc vt de te homines loquantur, ſed vt ipſe tecum loquaris. Eb. daſ.

dir ſelbſt anvertrauen wollteſt, und (*) dich doch nicht zu regieren wüßteſt. Man kann in der Einſamkeit ſowohl Fehler begehen, als in Geſellſchaft. So lang du nicht in ſolchen Umſtänden biſt, daß du dich nicht unterſteheſt, vor dir ſelbſt einen Fehler zu begehen, und ſo lange du nicht vor dich ſelbſt Scheu und Ehrerbietung trägſt: (**) obuerſentur ſpecies honeſtae animo: ſo ſtelle dir allezeit einen Cato, einen Phocion, einen Ariſtides in Gedanken vor, in deren Gegenwart die Narren ſelber ihre Fehler verbergen würden. Mache dieſe zu Richtern aller deiner Abſichten, wenn ſie auf Abwege gerathen, ſo wird ſie der Scheu vor dieſen Männern wieder auf den rechten Weg bringen. Sie werden dich auf dem Wege erhalten, daß du dich mit dir ſelbſt begnügeſt, daß du nichts als von dir ſelbſt entlehneſt, daß du deine Seele in gewiſſe und beſtimmte Gedanken, woran ſie einen Gefallen haben kann, einſchränkeſt, und daß ſie, wenn ſie die wahren Güter erkannt hat, die man deſto beſſer genieſſet, ie beſſer man ſie kennet, ſich damit begnüge, ohne ein Verlangen nach einem langen Leben, oder größern Namen zu tragen.

(*) Prodeſt ſine dubio cuſtodem ſibi impoſuiſſe, et habere quem reſpicias, quem intereſſe tuis cogitationibus iudices. Omnia nobis mala ſolitudo perſuadet. Cum iam profeceris tantum, vt ſit tibi etiam tui reuerentia, licebit dimittas paedagogum. Interim te aliquorum auctoritate cuſtodi. Aut Cato ille ſit, aut Scipio, aut cuius interuentu perditi quoque homines vitia ſupprimerent, dum te efficis coram quo peccare non audeas. Senec. *Epiſt.* 25.

(**) Erfülle deinen Geiſt mit edlen und tugendhaften Bildern. Cic. *Tuſc. Quaeſt.* L. II. c. 22.

gen. Diß iſt der Rath der wahren und ächten, nicht aber prahleriſchen und großſprecheriſchen Philoſophie, dergleichen die Philoſophie der (*) beyden erſten war.

Das XXXIX. Hauptſtück.

Gedanken vom Cicero.

Noch ein Wort von der Vergleichung dieſes Paares. Es laſſen ſich aus den Schriften des Cicero und dieſes Plinius, der nach meinem Bedünken wenig von der Gemüthsart ſeines Vettern abgehet, unendlich viele Zeugniſſe einer über die maſſen hochmüthigen Natur herleiten. Unter andern iſt dieſes eines, daß ſie öffentlich die Geſchichtſchreiber ihrer Zeit bitten (**), ſie in ihren Werken nicht zu vergeſſen. Das Glück hat auch gleichſam der Welt zum Trotze die Eitelkeiten dieſer Bittſchreiben uns aufbehalten, da im Gegentheil iene Geſchichte längſtens verloren gegangen ſind. Hochmuth des Cicero und Plinius.

Allein

(*) Des jüngern Plinius und des Cicero.

(**) Cicero in dem Briefe an den Luceius *Epiſt.* XII. L. V. und Plinius an den Tacitus *Epiſt.* XXXIII. L. VII. Allein mit dieſem ſehr merkwürdigen Unterſchiede, daß der erſte ſeinen Freund inſtändigſt bittet, ſich nicht gar zu gewiſſenhaft an die Regeln der Geſchichte zu binden, ſondern ihm zu Liebe die Gränzen der Wahrheit getroſt zu überſchreiten: Te plane etiam atque etiam rogo, vt et ornes ea vehementius etiam, quam fortaſſe ſentis, et in eo leges hiſtoriae negligas; an ſtatt, daß ſich Plinius ausdrücklich erkläret, er verlange nicht, daß Tacitus der Wahr-

Zu was Ende Plinius und Cicero Privatbriefe bekannt gemacht haben.

Allein das Niederträchtigſte vor Leute von ihrem Stande iſt dieſes, daß ſie ſich eine beſonders große Ehre durch ihre Schwatzhaftigkeit und durch ihr gutes Mundwerk zu erhalten ſuchten, und darzu ſogar die privat Briefe an ihre gute Freunde anwendeten. Sie ſind hierinnen ſo weit gegangen, daß ſie einige Briefe, welche abgeſchicket worden waren, nichts deſto weniger bekannt gemacht haben, mit der ſchönen Entſchuldigung, daß ſie ihre Arbeit und Bemühungen nicht vergeblich wollten ſeyn laſſen. Kleidet es wohl zween Römiſchen Bürgermeiſtern die höchſten obrigkeitlichen Perſonen in einer Republik, welche die Welt beherrſchete, daß ſie ihre Muſſe darzu anwandten, ein ſchönes Sendſchreiben auf zu ſetzen und zu drechſeln, und ſich dadurch den Namen zu erwerben, daß ſie ihre Mutterſprache gut verſtünden? Was könnte es ein ſchlechter Schulmeiſter, der davon leben muß, ärger machen?

Warum Xenophon und Cäſar ihre eigene Geſchichte beſchrieben haben.

Wenn Xenophons und Cäſars Thaten ihre Beredtſamkeit nicht ſehr weit übertroffen hätten, ſo glaube ich nicht, daß ſie ſolche iemals würden beſchrieben haben. Sie haben nicht ihre Schreibart, ſondern ihre Thaten berühmt zu machen geſucht.

Die Comödien des Terenz ſind von dem Scipio und Laelius geſchrieben worden.

Wenn eine ſchöne Schreibart einer großen Perſon Ehre bringen könnte: ſo würden gewiß Scipio und Laelius die Ehre, die ihnen ihre Comödien

heit im geringſten Gewalt anthun ſolle: quamquam non exigo, vt excedas rei actae modum. Nam nec hiſtoria debet egredi veritatem, et honeſte factis veritas ſufficit. Es ſcheinet, als hätte Montagne billig einen Unterſchied zwiſchen dem Plinius und Cicero in dieſem Stücke machen ſollen.

mödien und alle Feinheiten und Annehmlichkeiten der lateiniſchen Sprache nicht einem Africaniſchen Sklaven überlaſſen haben. Denn, daß diß Werk von ihnen herrühre, zeiget deſſen Schönheit und Vortrefflichkeit zur Genüge, und Terenz bekennet es ia ſelber. Man würde mir einen ſchlechten Gefallen thun, wenn man mir dieſen Glauben benehmen wollte.

Man ſpottet und beſchimpfet gewiſſer maſſen einen Mann, wenn man ihn wegen ſolcher Eigenſchaften erheben will, die ſich nicht für ſeinen Rang ſchicken, wenn ſie ſchon ſonſten lobenswürdig ſind: oder auch, wenn man ihn ſolcher Eigenſchaften wegen lobet, die nicht ſeine Haupteigenſchaften ſeyn ſollten. So würde es ſich verhalten, wenn man einen König lobte, daß er ein guter Mahler, oder ein guter Baumeiſter, oder auch ein guter Schütze, oder im Ringelrennen ſehr geſchickt ſey. Dieſe Lobeserhebungen bringen nur alsdenn Ehre, wenn ſie unter dem Haufen, und nach andern Eigenſchaften, die ſich eigentlich für eine ſolche Perſon ſchicken, angebracht werden, nämlich nach der Gerechtigkeit, und nach der Regierungskunſt im Frieden und im Kriege. Auf dieſe Weiſe gereichet dem Cyrus der Ackerbau, Carln dem Großen die Beredtſamkeit und die Kenntniß der ſchönen Wiſſenſchaften zum Ruhme. Ich habe zu meiner Zeit, welches noch mehr iſt, Leute geſehen, die vom Schreiben ſowohl ihre Titel, als ihren Beruf herhatten, und dennoch ihr Handwerk verläugneten, ihre Feder verderbten, und eine ſo grobe Unwiſſenheit annahmen, von der unſere Leute behaupten, daß ſie ſelten unter Gelehrten an zu

Diejenigen guten Eigenſchaften, die dem Range, ſo ein Mann in der Welt behauptet, unanſtändig ſind, können demſelben keine Ehre bringen.

Ff 2 treffen

treffen ſey. Sie ſuchten ſich durch beſſere Eigenſchaften beliebt zu machen.

Lob großer Herren darf nicht in gemeinen Dingen beſtehen.

Als dieienigen, die den Demoſthenes in ſeiner Geſandtſchaft an den Philippus begleiteten, dieſen Herrn lobten, daß er ſchön, beredt, und ein guter Trinker ſey: ſo ſagte Demoſthenes, dieſes (*) wären Lobeserhebungen, die einer Frau, einem Advocaten, und einem Schwamme anſtändiger als einem Könige wären.

(**) Imperet bellante prior, iacentem
Lenis in hoſtem,

Er braucht nicht gut iagen oder gut tanzen zu können.

(***) Orabunt cauſas alii, caelique meatus
Deſcribent radio, et fulgentia ſidera dicent,
Hic regere imperio populos ſciat.

Große Herren dürfen in entbehrlichen Sachen nicht beſonders geſchickt ſeyn.

Plutarchus ſaget noch mehr, daß wer in dieſen entbehrlichen Dingen ſo vollkommen iſt, zeugt wider ſich ſelbſt, daß er ſeine Zeit und ſeinen Fleiß übel angewendet habe, die er doch zu nothwendigern und nützlichern Dingen hätte gebrauchen ſollen.

(*) Plutarchus im Leben des Demoſthenes.

(**) Er muß in der Schlacht tapfer, und gegen die Ueberwundenen gnädig ſeyn. Horat *in Carm. ſeculari* v. 51. 52.

(***) Virg. *Aeneid.* Lib. VI. v. 844. ſeqq.

Wenn gleich ein andres Volk . . .
. . . .
Weit beſſre Redner hat, und ſolche die verſtehen,
Wie ordentlich die Stern am Firmamente gehen
So ſey das ſeine Kunſt, wie man ein Volk beherrſcht.

ſollen. Auf dieſe Weiſe hörete der König in Macedonien Philippus ſeinen Prinzen den großen Alexander bey einem Gaſtmahle trotz den beſten Sängern ſingen, und ſprach zu ihm: (*) **Schämſt du dich nicht, daß du ſo ſchön ſingeſt?** Und zu eben dieſem Philippus ſagte ein Tonkünſtler, mit dem er wegen ſeiner Kunſt ſtritte: **Behüte Gott, Herr, daß du niemals unglücklicher biſt** (**) **und dieſe Sachen beſſer als ich verſteheſt.** Ein König muß antworten können wie Jphicrates dem Redner antwortete, der ihn in ſeiner Rede auf dieſe Art angrief: wohlan, wer biſt du dann, daß du dich ſo groß macheſt? Biſt du ein Geharniſchter, biſt du ein Bogenſchütze, biſt du ein Piquenier (***)? **Keines von allen,** antwortete er, aber ich kann allen dieſen gebieten. Antiſthenes betrachtete diß als einen Beweiß von der ſchlechten Tapferkeit des Jſmenias, (†) daß man ihn rühmte, er wäre ein vortreflicher Flötenſpieler.

Vorzug der Verſuche des Montagne.

Jch weiß wohl, wenn ich iemand höre, der ſich über die Sprache dieſer Verſuche aufhält, daß es mir lieber wäre, wenn er davon ſtille ſchwiege. Denn es iſt beſſer, man erhöhe die Worte nicht ſo ſehr, als daß man den Verſtand erniedriget, daß man ſich nachdrücklicher als gekünſtelter Worte bedienet. Wenn ich mich nicht irre, ſo werden wenig andere dem Leſer ſo viel Materie dar-

(*) Plutarchus im Leben des Perikles.

(**) Plutarch. in Lib. *quomodo Amicus ab adulatore diſcernendus.*

(***) Plut. *de fortuna.* zu Ende.

(†) Plutarchus in dem Eingange zum Leben des Perikles.

bieten: ja es wird kein anderer Schriftſteller die Sachen, ſie mögen mir nun gut oder ſchlecht gerathen ſeyn, körnigter oder wenigſtens dicker auf ſein Papier geſäet haben. Damit ich deſto mehr darauf bringen kann, ſo ſetze ich nur das vornehmſte hin. Wenn ich, was noch darzu gehöret, beyfügen wollte, ſo müßte ich noch viele andere Bände machen. Wie viele Geſchichte habe ich nicht nur mit einem Worte erzählet, welche noch unzähliche viele Verſuche ausmachen würden, wenn ſie ſorgfältiger entwickelt würden? Weder dieſe, noch meine Anführungen dienen allezeit ſchlechterdings zum Beyſpiel, zum Zeugniſſe oder zur Auszierung. Ich ſehe nicht einmal auf den Gebrauch, wozu ich ſie anwende. Sie enthalten oft ohne meine Abſicht den Saamen zu einer reichern und kühnern Materie, und geben öfters beyläufig einen weit ſchönern Ton, ſowohl für mich, ungeachtet man an dieſem Orte nicht mehr ausdrücken will, als für diejenigen, die meine Melodie treffen werden. Daß ich wiederum auf die Beredſamkeit komme, ſo finde ich keinen großen Unterſchied zwiſchen demjenigen, der übel redet, und demjenigen der nicht anders als ſchön reden kann. (*) Non eſt ornamentum virile concinnitas. Die Weiſen ſagen, daß auf Seiten des Wiſſens nichts als die Philoſophie und auf Seiten des Thuns nichts als die Tugend ſey, die ſich überhaupt für alle Stände und alle Ordnungen ſchicke.

Epicur und Seneca werden dem Plinius und Cicero entgegen geſtellet.

Es findet ſich etwas ähnliches bey (**) dieſen zween andern Philoſophen; denn ſie verſprechen den

(*) Der Putz ſtehet einem Manne nicht ſchön. Senec. *Epiſt.* 95.

(**) Epicurus und Seneca.

den Briefen, die ſie an ihre Freunde ſchreiben, ebenfalls die Ewigkeit. Allein es geſchiehet dieſes auf eine andere Art, und ſie richten ſich eines guten Endzwecks wegen, nur nach der Eitelkeit eines andern. Denn ſie melden ihnen, daß, wenn die Sorge in den zukünftigen Jahrhunderten bekannt zu werden, und einen Namen zu erlangen, ſie noch bey der Verwaltung der weltlichen Geſchäfte zurücke hielte, und ihnen die Einſamkeit und Stille, worzu ſie dieſelbigen rufen wollen, fürchterlich machte; ſo ſollten ſie deswegen um ſo viel weniger in Sorgen ſtehen, ie mehr (*) ſie bey der Nachkommenſchaft in Anſehen ſtünden, und ihnen Bürgen ſeyn könnten, daß ſie ihren Namen, ſollte es auch nur durch die Briefe geſchehen, welche ſie an dieſelbigen ſchrieben, eben ſo bekannt und berühmt machen wollten, als nimmermehr ihre öffentliche Geſchäfte thun könnten. Es ſind aber außer dieſem Unterſchiede dieſe Briefe ſelbſt ſo leer und mager nicht, daß ſie ſich blos durch eine feine Wahl der Worte, die nach einer richtigen Abmeſſung an einander gehäufet und geordnet ſind, unterſtützen müßten. Sie ſind vielmehr mit ſchönen Lehren der Weißheit gezieret und angefüllet, durch welche man nicht beredter, ſondern weiſer

 wird,

(*) Cum Idomeneo ſcriberet Epicurus, et illum a vita ſpecioſa ad fidelem ſtabilemque gloriam reuocaret, rigidae tunc potentiae miniſtrum et magna tractantem ſi gloria, inquit, tangeris, notiorem te Epiſtolae meae facient quam omnia iſta, quae colis; et propter quae coleris. Seneca *Epiſt.* 21. der in eben dieſem Briefe an ſeinen Freund Lucilius ſpricht: „Quod Epicurus amico ſuo potuit promittere, hoc tibi promitto, Lucili. „Habeo apud poſteros gratiam: poſſum mecum „duratura nomina educere.

wird, und die uns nicht ſchön zu reden, ſondern ſchön zu handeln lehren. Weg mit der Beredſamkeit, die uns ein Verlangen nach ihr, und nicht nach den Sachen ſelbſt machet: es müßte denn ſeyn, daß man ſagen wollte, die Beredſamkeit des Cicero ſey, da ſie ſo ausnehmend vollkommen iſt, ſelbſt etwas wirkliches.

Cicero liebte die Beredſamkeit ſehr.

Ich will dieſem noch eine Erzählung beyfügen, die wir von ihm leſen, damit wir ſeine Gemüthsart deſto beſſer begreifen mögen. Er hatte einmal öffentlich eine Rede zu halten, und ſehr wenig Zeit, ſich gehörig darauf zu zu bereiten: Eros, einer von ſeinen Knechten brachte ihm die Nachricht, daß die Verſammlung auf den folgenden Tag verſchoben worden wäre, und er wurde hierüber ſo froh, (*) daß er ihm für dieſe gute Zeitung mit der Freyheit beſchenkte.

Neigung des Montagne ſchickte ſich zu der Schreibart die man in Briefen beobachtet.

Bey Gelegenheit der Briefe will ich nur noch dieſes ſagen, daß ich hierinnen nach der Meynung meiner Freunde einige Stärke beſitze, und ihrem Gutachten nach beſſer gethan hätte, wenn ich meine Einfälle auf dieſe Art heraus gegeben hätte, woferne nur iemand geweſen wäre, mit dem ich hätte reden können. Allein ich würde, wie ich es ſonſten gehabt habe, einen gewiſſen Umgang brauchen, der mich aufmerkſam machte, unterhielte und unterſtützte. Denn ins Gelach hinein zu ſchreiben, wie es andere machen, das kann ich nur im Traume. Ich wüßte nicht, wie ich in einer ernſthaften Sache erdich-

(*) Plutarch. *Apophth. Reg. et Imp.* im Artikel Cicero.

(*) Man wird in dieſer Ausgabe neun Briefe des Montagne finden, die von dem, was er hier ſaget, einigen Begriff geben können.

erdichtete Namen erfinden ſollte, weil ich ein geſchworner Feind von aller Falſchheit bin. Ich würde weit aufmerkſamer und weit ſicherer gegangen ſeyn, wenn ich einen mächtigen und freundſchaftlichen Gegenſtand vor mir gehabt hätte, als da ich nur auf die unterſchiedlichen Geſtalten eines Volks Acht hatte. Ich weiß auch gewiß, daß es mir beſſer würde von ſtatten gegangen ſeyn. Ich habe von Natur eine Komiſche und vertrauliche Schreibart. Allein ſie ſchickt ſich auch nur für mich, und iſt zu öffentlichen Geſchäften ungeſchickt, gleichwie meine Sprache auch ſonſten auf alle Weiſe all zu kurz, unordentlich, unterbrochen und beſonders iſt. Ich verſtehe mich auch nicht auf Complimentirbriefe, die nichts anders, als zuſammengeflochtene höfliche Worte ſind.

Montagne war ein Feind der übertriebenen Complimente, die man in Briefen gebrauchet.

Ich habe weder Geſchicklichkeit noch Luſt zu dieſem langen Freundſchafts- und Dienſtbezeugungen. Ich halte ſo viel nicht davon: und alſo ſage ich nicht gern nur etwas mehr, als ich davon halte. Diß gehet aber ſehr weit von der ietzigen Gewohnheit ab. Denn man hat ſeine Anerbietungen niemals ſo niederträchtig und knechtiſch verſchwendet. Das Leben, die Seele, Ehrfurcht, Anbetung, Knecht, Sclave alle dieſe Worte laufen ſo häufig in den Briefen mit unter, daß wer eine noch deutlichere und ehrerbietige Geſinnung ausdrücken will, keine Art mehr hat, ſich aus zu drücken. Der Schein eines Schmäuchlers iſt mir in den Tod verhaßt. Diß machet, daß ich mich natürlicher Weiſe trocken, kurz, und etwas unfreundlicher ausdrücke, welches diejenigen, die mich nicht recht kennen, für einen Stolz

 halten.

halten. Ich ehre in der That dieienigen am meiſten, die ich dem Anſehen nach am wenigſten ehre. Da wo meine Seele mit einer großen Munterkeit einhergehet, vergeſſe ich zierliche Schritte zu machen. Ich erbiete mich alſo denienigen ganz mager und ohne Umſtände, denen ich wirklich ergeben bin, ja ich erbiete mich weniger gegen denienigen, dem ich am ergebenſten bin. Es dünkt mich, ſie müßten es mir an den Augen anſehen können, und meine Worte würden meine Gedanken ſchwächen. Wenn es zum Bewillkommen, zum Abſchied nehmen, zum Dankſagen, zum Grüſſen, zur Anerbietung meiner Dienſte und andern dergleichen Complimenten der Cäremoniengeſetze unſer Höflichkeit kommet, ſo kenne ich niemand, der ſo arm in ſeiner Sprache iſt, als ich bin. Ich habe mich auch niemals Empfehlungsſchreiben aus zu fertigen gebrauchen laſſen, daß ſie nicht demienigen, den ſie betrafen, trocken und ſeichte vorgekommen wären. Die Italiäner ſind rechte große Briefdrucker. Ich habe von ihnen, wie ich glaube, auf hundert unterſchiedene Bände. Annibals Caro Briefe ſcheinen mir die beſten zu ſeyn. Wenn dasienige Papier noch alles vorhanden wäre, das ich ſonſten den Damen zu lieb verſchmieret habe, da meine Hand wirklich von meiner Leidenſchaft geführet würde: ſo möchte ſich vielleicht manches Blat darunter finden, das der müßigen Jugend, die ſich dieſe Raſerey bethören läßt, mitgetheilet zu werden verdienet.

Er ſchickte ſich nicht zu Recommendationsſchreiben.

Ich ſchreibe meine Briefe beſtändig in der größten Geſchwindigkeit, und ſo übereilt, daß ich ſolche, ob ich ſchon eine unerträglich ſchlechte Hand habe,

Mit was für Geſchwindig-

be, dennoch lieber ſelbſt ſchreibe, als einen andern darzu gebrauche. Denn ich finde niemand, der mir hurtig genug nachſchreiben könnte, und ich ſchreibe ſie auch niemals ab. Ich habe die Groſſen, ſo mich kennen, gewöhnet, daß ſie es leiden, wenn ich darinnen auskratze, und das Papier ungebrochen und ohne Rand laſſe. Dieienigen Briefe, die mich die meiſte Mühe koſten, taugen am wenigſten. So bald als ich langſam ſchreibe, ſo iſt diß ein Zeichen, daß ich meine Gedanken nicht drauf habe. Ich fange gerne an, ohne vorher zu wiſſen, was ich ſchreiben will. Der erſte Gedanke bringet den andern hervor. Die Briefe ietziger Zeit enthalten mehr an Einkleidungen und Vorreden, als Sachen. Da ich lieber zween Briefe ſchreiben, als einen ſchlieſſen und zuſammen legen will: ſo überlaſſe ich dieſe Verrichtung beſtändig einem andern. Eben ſo wollte ich auch gern, wenn die Materie aus iſt, einem andern die Mühe übergeben, dieſe lange Complimente, Dienſtbezeugungen, und Bitten, womit wir ſchlieſſen, hinzu zu ſetzen, und wünſchen, daß eine neue Gewohnheit uns dieſer Laſt überhübe. Eben ſo beſchwerlich iſt es mir, einen ganzen Schweif von Aemtern und Titeln auf die Aufſchrift zu ſetzen: und laſſe dieſelben, weil ich etwas zu verſehen beſorge, manchmal beſonders an Leute, die Juſtitz- und Kammer Bediente ſind ſchreiben. So viele Neuerungen in den Aemtern, eine ſo ſchwere Eintheilung und Ordnung verſchiedener Ehrennamen, die ſo theuer erkaufet worden ſind, kann nicht verändert und ohne Beleidigung vergeſſen werden. Eben ſo unanſtändig halte ich es, wenn wir mit dergleichen Dingen den Anfang

keit und Unachtſamkeit Montagne ſeine Briefe ſchrieb.

und die Aufſchrift der Bücher beläſtigen die wir drucken laſſen.

Das XL. Hauptſtück.

Daß der Geſchmack an dem Guten und Böſen meiſtentheils auf die Meynung ankomme, die wir davon hegen.

Worauf ſich die Meynungen, die wir von dem Guten und Böſen haben, gründen.

Die Menſchen, ſaget ein alter Griechiſcher Schriftſteller (*), werden von den Meynungen, die ſie von den Dingen hegen, und nicht von den Dingen ſelbſten gemartert. Es würde vieles zur Erleichterung unſeres elenden menſchlichen Zuſtandes beytragen, wenn iemand dieſen Satz als eine allgemeine Wahrheit überall einführen könnte. Denn wenn das Böſe nicht eher feſten Fuß bey uns faſſen kann, als bis wir es dafür halten, ſo ſcheinet es, es ſtehe in unſerer Gewalt, ſolches entweder zu verachten, oder zum beſten zu kehren. Wenn nun die Sachen nach Wunſche gehen, warum wollen wir ſie nicht zu unſerm Vortheile anwenden? Wenn dasienige, was wir Uebel und Marter nennen, an ſich weder ein Uebel noch eine Marter iſt, ſondern blos, nach dem unſere Einbildung ihm dieſe Eigenſchaft beyleget: ſo ſtehet es ia bey uns, daſſelbige zu ändern. Wenn wir alſo die Wahl haben, und niemand uns zwinget, ſo ſind wir ia gewaltig närriſch, daß wir uns gerade auf dieienige Seite wenden, die uns die verdrießlichſte iſt, und den Krankheiten, dem

(*) Ταρασσει τȣς ἀνθρωπȣς, ȣ τα πραγματα, αλλα τα περι των πραγματων δογματα. Epicteti *Enchiridion* c. 10.

dem Mangel und der Verachtung einen ſauern bittern Geſchmack geben, da wir ihnen doch einen guten geben könnten. Denn da uns das Glück nur ſchlechthin die Materie und den Stof giebt, ſo dürfen wir ihm nur die Forme geben.

Was eigentlich Uebel heiſſe und wie es komme, daß es uns rühret.

Daß aber dasienige, was wir Uebel nennen, an ſich ſelbſten keines iſt, oder daß, geſetzt es wäre eins, auf uns ankomme, demſelbigen einen andern Geſchmack, und, welches auf eines hinaus läuft, ein anderes Anſehen zu geben: Diß wollen wir, wenn es möglich iſt, zu behaupten ſuchen. Wenn die Dinge vor welchen wir uns fürchten ihrem Weſen nach ſich in uns ſetzen könnten: ſo würden ſie ſich wohl in allen auf eine gleiche und ähnliche Weiſe ſetzen. Denn die Menſchen gehören alle unter eine Gattung: und ſind, das mehr und weniger ausgenommen, alle mit einerley Werkzeugen zu denken und zu urtheilen verſehen. Allein, die Verſchiedenheit der Meynungen, welche wir von dieſen Dingen haben, zeuget deutlich, daß ſie bloß mit unſerm Willen bey uns ihren Eingang finden. Einer verſtattet ihnen vielleicht nach ihrem wahren Weſen einen Eingang, aber tauſend andere geben demſelbigen ein neues und ein ganz entgegen ſtehendes Weſen bey ſich.

Der Tod: verſchiedene Meynungen davon.

Wir halten den Tod, die Armuth und den Schmerz für unſere vornehmſte Feinde: wer weiß aber nicht, daß der Tod, den einige das allerſchrecklichſte Ding unter allen ſchrecklichen nennen, von andern der einige Hafen aller andern Martern dieſes Lebens, das höchſte Gut der Natur, die einzige Stütze unſerer Freyheit, und das allgemeine und eilfertige Hülfsmittel wider alles Uebel genennet wird? Einige erwarten ihn zit-

ternd und erſtarret, andere ertragen ihn leichter als das Leben. Mancher beklagt ſich gar, daß er ſo was leichtes iſt:

(*) Mors vtinam pauidos vita ſubducere nolles,
Sed virtus te ſola daret!

Doch wir wollen dieſe Ruhmvolle Herzhaftigkeit übergehen. Theodor antwortete dem Lyſimachus, welcher ihn zu ermorden drohete (**): **Du wirſt was großes thun, wenn du es einer Spaniſchen Fliege gleich thuſt.** Bey den meiſten Philoſophen findet man, daß ſie ihrem Tode entweder vorſetzlich zuvor gekommen ſind, oder denſelben doch beſchleuniget und befördert haben. Wie viel gemeine Leute ſiehet man nicht, die zum Tode geführet werden, und zwar nicht zu einem ſchlechten, ſondern zu einem mit Schande, ia manchmal gar mit gewaltigen Martern verknüpften Tode, und dennoch manchmal aus Hartnäckigkeit, manchmal aus natürlicher Einfalt einen ſolchen Muth bezeugen, daß man keine Veränderung an ihnen wahrnimmet. Sie beſtellen ihr Haus, ſie empfehlen ſich ihren Freunden, ſingen, predigen und reden mit dem Volke: ia ſie mengen ſo gar manchmal Scherzreden mit ein, und trinken ihren Bekannten zu ſo gut als Socrates.

Einer,

(*) O Tod, wollte Gott du möchteſt nicht die Verzagten hinwegnehmen, und die Tapferkeit brächte dich alleine zuwege. Lucan. L. IV. v. 580. u. f.

(**) Magnum vero, inquit, effeciſti, ſi cantaridis vim conſecutus es. Cicer. *Tuſc. Quaeſt.* L. V. c. 40.

Einer, den man zum Galgen führete, ſagte, man ſollte ihn durch eine gewiſſe Gaſſe nicht führen, denn er befürchtete, daß ihn ein gewiſſer Kaufmann einer alten Schuld wegen beym Kopf nehmen lieſſe. Ein anderer ſagte zu dem Scharfrichter, er ſollte ihn nicht an die Kehle greifen, damit er ſich nicht zu Tode lachen möchte, weil er ſo kützlich wäre. Ein anderer antwortete ſeinem Beichtvater, der ihm verſprach, daß er noch heute mit unſerem Herr Gott zu Abend eſſen würde. **Gehen ſie lieber ſelber hin, denn ich meines Ortes faſte.** Als ein anderer zu Trinken gefordert, und der Scharfrichter zuerſt getrunken hatte, ſo ſagte er, er möchte nun nicht trinken, er möchte ſonſt eine garſtige Krankheit bekommen. Jeder hat von dem Piccarder gehört, dem man, wie er auf der Leiter ſtund, eine Hure zeigte, und ihm, wie es unſere Juſtitz manchmal erlaubt, das Leben ſchenken wollte, wenn er ſie heyrathen würde, der aber, als er ſie ein wenig betrachtet und wahrgenommen hatte, daß ſie hinkend war, ſprach: **Knüpfe auf, knüpfe auf, ſie hinkt.** Eben ſo ſagt man, daß in Dännemark einem Manne, dem der Kopf ſollte abgeſchlagen werden, wie er ſchon auf dem Gerichtplatze ſtand, ein ähnlicher Vorſchlag ſey gethan worden, den er ſich aber einzugehen weigert, weil das Mädgen, das man ihm anbot, eingefallene Backen und eine allzuſpitzige Naſe hatte. Ein Knecht, der zu Toulouſe Ketzerey halber angeklaget wurde, berief ſich ſtatt aller Rechenſchaft von ſeinem Glauben, auf den Glauben ſeines Herrns, eines iungen Studentens, der mit ihm zugleich gefangen lag, und wollte lieber ſterben, als ſich überreden laſſen, daß ſein Herr

Scherzreden einiger Perſonen, die zum Tode geführet worden.

Herr irren könnte. Wir leſen, daß ſich unter den Einwohnern der Stadt Arras, als ſie der König Ludwig XI einnahm, eine große Anzahl gefunden habe, die ſich eher haben henken laſſen, als ſagen wollen: **Es lebe der König.**

Schalksnarren, die noch im ſterben gescherzet haben.

Selber unter den niederträchtigen Gemüthern der Schalksnarren haben ſich einige gefunden, die ihre Poſſen nicht einmal im Tode haben laſſen wollen. Einer, den der Scharfrichter von der Leiter ſties, ſchrie: **Friſch zu**, welches ſein ordentliches Sprüchwort war. Ein anderer, den man, wie er im Begriffe war zu ſterben, der Länge nach an einem Kamin auf einen Strohſack geleget hatte, antwortete dem Arzte, der ihn fragte, wo ihm das Uebel ſäſſe? **Zwiſchen der Bank und dem Feuer.** Und als der Prieſter, um ihm die letzte Oelung zu geben, ſeine Füſſe ſuchte, welche er wegen des Schmerzens an ſich gezogen hatte, ſagte er: Sie werden **dieſelben am Ende der Schenkel finden.** Den Menſchen, der ihn ermahnete, er ſollte ſich Gott empfehlen, fragte er: **Wer gehet denn hin?** und da dieſer antwortete: Ihr werdet, wenn Gott will, ſelber bald hingehen, verſetzte er: **Wenn ich nur morgen Abends da bin!** Empfehlet euch ihm nur ernſtlich, fuhr der andre fort, ſo werdet ihr bald dort ſeyn. Es iſt alſo beſſer, gab er zur Antwort: **daß ich ihm ſelbſt meinen Empfehl vermelde.**

Weiber, die ſich mit dem Körper ihrer Männer

In dem Königreiche Narſinga werden noch heut zu Tage die Prieſterweiber mit den Körpern ihrer Männer lebendig begraben. Alle andere Weiber hingegen (*) laſſen ſich mit ihren Männern nicht

(*) In Indien, ſagt Cicero, heyrathet ein ieder Mann

nicht nur ſtandhaft, ſondern auch freudig verbrennen. Bey dem Tode des Königes ſtellen ſich ſeine Gemahlinnen, ſeine Kebsweiber, ſeine Lieblinge, alle ſeine Staatsbedienten und Knechte, die ein ganzes Volk ausmachen, ſo munter bey dem Feuer ein, in welchem ſein Leib verbrennet wird, daß ſie dadurch zu erkennen geben, ſie machen ſich eine große Ehre daraus, ihren Herren darinnen zu begleiten. lebendig begraben oder verbrennen.

Während unſerer letzten Kriege in Meyland, und ſo vieler Eroberungen und Wiedereroberungen faßte das Volk, welches über ſo verſchiedene Veränderungen des Glückes ungedultig war, einen ſolchen Entſchluß zu ſterben, daß mir mein Vater geſagt hat, er wüßte daſelbſt wohl auf die fünf und zwanzig Hauswirthe, die ſich in einer Woche umgebracht hätten. Dieſe Begebenheit kommet derjenigen gleich, die ſich bey den Xanthiern zutrug (*), die, als ſie von dem Brutus belagert wurden, ohne Unterſchied Männer, Weiber und Kinder auf ein ſo raſendes Verlangen nach Wie der Tod willig und begierig geſuchet worden.

Mann viele Weiber, und wenn der Mann ſtirbt, ſo ſtreiten ſie, welche am meiſten geliebt worden ſey. Welche nun den Sieg davon trägt, die iſt voller Freude, und wird auf eben dem Scheiterhaufen mit ihrem Manne verbrannt. *Tuſc. Quaeſt.* L. V. c. 27. Eben das iſt bey einem Thraciſchen Volke gebräuchlich geweſen, wie Herodotus meldet, L. V. p. 331. und iſt noch itzo in Indoſtan gebräuchlich, wie uns Bernier mit Augen geſehen zu haben verſichert. Man ſehe deſſen *Memoires ſur l'Empire du Grand Mogol*, wo er von den Heyden in Indoſtan handelt. Vol. II. p. 131. u. f.

(*) Plutarch im Leben des Marcus Brutus.

nach dem Tode verfielen, daß ſie alles, was man dem Tode zu entgehen thut, dem Leben zu entgehen thaten; dergeſtalt, daß Brutus mit genauer Noth eine ſehr kleine (*) Anzahl von denſelbigen erretten konnte.

Meynungen, die man mit Lebensgefahr behauptet.

Eine iede Meynung iſt ſtark genug, daß wir dieſelbige behaupten, wenn wir gleich das Leben darüber verlieren ſollten. Der erſte Artikel des beherzten Schwures, den Griechenland in dem Mediſchen Kriege that und hielte, war dieſer, daß ein ieder eher den Tod mit dem Leben, als die Perſiſchen Geſetze mit den Griechiſchen verwechſeln wollte. Wie viel Leute ſiehet man nicht in dem Kriege zwiſchen den Türken und den Griechen, die eher den härteſten Tod leiden, als der Beſchneidung abſagen, und die Taufe annehmen wollen? Ein Beyſpiel zu welchem alle Arten von Religionen fähig ſind!

Juden, mit welchen die Portugieſen grauſam verfuhren, damit ſie ihre Religion verändern ſollten.

Da die Könige von Caſtilien die Juden aus ihrem Lande vertrieben: ſo verkaufte der König in Portugall Johannes um acht Thaler einem ieden die Freyheit ſich eine gewiſſe Zeit in ſeinem Lande aufzuhalten, unter der Bedingung, daß ſie nach Verfluß dieſer Zeit das Land räumen, und er ihnen Schiffe geben wollte, womit ſie nach Africa überfahren könnten. Als nun der Tag angekommen war, nach deſſen Verlaufe dieienigen, ſo nicht gehorchet haben würden, ſeine Sklaven bleiben ſollten: ſo wurden ihnen die Schiffe ſehr ſparſam gereichet, und dieienigen, ſo

(*) Nur funfzig, die wider ihren Willen erhalten wurden, ſagt Plutarch eben das.

ſo ſich darauf begaben, von den Schifleuten ſehr hart und ſchimpflich gemißhandelt. Dieſe hielten ſie auſſer vielen andern Beleidigungen mit hin und herfahren ſo lange auf der See auf, bis ſie alle ihre Lebensmittel verzehret hatten, und gezwungen waren, ihnen ſolche ſo theuer und ſo lange abzukaufen, daß ſie nichts mehr als das Hemde auf dem Leibe hatten, da man ſie ans Land ſetzte. Da die Nachricht von dieſem unmenſchlichen Verfahren denenienigen, die noch im Lande waren, zu Ohren kam, ſo entſchloſſen ſich die meiſten zur Knechtſchaft, doch ſtellte ſich keiner als wenn er die Religion ändern wollte. Emanuel, der dem Johann in der Regierung folgete, ſetzte ſie anfangs wieder in Freyheit, änderte aber hernach ſeinen Sinn, befahl ihnen aus ſeinem Lande zu gehen, und wies ihnen drey Seehäfen zu ihrer Ueberfahrt an. Es hoffete, ſagt der Biſchof Oſorius, ein anſehnlicher Lateiniſcher Geſchichtſchreiber unſerer Zeit, daß da die Annehmlichkeit der wiederhohlten Freyheit ſie nicht zum Chriſtenthume bekehret hätte, ſie die Gefahr, ſich den Diebereyen der Seeleute aus zu ſetzen, ein Land zu verlaſſen, wo ſie wohnhaft und ſehr reich waren, und ſich dagegen in ein unbekanntes und fremdes Land zu begeben, darzu bringen würde. Allein, da er ſich in ſeiner Hoffnung betrogen ſahe, und ſie alle zur Ueberfahrt bereit waren: ſo erlaubte er ihnen zween Seehäfen weniger, als er ihnen verſprochen hatte, damit die Länge der Zeit und die Ungemächlichkeit bey der Ueberfahrt einige davon zurücke halten, oder er Gelegenheit haben möchte, ſie alle auf einen Haufen zuſammen zu bringen, damit ihm das Vorhaben deſto bequemer von ſtatten gehen möchte. Dieſes beſtand

darinnen (*), daß er befahl, man ſollte alle Kinder, die unter vierzehen Jahren waren, den Vätern und Müttern aus den Händen reiſſen, um ſolche von ihnen getrennt, an einen Ort zu bringen, wo ſie in unſerer Religion unterrichtet würden.

Er

(*) Mariana, ein berühmter Jeſuit, meldet uns in ſeiner Geſchichte von Spanien, daß man kraft eines neuen Befehls dieſes Herrn dieſe Kinder mit Gewalt getaufet habe. Judaeis paulo poſt nouo edicto filii ſunt detracti quatuordecim annis minores, atque ſalutaribus aquis per vim adhibiti; „Grauſamer Befehl, ſetzet dieſer ehrliche Jeſuit hinzu, der der chriſtlichen Religion und ihren Grundſätzen völlig zu wider iſt.„ Inſolens decretum a legibus & inſtitutis chriſtianis abhorrens maxime. „Was, ſaget er ferner, muß man die Menſchen mit Gewalt zur Annehmung der chriſtlichen Religion zwingen, und bey der wichtigſten Sache von der Welt den Leuten die Freyheit rauben, dies himmliſche Geſchenk für diejenigen, die Gott zu ihren eigenen Herren hat machen wollen? Es iſt eine erſchreckliche Sünde, wenn man ſich ſo weit vergehet, daß man ſo gar in dieſer Abſicht die Kinder aus den Armen ihrer Väter reiſſet. Dennoch hat ſich die Portugieſiſche Nation in dieſen zwey Stücken verſündiget, indem ſie die Kinder mit Gewalt und ohne die Einwilligung ihrer Väter, zur Taufe geſchleppt, und die erwachſenen Perſonen ſich für Chriſten aus zu geben, gezwungen, indem ſie dieſelbigen mit Schimpf überhäufet, und ihnen beſonders betrügeriſcher Weiſe die Mittel benommen hat, ſich anders wohin zu begeben, welche man doch ihnen zu verſtatten ſich ausdrücklich anheiſchig gemacht hatte.„ Malo cogas homines chriſtiana ſacra ſuſcipere! Libertate coelo data, in re omnium grauiſſima ſpolies quos Deus

ſui

Er ſaget, daß dieſes Verfahren einen abſcheulichen Anblick verurſachet habe. Denn da die natürliche Liebe zwiſchen Aeltern und Kindern, und was noch mehr iſt, der Eifer für ihren alten Glauben, dieſem gewaltthätigen Befehle entgegen ſtanden, ſo ſahe man gemeiniglich Väter und Mütter ſich ſelbſten ums Leben bringen, und, welches noch weit ärger iſt, aus Liebe und Mitleiden ihre iungen Kinder in die Brunnen ſtürzen, um dem Geſetze zu entgehen. Endlich da die geſetzte Zeit ihr Ende erreichet hatte, und ſie kein anderes Mittel ſahen, ſo begaben ſie ſich wiederum in die Knechtſchaft. Einige wurden Chriſten, auf welcher Glauben aber, oder vielmehr auf welcher Nachkommen ihren Glauben, wenig Portugieſen noch heut zu Tage, da dieſes ſchon hundert Jahre ſind, trauen wollen; ohngeachtet die Gewohnheit und die Länge der Zeit bey dergleichen Veränderungen weit ſtärkere Rathgeber, als alle andere Zwangsmittel ſind.

Juden, die aus Eifer für ihre Religion ſich ſelber, und ihre eigenen Kinder umgebracht haben.

In der Stadt Caſtelnau Darry lieſſen ſich funfzig Waldenſer mit geſetztem Muthe lieber, mit einander lebendig verbrennen, ehe ſie ihre Meynun-

Waldenſer wollen ſich lieber verbren-

ſui arbitrii eſſe voluit? Graue id piaculum ſit; anne filios quidem a parentibus eo ſtudio abſtrahere liceat? In vtroque tamen Gens Luſitana peccauit, pueris enimvero ſine voluntate parentum ad baptiſma violenter raptis, atque maioribus natu, vt Chriſto darent nomina, conuitiis & contumelia vexatis: nominatim diſcedendi facultate per fraudem ſublata, cuius neceſſitas erat impoſita. Joannis Marianae *Hiſtoriae de rebus Hiſpaniae, Moguntiae*, Tom. II. L. XXVI. Cap. 13.

nen laſſen, als ihre Meynungen verläugnen.

nungen verläugneten (*). Quoties non modo ductores noſtri, ſagt Cicero, ſed vniuerſi etiam exercitus ad non dubiam mortem concurrerunt?

Der Tod wird allzu begierig geſuchet.

Ich habe einen meiner beſten Freunde mit Gewalt aus einer wahrhaftigen und wegen verſchiedener vernünftiger Vorſtellungen eingewurzelten Luſt zu ſterben, die ich ihm nicht ausreden konnte, dem Tode in den Rachen laufen ſehen. Er ſtürzte ſich bey erſter Gelegenheit, weil er ſich eine gewiſſe hohe Bedienung zu erlangen eingebildet hatte, ohne alle Noth auf eine harte und ſchmerzliche Weiſe hinein. Wir haben zu unſerer Zeit verſchiedene Exempel von ſolchen Leuten, und ſo gar von Kindern, die aus Furcht einer ganz geringen Ungemächlichkeit ſich ſelber ermordet haben. Wovor werden wir uns nicht fürchten müſſen, ſaget ein Alter bey dieſer Gelegenheit, wenn wir uns davor fürchten, was die Zaghaftigkeit ſchon ſelber zu ihrer Freyſtadt erwählet hat? Wenn ich hier eine lange Reihe derienigen hernennen wollte, die von beyderley Geſchlecht, aus allen Ständen, und aus allen Zeiten in den glückſeligſten Jahrhunderten den Tod entweder ſtandhaft erwartet, oder freywillig geſuchet haben; und zwar nicht allein um den Unglücksfällen in dieſem Leben zu entgehen, ſondern manche bloß weil ſie des Lebens ſatt waren, manche aber auch aus Hoffnung eines beſſern Zuſtandes an einem andern Orte: ſo würde ich niemals fertig

(*) Wie oft ſind nicht nur unſere Heerführer, ſondern auch ganze Heere dem gewiſſen Tode in den Rachen gelaufen. Cic *Tuſc. Quaeſt.* L. I. c. 31.

fertig werden. Denn die Zahl derſelbigen iſt ſo groß, daß es mir in der That leichter ankommen ſollte, dieienigen zu zählen, die ſich davor gefürchtet haben. Ich will nur noch erwehnen, daß der Philoſoph Pyrrho ſich einſtens bey einem großen Sturme auf einem Fahrzeuge befand (*), und denienigen, die am meiſten erſchrocken waren, Schweine, welche in demſelben befindlich gezeiget, die ſich nichts um das Ungewitter bekümmerten, und ſie dadurch zur Herzhaftigkeit ermahnet habe.

Zu welchem Endzwecke die Erkenntniß dienet.

Unterſtehen wir uns zu ſagen, daß die Vernunft mit der wir uns ſo groß wiſſen, und um welcher willen wir uns für Beherrſcher und Regenten der übrigen Creaturen halten, uns zu unſerer Quaal gegeben worden ſey? Was nützt die Erkenntniß der Dinge, wenn wir nur verzagter dadurch werden? wenn wir unſere Ruhe und Zufriedenheit, in welcher wir ohne ſie ſeyn würden, außerdem darüber verliehren? wenn ſie uns in einen ſchlimmern Zuſtand, als Pyrrhons Schwein verſetzet? Wollen wir den Verſtand, der uns zu unſerem höchſten Gute gegeben worden iſt, zu unſerem Verderben anwenden? Wollen wir die Abſicht der Natur und die allgemeine Ordnung der Dinge beſtreiten, welche erfordert, daß ein ieder ſeine Werkzeuge und Mittel zu ſeiner Bequemlichkeit anwende?

Der Schmerz iſt das größte Uebel.

Gut, wird man zu mir ſprechen, deine Regel dienet wider den Tod: allein was willſt du von der Armuth ſagen? Was willſt du ferner von dem

(*) Diog. Laert. *in Vita Pyrrh.* Lib. IX. Segm. 68.

dem Schmerze ſagen, den Ariſtippus, Hieronymus und die meiſten Weiſen für das größte Uebel gehalten haben? und den diejenigen, die es den Worten nach läugneten, doch in der That dafür erkannt haben? Da Poßidonius von einer durchdringenden und empfindlichen Krankheit ungemein gemartert wurde, und ihn Pompejus beſuchte, und ſich entſchuldigte, daß er ihn über die Philoſophie reden hören wollte, antwortete Poßidonius: **Das wolle GOtt nicht, daß der Schmerz ſo viel Gewalt über mich bekäme (*) und mich davon zu reden verhinderte**, und fieng ſo gleich von der Verachtung des Schmerzens zu reden an. Indeſſen ſpielte der Schmerz ſeine Rolle, und quälte ihn unaufhörlich, wobey er ausrufte (**): **Schmerz! mache was du willſt, ich will dennoch nicht ſagen, daß du ein Uebel ſeyſt.** Was beweiſet dieſe Erzählung, aus welcher man ſo viel macht, von der Verachtung des Schmerzens. Er ſtreitet blos mit Worten. Denn, wenn er denſelben nicht fühlet, warum bricht er ab? warum denket er, viel zu thun, wenn er ihn kein Uebel nennet? Hier beſtehet nicht alles in der Einbildung. In andern Dingen folgen wir der Einbildung, hier aber ſpielt die Wiſſenſchaft ihre Rolle, und unſere Sinne thun ſelber den Ausſpruch.

(*) Qui

(*) Nec committam, vt dolor corporis efficiat, vt fruſtra tantus vir ad me venerit. Cic. *Tuſc. Quaeſt.* L. II. c. 24.

(**) Nihil agis, quamuis ſis moleſtus, nunquam te eſſe confitebor malum. Eben daſ.

(*) Qui niſi ſunt veri, ratio quoque falſa
ſit omnis.

Können wir unſere Haut überreden, daß ſie die Steigriemen kützeln? oder unſern Geſchmack, daß Aloe Wein (**) von Graves ſey? Pyrrhons Schwein iſt hier auf unſerer Seite. Es iſt zwar unerſchrocken vor dem Tode, aber wenn man es ſchlägt, ſo ſchreiet es und hat Schmerzen. Können wir das allgemeine Geſetz der Natur, das man bey allem, was unter dem Himmel lebet wahrnimmt, zwingen, daß wir unter dem Schmerze nicht zittern? Die Bäume ſelber ſcheinen zu ächzen, wenn man ſie verletzet. Der Tod wird nur durch die Einbildung empfindlich, weil er nur eine augenblickliche Bewegung iſt.

(***) Aut fuit, aut veniet, nihil eſt praeſentis
in illa:
Morsque minus poenae, quam mora
mortis habet.

Tauſend Thiere, tauſend Menſchen ſind eher todt, ehe ſie es gewahr werden. Ordentlicher Weiſe

(*) Und wenn die Sinne nicht recht haben, ſo iſt alle Vernunft falſch. Lucret. Lib. IV. c. 48.

(**) Iſt eine Gegend bey Bourdeaux, wo vortreflicher Wein wächſet

(***) Er iſt entweder vorbey, oder kommt, nichts iſt gegenwärtig in ihm. Der Tod verurſachet weit weniger Schmerz, als die Verzögerung des Todes. Der erſte von dieſen zween lateiniſchen Verſen, iſt aus einer Gattung von einer Satyre genommen, die Stephan von Boetie, des Montagne Freund, ihm zugeſchrieben hatte, und deren Anfang oben S. 348 f. angeführet worden iſt. Der andere Vers iſt aus dem Ovidius, aus dem Briefe der Ariadne an den Theſeus v. 84.

fürchten wir uns vornämlich vor dem Schmerze, ſeinem Vorläufer. Bey dem allen, wenn man hierinn einem Kirchenvater glauben darf (*): Malam mortem non facit, niſi quod ſequitur mortem, ſo wollte ich faſt noch wahrſcheinlicher ſagen, daß weder das, was vorher gehet, noch das, was nachfolget, zu dem Tode gehöre. Wir entſchuldigen uns fälſchlich. Denn ich finde in der Erfahrung, daß uns vielmehr die Ungedult über der Vorſtellung des Todes über uns bey den Schmerzen ungedultig macht, und verurſachet, daß wir ihn doppelt ſtark empfinden, weil er uns mit dem Tode drohet. Allein, da uns die Vernunft unſere Zagheit vorrücket, daß wir uns vor einer ſo gählingen, ſo unvermeidlichen, ſo unmerklichen Sache fürchten, ſo ergreifen wir dieſen andern Vorwand, der ſich eher entſchuldigen läſſet. Von allen Uebeln, die keine andere Gefahr, als das Uebel nach ſich ziehen, ſagen wir, ſie wäre ohne Gefahr. Wer zählet das Zahnwehe, das Zipperlein, ſo ſchmerzlich ſie auch ſind, unter die Zahl der Krankheiten, bloß weil ſie nicht tödtlich ſind.

Wie der Schmerz als der gefährlichſte Zufall für uns verringert werden kann.

Doch vorausgeſetzt, daß wir bey dem Tode hauptſächlich auf den Schmerz ſehen, gleichwie auch die Armuth ſonſten nichts fürchterliches an ſich hat, als dieſes, daß ſie uns durch den Durſt, den Hunger, die Kälte, die Hitze, die ſchlafloſen Nächte, die ſie uns aus zu ſtehen zwinget, ihm in die Hände liefere: ſo wollen wir alſo bloß mit dem Schmerzen zu thun haben. Ich gebe zu, daß derſelbige der ſchlimmſte Zufall für uns iſt:

(*) Nur die Folgen des Todes machen den Tod zu einem Uebel. Auguſtin. *de Ciuit. Dei* L. I. c. 2.

iſt: und dieſes thue ich ganz gerne, weil ich ihm vor allen andern Menſchen ſo feind bin, und ſo ſehr fliehe, daß ich Gott ſey Dank, bis hieher nicht viel von ihm weiß. Allein es ſtehet in unſerer Gewalt, denſelbigen, wo nicht völlig zu vernichten, zum wenigſten doch durch Gedult zu vermindern, und, wenn gleich unſer Leib dadurch nicht erſchüttert wird, nichts deſto weniger die Seele und die Vernunft unverletzt zu erhalten. Wenn dieſes nicht wäre, was hätte ſonſt die Tugend, die Tapferkeit, die Stärke, die Grosmuth und die Entſchloſſenheit in Anſehen gebracht? Was hätten dieſe zu thun, wenn ſie keinem Schmerze mehr Trotz bieten müſſen?

(*) Auida eſt periculi virtus. Wenn man nicht muß auf der harten Erde ſchlafen, die Mittagshitze in völliger Rüſtung ausſtehen, Pferde und Eſel freſſen, ſich in Stücke zerhauen ſehen, ſich Kugeln zwiſchen den Knochen heraus reiſſen laſſen, ſeine Wunden heften, brennen und mit Inſtrumenten hinein fahren laſſen, wodurch wird man den Vorzug erwerben, den wir vor dem Pöbel haben wollen? Es iſt weit gefehlt, daß man das Uebel und den Schmerz fliehen dürfte. Die Weiſen ſagen, daß unter denienigen Handlungen, welche gleich gut ſind, dieienigen den Vorzug verdienen, welche am meiſten Mühe koſten. (**) Non enim hilaritate nec laſciuia, nec riſu aut ioco comite

(*) Die Tugend iſt begierig nach Gefahr. Senec. cur bonis viris mala fiunt. Cap. 4.

(**) Man wird nicht durch Munterkeit, Muthwillen, Lachen und Scherzen, den Gefährten der Leichtſinnigkeit

te leuitatis, ſed ſaepe etiam triſtes firmitate et conſtantia ſunt beati. Aus dieſer Urſache aber konnte man unſere Vorfahren unmöglich überreden, daß die gewaltſamen Eroberungen in dem Kriege nicht vortheilhafter wären, als diejenigen, die man in aller Sicherheit durch Liſt und Kunſtgriffe erhält.

(*) Laetius eſt, quoties magno ſibi conſtat honeſtum.

Ferner muß uns dieſes tröſten, daß natürlicher Weiſe „der Schmerz, wenn er heftig iſt, nicht „lange dauert, und wenn er lange anhält, gerin„ge iſt:„ (**) Si grauis, breuis, ſi longus, leuis. Du wirſt ihn nicht lange Zeit empfinden, wenn du ihn allzuſtark empfindeſt, er wird entweder ſich, oder dir, ein Ende machen. Beydes kommt auf eines hinaus. Wenn du ihn nicht überwältigeſt, ſo wird er dich überwältigen. (*) Memineris maximos morte finiri; paruos multa habere interualla requietis: mediocrium nos eſſe dominos: vt ſi tolerabiles ſint, feramus: ſin minus, e vi-

nigkeit, ſondern auch bey traurigen Vorfällen durch Beſtändigkeit und Standhaftigkeit glücklich. Cic. *de Finib.* L. II. c. 20.

(*) Eine tugendhafte Handlung iſt um ſo viel reizender, iemehr ſie koſtet. Lucan. L. IX. v. 404.

(**) Cic. *de Finibus* L. II. c. 29.

(***) Erinnere dich, daß die großen Schmerzen mit dem Tode ein Ende nehmen, daß bey den kleinen viele Zwiſchenſtände ſind, daß wir Herren über die mittelmäßigen ſind, daß wir ſie geduldiger ertragen, wo nicht, aus dem Leben, wenn es uns nicht mehr gefället, wie von einer Schaubühne abtreten können. Eb. daſ. *de Finibus* L. I. c. 15.

e vita, quum ea non placeat, tanquam e theatro exeamus. Die Urſache, weswegen wir den Schmerz mit ſo vieler Ungedult ertragen, iſt dieſe, daß wir nicht gewohnt ſind, unſer vornehmſtes Vergnügen in unſerer Seele zu ſuchen, und uns nicht genug auf ſie verlaſſen, da ſie doch die einzige und höchſte Gebieterinn über unſern Zuſtand iſt. Der Körper hat nur einen Gang und eine Wendung, das mehr und weniger ausgenommen. Die Seele hingegen kann alle mögliche Geſtalten annehmen, und lenket alle Empfindungen des Körpers und alle andere Zufälle nach ſich und nach ihrem Zuſtande, er ſey wie er wolle. Deswegen muß man ſie ausforſchen und genau kennen lernen, und ihre ſtarken Triebfedern in ihr in Bewegung bringen. Keine Vorſtellung, keine Veriährung, keine Gewalt vermag etwas wider ihre Neigung und ihre Wahl auszurichten. Laſſet uns ihr demnach unter ſo viel tauſend Mitteln, die ſie in ihrer Gewalt hat, ein einziges geben, das zu unſerer Ruhe und Erhaltung geſchickt iſt. Auf dieſe Art ſind wir nicht vor allen Widerwärtigkeiten ſicher, ſondern die Widerwärtigkeiten und Unglücksfälle müſſen uns ſo gar, wenn es ihr gefället zum beſten gereichen und angenehm werden. Sie machet ſich alles ohne Unterſchied zu Nutze. Der Irrthum, die Träume dienen ihr ſtatt eines erlaubten Mittels uns Sicherheit und Vergnügen zu verſchaffen. Es iſt leicht wahrzunehmen, daß bloß die Schärfe unſers Verſtandes dasienige iſt, den Schmerzen und die Wolluſt empfindlicher zu machen. Die Thiere laſſen mit dem ihrigen den Körpern ihre freye und natürliche Empfindungen. Und folglich haben bey nahe alle in ieder Art nur ei-

ner-

nerley Empfindung, ſo viel ſie durch die Aehnlichkeit ihrer Regungen an den Tag legen, wenn wir nicht ſelber dem Rechte das unſere Glieder in dieſem Stücke haben, Eintrag thun. Unſtreitig hat die Natur die Empfindung des Schmerzens und der Wolluſt bey ihnen gehörig gemäßiget. Und dieſes kann nicht anders ſeyn, weil dieſelbe überall gleich und allgemein iſt; da wir uns aber ihren Geſetzen entziehen, um uns der ausſchweifenden Freyheit unſerer Einbildungen zu überlaſſen; ſo müſſen wir ſie wenigſtens auf die angenehmſte Seite zu lenken ſuchen. Plato befürchtet (*), wir hängen dem Schmerze und der Wolluſt allzu hefftig nach, weil unſere Seele hiedurch allzuſtark an den Körper gebunden und angeheftet wird. Ich hingegen beſorge ſolches vielmehr deswegen, weil ſie hierdurch allzuſehr von dem Körper getrennet und abgezogen wird. So wie der Feind durch unſere Flucht hitziger gemacht wird, ſo wird auch der Schmerz trotziger, wenn er uns vor ſich erzittern ſiehet. Er wird weit eher mit ſich handeln laſſen, wenn man ihm die Spitze bietet. Man muß ſich ihm nur widerſetzen und wider ihn ſteifen. Wenn wir weichen und zurücke gehen, ſo beſchleunigen wir das Verderben, welches uns drohet. Gleichwie der Leib unter einer Laſt viel feſter ſtehet, wenn man ſich ſtämmet, ſo iſt es auch mit der Seele. Allein wir wollen auf Beyſpiele kommen, die für ſchwache Leute wie ich bin, die rechte Speiſe ſind. Alsdann werden wir finden, daß es ſich mit dem Schmerze, wie mit den Steinen verhält, die bald eine höhere, bald eine blaſſere Farbe annehmen, nachdem die ihnen unter-

(*) *In Phaedone* p. 83. d. Tom. I.

unterlegte Folie iſt, und daß derſelbige nur ſo viel Platz bey uns findet, als wir ihm einräumen. (*) Tantum doluerunt, quantum doloribus ſe inſeruerunt. Wir empfinden einen Schnitt von dem Meſſer eines Wundarztes mehr, als wir zehn Hiebe mit dem Degen in der Hitze des Gefechtes fühlen.

Geburtsſchmerzen werden ohne Mühe überſtanden.

Die Geburtsſchmerzen welche von den Aerzten und von Gott ſelber für groß geachtet werden, und bey welchen wir ſo viele Weitläuftigkeiten machen, werden von ganzen Völkern nichts geachtet. Ich will nicht von den Lacedämoniſchen Weibern reden, ſondern nur von den Schweizeriſchen unter unſerm Fußvolke. Was für Veränderung ſiehet man an ihnen, außer daß ſie hinter ihren Männern her traben, und heute ein Kind an dem Halſe hängen haben, das ſie geſtern noch im Leibe trugen? Und die verkleideten und unter uns zuſammen gelaufenen Zigeunerinnen waſchen und baden ihre neugebohrne Kinder ſelbſt in dem nächſten Fluſſe.

Merkwürdiges Exempel einer Römiſchen Dame.

Außer ſo vielen Huren, die alle Tage ihre Kinder verſtohlner Weiſe gebähren, wie ſie dieſelben empfangen, überſtand iene ſchöne und edle Ehegattinn des Sabinus, eines Römiſchen Patricius

(*) So viel ſie ſich dem Schmerze überlaſſen haben, ſo viel Gewalt hat er über ſie bekommen. Die lateiniſchen Worte ſind aus dem Auguſtinus *de Ciuitate Dei* L. I. c. 10. wo ſie aber einen andern Verſtand haben, als ihnen Montagne hier giebt, wie ieder leicht ſehen kann, der den Grundtext zu Rathe zieht. Dieſes kommet von dem Herrn Barbeyrac.

tricius, (*) die Geburt zweener Zwillinge einem andern zu gefallen allein, ohne Hülfe, ohne einen Laut von ſich zu geben, und ohne Aechzen.

Standhaftigkeit der Lacedämoniſchen Kinder.

Ein Lacedämoniſcher Knabe, welcher einen Fuchs geſtohlen und denſelben unter ſeinem Mantel verborgen hatte, ließ ſich eher (**) von ihm den Bauch anfreſſen, ehe er ihn wollte ſehen laſſen. Denn ſie fürchteten ſich mehr vor der Schande eine Thorheit bey ihrem Diebſtale begangen zu haben, als wir uns für der Strafe unſerer Bosheit fürchten. Ein anderer, welcher Rauchwerk bey einem opferte, lies ſich durch eine Kohle, die ihm in den Ermel gefallen war, bis auf die Knochen brennen, (***) um das Geheimniß nicht zu unterbrechen. Man hat viele unter ihnen geſehen, die bloß zur Uebung ihrer Tugend ſich ihrer Unterweiſung zu Folge in ihrem ſiebenden Jahre bis auf den Tod haben peitſchen laſſen, ohne ihr Geſicht zu verändern. Cicero (†) hat ſie geſehen, daß ſie ſich Haufenweiſe mit Fäuſten und Zähnen ſo lang herum geſchlagen, bis ſie ohnmächtig worden, ehe ſie ſich für überwun-

(*) Die Geſchichte iſt ſehr artig, man findet ſie nach der Länge in einem Tractat des Plutarchus, der den Titel hat *de Amore*.

(**) Plutarchus in dem **Leben des Lykurgs**. cap. 14.

(***) Valerius Maximus ſchreibet die Ehre dieſer Handlung einem Macedoniſchen Kinde zu. Man findet ſeine eigene Worte L. II. cap. 32. n. 5.

(†) Adoleſcentium greges Lacedaemone vidimus ipſi incredibili contentione certantes pugnis, calcibus, unguibus, morſu denique, vt exanimarentur, priusquam ſe victos faterentur. Cic. *Tuſc. Quaeſt.* L. V. c. 27.

wunden erkannt haben. (*) Nunquam naturam mos vinceret, eſt enim ea ſemper inuicta: ſed nos vmbris, delitiis, otio, angore, deſidia animum infecimus: opinionibus maloque more delinitum molliuimus.

Jedermann weiß die Geſchichte des Scävola, der ſich in das feindliche Lager eingeſchlichen hatte, um derſelben Oberhaupt um zu bringen, und da ihm ſein Streich mislung, mußte er ſein Vorhaben auf eine deſto ſeltſamere Art von neuem anfangen, um ſein Vaterland zu befreyen. Dem Porſenna, ſo hieß der König, den er umbringen wollte, machte er nicht allein ſeinen Anſchlag bekannt, ſondern ſetzte hinzu, daß in ſeinem Lager eine große Anzahl Römer wären, die ſich zu eben dieſer Unternehmung verſchworen hätten. Damit er nun zeigte, was für ein Mann er wäre, ſo ließ er ſich einen Haufen Kohlen bringen, über welchem er ſeinen Arm ſo lange brennen und braten ſahe, bis der Feind ſich ſelber darüber entſetzete, und die Kohlen hinweg nehmen hieß. Was wollen wir von demjenigen ſagen, der währender Zeit man an ihm ſchnitte, nicht aufhören wollte (**) in ſeinem Buche zu leſen?

Und des Mucius Scävola.

Andere Beyſpiele der Standhaftigkeit im Schmerze.

(*) Die Gewohnheit würde die Natur niemals überwältiget haben, welche allezeit unüberwindlich iſt. Allein, da unſer Verſtand durch die Weichlichkeit, den Müßiggang, die Faulheit und die Zaghaftigkeit vergiftet worden iſt, ſo haben wir ſolchen durch ausſchweifende Meynungen und böſe Gewohnheiten noch weichlicher gemacht. Cic. *Tuſc. Quaeſt.* L. V. c. 27.

(**) Ille qui dum varices exſecandas praeberet, legere librum perſeuerauit. Senec. *Epiſt.* 78.

leſen? Oder von demienigen (*), der hartnäckig allen Uebeln, die man ihm anthat, zu Troz ſcherzte, und dergeſtalt lachte, daß die erzürnte Grauſamkeit ſeiner Henker, und alle Erfindungen von den verdoppelten Martern ihm gewonnen gaben? Allein, diß war ein Philoſoph. Was? ſo gar ein Fechter des Cäſars litte beſtändig mit Lachen, daß man mit Inſtrumenten in ſeine Wunden hinein fuhr, und an denſelben ſchnitte. (**) Quis mediocris gladiator ingemuit? quis vultum mutauit vnquam? quis non modo ſtetit, verum etiam decubuit turpiter? quis cum decubuiſſet, ferrum recipere iuſſus, collum retraxit? Laſſet uns dieſen noch die Weiber beyfügen. Wer hat in Paris nicht von derienigen reden hören, die ſich die Haut abziehen ließ, bloß damit ſie durch eine neue Haut eine lebhaftere Farbe bekommen möchte? Viele haben ſich gute und geſunde Zähne ausreiſſen laſſen, damit ſie dadurch eine zärtere und liſpelnde Stimme bekommen oder die Zähne in eine beſſere Ordnung bringen möchten. Wie viele Bey-

(*) Ille, qui non deſiit ridere, cum ob hoc ipſum tortores omnia inſtrumenta crudelitatis experirentur. Eb. daſ. Wo ich nicht irre, ſo iſt hier die Rede von dem Anaxarchus, den Nicocreon, der Tyrann in Cypern, zerſtücken ließ, ohne daß er ſeine Standhaftigkeit überwinden konnte. Man ſehe den Diogenes Laertius im Leben des Anaxarchus. Lib. IV. Segm. 58. 59.

(**) Welcher mittelmäßiger Fechter hat iemals geächzet, oder das Geſicht verändert? welcher unter ihnen iſt ſchimpflich geſtanden, oder ſchimpflich gefallen? Welcher hat, wenn er gefallen, den Hals zurücke gezogen, wenn man ihm den letzten Streich verſetzen wollen? Cic. *Tuſc. Quaeſt.* L. II. c. 17.

Beyſpiele von der Verachtung des Schmerzens finden wir bey dieſem Geſchlechte. Was können ſie nicht ausſtehen? Wofür fürchten ſie ſich, wo ferne nur eine kleine Vermehrung ihrer Schönheit dabey zu hoffen iſt?

(*) Vellere queis cura eſt albos a ſtirpe capillos,
Et faciem demta pelle referre nouam.

Ich habe ſo vielen Sand und Aſche verſchlucken, und ſich alle Mühe geben ſehen, ihre Mägen zu verderben, um eine blaſſe Farbe zu bekommen. Was ſtehen ſie nicht für Quaal aus, um einen recht Spaniſchen Leib zu bekommen? Was für Martern leiden ſie nicht, wenn ſie ſich mit ſtarken (**) Schienen, die bis aufs rohe Fleiſch einſchneiden, ia manchmal gar den Tod nach ſich ziehen, ſich in die Höhe zwingen, und ſchnüren. Es iſt heut zu Tage bey vielen Völkern die Gewohnheit, daß ſie ſich vorſetzlich verwunden, um ihre

(*) Viele reiſſen ſich die grauen Haare aus, und laſſen ſich die Haut vom Geſichte ſchinden, damit ſie eine neue Haut bekommen. Tibull. L. I. *Eleg.* 9. v. 45. 46.

(**) Dieſe Schienen, die ſtark auf die Hüften angegürtet wurden, machten das Fleiſch auf denſelben ſo unempfindlich und ſo harte, als das Horn oder die Schwielen in den Händen gewiſſer Handwerksleute ſind. Damen, die ſich dieſe Martern anthaten, da ſie durch die Mode eingeführet war, haben nachgehends ſelber darüber gelachet, ohngeachtet es das Anſehen hat, daß ſie ſich eben dieſer Mode aufs neue aufopfern würden, wenn ſie wieder aufkäme.

Worte glaubwürdig zu machen: und (*) unſer König erzählet hievon merkwürdige Exempel, die er in Polen gegen ſich ſelbſt geſehen hat. Ich hatte ſelbſt außer dem, was meines Wiſſens davon von einigen in Frankreich nachgemachet worden war, als ich von der berühmten Verſammlung der Stände zu Blois wiederkam, ſchon vorher in der Piccardie ein Mädchen geſehen, welche um den Ernſt ihres Verſprechens und ihre Standhaftigkeit an den Tag zu legen, mit der Haarnadel, die ſie in ihren Haaren trug, vier bis fünf ſtarke Stiche in ihren Arm thate, worüber ſie häufiges Blut vergoß. Die Türken machen ſich, ihren Damen zu gefallen, große Narben: und damit dieſelben kenntlich bleiben, ſo halten ſie geſchwind Feuer an die Wunde, und laſſen ſolches unglaublich lange daran, damit das Blut ſtille ſtehen, und die Narbe hervorkommen muß. Leute, die dieſes geſehen haben, haben es nieder geſchrieben, und mir zu geſchworen. Es ſind

(*) Heinrich III.

(**) Thuanus ſagt ausdrücklich, daß, als dieſer Herr heimlich aus Polen zurück gegangen, der Kron-Gros-Schatzmeiſter ihm nachgeſetzet, und ihn noch mit genauer Noth auf der Oeſterreichiſchen Gränze eingehohlet habe, wo er endlich, wie er ihn nicht überreden konnte, wieder nach Polen zurücke zu gehen, von ihm ſchiede, nachdem er ihm eine unverbrüchliche Treue verſprochen, und ſich mit dem Dolch einen Stich in den Arm gegeben hatte, woraus er zum großen Erſtaunen des Königes, dem er hierdurch ſeine Ergebenheit bezeigen wollte, das Blut ſog: cum ſecto pugione brachio, exſucto ſanguine fidem, magno ipſius Regis ſtupore, inuiolabilem ipſi addixiſſet. Thuan. *Hiſt.* L. LVIII. ad an. 1574.

ſind aber auch genug unter ihnen, die ſich für zehn Aſpern ziemlich tief in den Arm oder in die Hüfte ſchneiden. Es iſt mir lieb, daß wir da die Zeugen am meiſten bey der Hand haben, wo wir ſie am nöthigſten brauchen. Denn die Chriſtenheit bietet uns ihrer genug dar. Und nach dem Beyſpiel unſers heiligen Vorgängers giebt es ſehr viele, die aus Andacht ihr Kreuz haben tragen wollen. Ein ſehr glaubwürdiger Schriftſteller (*) bezeuget, daß König Ludwig, der Heilige, das härene Kleid ſo lange getragen habe, bis ihm ſein Beichtvater in ſeinem hohen Alter erlaubte es ab zu legen; und daß er ſich alle Freytage von ſeinem eigenen Prieſter mit fünf kleinen eiſernen Ketten den Rücken habe zerpeitſchen laſſen, welche man zu dieſem Ende unter ſeinem Nachtgeräthe mitführete. Wilhelm, unſer letzter Herzog von Guyenne, der Vater der Herzoginn Alienor, welche dieſes Herzogthum an das Franzöſiſche und Engliſche Haus brachte, trug die letzten zehn oder zwölf Jahre ſeines Lebens der Buſſe halber beſtändig eine Art von einem Küraß, unter einem Mönchskleide. Foulques, Graf von Anjou gieng nach Jeruſalem, um ſich daſelbſt von zween ſeiner Bedienten vor dem Grabe unſers Heilandes, mit einem Stricke um den Hals, geiſſeln zu laſſen. Allein ſiehet man denn nicht noch täglich, wie ſich am Charfreytage an verſchiedenen Orten eine groſſe Anzahl Manns- und Weibsperſonen bis aufs Blut peitſchen und zerfleiſchen? Dieſes habe ich oft geſehen, daß es ohne Zauberey zugieng. Man ſagte ſogar, daß einige unter den Verkleideten be-

(*) Der Herr von Joinville in ſeinen *Memoires* T. I. p. 54. 55.

findlich wären, die dieſes fürs Geld unternommen hätten, und für andere Leute die Andacht ausübeten. Folglich war bey dieſen die Verachtung des Schmerzens deſto größer, um ſo viel mehr die Triebe der Andacht, als des Geizes zu thun vermögen. Quintus Maximus beſtattete ſeinen Sohn zur Erde, der ſchon Bürgermeiſter geweſen war; Marcus Cato folgte ſeinem Sohn zur Leiche, da er eben zum Prätor ernennet worden war: und Lucius Paulus verlor in wenig Tagen zween Söhne (*) mit ſtandhaftem Geſichte, und ohne das geringſte Merkmal einer Trauer blicken zu laſſen. Ich ſagte einſtens im Scherze von iemand, daß er mit der göttlichen Gerechtigkeit Spott getrieben hätte. Denn da er an einem Tage drey erwachſene Kinder durch einen gewaltſamen Tod eingebüſſet; ſo hätte er dieſes beynahe für eine Gunſt und beſondere Gnade des Himmels angeſehen. Ich bin nicht von ſo wunderbarer Beſchaffenheit, dennoch habe ich zwey bis drey Kinder, die noch unter den Händen der Amme waren, verloren, obgleich nicht ohne Betrübniß, doch wenigſtens ohne darüber verdrießlich zu werden. Gleichwohl giebt es wenig Zufälle, welche die Menſchen lebhafter rühren. Ich ſehe genug andere gemeine Gelegenheiten ſich zu betrüben, die ich dem ohngeachtet kaum empfinden würde, wenn ſie mir begegnen ſollten. Ich habe wirklich etliche, die mich betroffen haben, verachtet, denen gleichwohl die Welt eine ſo abſcheuliche Geſtalt andichtet, daß ich mich nicht damit vor den Leuten ſonder Schaam rühmen dürfte. (**) Ex quo

(*) Cic. *Tuſc. Quaeſt.* L. III. c. 28.

(**) Woraus man ſehen kann, daß der Kummer nicht

quo intelligitur, non in natura, ſed in opinione eſſe aegritudinem. Die Meynung iſt ein mächtiges, kühnes und unermeßliches Ding. Wer hat iemals die Sicherheit und die Ruhe ſo heftig geſuchet, als Alexander und Cäſar die Unruhe und die Beſchwerlichkeiten? Terez, des Sitalcez (*) Vater, pflegte zu ſagen, **daß er (**) wenn er nicht Krieg führete, keinen Unterſchied zwiſchen ſich (**) und ſeinem Reitknechte fände.** Als Cato, der Conſul, ſich einiger Städte in Spanien verſichern wollte, und den Einwohnern nur verboten hatte, daß ſie kein Gewehr führen ſollten, ſo brachten ſich viele davon um. Ferox (†) gens, nullam vitam rati ſine armis eſſe. Wie viele Leute kennen wir nicht, die vor der Annehmlichkeit eines ſtillen Lebens in ihren Häuſern und unter ihren Bekannten geflohen ſind, und ſich den ſchrecklichen und unbewohnten Wüſteneyen überlaſſen haben? die ſich verwerflich, gering-

nicht eine Wirkung der Natur, ſondern der Einbildung iſt. Cic. *Tuſc. Quaeſt.* L. III. c. 28.

(*) Ein König in Thracien, von welchem im Diodorus Siculus geredet wird.. L. XII. c. 15.

(**) Plutarchus in den merkwürdigen Reden der alten Könige, Fürſten und Feldherren.

(***) Und vielleicht, ſagte ein guter Freund, dem ich dieſe Stelle zeigte, würde man gefunden haben, wenn man dieſen ſchönen König in Thracien genau ausgeforſchet hätte, daß er nicht eines Königes, ſondern eines Stallknechtes oder Fleiſchers Seele hatte.

(†) Das wilde Volk glaubte nicht, daß man ſich ſein Leben, ohne Krieg zu führen, zu Nutze machen könnte. Tit. Liu. L. XXXIV. c. 17.

ringſchätzig, und der Verachtung werth gemacht, und daran ihren Gefallen, bis zum lächerlichen gefunden haben?

Strenges Leben des Cardinals Borromee.

Der ohnlängſt zu Meyland verſtorbene Cardinal Borromee, beobachtete mitten unter ſeinem unordentlichem Leben, worzu ihn ſowohl ſein Adel, und großen Reichthümer, als auch die Gewohnheit Italiens, und ſeine Jugend brachten, dennoch im übrigen eine ſo ſtrenge Lebensart, daß er eben das Kleid, deſſen er ſich im Sommer bedienete, auch im Winter trug. Er hatte nichts als Stroh zu ſeinem Lager: und die Stunden, welche ihm von ſeinen Beſchäftigungen übrig waren, brachte er mit immerwährendem Studieren auf ſeinen Knien zu, wobey er ein wenig Brod und Waſſer neben ſeinem Buche ſtehen hatte, welches iederzeit der ganze Vorrath zu ſeinen Mahlzeiten war.

Betrübte Fälle, die gewiſſe Leute willig ertragen.

Ich kenne Leute, die wiſſentlich Nutzen und Beförderung durch die Hahnreyſchaft erlanget haben, deren bloßer Name ſchon ſo viele Leute in Schrecken ſetzet. Wenn das Geſicht nicht der nothwendigſte unſerer Sinnen iſt, ſo iſt es zum wenigſten der angenehmſte. Noch angenehmer aber und nützlicher ſcheinen unter unſern Gliedern dieienigen zu ſeyn, die zu unſerer Fortpflanzung dienen. Nichts deſto weniger haben genug Leute einen tödtlichen Haß bloß deswegen gegen dieſelbige geſchöpfet, weil ſie allzu liebenswürdig ſind, und haben ſie um ihres Wehrtes willen verworfen. Eben ſo hat derienige von den Augen geurtheilet, der ſich ſolche ausgeſtochen hat. Der größte und vernünftigſte Theil der Menſchen hält die Menge der Kinder für ein großes Glück.

Ich

Ich nebſt einigen andern halte den Mangel derſelben für ein eben ſo großes Glück. Als man den Thales fragte, warum er ſich nicht verheirathete, ſo gab er zur Antwort: (*) **weil er nicht gern Nachkommen hinter ſich laſſen wollte.** Daß der Werth der Dinge von unſerer Meynung abhänge, ſiehet man häufig an denienigen Sachen, bey welchen wir nicht einmal auf ſie ſelbſten, ſondern nur auf uns ſehen, wenn wir von ihrem Werthe urtheilen wollen. Wir betrachten weder ihre Eigenſchaften noch ihren Nutzen, ſondern allein was ſie uns zu erlangen koſten, gerade, als wenn dieſes ein Stück von ihrem Weſen wäre. So nennen wir einen Werth an denſelbigen, nicht was ſie uns, ſondern was wir ihnen zubringen. Ich gerathe hierbey auf die Gedanken, daß wir ſehr koſtbar mit unſerm Gebote ſind, das wir auf die Dinge legen. Je gröſſer dieſes iſt, deſto größer bilden wir es uns ein. Unſere Meynung läſſet daſſelbige niemals geſchehen, ohne ihm einen Werth zu geben. Man ſchätzet den Diamant nach dem hohen Preiſe. Die Tugend nach der damit verknüpften Schwierigkeit, die Andacht nach den dabey gehabten Schmerzen, und die Arzney nach der Bitterkeit. Mancher hat um arm zu werden, ſein Geld in eben dieſes Meer geworfen, aus welchem ſo viele andere den Reichthum heraus zu fiſchen ſuchen.

(*) Diog. Laërt. *in vita Thaletis*. L. I. Segm. 26. Die Antwort des Thales hat zweyerley unterſchiedenen Verſtand, nach den zweyerley verſchiedenen Leſearten dieſer Stelle. Es kömmt hier nicht darauf an, daß man ausmache, ob Montagne wohl oder übel gewählt habe.

Was der Geiz hervor bringet?

Epicurus ſaget (*), daß der Reichthum keine Erleichterung, ſondern nur eine Veränderung der Unruhen ſey. In der That bringet nicht der Mangel, ſondern der Ueberfluß den Geiz hervor. Ich will meine Erfahrung in dieſem Stücke erzählen. Ich habe ſeit meiner Kindheit Zeiten dreyerley Lebensarten geführet. In der erſten, die bey nahe zwanzig Jahre gewähret hat, habe ich keine andere, als ohngefähre Mittel vor mir gehabt, die auf den Befehl und die Hülfe anderer Leute ankamen, ohne daß ich gewiſſen Staat und Rechnung darauf machen konnte. Meine Ausgaben geſchahen hier um ſo viel munterer und unbekümmerter, ie mehr alles dabey auf das unerwartete Glück ankam. Ich habe mich niemals beſſer befunden. Niemals wiederfuhr es mir, daß ich den Beutel meiner guten Freunde verſchloſſen fand, indem ich unter allen nothwendigen Dingen mir dieſes als das nothwendigſte vorſtellete, daß ich mit der Zeit, in welcher ich zu bezahlen verſprochen hatte, richtig einhalten müßte, welche Zeit ſie mir aber tauſendmal verlängerten, weil ſie die Gewalt ſahen, welche ich mir ſie zu bezahlen anthat. Auf dieſe Weiſe (**) gewöhnte ich mich an eine gewiſſe ſpar-

(*) Seneca *Epiſt.* 17. Multis paraſſe diuitias, non finis miſeriarum fuit, ſed mutatio.

(**) Diß iſt, wie ich glaube, was Montagne hat ſagen wollen. Das kühne und feine bey dieſem Gedanken machet ihn einiger maßen dunkel. Der Engliſche Ueberſetzer hat die ganze Schönheit deſſelbigen gemerket, und vollkommen gut in dieſen Worten ausgedrücket, ſo that J practi s' dat once a thrifty, and withal, a Kind of alluring Honeſti.

ſparſame Redlichkeit, nicht aber an die Verzögerung des Bezahlens. Ich empfinde von Natur ein gewiſſes Vergnügen im Zahlen, gleich als wenn ich meine Schultern von einer beſchwerlichen Laſt, und einem gewiſſen Bilde der Knechtſchaft frey machte. Es rühret auch ein Theil dieſes Vergnügens daher, daß ich eine ſo gerechte Handlung unternehme, und einen andern zu Frieden ſtelle. Ich nehme dieienigen Zahlungen aus, wo ich handeln und zuſammen rechnen muß: denn wenn ich nicht iemand finde, dem ich dieſe Verrichtung auftragen kann, ſo ſchiebe ich ſie Schaam halber ſo lange auf als ich kann, weil ich mich vor dieſer Zänkerey fürchte, mit welcher meine Gemüthsbeſchaffenheit eben ſo wenig als meine Art zu reden überein kommet. Ich thue nichts ſo ungern, als mich in einen Handel einzulaſſen. Denn er beſtehet in nichts als in einem betrügeriſchen und unverſchämten Weſen. Nach einem ſtündigen Gezänke und Händeln hören beyde Theile für fünf Sols auf, Worte zu machen und zu ſchwören. Wenn ich borgete, ſo geſchahe es allezeit

neſti. Dieſe Ueberſetzung kommet mir noch ſchöner vor, als das Original ſelbſt, doch würde man Unrecht thun, wenn man ſich einbilden wollte, daß überhaupt die Engliſche Ueberſetzung des Montagne ſchöner ſey als das Original, wie ſolches der Graf von Hallifax in einem Briefe an den Ueberſetzer, den Herrn Cotton, vorgegeben hat, der dieſes Compliment um ſich damit zu zeigen, vor ſeine Ueberſetzung hat andrucken laſſen. Denn da ich nur im Vorbeygehen, und ohne Abſicht, etwas zu tadeln die Augen auf dieſe Ueberſetzung geworfen habe, ſo habe ich ſie an vielen Orten mangelhaft gefunden.

zeit auf eine mir nachtheilige Weiſe. Denn, weil ich das Herz nicht hatte, iemanden mündlich zu bitten, daß er mir leihen ſollte, ſo ließ ich das Papier den Verſuch thun, ob etwas erfolgen würde oder nicht, welches doch insgemein wenig ausrichtet, und ſtarken Anlaß zur Verweigerung giebt. Ich überließ die Sorge vor das, was ich brauchte, dem Himmel weit freudiger und weit freyer, als ich ſie nachhero meiner Vorſichtigkeit und meiner Vernunft überlaſſen habe. Die meiſten Haushalter halten es für etwas erſchreckliches, wenn man auf dieſe Art in der Ungewißheit leben muß. Sie geben aber fürs erſte nicht Achtung, daß der größte Theil der Welt alſo lebet. Wie viel rechtſchaffene Leute haben alles, was ſie gewiſſes hatten, in die Schanze geſchlagen, und thun es noch alle Tage, damit ſie den Wind der Gunſt der Könige und des Glückes ſuchen mögen? Cäſar machte eine Million mehr Schulden, als er im Vermögen hatte, damit er Cäſar wurde. Und wie viele Kaufleute fangen nicht ihre Handlung mit dem Verkauf ihrer Landgüter an, die ſie nach Indien ſchicken.

(*) Tot per impotentia freta?

Bey einer ſo trockenen Andacht als iezo iſt, haben wir tauſend Stifter, die ihr gemächliches Auskommen haben, und alle Tage von der Freygebigkeit des Himmels erwarten, was ſie zu ihrem Mittagsmahle nöthig haben. Zum andern bedenken dieſe Leute nicht, daß dieſe Gewißheit, worauf ſie ſich gründen, nur etwas weniger ungewis

(*) Ueber ſo viele ſtürmiſche Meere. Catull. *Epigr.* IV. v. 18.

gewis und zweifelhaft iſt, als der ungefähre Zufall ſelbſten. Ich ſehe das Elend eben ſo wohl mit einem Einkommen, das über zwey tauſend Thaler beträgt, verknüpft, als wie es auf mich loßdringet. Ueber dieß kann uns das Schickſal auch mitten im Reichthume auf hundert Arten in die Armuth ſtürzen, ſo daß oft zwiſchen dem allerhöchſten und allerniedrigſten Glücke kein Unterſchied iſt.

(*) Fortuna vitrea eſt: tum, quum ſplendet, frangitur:

Es kann alles, was wir zu unſerer Vertheidigung und Erhöhung anwenden, verkehren. Ich bemerke, daß aus verſchiedenen Urſachen der Mangel ſeine Wohnung eben ſo wohl bey demjenigen findet, die da Güter haben, als bey denjenigen, die keine haben. Und vielleicht iſt derſelbige gewiſſer maßen nicht ſo beſchwerlich, wenn er allein, als wenn er mit dem Reichthume vergeſellſchaftet iſt. Er rühret mehr von den ſchlechten Anſtalten, als von der ſchlechten Einnahme her:

(**) Faber eſt ſuae quisque fortunae.

Ich halte einen Reichen für weit elender, wenn er viel ſchuldig iſt, beſtändig Geld brauchet, und in verwirrte Händel verwickelt iſt, als einen ſolchen, der nur ſchlechterdings arm iſt (***). In diui-

(*) Es ſind diß Verſe des Publius Syrus über das Glück, die man gemeiniglich ſo überſetzt; Es glänzt das Glücke wie Glas, zerbricht aber auch eben ſo leichte. Ex Mimis *Publii.*

(**) Ein jeder machet ſein Glück ſelbſten. Salluſtius in prima Orat. ad Caeſarem *de Ordinanda Rep.* §. 1.

(***) Arm bey den Reichthümern ſeyn, iſt eine ſehr beſchwehr-

diuitiis inopes, quod genus egeſtatis grauiſſimum eſt. Die gröſten und reichſten Leute werden durch die Armuth und den Mangel ordentlich in die gröſte Noth gebracht. Denn iſt wohl eine gröſſere Noth, als wenn ſie aus dieſer Urſache Tyrannen und ungerechte Räuber des Vermögens ihrer Unterthanen werden? Meine zweyte Lebensart war dieſe, da ich Geld hatte. Als ich ſolches in die Hände bekam, ſammlete ich mir geſchwind einen meinem Stande nach beträchtlichen Hinterhalt, weil ich nicht glaubte, daß dieſes Geld haben hieſſe, wenn man nicht mehr beſitzet als man zu ſeinen ordentlichen Ausgaben nöthig hat, oder daß man ſich auf ein Vermögen verlaſſen könne, deſſen Einnahme man erſt zu hoffen hat, wenn es auch noch ſo gewiß wäre. Denn, was, ſagte ich, wenn ich von dieſem oder ienem Zufall betroffen würde? Und dieſen eitlen und fehlerhaften Einbildungen gieng ich ſinnreich nach, und ſetzte mich durch dieſe überflüßige Sparſamkeit wider alle Zufälle in Verfaſſung. Ich wußte über diß noch zu antworten, wenn mir iemand vorſtellete, daß die Anzahl der widrigen Zufälle unendlich ſey. Ich ſagte nämlich, wenn ich nicht allem zuvor käme, ſo käme ich doch einigen und zwar den meiſten zuvor. Diß gieng nicht ohne beſchwerliche Kümmerniß ab. Ich machte aber ein Geheimniß daraus: und ich, der ich ſo viel von mir zu reden pflege, redete niemals von meinem Gelde, als mit Unwahrheit, eben ſo wie andere thun, die ſich

beſchwehrliche Art des Mangels. Senec. *Epiſt.* 74. zu Anfange, wo man ſehen wird, daß Montagne des Seneca Worte verſetzet hat, damit er ſie zu ſeinem Verhaben brauchen könnte.

ſich arm ſtellen, da ſie doch reich ſind, und ſich reich machen, da ſie doch arm ſind, und ſich kein Gewiſſen machen, wenn ſie niemals aufrichtig ſagen, was ſie haben. Lächerliche und ſchändliche Klugheit! Gieng ich auf eine Reiſe, ſo glaubte ich mich niemals gnug verſehen zu haben. Je mehr Geld ich mit genommen hatte, in deſto gröſſerer Furcht ſtand ich, bald wegen der Sicherheit der Wege, bald wegen der Treue derienigen, die meine Sachen führeten, denen ich niemals, ſo wenig als andern, die ich kenne, völlig trauete, wenn ich ſie nicht vor meinen Augen hatte. Behielt ich hingegen meine Baarſchaft bey mir; wie viel Argwohn und nagende Gedanken hatte ich nicht? und was noch ſchlimmer iſt, ich durfte meine Gedanken niemand ſagen. Sie waren beſtändig auf dieſen Gegenſtand gerichtet. Wenn man alles recht überleget, ſo iſt es kümmerlicher das Geld zu verwahren als zu erwerben. Wenn ich es nicht völlig ſo machete, wie ich ſage, ſo wurde es mir wenigſtens ſauer zu verhindern, daß ich es nicht ſo machte. Was die Bequemlichkeit betrift, ſo hatte ich wenig oder gar keine von meinem Gelde. Ohngeachtet ich viel aus zu geben hatte, ſo war ich dennoch wegen des übrigen in beſtändigem Kummer. Denn wie (*) Bion ſagte, ſo wird der, der viel Haare hat, ſo wohl als der Kahlkopf böſe, wenn man ihm die Haare ausreiſſet. Und ſo bald man es einmal gewohnt iſt, und ſeine Einbildung auf einen gewiſſen

(*) Seneca in ſeiner Abhandlung von der Gemüthsruhe L. 8. Bion eleganter ait, Non minus moleſtum eſſe comatis quam caluis pilo velli.

ſen Haufen gerichtet hat: ſo ſtehet uns derſelbige nicht mehr zu Dienſten. Man unterſtehet ſich nicht einmal, ihn an zu greifen. Er iſt ein Gebäude, das, wie es uns dünket, über und über wanket, wenn man es anrühret. Es muß uns die höchſte Noth treiben, wenn wir ihn angreifen ſollen. Ich verſetzte ehedeſſen lieber mein Hausgeräthe, oder verkaufte mit geringerm Widerwillen ein Pferd, ehe ich ein Loch in meinen Beutel machte, den ich in geheim hatte. Allein die Gefahr hierbey war dieſe, daß man dieſem Verlangen ſo ſchwerlich eine gewiſſe Gränze beſtimmen, und der Sparſamkeit ein Ziel ſetzen kann. Denn die Gränzen ſind bey einer Sache, die man für gut hält, ſchwer zu finden. Man vergröſſert dieſen Haufen beſtändig, und vermehret ihn ſo lange, bis man ſich endlich recht ſchimpflich des Genuſſes ſeines eigenen Vermögens beraubet und verwahret, ohne etwas davon zu gebrauchen. Nach dieſer Art mit dem Vermögen zu verfahren, ſind die Thorhüter einer Stadt die reichſten Leute von der Welt. Ein ieder, der viel Geld hat, iſt nach meinem Bedünken geizig. Plato ſetzet die leiblichen oder irrdiſchen Güter in folgende Ordnung (*): die Geſundheit, die Schönheit, die Stärke, der Reichthum. Denn der Reichthum, ſaget er, iſt nicht blind, ſondern ſiehet helle, wenn ihn die Klugheit erleuchtet. Dionyſius (**) der iüngere machte es ſehr artig. Man berichtete ihm, daß einer von ſeinen Syracuſanern einen

(*) *De legibus*. L. I. p. 631. c. Tom. I.

(**) Oder Dionyſius der ältere, nach dem Plutarchus, in den merkwürdigen Reden der alten Könige, Fürſten und Feldherren.

einen Schatz in die Erde vergraben hatte. Er befahl ihm ſolchen zu bringen, welches dieſer zwar that, ſich aber einen Theil deſſelbigen verſtohlens zurück behielt, mit demſelben in eine andere Stadt gieng, niemals Schätze zu ſammlen wünſchte, und etwas freygebiger zu leben anfieng. Da Dionyſius dieſes erfuhr, ließ er ihm den übrigen Theil ſeines Schatzes ebenfalls wieder geben, und ſagte, daß, weil er damit umzugehen gelernet hätte, er ihm ſolchen gerne wieder gebe.

Wie Montagne ſeine Ausgaben einrichtete.

Ich verblieb einige Jahre in dieſem Zuſtande: Ich weiß aber nicht, was für ein guter Geiſt mich zu meinem großen Glücke ſo wie den Syracuſaner aus demſelbigen brachte. Ich verachtete alles dieſes, was ich erſparet hatte, und bekam eine närriſche Luſt zum reiſen, wobey ich viele Koſten aufwenden mußte. Hierdurch bin ich in die dritte Lebensart gerathen, welche, meinen Gedanken nach, gewiß viel vergnügter und ordentlicher als die vorigen iſt. Sie beſtehet darinn, daß meine Ausgaben ſo groß als meine Einnahme ſind. Und ob zwar bald dieſe, bald iene die andere übertrift, ſo doch iſt der Unterſcheid niemals ſehr beträchtlich. Ich lebe von einem Tage zu dem andern und bin zufrieden, daß ich ſo viel habe, als ich zu der gegenwärtigen und ordentlichen Nothdurft gebrauche. Denn zu einer auſſerordentlichen Nothdurft wäre aller möglicher Vorrath nicht zureichend. Es iſt auch eine Thorheit, wenn man hoffet, daß uns das Glück ſelbſt hinlänglich wider ſich bewaffnen werde. Wir müſſen es mit unſern eigenen Waffen beſtreiten. Die Waffen, die wir von ohngefähr bekommen, werden uns unnütze, wenn wir ſie am nöthigſten brau-

chen. Wenn ich ſammle, ſo thue ich ſolches nur in der Hoffnung, daß ich bald etwas kaufen will, nicht aber, daß ich mir Ländereyen anſchaffen wollte, die ich nicht brauche, ſondern daß ich Vergnügen kaufen will (*). Non eſſe cupidum, pecunia eſt: non eſſe emacem, vectigal eſt. Ich fürchte mich nicht ſonderlich, daß es mir an etwas fehlen möchte: ich habe aber auch kein Verlangen, daß es mehr bey mir werden ſoll (**). Divitiarum fructus eſt in copia: copiam declarat ſatietas. Ich ſchätze mich beſonders glücklich, daß ich auf dieſe Sinnesänderung in demienigen Alter gerathen bin, welches von Natur zum Geize geneiget iſt; und daß ich von derienigen Thorheit befreyet bin, die ſo gemein bey allen Leuten, und die lächerlichſte unter allen menſchlichen Thorheiten iſt.

Schönes Exempel der Verachtung des Reichthumes.

Feraulez, der beyderley Glück verſuchet und gefunden hatte, daß der Anwachs des Erbtheils nicht eben einen Anwachs des Verlangens zu trinken, zu eſſen, zu ſchlafen, und ſeine Frau zu umarmen mit ſich brächte, und der auf der andern Seite merkte, daß die Laſt des Hausweſens ſeinen Schultern beſchwerlich fiel, gleichwie ich es ebenfalls empfinde (***); entſchloß ſich, einem armen iungen Menſchen, der ſein getreuer Freund, und

(*) Dann iſt man reich, wann man nicht Reichthümer ſuchet, dann hat man ein Einkommen, wann man nicht allzu gern kauft. Cic. *Parad.* VI. c. 3.

(**) Der Nutzen vom Reichthume beſtehet im Ueberfluſſe und wenn man gnug hat, ſo iſt es ein Zeichen, daß man einen Ueberfluß habe. Eb. daſ. c. 2.

(***) Man ſehe die Cyropädie des Xenophons. L. VIII. c. 3. §. 16 - 20.

und nach Reichthume begierig war, ein Vergnügen zu machen. Er ſchenkte ihm nicht nur ſeinen völligen, großen und unmäßigen Reichthum, den er wirklich hatte, ſondern auch noch denienigen, den er erſt täglich durch die Freygebigkeit ſeines großmüthigen Herrn des Cyrus und durch den Krieg erwerben konnte, unter der Bedingung, ihn als ſeinen Gaſt und guten Freund ehrlich zu verſorgen. Sie lebten nachhero ſehr glücklich, und waren beyderſeits über die Veränderung ihres Zuſtandes vergnügt.

Folgendes Beyſpiel wollte ich getroſt nachthun. Ich preiſe einen gewiſſen alten Prälaten glücklich, der ſeinen Beutel, ſeine Einnahme und Ausgabe bald dieſem bald ienem von ſeinen Bedienten überließ, daß er lange Jahre zugebracht hat, und in dieſen Stücken ſeiner Hausgeſchäfte eben ſo unwiſſend, als ein Fremder, geblieben iſt. Das Vertrauen auf die Redlichkeit anderer Leute iſt kein geringes Zeugniß von der Redlichkeit, die man ſelbſten beſitzet. Was dieſen Prälaten betrift, ſo ſehe ich keine Ordnung die in einem Hausweſen ſchöner oder beſtändiger als in dem ſeinigen beſorget würde. Glücklich iſt derienige, der ſeine Bedürfniſſe nach einem ſo richtigen Maaße eingetheilet hat, daß ſein Vermögen zureicht, ohne ihm Sorge oder Verhinderungen zu verurſachen, und ohne daß ſeine Einnahme und Ausgabe ſeine heilſame und ruhigere Beſchäftigungen unterbrechen kann.

Ein ähnliches Beyſpiel.

Es kommet alſo mit den guten Umſtänden und mit der Armuth auf eines ieden Meynung an: und eben ſo haben der Reichthum, die Ehre, die Geſundheit vielmehr ſchönes

Was einen Menſchen in gute Umſtände ſetzet oder arm machet?

an ſich, als ihnen derienige leihet, der ſie beſi⸗tzet. Ein ieder iſt wohl oder übel daran, nach⸗dem er ſich drein findet. Nicht derienige, von dem man es glaubet, ſondern derienige, der es von ſich ſelbſt glaubet, iſt vergnügt. Und bloß in dieſem Falle bekömmt der Glaube etwas we⸗ſentliches und wahrhaftiges. Das Glück thut uns weder gutes noch böſes, ſondern bietet uns allein die Materie und den Saamen darzu an, den nachgehends unſere über das Glück erhabe⸗ne Seele nach Gefallen anwendet, und alſo die einzige Urſache und Gebieterinn ihres glücklichen oder unglücklichen Zuſtandes iſt. Die äußerli⸗chen Zufälle nehmen ihren Geſchmack und ihre Farbe von unſerem innerlichen Zuſtande an: ſo wie die äußeren Kleider uns wärmen, aber nicht mit der Wärme, die ſie haben, ſondern mit der unſri⸗gen, die ſie zuſammen halten und befördern. Wer einen kalten Körper damit verwahren wollte, würde in Anſehung der Kälte eben dieſen Vor⸗theil davon haben. Denn ſo wird auch Schnee und Eiß erhalten. In der That eben wie einem (*) Müßig⸗

(*) Eine ſchöne Stelle des Seneca ſoll zeigen, daß Montagne alles, was bis zum Ende des Capi⸗tels folget, aus dieſem Schriftſteller genommen hat. Luxurioſo frugalitas poena eſt: pigro ſup-plicii loco labor eſt: delicatus miſeretur in-duſtrii, deſidioſo ſtudere torqueri eſt. Eodem modo haec ad quae omnes imbecilli ſumus, dura atque intoleranda credimus – Non iſta diffici-lia ſunt natura, ſed nos fluidi & eneues Magno animo de rebus magnis iudicandum eſt. Alio-qui videbitur illarum vitium eſſe quod noſtrum eſt. Sic quaedam rectiſſima, cum in aquam di-miſſa

Müßiggänger das Studieren zur Marter gereichet, wie einem Trunkenbolde die Enthaltung vom Weine, und einem Schwelger die Mäßigkeit eine Strafe iſt, und wie einem zärtlichen und müſſigen Menſchen die Uebung zur Folter wird: ſo verhält es ſich auch mit dem übrigen. Die Sachen ſind an ſich ſelbſt weder ſchmerzhaft noch böſe, ſondern unſere Schwäche und Weichlichkeit machet ſie darzu. Wenn man von groſſen und erhabenen Dingen urtheilen will, ſo muß man eine Seele haben, die ebenfalls groß und erhaben iſt: ſonſt legen wir ihnen die Fehler bey, die wir haben. Ein gerades Ruder ſcheinet im Waſſer krumm. Es kommt nicht allein darauf an, daß man eine Sache ſiehet, ſondern auch darauf, wie man ſie ſiehet.

Aber warum finden wir nach ſo vielen Vorſtellungen, die den Menſchen auf eine oder die andere Weiſe den Tod verachten und den Schmerzen zu ertragen lehren, nicht iemand, der ihn an unſer ſtatt erträgt? warum macht ſich nicht ein ieder unter ſo mancherley Einfällen einen, der ſich für ihn am beſten ſchicket, zu Nutze? Wer nicht ſtarke und ſcharfe Arzneyen vertragen kann, damit er das Uebel aus dem Grunde hebe, der nehme zum wenigſten gelinde, damit er ſich Erleichterung ſchaffe (*). Opinio eſt quaedam effoemina-

Woran ſich die Meynung vom Schmerzen gründet?

miſſa ſunt, ſpeciem curui praefractique viſentibus reddunt. Non tantum quid videas, ſed quemadmodum, refert. Senec. *Epiſt.* 81.

(*) Es iſt eine gewiſſe weibiſche und nichtswürdige Meynung, die nicht weniger bey dem Vergnügen als bey dem Schmerze ſtatt findet: durch dieſe ſind

minata ac leuis, nec in dolore magis quam eadem in voluptate: qua, quum liqueſcimus fluimusque mollitia, apis aculeum ſine clamore ferre non poſſumus. Totum in ea eſt, vt tibi imperes. Im übrigen handelt man dadurch nicht der Philoſophie zuwider, daß man den Schmerz und die menſchliche Schwachheit über die Maaße groß macht. Denn man erzwingt zuletzt dieſe unumſtößliche Antwort von ihr: daß, ob es gleich etwas ſchlimmes iſt, in Noth zu leben, es doch keine Nothwendigkeit iſt, daß man in Noth leben müſſe. Das Uebel dauret nicht lang, es ſey denn, daß man ſelbſt Schuld daran iſt. Wenn einer nicht das Herz hat, den Tod oder das Leben zu erdulten, wenn er weder widerſtehen noch fliehen will, was will man mit einem ſolchen anfangen?

Das XLI. Hauptſtück.

Man theilet ſeine Ehre nicht gern mit andern.

Eitelkeit der Liebe zur Ehre.

Es iſt keine Träumerey ſo beliebt und ſo allgemein, als die Sorge vor unſern Namen und unſere Ehre, die wir uns ſo ſtark angelegen ſeyn laſſen, daß wir Reichthum, Ruhe, Leben und Geſundheit, welches doch wahrhaftige und weſentliche Güter ſind, aus den Augen ſetzen,

ſind wir geſchwächet, und dergeſtalt weichlich gemacht, daß wir nicht einmal den Stich einer Biene ohne Geſchrey ausſtehen können. ⸗ ⸗ Das ganze Geheimniß lieget darinne, daß man ſich ſelber zu regieren wiſſe. Cic. *Tuſc. Quaeſt.* L. II. c. 22.

ſetzen, und dieſem nichtigen Bilde und leeren Schalle nachlaufen, der weder Leib noch ſonſten etwas hat, wobey wir ihn halten könnten.

(*) La fama ch' invaghiſce a un dolce ſuono
Gli ſuperbi mortali, e par ſi bella,
E un echo, un ſogno, anzi d'un ſogno un' ombra
Ch'ad ogni vento ſi dilegua e ſgombra.

Unter allen unvernünftigen Meynungen der Menſchen ſcheinet dieſes dieienige zu ſeyn, welche ſelbſt die Philoſophen erſt ſpäte (**) und ungern ablegen. Sie iſt die allereigenſinnigſte und hartnäckigſte (***): Quia etiam bene proficientes animos tenta-

(*) Der Ruhm, der durch ſeinen angenehmen Klang die hochmüthigen Sterblichen bezaubert, iſt nur ein bloßer Wiederhall, ein Traum, oder vielmehr ein Schatten eines Traumes, der zerflieget und in einem Augenblicke verſchwindet. Taſſo *nella Gieruſalemme liberata*: Canto XIV. Stanza 63.

(**) Etiam ſapientibus cupido gloriae nouiſſima exuitur, ſagt Tacitus *Hiſt.* L. IV. zu Anfange. Ich zweifle, ob Montagne ſeine Abſicht auf dieſe Stelle gerichtet hat; denn ſie iſt ſo ſchön, daß, wenn er ſie in Gedanken gehabt hätte, er, wie ich glaube, nicht umhin gekonnt hätte ſie anzuführen.

(***) Weil ſie nicht aufhöret, ſo gar dieienigen zu verſuchen, die bereits einen merklichen Fortgang in den Tugenden gemachet haben. Auguſtin. *de Ciuitat. Dei.* L. V. c. 14. Der Herr Barbeyrac, von dem ich dieſe Anführung habe, hat mir zu gleicher Zeit die ganze Stelle mitgetheilet, welche alſo lautet: Quae (cupiditas gloriae) in hac vita etſi non funditus eradicatur ex corde, quia etiam bene proficientes animos tentare non ceſſat, ſaltem ſuperetur - - dilectione iuſtitiae. Das Wort proficientes, merket Herr Barbeyrac an,

re non ceſſat. Vernünftig zu reden, iſt keine Meynung ſo eitel als dieſe; allein ſie hat ſo lebhafte Wurzeln in uns, daß ich nicht weiß, ob ſich iemals einer derſelbigen habe völlig entledigen können. Wenn man alles geſaget und alles geglaubet hat, um ſolche zu verläugnen, ſo bringet ſie wider unſere Ueberlegung eine innerliche Neigung hervor, welcher wir doch nicht recht widerſtehen können. Denn, wie Cicero ſaget, ſo wollen doch dieienigen ſelber, die wider dieſelbige ſtreiten, daß vorne an den Büchern (*) die ſie ſchreiben, ihr Name ſtehe, und ſuchen ſich alſo dadurch Ehre zu erwerben, daß ſie die Ehre verachtet haben. Wir treiben mit allen andern Sachen Handlung. Wir lehnen unſere Güter und unſer Leben unſern guten Freunden, die es nöthig haben. Allein dererienigen, die ihre Ehre mittheilen, und andere mit ihrem Ruhm beſchenken, finden ſich wenige.

Als Catulus Luctatius im Kriege wider die Cimbrer alle ſeine Kräfte angewendet hatte, daß er ſeine flüchtigen Soldaten zurücke halten möchte, ſo begab er (**) ſich endlich ſelber unter die

Flücht-

an, iſt ein Ausdruck aus der Stoiſchen Philoſophie, welches einen auf die Gedanken bringen könnte, daß der Heil. Auguſtinus hier einen Schriftſteller dieſer Secte habe nachahmen wollen.

(*) Ipſi illi Philoſophi, etiam illis libellis quos de contemnenda gloria ſcribunt, nomen ſuum inſcribunt: in eo ipſo in quo praedicationem nobilitatemque deſpiciunt, praedicari de ſe ac nominari volunt. *Orat. pro Archia Poeta*, c. XI. Edit. Gronou.

(**) Plutarchus im Leben des Caius Marius C. VIII.

Flüchtlinge, und ſtellete ſich furchtſam, damit es das Anſehen haben ſollte, als ob ſie vielmehr dem Befehle ihres Feldherrn folgeten, als vor ihren Feinden flöhen. Dieß hieß in der That ſeine eigene Ehre in die Schanze ſchlagen, um eines andern Schande zu bedecken. Da Carl der fünfte im Jahr 1537 nach Provence gieng, ſoll Antonius von Leve, wie er den Kaiſer zu dieſer Reiſe entſchloſſen ſahe, und ſie gewaltig ruhmwürdig vor ihn zu ſeyn achtete, beſtändig das (*) Gegentheil behauptet, und ihm ſolches (**) zu dem

(*) Dergeſtalt, daß er von ſeinem Stuhle aufſtehen und ihm zu Fuſſe fallen wollte, und ihn erſuchte und anflehete, er möchte ſich doch von ſeinen lieben Getreuen und alten Dienern bewegen laſſen, die ihn von dieſer Unternehmung abzuhalten ſich bemüheten. So ſaget ausdrücklich Wilhelm von Bellay in ſeinen Memoires, fol. 290.

(**) Allein, füget Bellay unmittelbar darauf hinzu, einige glaubten, daß dieſer Wiederſtand des Antonius von Leve eine Verſtellung wäre, und er wirklich die nämliche Einbildung mit dem Kaiſer hätte, aber nur mit Vorwiſſen dieſes Herrn vor den Leuten und öffentlich das Gegentheil zeigte, damit, wenn der Kaiſer dieſe Unternehmung ſo ausführete, wie er getroſt hoffete, und ſo gar gewiß glaubete, aller Ruhm und alle Ehre beſagtem Herrn, dem Kaiſer, möchte beygemeſſen werden. . . Daß übrigens Antonius von Leve geglaubet habe, dieſe Unternehmung könne gar nicht fehl ſchlagen, verſichert Brantome ſehr deutlich. Antonius von Leve, ſaget er, ſetzte ſich und dem Kaiſer dieſe Reiſe in Provence ſo feſt und ſchön in den Kopf, und blieb ſo hartnäckig darauf, daß ihm der Kaiſer, der Meynung einiger ſeiner alten Kriegsleute ohngeachtet, Glauben beymas. . . . Weil er beſtändig ſagte, er hoffe ihn nach Paris zu führen,

Ende wiederrathen haben, damit aller Ruhm und alle Ehre von dieſem Anſchlage ſeinem Herrn allein beygeleget würde, und damit man ſagen möchte, er habe ſo gute Einfälle und ſolche Vorſichtigkeit gehabt, daß er wider aller Leute Meynung eine ſo ſchöne Unternehmung ausgeführet habe. Dieſes heißt einem andern zu ſeinem eigenen Schaden eine Ehre anthun.

Beſonderes Lob wird ausgeſchlagen.

Als die Thraciſchen Abgeſandten des Braſidas Mutter Archileonide wegen des Todes ihres Sohnes tröſteten und ihn ſo ſehr lobten, daß ſie ſprachen, er habe ſeines gleichen nicht hinterlaſſen, ſo ſchlug ſie dieſes Lob, das ihn ins beſondere angieng, aus, damit ſie es dem gemeinen Weſen zuwenden möchte, und ſprach: (*) „Saget mir dieſes „nicht, ich weiß, daß die Stadt Sparta noch mehr „Bürger hat, die größer und tapferer ſind, als „er war.„

Eduard III. will ſeinem Prinzen die Ehre des Sieges ganz laſſen.

In der Schlacht (**) bey Crecy hatte der junge Prinz von Wallis, die Vortruppen anzuführen, und die größte Hitze des Gefechtes war auf dieſer Seite. Da ſich alſo die Herren, welche ihn begleiteten, in ein ſchweres Treffen verwickelt ſahen, ſo meldeten ſie dem König Eduard, daß er ihnen zu Hülfe anrücken möchte. Er erkundigte ſich aber nur um den Zuſtand ſeines Prinzen,

wovor er zur ganzen Vergeltung nicht mehr verlange, als daß er zu Saint Denis begraben würde. Vies des Hommes illuſtres etrangers, unter dem Artikel Antoine de Leue. p. 138. Tom. 1.

(*) Plutarchus in den merkwürdigen Reden der Lacedämonier, unter dem Artikel Braſidas.

(**) Welche im Jahr 1346. geliefert wurde.

zen, und da er die Antwort erhielte, daß er noch lebte und zu Pferde wäre, ſo ſagte (*) er: Ich würde ihm Unrecht thun, wenn ich ietzo kommen und ihm die Ehre des Sieges ſtehlen wollte, die er ſo lange behauptet hat: es mag ſo gefährlich zugehen, als es will, ſo ſoll dieſe Ehre ihm ganz zu gehören. Er wollte alſo weder ſelbſt kommen, noch ihnen ſonſten iemand zu Hülfe ſchicken, weil er wohl wußte, daß wenn er dahin gegangen wäre, würde man ohne ſeine Hülfe alles für verloren gehalten, und ihm den vortheilhaften Ausgang dieſer That allein zugeſchrieben haben, (**) ſemper enim quod poſtremum adiectum eſt, id rem totam videtur traxiſſe. Viele hielten zu Rom dafür, und ſagten gemeiniglich, daß (***) zwey Drittheile von den vornehmſten und ſchönſten Thaten des Scipio dem Laelius gehöreten, als

(*) Froiſſart. Vol. I. c. 130. Der König ſagte: Nun kehret wieder um zu dem und denen, die euch hieher geſchicket haben, und ſaget ihnen in meinem Namen, daß ſie mich nicht ſollen bald wieder hohlen laſſen, weil ich mich nicht bekümmere, was ihnen begegnet, ſo lange mein Sohn lebet. Saget ihnen auch, daß ich ihnen melde, ſie könnten das Kind wegreiten laſſen, ich wollte aber nur, wenn es Gott gefället, daß der heutige Tag ſein eigen ſeyn, und alle Ehre ihm und denienigen, deren Aufſicht ich ihm anbefohlen habe, bleiben ſolle.

(**) Denn die Völker, die zuletzt ins Treffen kommen, ſcheinen allezeit der Sache den völligen Ausſchlag gegeben zu haben Tit. Liu. Lib. XXVII. cap. 45. num. 6.

(***) Diß iſt aus dem Plutarch genommen; *Praec. ger. Reipubl.*

als welcher beſtändig auf die Beförderung und Erhaltung der Größe und des Ruhmes des Scipio ſey bedacht geweſen, aber vor ſeinen eigenen Ruhm wenig Sorge getragen habe. So ſagte auch Theopompus, König zu Sparta, zu demienigen, der geſprochen hatte, es würde das gemeine Weſen ſo lange auf feſtem Fuſſe ſtehen, ſo lange er wohl zu befehlen wüßte: (*) Nein, ſondern vielmehr ſo lange, als das Volk wohl zu gehorchen weiß.

Aufführung eines Biſchofes der ſich in der Schlacht bey Bouvines befand.

Als die Weiber, die die Würde eines Pairs erbeten, ihrem Geſchlechte ohngeachtet das Recht hatten, denienigen Streitſachen bey zu wohnen, und ihre Meynung darüber zu ſagen, die unter die Gerichtbarkeit der Pairs gehöreten: ſo waren auch die geiſtlichen Pairs, ihres Standes ohngeachtet, gehalten, unſern Königen in Kriegen nicht allein mit ihren Freunden und Dienern, ſondern auch in eigner Perſon beyzuſtehen Auf dieſe Weiſe befand ſich der Biſchof von Beauvais bey dem Könige Philipp Auguſt in dem Treffen (**) bey Bouvines, und hielte ſich ſehr tapfer. Allein er glaubte es dürfte von dem Ruhm dieſer blutigen Schlacht nichts auf ihn kommen. Er machte dieſen Tag mit eigener Hand viele Feinde zu Gefangenen, und gab ſolche dem erſten Edelmann, den er fand, um zu bringen, oder gefangen zu behalten, und begab ſich alles Antheils an dem Ausgange. Eben ſo verfuhr er mit Wilhelm, Grafen von Salisbury, in Anſehung des Herrn Johann von Nesle.

Aus

(*) Plutarchus in den merkwürdigen Reden der Lacedämonier, unter dem Artikel Theopompus.

(**) Das im Jahre 1214. zwiſchen Lisle und Tournay geliefert wurde.

Aus einem eben ſo zärtlichen Gewiſſen, (*) als er in dem erſten Falle bezeugte, wollte er zwar tödten, aber nur nicht verwunden, und ſtritte deswegen nur mit einem Streitkolben. Als zu meiner Zeit iemandem von dem Könige verwieſen wurde, daß er Hand an einen Prieſter geleget habe, ſo leugnete es derſelbige ſteif und feſte, weil er ihn nur geprügelt und mit Füſſen getreten hatte.

Das

(*) In der That iſt dieſe andere Spitzfindigkeit, welche Montagne dem Biſchof von Beauvais beyleget, eben ſo nichtswürdig, als dieſe iſt, daß dieſer Biſchof kein Bedenken trug, dieienigen mit ſeiner Keule todt zu ſchlagen, die er nicht verwunden oder mit dem Degen ermorden wollte. In der Schlacht bey Bouvines, ſaget Mezeray ausdrücklich, **focht Philipp des Königes Bruder und Biſchof zu Beauvais nicht mit dem Degen, ſondern mit einer hölzernen Keule, in der Meynung, todtſchlagen wäre nicht ſo viel als Blut vergieſſen.** Der letzte Engliſche Ueberſetzer des Montagne hat hier alles unter einander geworfen, weil er nicht gemerket hat, daß dieſe letztere Spitzfindigkeit ſowohl als die erſte, dem Biſchofe von Beauvais zukommet. An ſtatt, daß Wilhelm Graf von Salisbury dem Herrn Johann von Nesle geliefert wird, ſaget er, daß **Wilhelm Graf von Salisbury eine Zärtlichkeit des Gewiſſens gegen den Herrn Johann von Nesle bezeuget habe, die der oben genannten gleich käme. Er habe ihn zwar umbringen** fähret der Ueberſetzer fort, **aber dennoch nicht verwunden wollen: deswegen habe er beſtändig mit einer Keule geſtritten.** Seine eigene Worte ſind dieſe: As alſo did William Earl of Salisbury to Meſſire Jean de Nesle, ivith a like ſubtilety of conſcience to the other we named before, he would Kill, but not wound him, and for that reaſon

never

Das XLII. Hauptſtück.

Von der Ungleichheit die zwiſchen uns iſt.

Großer Unterſcheid zwiſchen den Menſchen.

Plutarch ſagt an einem gewiſſen Orte, er fände unter den Thieren keinen ſo großen Unterſcheid, als unter den Menſchen. Er redet von der Fähigkeit der Seelen und von den innerlichen Eigenſchaften. Und in Wahrheit, ich finde den Epaminondas, ſo wie ich mir denſelben vorſtelle, über manchen den ich kenne, und der doch ebenfalls eine Vernunft hat, ſo weit weg, daß ich bald noch weiter als Plutarch gehen, und ſagen möchte, es ſey ein größerer Unterſcheid zwiſchen einem und dem

never fought with a mace. Alles was hier Montagne vorgiebt, bekräftiget die Geſchichte ſehr deutlich. Wilhelm le Breton, ſaget Johann von Tillet, gedenket in ſeiner Geſchichte des Königes Philipp Auguſts des Biſchofes von Beauvais, der ein Prinz vom Geblüte und ein Bruder des Grafen von Dreux eines Pairs von Frankreich war, und mit beſagtem Philipp Auguſt dem Treffen bey Beauvines beywohnete. Dieſer ſoll mit einem Streitkolben den Grafen Wilhelm mit dem Zunamen, langer Degen, und des Königes von Engelland unächter Bruder war, zu Boden geſchlagen, und dem Herrn Johann Nesle, einem Ritter, befohlen haben, ihn zu ſeinen Gefangenen zu machen. Eben ſo machte er es mit vielen andern, die er tapfer zu Boden ſchlug. Weil er zur Kirche gehörete, ſo wurde, was er ausrichtete, andern zugeſchrieben. Deswegen wollte er auch nur mit einem Streitkolben fechten, damit er nur niederſchlüge, aber nicht tödete. *Memoires* de J. du Tillet, p. 220. à Troyes. 1578.

dem andern Menſchen, als zwiſchen einem Menſchen und einem Thiere iſt.

(*) Hem vir viro quid praeſtat.

Es giebt eben ſo viele und eben ſo unzählige Grade des Verſtandes, als von hier Klaftern bis zum Himmel ſind. Es iſt etwas wunderſames, (daß ich dieſes beyläufig erwähne, da wir eben von dem Werthe der Menſchen reden) daß außer uns alle andere Dinge nur ihrer eigenthümlichen Eigenſchaften wegen hochgeſchätzet werden. Wir loben ein Pferd, weil es munter und wohl abgerichtet iſt,

(**) - - - - - - - - Volucrem.
Sic laudamus equum, facili cui plurima palma
Feruet, et exultat rauco victoria Circo,

nicht aber wegen ſeines Geſchirres. Man rühmt einen Windhund wegen ſeiner Geſchwindigkeit, nicht aber wegen ſeines Halsbandes: einen Falken wegen ſeines Fluges, nicht aber wegen der Haube und wegen der Schellen. Warum ſchätzen wir denn nicht ebenfalls einen Menſchen wegen ſeiner eigenen Gaben? Der oder iener führt einen großen Staat, er hat einen ſchönen Pallaſt, großes Anſehen, ſo viele Einkünfte: alles dieſes iſt außer ihm, aber nicht in ihm. Der Menſch iſt für ſich ſelbſt, nicht wegen der außer ihm befindlichen Dinge ſchätzbar. Man kauft keine Katze im Sack. Wer um ein Pferd handelt, (*) nimmt

(*) Wie weit übertrifft ein Mann den andern. Terent. *Eunuch.* c. 2. v. 1.

(**) Man lobt ein flüchtiges Pferd, welches in der Rennbahn öfters den Preis davon getragen. Iuuenal. *Sat.* 57. 58.

(*) nimmt demſelben ſein Geſchirr ab; damit er es bloß und unbedeckt ſieht: oder, wenn es ja bedeckt iſt, wie man ſie vor alten Zeiten den Fürſten zum Kaufe vorgeführet; ſo ſind doch nur diejenigen Theile bedeckt, an denen ſo gar viel nicht gelegen iſt, damit man ſich nicht von der Schönheit ſeiner Haare, oder der Breite ſeines Kreuzes blenden, ſondern vornämlich auf die Schenkel, die Augen und Füſſe ſieht, welches die nützlichſten Glieder ſind.

(**) Regibus hic mos eſt, vbi equos mercantur, opertos
Inſpiciunt, ne ſic facies, vt ſaepe, decora
Molli fulta pede eſt, emptorem inducat hiantem,
Quod pulchrae clunes, breue quod caput, ardua ceruix.

Warum ſchätzet man denn einen Menſchen, den man ſchätzen will, wenn er eingehüllt und eingewickelt iſt? (***) Er zeigt uns nur ſolche Stücke, welche ganz und gar nicht ſein ſind, und verbirgt uns diejenigen, aus welchen man allein von ſeinem

(*) Equum emturus, ſolui iubes ſtratum: detrahis veſtimenta venalibus, ne qua vitia corporis lateant. Sen. *Ep.* 80.

(**) Wenn die Fürſten Pferde kaufen wollen, ſo beſehen ſie dieſelben bedeckt, damit ſie ſich, wenn das Pferd etwa einen weichen Huf oder einen ſchönen Kopf hätte, wie es ſich öfters zuträgt, nicht betrügen laſſen, und nur auf ein ſchönes Kreuz, auf einen kleinen Kopf, und einen dünnen und langen Hals ſehen. Horat. L. I. *Sat.* II. v. 86. u. f.

(***) Equum emturus ſolui iubes ſtratum &c. *hominem innolutum aeſtimas.* Sen. *Ep.* 80.

nem wahren Werthe urtheilen kann. Man ſieht auf den Werth des Degens, und nicht auf den Werth der Scheide, und giebt vielleicht keinen Heller dafür, wenn man ihn aus der Scheide gezogen hat. Man muß alſo einen Menſchen nicht nach ſeinen äußerlichen Umſtänden, ſondern nach ſeiner eigentlichen Beſchaffenheit urtheilen. Ein alter Schriftſteller ſagt ſehr artig: Weißt du warum du manchen groß achteſt (*)? Du rechneſt ſeine hohen Schuhe mit. Das Poſtament gehört nicht zur Bildſäule. Man meſſe den Menſchen ohne ſeine Stelzen. (**) Er muß ſeine Reichthümer und Ehrenſtellen ablegen, und ſich im Hemde darſtellen. Hat er einen zu ſeinen Verrichtungen geſchickten, geſunden und muntern Körper? Was hat er für eine Seele? Iſt ſie ſchön, geſchickt, und mit allen nöthigen Fähigkeiten wohl verſehen? Beſitzt ſie eignen oder fremden Reichthum? Hat das Glück keinen Theil daran? Kann ſie mit unverwandtem Auge gezuckte Degen ſehen? Iſt es ihr eines, ob ihr das Leben zum Munde oder zum Halſe heraus fähret? Iſt ſie genugſam ſtill, und vergnügt? Hierauf muß

(*) Quare magnus videtur? cum baſi illum ſua metiris. Eb. daſ. *Ep.* 76.

(**) Hier hat Montagne den Seneca überſetzt oder umſchrieben. Atqui cum voles veram hominis aeſtimationem iniri, et ſcire qualis ſit, nudum inſpice. Ponat patrimonia, ponat honores, et alia fortunae mendacia; corpus ipſum exuat: animum intuere, qualis quantusque ſit, alieno an ſuo magnus. Si erectis oculis gladios micantes videt, et ſi ſcit ſua nihil intereſſe, vtrum anima per os, an per iugulum exuat, beatum voca.

muß man ſehen, und hieraus muß man den groſſen Unterſchied, welcher zwiſchen uns iſt, beurtheilen.

(*) - - Sapiens, ſibique imperioſus:
Quem neque pauperies, neque mors, neque vincula terrent
Reſponſare cupidinibus, contemnere honores
Fortis, et in ſe ipſo totus teres atque rotundus:
Externi ne quid valeat per laeue morari,
In quem manca ruit ſemper fortuna?

Ein ſolcher Menſch iſt hundert Meilen weit über alle Königreiche und Herzogthümer erhaben. Er iſt ſich ſelbſt ſein Königreich.

(**) Sapiens pol ipſe fingit fortunam ſibi.

Was kann er ſich weiter wünſchen?

(***) - - - - - - Nonne videmus
Nil aliud ſibi naturam latrare, niſi vt quoi
Corpore ſeiunctus dolor abſit, mente fruatur,
Iucundo ſenſu, cura ſemotus metuque?

Man

(*) Iſt er weiſe, und Herr über ſich ſelbſt, ſo daß ihm weder Armuth noch Banden noch Tod erſchrecken? Kann er beherzt ſeine Leidenſchaften überwinden und die Ehrenſtellen verachten? Verſchließt er ſich in ſich ſelbſt, ſo, daß ihn kein Zufall hindern, und das Glück nichts anhaben kann? Horat. L. II. *Sat.* 7. v. 83.

(**) Der Weiſe macht ſich ſelbſt ſein Glück. Plaut. *in Trinummo.* Act. II. Sc. 2. v. 84.

(***) Sehen wir nicht, daß die Natur nichts anders verlangt, als daß der Körper von Schmerzen

Man vergleiche einmal mit dieſem den gemeinen Haufen der Menſchen, der ſo tumm, niederträchtig, knechtiſch, und unbeſtändig iſt, der beſtändig von verſchiedenen Leidenſchaften beſtürmt, bald vor bald rückwärts geſtoſſen wird, und nie ſeiner ſelbſt mächtig iſt. Was für ein himmelweiter Unterſchied iſt zwiſchen beyden? Dennoch ſind wir einmal durch die Gewohnheit ſo verblendet, daß wir wenig oder gar nichts daraus machen. Wenn wir einen Bauer und einen König, einen Edelmann und einen gemeinen Mann, eine obrigkeitliche und eine Privatperſon, einen Armen und einen Reichen gegen einander betrachten, ſo nehmen wir gleich einen gewaltigen Unterſcheid wahr, da ſie ſich doch, ſo zu reden, nur durch die Hoſen unterſcheiden.

Worinnen ſich die Thraciſchen Könige von dem Volke unterſchieden.

In Thracien unterſchied ſich der König von ſeinem Volke auf eine wunderliche und ſehr ausnehmende Art. Er hatte eine beſondere Religion und einen beſondern Gott, welchen ſeine Unterthanen nicht anbeten durften, und welches Merkur war (*) und verachtete für ſeine Perſon die ihrigen, den Mars, den Bacchus und die Diane. Allein alles dieſes iſt nur ein Firniß, und macht keinen weſentlichen Unterſcheid. Die Komödian-

 ten,

zen befreyt, und daß das Gemüth Furcht und Sorgenloß vergnügt ſeyn ſoll. Lucret. L. II. v. 16. u. f.

(*) Herodot ſagt zwar L. V. p. 331. daß die Thraciſchen Könige den Merkur vor allen andern Göttern anbeteten, daß ſie nur bey ihm alleine ſchwüren und ihr Geſchlechte von ihm herleiteten. Allein er ſagt nicht, daß ſie den Mars, den Bacchus, und die Diane, die einzigen Götter ihrer Unterthanen, verachteten.

ten, welche auf dem Schauplatze einen Herzog oder Kaiſer vorſtellen, werden bald darauf wieder armſelige Bediente und Laſtträger, welches ihr wahrer und urſprünglicher Stand iſt. Eben ſo müſſen wir auch einen Kaiſer, deſſen Pracht uns, wenn er ſich öffentlich zeigt, die Augen blendet,

Die Könige ſind eben den Leidenſchaften und eben den Zufällen als andere Menſchen unterworfen.

(*) Scilicet et grandes viridi cum laude ſmaragdi.
Auro includuntur, teriturque Thalaſſina veſtis
Aſſidue et Veneris ſudorem exercita potat.

hinter dem Vorhange betrachten; ſo werden wir nichts als einen gemeinen Menſchen, und der vielleicht noch viel ſchlechter als der geringſten ſeiner Unterthanen iſt, an ihm finden. (**) Ille beatus introrſum eſt: iſtius bracteata felicitas eſt. Die Zaghaftigkeit, der Ehrgeiz, der Verdruß, und der Neid beunruhigen ihn eben ſo, wie einen andern.

(***) Non enim gazae, neque conſularis
Summouet lictor miſeros tumultus
Mentis et curas laqueata circum
Tecta volantes.

Sor-

(*) Weil er große und ſchöne in Gold gefaßte Smaragden am Finger führt, und reiche Kleider trägt, die er bey den geilſten Handlungen abnützet. Lucret. L. IV. v. 1119. ſeqq.

(**) Der eine iſt innerlich glücklich, des andern Glückſeligkeit beſtehet nur in dem äußerlichen Scheine. Senec. *Ep.* 115.

(***) Schätze und Würden zerſtreuen die grauſame Gemüthsunruhe nicht, und die Sorgen flattern auch in vergoldeten Zimmern herum? Horat. L. II. *Od.* 16. v. 11.

Sorge und Furcht haben ihn mitten unter ſeinen Armeen bey der Kehle.

(*) Re veraque metus hominum, curaeque ſequaces,
Nec metuunt ſonitus armorum, nec fera tela,
Audacterque inter Reges, rerumque potentes
Verſantur, neque fulgorem reuerentur ab auro.

Werden ſie denn von dem Fieber, dem Kopfwehe und dem Podagra mehr als wir, verſchonet? Wenn ihnen das Alter auf den Hals fällt, kann ſie denn ihre Leibwache deſſelben entledigen? Wenn ſie die Furcht für dem Tode einnimmt, können ihnen denn ihre Kammerherren helfen? Wenn ſie eiferſüchtig oder eigenſinnig ſind, werden ihn unſere Bücklinge zufrieden ſtellen? Das Himmelbette, welches von Gold und Perlen ſtarret, kann deswegen das Schneiden der Kolik nicht lindern.

(**) Nec calidae citius decedunt corpore febres,
Textilibus ſi in picturis oſtroque rubenti
Iacteris, quam ſi plebeia in veſte cubandum eſt,

(*) Furcht und Sorge fürchten ſich wahrhaftig weder vor dem Geräuſche der Waffen, noch vor den grauſamſten Pfeilen. Sie miſchen ſich kühnlich unter die Könige und Herren der Welt, und ſcheuen ſich nicht vor dem Schimmer des Goldes. Lucret. L. II. v. 47. ſeqq.

(**) Das Fieber verläſſet denjenigen nicht eher, der ſich in einen koſtbar gewirkten purpurnen Bette herum wäl-

Alexander und Antigonus verhöhnen ihre Schmäuchler.

Die Schmäuchler wollten Alexandern dem Großen überreden, er wäre Jupiters Sohn. Als er aber einsmals verwundet wurde, und das Blut aus ſeiner Wunde hervor dringen ſahe, fieng er an: Was meynt ihr? Iſt dieſes nicht ein rothes und ganz menſchliches Blut? Es iſt wohl nicht von der Natur desienigen Blutes, welches nach Homers Beſchreibung aus den Wunden der Götter laeuft (*). Der Poet Hermodor ließ dem Antigonus zu Ehren aus ſeiner Feder Verſe flieſſen, worinnen er ihn einen **Sohn der Sonne** nannte: Antigonus aber erwiederte, (**) **derienige, der meinen Nachtſtuhl ausräumt, ſieht wohl, daß dieſes nicht wahr iſt.** Ein Menſch bleibet ein Menſch, und wenn er von Natur ſchlechte Gaben hat, ſo wird ihm die Herrſchaft über die ganze Welt nichts helfen.

(***) - - - - - - - - - Puellae
Hunc rapiant, quicquid calcauerit hic, roſa fiat.

In welchem Verſtande die Glücksgüter etwas Gutes ſind.

Was hilft das, wenn er eine unartige und tumme Seele hat? Wer nicht Munterkeit und Verſtand beſitzt, kann ſelbſt die Wolluſt und das Glück nicht empfinden.

(†) Haec perinde ſunt, vt illius animus qui ea poſſidet:
Qui vti ſcit, ei bona, illi qui non vtitur recte, mala.

Die

wälzet, als einen andern, der in einem ſchlechten ſchläfet. Lucret. L. II. v. 34. ſeqq.

(*) Plutarch. *Apophthegm. Regum et Imperatorum*, unter dem Artikel Alexander.

(**) Eben daſelbſt unter dem Artikel Antigonus.

(***) Perſius *Sat.* II v. 38. 39.

(†) Bey dieſen Sachen kömt es auf die Gemüths-
art

Die Glücksgüter, ſie mögen beſchaffen ſeyn wie ſie wollen, erfordern eine Empfindlichkeit, die ſie zu ſchmecken geſchickt iſt. Der Genuß, nicht aber der Beſitz, macht uns glücklich.

(*) Non domus et fundus, non aeris aceruus et auri,
Aegroto domini deduxit corpore febres,
Non animo curas: valeat poſſeſſor oportet,
Qui comportatis rebus bene cogitat vti.
Qui cupit, aut metuit, iuuat illum ſic domus aut res,
Vt lippum pictae tabulae, fomenta podagram.

Er iſt ein Narr, er hat keinen Geſchmack. Er empfindet eben ſo viel davon, als einer der den Schnupfen hat, von der Annehmlichkeit des Griechiſchen Weines, oder ein Pferd von dem prächtigen Zeuge, mit welchem man es geputzet hat. Eben ſo, wie Plato ſagt, daß die Geſundheit, die Stärke, der Reichthum, und alles was man et-

art des Beſitzers an. Sie ſind ein Glück vor den, der ſie zu gebrauchen weiß: aber ein Unglück vor den, der ſie nicht recht gebrauchet. Terent. *Heauton t. Act.* I. *Sc.* 3. v. 21. 22.

(*) Die Landgüter, die Häuſer, die goldenen und ſilbernen Haufen helfen uns nicht vor das Fieber, und können nichts wider die Gemüthskrankheit verrichten. Der Beſitzer dieſer Güter muß an dem Leib und am Gemüth geſund ſeyn, und ſie wohl anwenden. Die Reichthümer ſind demienigen, der von dem Geiz oder von der Furcht dasienige, was er hat, zu verlieren, gequälet wird, eben ſo viel nutz, als die Umſchläge einem Podagriſten und die Gemählde einem Menſchen, der böſe Augen hat. Horat. L. I. *Ep.* 2. v. 47. u. f.

was Gutes nennet, dem Ungerechten eben ſo ſchädlich, als dem Gerechten nützlich ſey, und das Böſe umgekehrt. Was helfen ferner die zeitlichen Güter, wenn der Leib und die Seele in einem ſchlimmen Zuſtande iſt? Wie leicht kann uns nicht der geringſte Nadelſtich und die geringſte Leidenſchaft des Vergnügens an der Herrſchaft über die ganze Welt berauben? So bald das Podagra zuckt, iſt es mit dem allergroßmächtigſtem Herrn und mit der Maieſtät aus.

(*) Totus et argento conflatus, totus et auro.

Vergißt er nicht ſeine Palläſte und ſeine Hoheit? Verhütet dann, wenn er zornig wird ſein hoher Stand, daß er nicht roth oder bleich wird, oder wie ein Narr mit den Zähnen knirſcht? Wenn er aber ein geſchickter Menſch iſt, und gute Gaben hat, ſo trägt die königliche Würde wenig zu ſeinem Glücke bey.

(**) Si ventri bene, ſi lateri eſt pedibusque tuis nil
Diuitiae poterunt regales addere maius.

Er ſieht daß alles, nur falſcher Schein und Betrug iſt. Ja, vielleicht iſt er der Meynung des Königs Seleucus, daß derienige, welcher wüßte, wie ſchwer ein Scepter wäre, (***) denſelben nicht von

(*) Ganz mit Gold und Silber bedeckt. Tibull. *Eleg.* 1. v. 71.

(**) Wenn dein Bauch, die Seiten und die Füſſe gut ſind, ſo können dich königliche Schätze nicht glücklicher machen. Horat. L. I. *Ep.* 12. v. 5. 6.

(***) Plutarch: Ει πρεσβυτερω πολιτευτεων. Ob ein Mann, der bey Jahren iſt, ſich in öffentliche Geſchäfte miſchen ſolle? c. 12. ερριμενον ουκ αν ελεσθαι διαδημα.

von der Erden aufheben würde. Er ſagte dieſes wegen der großen und ſchweren Laſt, die ein guter König auf ſich hat. Gewiß es iſt keine geringe Sache andere zu regieren, da ſich ſchon ſo viele Schwierigkeiten zeigen, wenn wir nur uns ſelber regieren ſollen. Was das Befehlen anbelanget, welches uns ſo angenehm vorkommt, ſo bin ich der Meynung, wenn ich die Schwäche der menſchlichen Urtheilskraft und die Schwierigkeit überlege, die man findet, wenn man unter neuen und zweifelhaften Dingen eine Wahl treffen ſoll, daß es leichter ſey, zu folgen als zu leiten, und daß dieſes ein großer Vortheil iſt, wenn man nur einen gebahnten Weg gehen, und nur vor ſich ſelbſt zu ſorgen hat.

(*) Vt ſatius multo iam ſit, parere quietum
Quam regere imperio res velle.

Hierzu kömmt noch, daß, wie Cyrus ſagt, der Regent beſſer ſeyn muß, als dieienigen welche er regieret.

Allein der König Hieron ſagt (**) bey dem Xenophon noch mehr, daß die Könige ſelber bey dem Genuſſe der Wollüſte übler daran wären, als die Privatperſonen: weil die Leichtigkeit und Bequemlichkeit dieſelben zu erhalten, den Geſchmack raubet, welchen wir darinnen finden.

Die Könige ſind weniger im Stande die Ergötzlichkeiten zu genieſſen, als Privatperſonen.

(***) Pinguis amor nimiumque potens, in taedia nobis
Vertitur, & ſtomacho dulcis vt eſca nocet.

 Glau-

(*) Der ruhige Gehorſam iſt beſſer als die Regierung iſt. Lucret. L. V. c. 1126 ſeqq.

(**) Xenophontis Ιερων Τυραννικος.

(***) Die allzu häufige und gar zu mächtige Liebe wird

Glauben wir dann, daß die Chorknaben ein großes Vergnügen an der Muſik haben? Sie werden derſelben ſatt, und überdrüßig. Die Luſtbarkeit, die Tänze, die Maskeraden, die Turniere erfreuen nur diejenigen, welche ſie nicht oft ſehen, und ein Verlangen getragen hatten ſie zu ſehen. Wer aber dergleichen täglich ſieht, findet weder Geſchmack noch Vergnügen daran. Wer beſtändig mit Frauenzimmer Umgang hat, findet nichts reizendes darinnen. Wer eher trinkt, als er dürſtet, findet kein Vergnügen an Trinken. Die Poſſen eines Gauklers vergnügen uns: aber den Spielern ſelbſt ſind ſie zur Laſt. Daß es ſich aber wirklich ſo verhält, weil ſich die großen Herren eine Ergötzlichkeit und ihre größte Luſt daraus machen, daß ſie ſich manchmal verkleiden und ſich zu einer niedrigen und gemeinen Lebensart herunter laſſen können.

(*) Plerumque gratae principibus vices
Mundaeque paruo ſub lare pauperum
Coenae, ſine auleis & oſtro,
Sollicitam explicuere frontem.

Es iſt nichts ſo verdrießlich und abgeſchmackt, als der Ueberfluß. Wer würde nicht einen Ekel bekommen, wenn er beſtändig 300 Frauenzimmer, wie der Großſultan in ſeinem Serrail, zu ſeinem

wird uns zur Laſt, eben ſo wie eine ſüſſe Speiſe im Magen ſchädlich. Ouid. *Amorum* Lib. II. Eleg. 19. v. 25. 26.

(*) Die Veränderung gefällt den Großen gemeiniglich. Eine kleine und reinliche Mahlzeit, in einem Privathauſe wo weder Tapeten noch Purpur ſind, hat ihnen öfters die Stirne aufgeheitert. Horat. Lib. III. *Od.* 29. v. 13.

ſeinem Dienſte bereit ſähe. Wie viel Geſchmack und Luſt an der Jagd hatte iener von ſeinen Vorfahren behalten, der niemals mit weniger als ſieben tauſend Falkenierern auf die Jagd gieng.

Warum die Großen allezeit ihre Fehler ſorgfältiger verbergen müſſen als die Geringern.

Ueber dieß glaube ich, daß der Schimmer der Hoheit dem Genuſſe des angenehmſten Vergnügens nicht wenig hinderlich iſt; denn, es wird dadurch allzu ſtark beleuchtet und kundbar. Man verlanget, ich weiß nicht warum, von ihnen, daß ſie ihre Fehler mehr als andere verbergen, und verdecken ſollen. Denn, was bey uns Unbeſcheidenheit iſt, hält das Volk bey ihnen für Tyranney, Verachtung und Geringſchätzung der Geſetze. Es hat das Anſehen, als ob ſie außer einer laſterhaften Neigung ſich ein Vergnügen daraus machten, die allgemeinen Gewohnheiten zu verachten, und mit Füſſen zu treten. Gewiß Plato beſchreibt in ſeinem Gorgias (*) einen Tyrannen, als einen, der in einer Stadt die Freyheit hat alles zu thun, was ihm gefällt. Dahero geſchicht es, daß die Bekanntmachung und Entdeckung ihrer Laſter mehr Eindruck macht, als das Laſter ſelbſt. Jedermann fürchtet, er möchte verrathen und ausgekundſchaftet werden. Hingegen, bey den Fürſten beobachtet man ſo gar ihre Gebärden und Gedanken, weil das ganze Volk glaubet, es habe nicht nur Recht, ſondern auch Urſache darüber zu urtheilen. Allein die Flecken ſcheinen überhaupt allezeit größer zu ſeyn, ie höher und heller der Ort iſt, an welchen ſie ſich befinden.

(*) Τȣτο λεγω (τυραννειν) εξειναι εν τη πολει, ὁ αν δοκη αυτῳ, ποιειν τȣτο, u. ſ. w. p. 469. c. Tom. I.

finden. Ein Mahl und Warze wird an der Stirne eher wahrgenommen, als anderswo eine Schmarre. Dahero die Poeten dichten, Jupiter ſey unter einer andern Geſtalt auf ſeine Buhlereyen gegangen, und unter ſo vielen Liebeshändeln, welche ſie von ihm melden, hat er ſich nur bey einer einzigen, wie ich glaube, in ſeiner Gröſſe und Majeſtät gezeigt.

Könige ſind Gefangene innerhalb den Gränzen ihres Landes.

Aber wieder auf den Hieron zu kommen, ſo erwähnt er auch, wie viel Beſchwerlichkeiten er bey ſeiner Regierung (*) hätte, weil er nicht frey gehen und reiſen könnte, ſondern ſich wie ein Gefangener in den Gränzen ſeines Landes aufhalten und ſich bey allen ſeinen Handlungen von einem verdrüßlichen Gedränge umgeben ſehen müßte. Und in Wahrheit ich habe die unſrigen öfters mehr bedauert als beneidet, wenn ich ſie ganz alleine an der Tafel ſitzen, und von einer ſolchen Menge Schwätzer und unbekannter Leute, die ſie anſehen umgeben geſehen habe. Der König Alphonſus ſagte, die Eſel wären beſſer daran als die Könige: denn ihre Herren lieſſen ſie in Ruhe freſſen, da dieſes die Könige von ihren Dienern nicht erlangen könnten. Ich habe mir auch niemals einbilden können, daß es eine beſondere Bequemlichkeit für einen verſtändigen Mann ſey, etliche 20 Aufſeher um ſeinen Nachtſtuhl zu haben, oder daß er ſich lieber von einem Manne der zehn tauſend Livers Einkünfte hat, oder der Caſal eingenommen oder Siena vertheidiget hat, als von einem redlichen und erfahrnen Bedienten ſollte aufwarten laſſen.

Die

(*) Xenophontis *Hieron.*

Die Vorzüge der Fürſten beſtehen gleichſam nur in der Einbildung. Jeder Stand hat etwas einer Herrſchaft ähnliches. Cäſar nennet (*) alle Herren, welche zu ſeiner Zeit in Frankreich die Gerichtsbarkeit hatten, kleine Könige. In der That, den Namen Sire bey Seite geſetzet, iſt es mit unſern Königen ſehr weit gekommen. Man betrachte nur in den von dem Hofe entfernten Provinzen, wie zum Exempel Bretagne iſt, das Gefolge, die Unterthanen, die Bediente, die Beſchäftigungen, die Bedienung und die Ceremonien eines einſamen und für ſich lebenden Herrn, der unter ſeinen Bedienten erzogen iſt, und bemerke dabey was für eine hohe Einbildung er hat. Nichts kann königlicher ſeyn. Er hat nur einmal des Jahres von ſeinem Herrn reden gehöret, wie von dem Könige in Perſien, und kennt ihn nicht weiter als nach einer gewiſſen alten Verwandtſchaft, welche ſein Secretair im Regiſter aufgezeichnet hat. In Wahrheit, unſere Geſetze ſind frey genung; und ein Franzöſiſcher Edelmann empfindet die Laſt der Unterthänigkeit in ſeinem ganzem Leben kaum 2 mal. Die weſentliche und wirkliche Unterwürfigkeit betrift unter uns nur dieienigen welche ſich darein begeben, und welche durch einen ſolchen Dienſt Ehre und Reichthum zu erwerben ſuchen. Wer

Umſtände der Edelleute in Frankreich zu Zeit des Montagne.

(*) Es ſtehet nichts ſolches von den Galllern bey dem Cäſar. Ich glaube, daß Montagne hieher gezogen hat, wie er es auch ſonſten thut, was man von den Teutſchen lieſet: In pace nullus eſt communis Magiſtratus, ſed Principes regionum atque pagorum inter ſuos ius dicunt, controuerſiasque minuunt. *De bell. Gall.* VI. 23. dieſe Anmerkung iſt von dem Herrn Barbeyrac

Wer hinter ſeinem Heerde bleibt, und ſein Hausweſen ohne Streit und ohne Proceß zu regieren weiß, der iſt eben ſo frey, als der Herzog von Venedig (*). Paucos ſeruitus, plures ſeruitutem tenent. Hauptſächlich aber klagt Hieron darüber, daß er ſich aller gegenſeitigen Freundſchaft und Geſellſchaft beraubt ſieht, worinnen doch das vollkommenſte und angenehmſte Vergnügen des menſchlichen Lebens beſteht. Denn was für ein Zeichen der Liebe und Zuneigung kann mir derienige geben, welcher mir, er mag wollen oder nicht, alles was er thun kann, zu thun ſchuldig iſt. Kann ich auf ſeine demüthige Reden und tiefe Verbeugungen trauen, da er mir dieſelben nicht verweigern kann? Die Ehre, welche uns dieienigen erzeigen die uns fürchten, iſt keine Ehre. Dieſe Ehrenbezeigungen ſind ſie der Königlichen Würde, nicht aber mir ſchuldig.

(**) Maximum hoc regni bonum eſt,
Facta domini cogitur populus ſui
Quam ferre, tam laudare.

Sehe ich nicht, daß man einem ſchlimmen eben ſo wie dem guten Könige, einem Verhaßten eben ſo wohl, als einem Geliebten, dem einen ſo gut als dem andern Ehre erzeigt? Mit eben ſolcher Pracht und eben ſolcher Ceremonie iſt mein Vorgänger bedienet worden, und mein Nachfolger wird

(*) Wenig Leute fallen in Knechtſchaft. Die meiſten begeben ſich freywillig darein. Sen. *Ep.* 22.

(**) Der gröſte Vortheil bey der Königlichen Würde iſt dieſer, daß die Völker die Handlungen ihrer Herren nicht nur leiden, ſondern auch loben müſſen. Senec. *Thyeſt.* Act. II. S. 1. v. 30 u. f.

wird auch ſo bedienet werden. Wenn mich meine Unterthanen nicht beleidigen, ſo iſt dieſes eben kein Zeichen einer guten Geſinnung. Warum ſoll ich es ſo auslegen, da ſie es nicht thun können, wie ſie gleich wollen? Keiner folget mir aus Freundſchaft, die zwiſchen ihm und mir; denn wie will da, wo ſo wenig Uebereinſtimmung und Gemeinſchaft iſt, Freundſchaft entſtehen? Meine Hoheit hat mich außer dem Umgange mit den Menſchen geſetzet. Es iſt gar zu viel Ungleichheit und Unterſcheid zwiſchen uns: Sie folgen mir nur aus Verſtellung und Gewohnheit nach, oder vielmehr meinem Glücke, um das ihrige dadurch zu vermehren. Alles, was ſie ſagen und thun, iſt Verſtellung, weil ihre Freyheit durch meine große Macht über ſie auf allen Seiten eingeſchränket iſt. Ich ſehe nichts als verhüllte und verkleidete Leute um mich. Den Kaiſer Julian lobten ſeine Hofleute einſtens, daß er die Gerechtigkeit ſo gut handhabete; worauf er ſagte (*): **Ich wollte mir gerne auf dieſe Lobeserhebungen etwas einbilden, wenn ſie nur von ſolchen Leuten kämen, welche mich, wenn ich anders verführe, ſchelten und tadeln dürften.** Die Fürſten haben alle wahre Vortheile mit Leuten vom Mittelſtande gemein, (denn auf geflügelten Pferden zu reiten, und Ambroſin zu ſpeiſen, gehöret nur für die Götter). Sie haben keinen andern Schlaf und Appetit als wir. Ihr Stahl iſt nicht beſſer gehärtet als der, wo-

(*) Gaudebam planeque me efferebam, ſi ab his laudarer quos & vituperare poſſe aduerterem, ſi quid ſecus factum ſit aut dictum. Ammian. Marcell. Lib. XXII. c. 10.

womit wir uns bewaffnen. Ihre Krone bedeckt ſie weder vor der Sonne, noch vor dem Regen.

Warum Diocletian die Regierung niedergelegt hat.

Diocletian, der doch eine ſo verehrte und beglückte Krone trug, legte dieſelbe nieder, um dem Vergnügen eines einſamen Lebens nach zu hangen. Als aber kurze Zeit darnach die öffentlichen Geſchäfte erforderten, daß er dieſelbe wieder aufſetzte, ſo antwortete er denenienigen die ihn darum erſucht (*). Ihr würdet euch nicht vorgenommen haben mich hierzu zu überreden, wenn ihr die ſchöne Ordnung der Bäume, welche ich zu Hauſe geſetzt habe und die ſchönen Melonen, welche ich geſäet habe, geſehen hättet.

Die allerglückſeligſte Regierung.

Nach der Meynung des Anacharſis würde der glücklichſte Zuſtand einer Polizey derienige ſeyn (**), in welchem bey der Gleichheit aller andern Sachen, der Vorzug nach der Tugend und die Verachtung nach dem Laſter abgemeſſen würden.

Eitler Ehrgeiz des Pyrrhus.

Als ſich der König Pyrrhus entſchloſſen hatte nach Italien zu gehen, und ihm Cyneas ſein Rathgeber die Eitelkeit ſeines Ehrgeizes zu verſtehen geben wollte, ſo fragte er (***): „Warum faſſen Ew. Majeſtät ein ſo großes Unternehmen?„ worauf er ihm geſchwind antwortete: **damit ich mich von Italien Meiſter mache;** Und wenn dieſes geſchehen iſt, erwiederte Cyneas? **ſo gehe ich nach Gallien und Spanien,** ſagte der andere; und darnach? ſo will

(*) Vtinam Salonae poſſetis viſere olera noſtris manibus inſtituta, profecto nunquam iſtud tentandum iudicaretis. Sext. Aur. Victor. im Artikel: **Diocletianus.**

(**) Plutarchus im Gaſtmale der ſieben Weiſen.

(***) Plutarchus im Leben des Pyrrhus.

will ich die Africaner unter das Joch bringen, und wenn ich endlich die ganze Welt bezwungen habe, ſo werde ich mich zur Ruhe begeben und nach meinem Gefallen leben. Um Gottes Willen, ſagte Cyneas, woran liegt es denn, daß Ew. Majeſtät nicht den Augenblick in dieſem Zuſtande ſind. Warum begebet ihr euch nicht den Augenblick da ihr es ſaget, in Ruhe, und erſparet ſo viele Arbeit und Gefahr, die ihr bey euren Abſichten habet?

(*) Nimium quia non bene norat quae eſſet habendi.
Finis et omnino quod creſcat vera voluptas.

Ich will dieſe Materie mit einem Vers, welchen ich zu dieſer Gelegenheit ſehr geſchickt befunden habe, ſchließen.

(**) Manes cuique ſui fingunt fortunam.

Das XLIII. Hauptſtück.

Von den Geſetzen wider die Verſchwendung.

Die Art, wodurch unſere Geſetze verſuchen, den thörichten Aufwand bey den Mahlzeiten

Gold und Seide ſollte ein Fürſt mehr, als alles andere, verachten.

(*) Das machts, daß er nicht den Endzweck kennt, welchen man ſich bey dem Beſitz der Güter vorſetzen ſoll, noch wie weit ſich das wahrhafte Vergnügen erſtrecket. Lucret. Lib. V. v. 1431.

(**) Von den Sitten eines ieden Menſchen hänget ſein Glück ab. Corn. in dem Leben des Atticus.

ten und den Kleidungen einzuſchränken, ſcheinet ihrem Endzwecke entgegen zu ſeyn. Das wahre Mittel hierzu würde ſeyn, wenn man denen Menſchen eine Verachtung gegen das Gold und die Seide, als unnütze Dinge beybrächte. Wir hergegen vermehren ihre Ehre und ihren Werth, welches eine ſehr thörichte Weiſe iſt, die Menſchen davon abzuhalten. Denn will man ſagen, daß nur ein Fürſt theure Mahlzeiten halten und Gold und Sammet tragen könne, und verbietet man es andern Leuten, ſo heißt dieſes nichts anders als dieſe Sache in beſſern Credit ſetzen und bey iedem eine Begierde erwecken, ſich gleichfalls derſelben zu bedienen. Ob ſich gleich die Könige dieſer Zeichen der Größe entäußerten, ſo haben ſie doch noch andere genug, wodurch ſie dieſelbe beweiſen. Es laſſen ſich auch dergleichen Ausſchweifungen bey einem andern viel eher als bey einem Könige entſchuldigen. Aus dem Beyſpiele vieler Völker können wir weit beſſere Arten lernen uns in äußerlichen zu unterſcheiden (welches ich auch in der That in einem Staate für ſehr zuträglich halte,) ohne um dieſer Urſache willen, dieſe augenſcheinliche Verderbniß und Beſchwerlichkeit zu unterhalten.

Wenn man anfieng die ſeidenen Kleider in Frankreich abzuſchaffen.

Es iſt wunderſam, wie die Gewohnheit in dieſen gleichgültigen Sachen ſich ſo leichte und geſchwind ein Anſehen ſchaft. Kaum hatten wir bey der Trauer König Heinrichs des andern bey Hofe angefangen Tuch zu tragen, ſo waren ſo gleich überall die ſeidenen Kleider in ſolche Abnahme gekommen, daß wenn man einen damit bekleidet ſahe, man ihn für einen Menſchen aus der Stadt hielte. Endlich trugen ſie nur die

Aerz-

Aerzte und Balbierer, und ohngeachtet damals bey nahe alle Leute überein gekleidet waren, ſo gab es doch ſonſten noch genug deutliche Zeichen von den Ständen der Leute. Wie geſchwinde kommen nicht unter unſern Armeen die von Schweiß und Fette ſchmutzigen Kleider in Anſehen? und wie geſchwinde gerathen die reinen und koſtbaren Kleider in Verachtung?

Die Könige dürften nur anfangen dieſe Pracht zu unterlaſſen, ſo würde man ſie in einem Monate ohne Befehl bey Seite ſetzen. Wir würden es alle eben ſo machen. Hingegen müßten die Geſetze verbieten, daß ſich niemand des Carmoſins und der Goldſchmiedsarbeit bedienen ſollte, auch ſo gar nicht die Gauckler und Huren.

Auf gleiche Art verbeſſerte Seleukus die verdorbenen Sitten der Locrenſer. Seine Befehle waren von dieſem Inhalt (*).

Geſetze welche Seleukus wegen Abſchaffung der Pracht gab.

„Daß eine Frau von vornehmen Stande „nicht mehr als eine Cammeriungfer hinter ſich „haben könnte, es ſey denn daß ſie betrunken ge„weſen, daß ſie auch bey Nacht nicht aus der „Stadt gehen, keine goldene Kleinodien noch mit „Treſſen beſetzte Kleider tragen könnte, ſie müßte „denn eine öffentliche Hure ſeyn, daß außer dem „Hurenwirth keine Mannsperſon weder güldene „Ringe noch feine Kleider anziehen durfte. Der„gleichen dieienigen waren, die aus dem in der „Stadt Milet gewirktem Tuche gemacht wurden.„

Und durch dieſe ſchimpfliche Ausnahme befreyete er ſeine Unterthanen ſinnreich von dem Ueberfluß und ſchädlichen Koſtbarkeiten. Es war

(*) Diodorus Siculus L. XII. c. 20.

etwas ſehr nützliches, die Leute durch Ehrgeiz zu ihrer Pflicht und Gehorſam zu bringen.

Ganz Frankreich richtet ſich nach dem Franzöſiſchen Hofe.

Unſere Könige vermögen alles in dergleichen äußerlichen Verbeſſerungen. Ihre Neigung dient ſtatt des Geſetzes (*). Quicquid Principes faciunt praecipere videntur. Der übrige Theil von Frankreich richtet ſich nach dem Hofe. Unſere Könige möchten nur immer dieſe häßlichen Beinkleider abſchaffen, welche die verborgenen Gliedmaſſen ſo offenbar zeigen, dieſe grobe Tracht, welche uns ganz verſtellet: zum Exempel, dieſe langen weibiſchen Haarzöpfe; dieſe Gewohnheit die Hände, die wir andern aus der Geſellſchaft darreichen zu küſſen, welcher Gebrauch nur bloß den Prinzen zukam. Sie ſollten nur ferner abſchaffen, daß ſich ein Edelmann an einem vornehmen Orte ohne Degen und ganz unbewaffnet, gleichſam als wenn er ſich erſt angekleidet hätte, ſehen ließ: daß wir die Einrichtung unſerer Vorfahren, und der beſondern Freyheit unſers Adels zuwider, uns nicht bedecken dürfen, an welchem Orte ſie ſich auch befinden möchten, und daß wir mit ihnen ſo wie mit hundert anderen umgehen möchten: Wenn, ſage ich, ſie es eben ſo mit andern ähnlichen neuen und fehlerhaften Gewohnheiten machten, ſo würden dieſe Gewohnheiten bald verſchwunden und aufgehoben ſeyn, denn es ſind ſolche Irrthümer, die zwar nur an der äußern Schale kleben, aber dennoch eine böſe Vorbedeutung haben. Deswegen bin ich der Meynung, daß das

(*) Die Könige ſcheinen alles was ſie ſelber thun, zu befehlen. Quintilianus *pro Milite* Declamat. III. p. 38. edit. in 8. ex Offic. Hankiana 1665.

das innere eine andere Geſtalt bekommen würde, wenn wir das äußere und die Rinde wegnehmen ſollten. Plato hält dieſes in ſeinen Geſetzen (*) für das allerſchädlichſte in ſeiner Stadt; wenn man der Jugend (**) Freyheit läßt ihre Kleidungen, Manieren, Tänze, Uebungen und Geſänge auf verſchiedene Arten zu verändern: wenn man ihnen erlaubt bald ſo, bald anders zu urtheilen, nach Neuigkeiten zu laufen, ihre Erfinder zu verehren, denn dadurch werden die guten Sitten verderbt und die alten Gebräuche kommen in Abnahme und Verachtung. In allen Sachen, die böſen alleine ausgenommen, iſt die Veränderung zu befürchten, als die Veränderung des Jahres, der Luft, der Lebensmittel und der Gemüthsneigungen. Und keine Geſetze behalten ihr wahres Anſehen, als dieienigen, denen Gott ihre alte Dauer verliehen hat, dergeſtalt, daß niemand ihren Urſprung weiß, noch daß ſie iemals anders geweſen wären.

Neue Gebräuche welche der Jugend ſchädlich ſind.

Das XLIV. Hauptſtück.

Vom Schlafe.

Die Vernunft befiehlet uns wohl, daß wir beſtändig auf einerley Wege, aber nicht,

Ll 3 mit

(*) L. VII. p. 631.

(**) Jetzo beſtehet der Verſtand und die Geſchicklichkeit der meiſten Völker in Europa größtentheils darinnen, daß ſie die Mode in ihren Kleidern oft ändern, und dieienigen, ſo ſie ablegen, ungereimt verſpotten, wenn ſie bey ihren Nachbarn oder in einer von der Hauptſtadt entfernten Stadt im Lande noch gebräuchlich iſt. Von dieſer menſchlichen Schwachheit beſehe man den Montagne. B. I. p. 49.

mit einerley Schritt fortgehen ſollen. Ob ſich gleich der Weiſe von den menſchlichen Leidenſchaften nicht hinreiſſen, und von der rechten Bahn abgehen ſoll, ſo kann er denſelben doch ohne Hintanſetzung ſeiner Pflicht ſo viel nachgeben, daß er geſchwinder oder langſamer gehet, und nicht wie eine Säule unbeweglich und ohne Gefühl ſtehen bleibet. Selbſt die Tugend würde, wenn ſie eine menſchliche Geſtalt hätte, hitziger zum Sturm, als zur Mahlzeit gehen. Ja ſie würde nothwendig in Glut und in Bewegung gerathen.

Tiefer Schlaf großer Männer in ihren wichtigſten Angelegenheiten.

Um dieſer Urſache willen habe ich als etwas ſeltenes angemerket, daß ich öfters große Leute bey ihren wichtigſten Unternehmungen und Geſchäften ſo ruhig geſehen habe, daß ſie nicht einmal ihren Schlaf abgekürzet haben. Alexander ſchlief an dem Tage, der zu der heftigen Schlacht mit dem Darius (*) beſtimmt war, ſo feſt, und ſo lange, daß Parmenio gezwungen wurde, in ſein Gezelt zu gehen, ihn beym Bette zwey bis drey mal bey ſeinem Namen zurufen, und ihn aufzuwecken, weil es Zeit zur Schlacht war.

Kaiſer Otto ſchlief vorhero ehe er ſich umbrachte, welches auch Cato that.

Als Kaiſer Otto ſich umzubringen beſchloſſen und wegen ſeiner häußlichen Geſchäften Befehl gegeben, ſein Geld unter die Diener ausgetheilt, und ein Schwerdt, womit er ſich umbringen wollte, geſchliffen hatte, und nur zu wiſſen verlangte, ob ſich ſeine Freunde in Sicherheit begeben hätten, ſchlief er in eben dieſer Nacht ſo ſtark (**), daß ihn ſeine Diener ſchnarchen hörten. Der Tod dieſes Kaiſers hat vieles mit dem Tode des Cato

(*) Plutarchus im Leben des Alexanders.
(**) Plutarchus in dem Leben Otto C. 8.

Cato gemein. Denn als ſich Cato umbringen wollte, und nur noch wartete, bis man ihm hinterbrachte, ob die Rathsherren, die ſich zurück begeben mußten, aus dem Hafen in (*) Utica abgeſeegelt wären, ſo ſchlief er ſo heftig, daß man ihn in dem nächſten Zimmer ſchnarchen hörte. Und als ihn derjenige, den er in den Hafen geſchickt hatte, aufweckte, und ihm benachrichtigte, daß die Rathsherren wegen des Sturms nicht unter Seegel gehen könnten, ſo ſchickte er einen andern dahin ab, und wickelte ſich wieder in ſein Bette ein, übergab ſich wieder dem Schlummer, bis ihm dieſer letztere ihre Abreiſe hinterbrachte.

Ruhe des Catons bey einem öffentlichen Aufſtande.

Wir können ihn auch in der That mit Alexandern bey dem ſo großen und gefährlichen Ungewitter, welches ihm durch den Aufſtand des Zunftmeiſters Metellus drohete, vergleichen, der den Befehl von der Zurückrufung des Pompeius und ſeiner Armee in die Stadt nach dem Aufbruche des Catilina öffentlich bekannt machen wollte. Dieſem Entſchluſſe widerſetzte ſich Cato alleine, und gerieth mit dem Metellus in großen Wortſtreit. Allein den andern Tag ſollte auf dem Markte die Sache ausgeführet werden, wo ſich Metellus außer der Gunſt des Volks und des Cäſars, der damals den Nutzen des Pompeius befördern halfe, noch mit einer Begleitung von vielen fremden Sklaven und einer Menge Fechter, Cato aber mit ſeiner einzigen Standhaftigkeit bewaffnet, einfand. Dergeſtalt waren ſeine Anverwandten, ſeine Bedienten und viele rechtſchaffene Leute in großen Sorgen, ja es befanden ſich welche dar-

(*) Eb. daſ. im Leben des Uticenſiſchen Cato C. 19.

darunter, die den Abend vorher, ohne Ruhe, und ohne Speiſe, wegen der Gefahr die ihnen drohete, zubrachten: ſelbſt ſeine Gemahlinn und Schweſtern weinten, und erfüllten ſein Hauß mit Klagen, da er hingegen iedermann tröſtete, uud nachdem er wie gewöhnlich gegeſſen hatte (*) zu Bette gieng, und an den Morgen ſehr ſtark ſchlief, bis ihn einer von ſeinen Zunftmeiſtern aufweckte, damit ſie zum Streite gehen möchten. Die Kenntniß, welche wir von der großen Standhaftigkeit dieſes Mannes haben, kann uns überführen, daß dieſes aus einer Seele, welche weit über viele dergleichen Zufälle erhaben war, herrührete, und daß ſie darüber nicht mehr als über einen ordentlichen Zufall nachdachte.

Tiefer Schlaf des Auguſtus als er einſt eine Schlacht liefern ſollte.

Bey dem Seetreffen, welches Auguſtus wider den Sext. Pompeius in Sicilien gewann, wurde er in dem Augenblicke, da er das Treffen liefern wollen (**) von einem ſo tiefen Schlafe überfallen, daß ihn ſeine Freunde aufwecken mußten, damit das Zeichen zur Schlacht gegeben würde. Daher nahm M. Antonius Gelegenheit ihm hernachmals vorzuwerfen, daß er nicht das Herz gehabt hätte, mit offnen Augen die Einrichtung der Armee anzuſehen, noch ſich einen Soldaten zu zeigen, bis ihm Agrippa die Neuigkeit von ſeinem Siege, welchen er wider ſeine Feinde erhalten, hinterbracht hätte.

Was

(*) Eben daſ. C. 8.

(**) Sub horam pugnae tam arcto repente ſomno deuinctus, vt ad dandum ſignum ab amicis excitaretur. Vnde praebitam Antonio materiam putem exprobrandi, ne rectis quidem oculis eum adſpicere potuiſſe inſtructam aciem. Sueton. *in Vita Auguſti* C. 16.

Was der junge Marius that war noch ärger, denn nachdem er an dem Tage ſeiner letzten Schlacht wider den Sylla ſeine Armee in Ordnung geſtellt, und das Zeichen zum Angrif gegeben hatte, ſo legte er ſich unter einen Baum in den Schatten (*) und ſchlief ſo feſt, daß er kaum von der Flucht und Unordnung ſeiner Leute aufgeweckt worden, und nichts von dem Treffen geſehen hatte. Man ſagt, daß er ſo entſetzlich von der Arbeit abgemattet und von dem Schlafe überwältiget worden ſey, daß es die Natur nicht länger habe aushalten können. Bey dieſer Gelegenheit mögen die Aerzte ausmachen, ob der Schlaf ſo nöthig iſt, daß unſer Leben davon abhängt, denn wir finden, daß man den König Perſeus in Macedonien als einen Gefangenen zu Rom dadurch umbrachte, daß man ihn nicht ſchlafen ließ. Allein Plinius führt einige an (**), welche lange Zeit ohne zu ſchlafen gelebet haben. Herodotus gedenket ganzer Völker, bey welchen (***) die Menſchen

Der junge Marius ſchlief, da man wider den Sylla die letzte Schlacht lieferte.

(*) Plutarch im Leben des Sylla C. 13.

(**) *Nat. Hiſt.* L. VII. c. 52. Maecenati triennio ſupremo nullo horae momento contigit ſomnus. Mäcenas ſchlief nicht einen Augenblick die ganzen drey letzten Jahre ſeines Lebens; Ich finde nur dieſes einzige Exempel bey dem Plinius.

(***) Herodotus redet nur vom Hörenſagen, und erklärt ausdrücklich, daß er es nicht glaube; λεγουσι αλλους ανθρωπους ειναι, οι της εξαμενον καθευδουσι. του το δε ουκ ενδεχομαι την αρχην. L. IV. p. 264. Alleine vielleicht nimmt Herodotus das, was man ihm hier ſaget, allzuſehr nach dem Buchſtaben, und vielleicht wollte man ihm nur ſagen, daß die Völker, die unter dem Pole

Menſchen ein ganz halbes Jahr wachen und ein anderes hindurch ſchlafen, und dieienigen, welche das Leben des weiſen Epimenides beſchrieben haben, ſagen ſodann, (*) daß er 37 Jahr nach einander geſchlafen habe.

Das XLV. Hauptſtück.

Von der Schlacht bey Dreux.

Beſondere Zufälle von der Schlacht bey Dreux.

In der Schlacht bey (**) Dreux kommen verſchiedene ſeltene Zufälle vor, aber dieienigen, welche dem Anſehen des Herrn von Guiſe nicht günſtig ſind, geben vor, daß man ihn nicht entſchuldigen könnte, weil er halte gemacht und mit ſeinen Truppen, die er commandirte, gezaudert habe, da unterdeſſen dem Herrn Connetable den General der Armee durch die Artillerie viel zu ſchaffen gemacht. Ja ſie geben vor, daß es beſſer wäre, etwas zu wagen, und den Feind auf der Seite an zu greifen, als zu warten, bis man ihn von hinten überfallen könne, und unterdeſſen einen ſo ſtarken Verluſt erlitte.

Allein

Pole wohnen, ein ganzes halbes Jahr des Sonnenlichtes beraubet wären, welches ſie nachgehends ein ganzes halbes Jahr wieder haben, welches eben ſo gewiß iſt, als gewiß es iſt, daß Leute in dieſen Erdtheile wohnen.

(*) Diogenes Laertius im Leben des Epimenides. L. I. Sect. 109.

(**) Die im Jahre 1562. unter der Regierung Carls des neunten geliefert und durch die Anführung und die Tapferkeit des Herzogs von Guiſe gewonnen wurde.

Allein außerdem, was der Ausgang hiervon gelehret hat, wird mir ein ieglicher, welcher davon unpartheyiſch urtheilen will, meiner Meynung nach, leichtlich zugeben, daß nicht nur ein Feldherr, ſondern iedweder Soldat den Sieg überhaupt zu ſeiner Abſicht haben müſſe, und daß ihm kein beſonderer Zufall, wie wichtig er auch immer ſeyn mag, von dieſem Punkte abbringen muß. Als Philopemen (*) in einem Treffen mit dem Machanidas eine ziemliche Anzahl Bogenſchützen und leicht bewaffneten Leuten zum Scharmützel voraus geſchickt hatte, und der Feind, nachdem er dieſe übern Haufen geworfen, ſie verfolgte, und bis an den Ort, wo Philopemen ſein Lager hatte, trieb, ſo wollte er ſich doch nicht, ohngeachtet ſich ſeine Soldaten dawider ſetzten, aus dem Vortheil begeben, und ſich dem Feinde darſtellen, um ſeinen Leuten zu Hülfe zu kommen. Als er ſie nun ſo verfolgen und vor ſeinen Augen zerhauen ſahe, ſo fieng er alsdann an auf des Feindes Infanterie los zu gehen, da er ſah, daß ſie ganz und gar von ihrer Reuterey verlaſſen war. Ohngeachtet dieſes nun Lacedämonier waren, ſo fiengen ſie doch an, eben da, da ſie alles gewonnen zu haben glaubten, in Unordnung zu gerathen, und Philopemen erhielte ſeinen Zweck; worauf er erſt anfieng dem Machanidas nach zu ſetzen. Dieſer Fall iſt der Aufführung des Herrn von Guiſe vollkommen ähnlich. Der Sieg iſt die vornehmſte Abſicht eines Feldherrn und eines iedweden Soldaten.

In der heftigen Schlacht des Ageſilaus mit denen Boeotiern, von welcher Xenophon, der mit zugegen geweſen war, ſagt, daß ſie die heftigſte (**) die Schlacht des Ageſilaus mit den Boeotiern.

(*) Plutarchus im Leben des Philopemen c. 6.

(**) Λεγει δὲ την μαχην ὁ Χενοφων εκεινην, ὁιαν ȣ̓κ

die er iemals geſehen habe, geweſen ſey, ſchlug Ageſilaus (*) den Vortheil des Glückes aus, da er die Armee der Boeotier hatte vorbey ziehen laſſen und im Rücken einfallen ſollen. Ob er gleich die Gewißheit des Siegs wahrnahm, ſo hielt er doch dafür, daß dabey mehr Kunſt als Tapferkeit wäre; und ſeine beſondere Herzhaftigkeit zu zeigen, wollte er ſie lieber von vorne angreifen. Er wurde aber auch geſchlagen und ſelber verwundet, und endlich gezwungen, das Mittel zu ergreifen, welches er im Anfange ausgeſchlagen hatte, er ließ nämlich ſeinen Leuten eine Oeffnung machen, um dieſen Schwarm der Boeotier durch zu laſſen, damit er, wenn ſie vorbey wären, und unordentlich zögen, als Leute, die ſich außer aller Gefahr zu ſeyn glaubten, ihnen nachſetzen, und ſie auf der Seite angreifen möchte. Alleine dem ohngeachtet konnte er ſie nicht völlig in die Flucht ſchlagen, ſondern ſie zogen ſich ganz langſam zurücke, wobey ſie ihm ſo lange die Spitze boten, bis ſie ſich in völlige Sicherheit begeben hatten.

Das XLVI. Hauptſtück.

Von dem Namen.

Ob es gleich verſchiedene Arten von Kräutern giebt, ſo benennt man doch alles mit einem Na-

οὐκ ἄλλην τῶν πώποτε γενέσθαι. Plutarch im Leben des Ageſilaus p. 605. Aubr. Frankf. A. 1599.

(*) Plutarch im Leben des Ageſilaus c. 6. nach Amyots Ueberſetzung.

Namen Sallat. Eben ſo will ich bey der Betrachtung von den Namen eine Vermiſchung von verſchiedenen Artikeln machen.

Welche Namen, man auf der ſchlimmen Seite betrachtet.

Jedes Volk hat verſchiedene Namen, die ſie, ich weiß nicht warum auf der ſchlimmen Seite betrachten, als bey uns Wilhelm, Benedictus.

Namen, die in den Geſchlecht-Regiſtern gewiſſer Fürſten ſo oft vorkommen, als ob ſie alle ſo heiſſen müßten.

Eben ſo ſcheint es, als wenn in den Geſchlechtern der Fürſten gewiſſe Namen wären, die ſie ſo gerne führen, als wenn ſie ſolche haben müßten, dergleichen ſind die Ptolomäer in Egypten, die Heinriche in Engelland, die Carl in Frankreich, die Balduine in Flandern, und in unſerm alten Aquitanien die Wilhelme, woher der Name Gvienne entſprungen ſeyn ſoll, bey Gelegenheit eines Zufalls, der ſehr geringe wäre, wenn man im Plato nicht eben dergleichen fände.

Adel, der bey einer Mahlzeit in verſchiedene Tiſche nach der Gleichheit der Namen eingetheilet war.

Ferner iſt dieſes eine geringe aber wegen ihrer Seltenheit merkwürdige und von einem augenſcheinlichen Zeugen beſchriebene Sache, daß, als Heinrich Herzog von Normandie, ein Sohn Heinrichs des andern Königs in Engelland in Frankreich ein Feſt anſtellte, die Verſammlung des Adels dabey ſo groß war, daß ſie ſich nach der Gleichheit der Namen in verſchiedene Haufen eingetheilet hatten. Der erſte Haufe, welchen die Wilhelme ausmachten, begrif hundert und zehn Ritter, welche an einem Tiſche ſaſſen, und einerley Namen führten, ohne die gemeinen Edelleute und Diener darunter zu zählen.

Speiſen, welche nach dem Alphabet ſind aufgetragen worden.

Es iſt dieſes eben ſo artig, die Tiſche nach den Namen der herum ſitzenden einzutheilen, als wie es bey dem Kaiſer Geta (*) geweſen, der die Ge-

(*) Habebat (Geta) iſtam conſuetudinem, vt conuiuia

Gerüchte bey ſeinen Mahlzeiten nach dem Namen der Fleiſchgerüchte ſetzen ließ, man trug nemlich dieienigen zugleich auf, welche ſich im Franzöſiſchen mit einem M anfiengen, als Mouton, Marquaſin, Merbus, Marſſoin. u. ſ. w.

Es iſt gut, wenn man einen leicht auszuſprechenden Namen führt.

Ferner ſagt man auch, daß es gut ſey, wenn man einen guten Namen hat, das iſt, wenn man noch Credit und Ehre hat, aber in Wahrheit iſt es auch etwas bequemes, wenn man einen ſolchen Namen führt, der leicht aus zu ſprechen und zu behalten iſt. Denn es kennen uns die Könige und die Großen viel leichter, und vergeſſen den, der ſchwer zu nennen iſt, viel lieber. Selbſt denenienigen, welche uns bedienen, und die leicht zu benennen ſind, tragen wir viel eher etwas auf, und brauchen ſie öfterer. Ich habe geſehen, daß König Heinrich, der Eilfte, einen gewiſſen Gaſconiſchen Edelmann niemals recht bey ſeinem Namen hat nennen können. Ein Kammerfräulein der Königinn nannte er bloß mit dem Namen ihrer Bedienung, weil ihm ihr Geſchlechtsname gar zu fremde ſchien. So hielt es auch Sokrates für eine anſtändige Pflicht eines Vaters, daß er ſeinen Kindern einen ſchönen Namen gebe.

Der Urſprung der großen Kirche zu unſerer lieben Frauen zu Poitiers.

Man ſagt, daß die Stiftung der großen Kirchen zu unſerer lieben Frauen zu Poitiers ihren Urſprung daher erhalten hätte, weil ein iunger liederlicher Menſch, der an dieſem Ort wohnte, ein ſchlechtes Mädchen fand, und da er ſie gleich an-

uiuia et maxime prandia per ſingulas litteras iuberet ſcientibus ſeruis, velut in quo erat anſer, aprugna, anas u. ſ. w. Stelii Spartiani *Antonius Geta* p. 92. Hiſt. Aug.

anfangs um ihren Namen fragte, erfuhr, daß ſie Maria hieß, wodurch er auf einmal von Ehrfurcht und Religion gegen dieſen heiligen Namen der Jungfrau und Mutter unſers Heylandes ſo eingenommen wurde, daß er ſie nicht nur den Augenblick wegiagte, ſondern auch ſein übriges Leben beſſerte. Und in Anſehung dieſes Wunderwerks wurde auf denienigen Platz, wo das Haus dieſes iungen Menſchen geſtanden hatte, eine Kapelle zu unſerer lieben Frauen gebauet, und nachhero die Kirche, die wir daſelbſt noch itzo ſehen. Er wurde alſo durch einen heiligen Schall eines Namens gebeſſert, der ihm gerade in die Seele drang. In folgendem Beyſpiele geſchah die Verbeſſerung bloß durch die Sinnen. Als Pythagoras in einer Geſellſchaft iunger Leute war, und ſahe, daß ſie ſich beym Trunke erhitzt hatten, und im Begrif ſtanden, ein erbares Hauß zu ſtürmen, ſo befahl er der Sängerinn (*) ſie ſollte einen andern Ton anfangen: durch dieſe ernſthafte und erhabene Muſik beſänftigte er ihre Hitze nach und nach, und ſchläferte ſie ein. (**) Die Nachwelt wird wohl nicht ſagen, daß die heutige Reformation ſehr ſcharf und ſtrenge geweſen ſey, weil ſie nicht allein die Irrthümer und Laſter beſtrit-

(*) Sextus Empiricus *aduerſus Mathem.* L. VI. p. 128.

(**) Hier zielet Montagne auf die Calviniſten, welche in den bürgerlichen Kriegen, wodurch Frankreich dazumal beunruhiget wurde, zu eben ſo groſſen Vergehungen, als nimmermehr ihre Gegner, geſchickt waren, aber ſich dennoch durch nichtige Anzeichen der Frömmigkeit von ihnen unterſcheiden wollten, als durch den Namen, die ſie den Kindern

beſtritten, und dargegen die Welt mit Andacht, Demuth, Gehorſam, Friede, und allen Arten der Tugend erfüllt, ſondern auch ſogar dieſe alten Taufnamen, Carl, Ludwig, Franz, beſtritten hat. Damit die Welt mit Methuſalem, Ezechiel und Malachias, die ſich beſſer für den Glauben ſchicken, beſetzet würde?

Stolze und prächtige Namen des alten Adels.

Als ein Edelmann in meiner Nachbarſchaft die Vorzüge der alten Zeit vor der ietzigen zeigen wollte, ſo vergaß er nicht, auch dieſes mit darunter zu rechnen, daß die Namen der Adlichen zur ſelbigen Zeit weit ſtolzer und prächtiger als ietzo geklungen hätten; als Dom Grumedan, Quedragan, Ageſilan, und daß man nur den Schall hören dürfte, ſo merkte man ſchon, daß ſie ganz andere Leute geweſen ſeyn müßten, als Peter, Guillot und Michael.

Amiot wird gelobet, weil er den lateiniſchen Namen in ſeinem Plutarch keine franzöſiſche Endigung gegeben hat.

Es gefället mir an dem Jacob Amiot wohl, daß er im Franzöſiſchen die lateiniſchen Namen gelaſſen, und ſie nicht vermenget und verändert hat, um ihnen einen Franzöſiſchen Klang zu geben. Es ſchiene dieſes zwar anfänglich etwas harte: Allein nunmehr hat uns die Gewohnheit, durch das Anſehen ſeines Plutarchs alles, was uns fremd

dern in der Taufe gaben, bey welchem lächerlichen Unterſchied er Gelegenheit nimmt, ſie zu loben, um dadurch das Gegentheil zu verſtehen zu geben. Die Spötterey iſt fein, aber denienigen ſehr leicht zu verſtehen, die einige Erkenntniß in der Geſchichte ſelbiger Zeit haben. Unterdeſſen vergiſſet Montagne nicht, da er beſtändig billig und aufrichtig verfährt, uns anderwärts eben ſo lebhafte Beſchreibungen von der Gewaltthätigkeit, dem Verderben und den Unordnungen ſeiner Parthey zu liefern.

fremd darinnen vorkam, überſehen gelehret. Ich habe oft gewünſchet, daß dieienigen, welche die Geſchichte lateiniſch beſchreiben (*) auch uns unſere Namen, ſo wie ſie ſind, laſſen möchten: denn wenn man aus Baudemont Vallemontanus machet, und ſie Griechiſch oder Römiſch einkleidet, ſo wiſſen wir nicht, wie wir daran ſind, und wer ſie geweſen ſind.

Worinn der Gebrauch in Frankreich ſich nach ſeinem Landgute zu nennen tadelhaft iſt?

Auf unſere Zeit zu kommen, ſo iſt es eine häßliche und ſehr ſchlimmen Folgen unterworfene Gewohnheit in unſerm Frankreich, daß ein ieder nach ſeinem Landgute und Adelſitz genennet wird, welches am meiſten verurſachet, daß die Geſchlechter verwirret und unerkenntlich werden. Wenn der iüngſte Sohn aus einem guten Hauſe ein Landgut zu ſeiner Abtheilung bekommt, und unter dem Namen deſſelbigen bekannt und geehret wird, ſo kann er dieſen Namen nicht mit Ehren ablegen, denn wenn das Landgut etwa zehn Jahre nach ſeinem Tode auf einen Fremden kommt, und dieſer es eben ſo machet, ſo ſage man, wo wir endlich mit dieſen Leuten hingerathen werden. Wir brauchen keine andere Beyſpiele auf zu ſuchen, als dieienigen, die uns unſer königliches Haus giebt, wo ſo viele Beynamen entſtanden, als Abtheilungen vorgegangen ſind. Unterdeſſen iſt uns der Urſprung des Stammes entfallen.

Man

(*) Wie es der Präſidert Thuanus in ſeiner Hiſtorie hätte machen ſollen, die ſonſten von allen aufrichtigen Liebhabern der Wahrheit ſo hoch geſchätzet wird.

Die allerunbekannteſten Geſchlechter können am leichteſten ſich eines falſchen Namens anmaſſen.

Man nimmt ſich bey dieſen Veränderungen ſo viel Freyheit heraus, daß ich zu meiner Zeit niemand geſehen habe, den das Glück zu einer etwas außerordentlichen Größe erhoben hat, dem man nicht ſogleich neue und ſeinem Vater unbekannte genealogiſche Titel angehänget, und ihn in irgend einen durchlauchten Stamm eingepfropfet hätte. Zu gutem Glücke ſind die allerunbekannteſten Geſchlechter zu dergleichen Erdichtungen am bequemſten. Wie viel Edelleute haben wir in Frankreich die ihrer Rechnung nach von königlichem Stamme ſind? Ich glaube dieſes mehr als andere. Redete alſo einer von meinen guten Freunden bey folgender Gelegenheit nicht vollkommen wohl? Es hatten ſich ihrer viele verſammlet wegen eines Streites, den ein gewiſſer Herr mit einem andern hatte, welchem in der That gewiſſe Vorzüge an Titeln und Verwandtſchaften die über den gemeinen Adel ſind, zukamen: bey der Gelegenheit dieſes Vorzuges ſuchte ein ieder ſich dem andern gleich zu machen. Dieſer führte dieſen, iener einen andern Urſprung für ſich an, dieſer die Aehnlichkeit des Namens, iener die Aehnlichkeit des Wappens. Ein anderer berief ſich auf einen alten Stammbaum in ſeinem Hauſe, und der geringſte unter ihnen wollte für einen Urenkel eines Königs ienſeit des Meeres gehalten ſeyn. Da es zum Mittagseſſen kam, ſo gieng dieſer, an ſtatt daß er ſich an ſeine Stelle ſetzen ſollte, mit tiefen Reverenzen zurück, und bat die Anweſenden, ſie möchten es ihm doch verzeihen, daß er bisher verwegener Weiſe mit ihnen als mit ſeines gleichen gelebet hatte. Da er nunmehro erſt von ihrem alten Herkommen unterrichtet wäre, ſo wolle er an-

fan-

fangen, ſie nach ihrem verſchiedenen Stande zu ehren, und es gehöre ihm nicht, daß er ſich unter ſo viele Fürſten ſetze. Nach dieſem luſtigen Streiche ſagte er ihnen tauſend Spottreden. „Seyd ums „Himmels willen mit demienigen zufrieden, wo„mit unſere Väter zufrieden waren, und mit was „wir wirklich ſind. Wir thun genug, wenn wir „unſern Stand zu erhalten wiſſen. Laſſet uns nicht „das Glück und den Stand unſerer Voraltern „verläugnen, ſondern vielmehr dieſe närriſche Ein„bildungen uns aus dem Sinne ſchlagen, die kei„nem fehlen können, der unverſchämt genug iſt, „ſich darauf zu berufen.„

Wappen ſind ungewiß.

Die Wappen haben eben ſo wenig Gewißheit, als die Beynamen. Ich führe goldene Kleeblätter in einem himmelblauen Felde nebſt einer mit Gold und roth untermengten Löwenklaue, die ſich von forne zeigt. Was für ein Vorrecht hat dieſe Figur, daß ſie allein bey meinem Hauſe bleiben muß? Ein Tochtermann wird ſie auf eine andere Familie bringen: ein geringer Käuſer wird ſein vornehmſtes Wappen daraus machen. Es iſt keine Sache, womit ſo viel Veränderung und Verwirrung vorgehet. Allein dieſe Betrachtung ziehet mich mit Gewalt in ein anderes Feld. Laſſet es uns ein wenig in der Nähe ſuchen, und ia recht zuſehen, auf was für einen Grund wir dieſen Ruhm und dieſen Namen bauen, um welches willen die Welt umgekehret wird? Worauf ſtützen wir dieſe Ehre, die wir mit ſo großer Mühe erbetteln? Kurz zu ſagen, ein Peter oder Willhelm iſt derienige, der dieſe Ehre trägt, der ſie beſchützet, dem ſie angehet. O was für ein muthiges Ding iſt die Hoffnung, die in einem

ſterblichen Geſchöpfe wohnet, ſich in einem Augenblicke die Unendlichkeit und die Unermeßlichkeit, anmaſſet, erfüllet und den Mangel ihres Beſitzers mit dem Beſitze aller Dinge, die er ſich einbilden und verlangen kann, nach eigenem Belieben verwechſelt! Die Natur hat uns hier etwas ſehr anmuthiges gezeigt. Und was iſt dieſer Peter oder Willhelm, wenn man alles zuſammen nimmt, als ein Schall, als drey oder vier Züge der Feder, die fürs erſte ſo gar leicht zu verändern ſind, daß ich gerne fragen möchte, wem die Ehre ſo vieler Siege angehe, dem Gvesquin, dem Glesquin, oder dem Gueaquin? Es iſt wahrſcheinlicher eher hier als bey dem Lucianus, daß das S. mit dem T einen Proceß anfangen möchte.

(*) - - Non leuia aut ludicra petuntur
Praemia. - - - - - - - - - -

Es iſt hier im Ernſte die Frage, welcher von dieſen Buchſtaben dem berühmten Connetable für ſo viele Belagerungen, Schlachten, Wunden, Gefangenſchaften und Dienſte, die er der Krone Frankreich (**) geleiſtet hat, belohnet werden ſoll.

Nico-

(*) Virgil. *Aeneid.* L. XII. v. 764.
- - - die verhofte Beute
Iſt keine ſchlechte Sach. - -

(**) In der Geſchichte des Froiſſart, wo man alles ſiehet, was dieſer große Mann vor und nach ſeiner Erhöhung zur Würde eines Connetabels bis an ſeinen Tod merkwürdiges gethan hat, heiſſet er weder Guesquin, noch Glesquin, noch Gueaquin, ſondern Gueſclin. Es iſt wahr, daß eben dieſer Froiſſart, nachdem er lange vorher ſeinen Tod beſchrieben hat, uns meldet, daß er ihn einſtens in

Ge-

Nicolas (*) Deniſot war nur um die Buchſtaben ſeines Namens beſorget, die er ganz verändert und daraus Conte d'Alſinois gemacht hat, welchen Namen er auch mit der Ehre ſeiner Dichtkunſt und Malerey beſchenket hat. Und der Geſchichtſchreiber Svetonius hat nur den Verſtand von ſeinem Namen haben wollen, und nachdem er

Namen und Beynamen wie ſie auf verſchiedene Art ſind verändert worden.

Mm 3 den

Gegenwart eines Edelmanns aus Bretagne, welcher ſich Wilhelm d'Ancenis ſchrieb, Glesquin genennet habe, worauf dieſer Edelmann aber geantwortet hatte, daß Glesquin nicht der wahre Zuname dieſes berühmten Connetabels ſey, ſondern er hieſſe Glay-Aquin, welches er ihm durch eine ſehr luſtige Erzählung bewies, die aber völlig Romanenmäßig klingt. Man ſehe das dritte Buch des Froiſſart. c. 75.

(*) Nicolaus Deniſot war zu Mons im Jahr 1515. gebohren, und ließ ſich Conte d'Alſinois nennen, welcher Name durch die Verſetzung der Buchſtaben in ſeinem eigentlichen Namen heraus kommt, und heut zu Tage nicht ſo viel geachtet werden würde, daß wir nur Comte ſchrieben. Einige verderben dieſe Namen noch und ſchreiben ihn Alcinois, wie Moritz de la Porte in ſeinen franzöſiſchen Beywörtern bey dieſem Worte gethan hat, und ſchon vor ihm Joachim du Bellay in der Aufſchrift eines Sonnets. Es hatte aber Deniſot ſeinen wahren Namen nicht dergeſtalt abgeſchworen, daß er ihn gar nicht mit dem andern vereinigte, wovon man das Gegentheil in ſeinen gedruckten Werken ſehen kann; ſo ſtehet auch an die Iuuenilia des Muretus eine Ode angedruckt ad Nicolaum Deniſotum Comitem Alſinoum. Sonſten nennte er ſich nur Comte Alſinous, und man war ſo gewohnt, ihn im Franzöſiſchen Conte d'Alſinois zu nennen, daß man manchmal nur ſchlechtweg le Comte ſagte. So zeiget ihn Bertrand der

Sch-

den Namen Lenis, welches der Vorname ſeines Vaters geweſen iſt, abgeſchafft, hat er nur den Namen Tranquillus als den Erben von der Ehre ſeiner Schriften übrig behalten. Wer ſollte wohl glauben, daß der Hauptmann Bayard keine andere Ehre hätte, als die, welche er von den Thaten des Peter Terrail entlehnet hat? und daß (*) Antonius Eſcalin

Schäfer an, den Binet in ſeinem Leben des Ronſards anführet. Man beſehe von dieſem Deniſot *la Croix du Maine* p. 140. und *la Bibliotheque de du Verdier* p. 904. Alles dieſes iſt aus einer Nachricht abgeſchrieben, die mir von Paris zugeſchicket worden iſt.

(*) Wer Nachricht von dem Antonius Eſcalin oder Iſcalin oder vielmehr von dem Capitain Poulin, der Baron de la Garde genannt, haben will, muß die Geſchichte von Frankreich von Franciſcus I. vom Jahr 1542. an bis auf Carl IX. durchlaufen. Er war ein Mann von Glück, ſchön und wohlgeſtalt, und wurde durch die Hand Willhelm du Bellay de Langey Stadthalter in Piemont. Sein Geſchlechtsname war Antonius Iſcalin. Wicquefort nennet ihn Antonius Paulin, von Paulin ſeinem Geburtsorte, einem Flecken im Albigenſer Lande. Aus Paulin, welches man auch Paulain ſchrieb, hat man Poulin oder Poulain gemachet. Im Thuanus heiſſet er Antonius Iſcalinus Adhemaras (öfters aber Adaemaras) Polinius Garda welches in dem Regiſter des Thuanus überſetzet wird, Antoine Iſcalin d'Adhemar genannt le Capitaine Poulain, Baron de la Garde. Er nahm den Namen de la Garde daher an, weil einmal eine Compagnie zu Fuß durch Poulin gienge, und ihn hier ein Corporal de la Garde hies, und glaubte ihn brauchen zu können, mit ſich nahme und zu ſeinem Jungen machte. Er unterſchied ſich durch ſeinen Verſtand, Tapferkeit und gute Aufführung, die

calin ſich die Ehre ſo vieler Schiffarten, und ſo vieler Bedienungen zu Waſſer und zu Lande von dem Hauptmannne Paulin und Baron de la Garde würden rauben laſſen? Zum andern, ſo ſind dieſe Züge der Feder tauſend Menſchen gemein. Wie viel Perſonen giebt es in allen Familien, die einerley Namen und Zunamen führen, und wie viel giebt es nicht erſt in verſchiedenen Familien, Jahrhunderten und Ländern. Die Geſchichte hat drey Socrates, fünf Platonen, acht Ariſtoteles, ſieben Xenophons, zwanzig Demetrier, zwanzig Theodore gekannt, und man denke nur, wie vieler ſie nicht einmal Erwehnung gethan hat. Wer verhindert meinen Reitknecht, daß er ſich nicht Pompeius den Großen nenne? Aber was ſind wohl für Mittel vorhanden, meinem verſtorbenen Reitknechte oder ienem andern, dem in Egypten der Kopf abgeſchlagen worden, dieſe Ehre und den Ruhm in der Geſchichte beſtändig zu erhalten, und davon einigen Vortheil zu ziehen?

Namen, welche viele zuſammen gemein haben.

 (*) Id

die er bey ſeinen verſchiedenen Aemtern, da er General über die Galeeren, Geſandter bey der Pforte, und in Engelland war, beobachtete. Man ſehe ſein Lob bey dem Brantome p. 375. Tom. II. *des hommes illuſtres François* und in Wicqueforts *Ambaſſadeur* L. I. et II. Ich habe dieſes aus einer Nachricht, die mir von Paris geſchicket worden iſt. Die Erkenntlichkeit erlaubet mir nicht, zu verſchweigen, daß ich den größten Theil dieſer und der vorhergehenden Nachricht dem gelehrten und höflichen Herrn von Mounoye zu danken habe, der mir ſolche aus ſeinem Vorrathe auf Bitten des Herrn Grafen von Caylus, eines iungen Herrn, ertheilet hat, deſſen erlauchte Geburt durch ſeine groſſen Eigenſchafften, als der Quelle und den Grund des wahren Adels noch erhöhet wird.

(*) Id cinerem et manes credis curare ſepultos?

Was für eine Empfindung haben wohl die zween Tapferſten unter den Menſchen von ihrem Nachruhme? Epaminondas von dem rühmlichen Verſe, den wir von ihm ſchon viele Jahrhunderte her in unſerm Munde führen.

(**) Conſiliis noſtris laus eſt (***) attrita Laconum

oder Afrikanus von jenem andern?

(†) A ſole exoriente, ſupra Maeotis paludes
Nemo eſt, qui factis me aequiparare queat.

Ihre Nachkommen ſind es, die dieſe Sprache erfreuet. Eyferſucht und Begierde ſpornen ſie an; und unbedachtſamer Weiſe ſchreibt ihre Einbildungskraft den Verſtorbenen ihre eignen Empfindungen zu. Eine betrügeriſche Hoffnung macht ſie glauben; ſie wären dereinſt eben eines ſolchen Ruhmes fähig. Gott weiß ob es wahr iſt. Unterdeſſen

(*) - Ad

(*) Virgil. *Aeneid.* L. IV. v. 34.
Um dieſes alles wird ein Todter wenig wiſſen.

(**) Durch meine Rathſchläge brachte ich die Spartaner um ihren Ruhm. Cic. *Tuſc. Quaeſt.* L. V. cap. 34.

(***) Oder attonſa wie in den beſten Ausgaben vom Cicero geleſen wird.

(†) Vom Aufgange der Sonnen, bis an den palus Maeotis, iſt niemand der ſeine Thaten den meinigen vergleichen dürfte. Cic. *Tuſc. Quaeſt.* L. V. cap. 17.

(*) - - - - - - - - Ad haec ſe
Romanus, Graiusque et Barbarus Indu-
perator
Erexit, cauſas diſcriminis atque laboris
Inde habuit; tanta maior famae ſitis eſt
quam
Virtutis.

Das XLVII. Hauptſtück.

Von der Ungewißheit unſerer Urtheile.

Es iſt wohl eine ausgemachte Sache, was dieſer Vers ſagt:

(*) Επεων δε πολυς νομος ἐνθα και ἐνθα.

Es iſt überall erlaubt ſo wohl für als wider eine Sache zu reden. Zum Exempel

(***) Vince Hannibal, e non ſeppe uſar' poi
Ben la vittorioſa ſua ventura.

Wer wird wohl mit unſern Leuten dieſes als einen Fehler ausſchreyen, daß wir bey Moncontour unſer Glück nicht weiter verfolgt haben: Oder wer wird den König von Spanien (†) wohl beſchul-

(*) Dieſe Ehrbegierde iſts, die die römiſchen, Griechiſchen und Barbariſchen Feldherren in Beweguug ſetzte, die ihnen Gefahr und Arbeit leichte machte: Um ſo viel iſt die Ruhmbegierde ſtärker als der Trieb zur Tugend.

(**) Homer. *Ilias* L. XX. v. 249.

(***) Hannibal ſiegte zwar, aber er wußte nicht ſich ſeines Glückes zu bedienen.

(†) Philipp II. der die Franzoſen bey St. Quintin ſchlug, im Jahr 1556. den 10. Auguſt am Tage Laurentius.

ſchuldigen, daß er ſich des Vortheils, den er bey St. Quintin über uns befochten hatte, nicht hätte zu bedienen gewußt. Man würde ſagen können, dieſer Fehler käme von einer Seele her, die trunken von ihrem Glücke wäre, und von einer Tapferkeit, die über und über voll von einem Anfange des Glücks, die Begierde verliert es zu vermehren. Es wird ihr ſo ſchon ſauer, das zu verdauen was ſie hat, ſie hat alles ſchon vollauf, ſie kann nichts mehr ergreifen. Sie iſt des Glückes das ihr zu Theil geworden unwürdig. Denn, was hilft es ihr, wenn ſie dem Feinde Zeit läßt, wieder auf die Beine zu kommen. Wer wird ihr zutrauen daß ſie einen Feind wieder antaſten wird, der ſich wieder geſetzt hat, dem Zorn und Rache ein neues Herz gegeben, wenn ſie vorher weder Verſtand noch Herz gehabt, ihn in ſeiner Flucht und Schrecken zu verfolgen?

(*) Dum fortuna calet, dum conficit omnia terror.

Und was kann man endlich hierbey beſſers erwarten, als was iezt gleich verſäumt iſt? Hier iſt es nicht wie etwa auf dem Fechtboden, wo der für den Sieger gehalten wird, der dem andern die meiſten Stöſſe angebracht hat. So lange noch ein Feind da iſt, ſo oft muß man wieder von forne anfangen. Das verdient kein Sieg genennet zu werden, was dem Kriege kein Ende macht.

(*) Lucan. Lib. VII. v. 734.

= = Da das Glück noch warm iſt, und noch alles die Furcht vollbringen kann.

macht. In der Schlacht die Cäſar bey Oricum verlor, rückte er den Soldaten des Pompeius (*) vor, daß es um ihm wäre geſchehen geweſen, wenn ihr Feldherr das Siegen verſtanden hätte: Und wie die Reihe an ihn kam, gieng er dem Pompeius anders zu Leibe. Aber warum ſoll man nicht auch im Gegentheile behaupten dürfen, daß es die Eigenſchafft eines tumultuariſchen, und unerſättlichen Gemüthes ſey, ſeinen Begierden weder Maaß noch Ziel ſetzen zu können: daß man die göttlichen Wohlthaten misbraucht, wenn man die Gränzen die ihnen die Vorſehung geſetzet hat zu überſchreiten ſuche: Daß man ſeine Sachen dem zweifelhaften Schickſale noch einmal anvertraue, wenn man ſich nach dem Siege der Gefahr noch einmal ausſetzt: Ja, daß es einer der größten Kunſtgriffe im Kriege ſey, ſeinen Feind nicht zur äußerſten Verzweifelung zu bringen? Als Sylla und Marius, in dem Kriege den ſie gemeinſchaftlich wider die Marſen geführt, und ſie geſchlagen hatten, einen Haufen ihrer überwundenen Feinde als ergrimmte Beſtien auf ſich loß kommen ſahen, ſo befunden ſie es nicht für rathſam ſie zu erwarten. Hätte ein allzu raſches Feuer den Herrn von Foix nicht verleitet, den Sieg bey Ravenna zu hitzig zu verfolgen, ſo würde er ihn nicht durch ſeinen Tod befleckt haben. Und dennoch diente das friſche Andenken dieſes Exempels noch dazu den Herrn von Anguien bey Seriſoles, vor einem gleichen Unglücke zu bewahren. Es iſt ſehr gefährlich einen Menſchen dem man zu ſeiner Rettung nichts als die Waffen übrig gelaſ-

(**) Plutarch in dem Leben des Cäſars.

gelaſſen hat, anzugreifen. Die Noth lehrt mit einer erſtaunenden Wuth fechten, (*) Grauiſſimi ſunt morſus irritatae neceſſitatis.

(**) Vincitur haud gratis iugulò qui prouoçat hoſtem.

Aus dieſer Urſache geſchahe es, daß Pharax, den König von Lacedämon, der eine Schlacht wider die Mantiner (***) gewonnen hatte, verhinderte, 1000 Argier anzugreifen, die aus der Niederlage entronnen waren, und ihm vielmehr rieth, ſie ihres Wegs gehen zu laſſen, um nicht die Wuth einer durch das Unglück erbitterten Tapferkeit, zu erfahren. Als Clodomir, König von Aquitanien, nach erhaltenem Siege über Gondemarum König von Burgundien, ihn in der Flucht durch ſein Nachſetzen, zum umkehren zwang, koſtete ihm ſeine Hartnäckigkeit, die ganze Frucht ſeines Sieges, denn er blieb darbey.

Weiter: wem die Wahl freyſteht, ſeine Soldaten prächtig und reich auszuputzen, oder aber ſie nur zur Nothdurft zu bewaffnen; dem werden ſich gleich Sertorius, Philopömen, Brutus (†), Cäſar

(*) Montagne hat dieſe Stelle ſchon vorher überſetzt. Aus dem Herrn Barbeyrac ſehe ich, daß ſie aus einer von den Reden des Porzius Cato iſt, unter den Fragmenten des Salluſtius. Kap. XI. zu Ende.

(**) Lucan. Lib. IV. v. 275.
Den Feind, den kann man nicht vergeblich überwinden.

(***) Diod. Sicul. Lib. XII. c. 25.

(†) Milites habebat tam cultos, vt argento & auro politis armis ornaret: Simul & ad ſpeciem, & quo

Câſar und andre mehr in die Augen fallen, die der erſten Meynung zugethan waren. Sie hielten gewiß dafür, daß es den Soldaten zur Ehre und Ruhmbegierde anſpornete, ſich wohl geziert zu ſehen, und daß er viel tapferer fechten würde um ſeine koſtbaren Waffen, als ſein Vermögen und Eigenthum nicht zu verlieren. Aus dieſer Urſache, ſagt Xenophon (*) führten die Aſiatiſchen Völker, ihre Weiber, Kebsweiber, ihre Reichthümer und koſtbarſtes Geräthe, allemal mit ſich zu Felde. Hingegen würde man auf der andern Seite einwenden können, daß man bey den Soldaten die Sorgfalt ihrer Erhaltung viel eher zu unterdrücken als zu vermehren ſuchen ſollte: Sie würden dadurch gedoppelt zur Feigheit getrieben: Geſchweige denn daß man dadurch dem Feinde nur mehr Muth und Begierde zum Siege und der reichen Beute mache. Ja man hat ſo gar beobachtet, daß dieſes einmal den Römer, wider die Samniter vortreflichen Muth gemacht hat. Als einsmals Antiochus dem Hannibal ſein prächtiges Kriegsheer, und das an allen Arten von Geräthſchaften einen reichen Ueberfluß hatte, zeigte, und ihn fragte: Wie wird wohl den Römern bey dieſer Macht zu Muthe ſeyn? ſo antwortete er ihm (**): vortreflich, ſie können damit zu frieden ſeyn, ſo geizig als ſie auch immer ſind.

Lykur-

quo tenatiores eorum, in proelio eſſent, metu damni. Sueton. *i J. Caeſ.* §. 67.

(*) In der Cyropädie B. IV. K. 4. §. 1.

(**) Satis plane, inquit, ſatis eſſe credo Romanis, haec omnia, etiam auariſſimi ſunt. Aul. Gell. Lib. V. cap. 5.

Lykurgus verbot den Seinigen nicht nur allen Pracht in ihrem Geräthe (*), ſondern er erlaubte ihnen nicht einmal die überwundenen Feinde zu plündern, denn er wollte, daß die Armuth und Mäßigung ſeiner Soldaten, mit ihren übrigen Kriegstugenden genau zuſammen paſſen ſollten.

Man muß dem Soldaten erlauben den Feind zu verſpotten und zu beſchimpfen.

Wir pflegen den Soldaten gern die Freyheit zu verſtatten, den Feind, bey Belagerungen oder wo wir ſonſt nahe an denſelben zu ſtehen kommen, auf allerhand Art und Weiſe zu trotzen, und zu beſchimpfen; und es ſcheint daß dieſes nicht ohne allen Grund geſchiehet. Denn man hat ſchon ſehr viel gewonnen, wenn man ihnen alle Hoffnung der Gnade und des Vergleiches benimmt: Wenn man ihnen vorſtellt, daß ſie von denen keine Gnade erwarten können, die ſie kurz vorher ſo empfindlich beleidigt haben, und daß ihnen keine Hülfe als der Sieg übrig bleibe. Eben dieſes kam dem Vitellius (**) theuer zu ſtehen: denn er reitzte die Soldaten des Otho, mit dem er Krieg führte, und welche in üblen Ruf der Tapferkeit wegen waren, weil ſie der Arbeit entwehnt, ſich allzu ſehr an die ſtädtiſchen Vergnügungen gehängt hatten; dieſe reitzte er durch ſeine Schimpfworte, und Vorwürfe ihrer Feigheit, und der Sehnſucht nach dem Römiſchen Frauenzimmer ſo ſehr, daß er ihnen eben dadurch das Herz wieder friſch machte, welches vorher alle Vermahnungen nicht hatten bewerkſtelligen können;

(*) Plutarch. *in apophth. Lacon.* ganz zu Ende vom Lykurg.

(**) Oder vielmehr ſeine Generale, welche in ſeiner Abweſenheit die Armee commandirten. Plutarch in dem Leben des Otho.

nen; ſo daß er ſie ſich bey einer ſolchen Gelegenheit auf den Hals zog, wo er ſich nicht wider ſie ſchützen konnte. Und es iſt wahr, daß heftige und beiſſende Schimpfreden es leichte dahin bringen können, daß der, ſo vor die Ehre ſeines Königs ſchläfrig würde gefochten haben, ſeine eigne mit deſto größrer Herzhaftigkeit vertheidige.

Ob ſich die Generale kurz vor der Schlacht verkleiden ſollen.

Wenn man bedenkt, wie viel an der Erhaltung des Haupts einer Armee gelegen iſt, und wenn man überlegt, daß der Feind am meiſten nach dieſem Haupte zielt, von welchem ſo viele andre abhängen: ſo ſollte man gar nicht zweifeln, daß dieſe Feldherren die ſich kurz vor der Schlacht zu verkleiden entſchloſſen, nicht vollkommen Recht gethan hätten. Unterdeſſen iſt doch die Gefahr der ſie ſich ausſetzen nicht geringer als die, der ſie zu entgehen ſuchen. Denn ſollte es ſich zutragen, daß der General von ſeinen Leuten verkannt würde; ſo fehlt ihnen auf einmal die Freudigkeit, welche ihnen ſeine Gegenwart und ſein Beyſpiel einflöſſen; und wenn ſie die Kennzeichen und Merkmale, die ſie an ihm gewohnt ſind, vermiſſen, ſo glauben ſie, er ſey entweder geblieben, oder er habe ſich in Sicherheit gebracht, weil er an dem guten Ausgange des Treffens verzweifelt habe. Was aber die Erfahrung anbelangt, ſo finden wir, daß ſie vor beyde Meynungen Gründe darbietet. Das Exempel des Pyrrhus in der Schlacht wider den Conſul Lævinus in Italien, kann uns zu beyden Abſichten dienlich ſeyn. Denn es iſt wohl gewiß, daß er durch die Verwechſelung der Waffen mit dem Demogakles (*) ſein Leben erhalten,

(*) Oder vielmehr **Megakles** wie man aus dem Plutarch ſehen kann, im **Leben des Pyrrhus**.

halten, aber er hätte auch bey einem Haare die Schlacht darüber verloren (*). Alexander, Cäſar und Lukullus, waren gewohnt, ſich in der Schlacht durch prächtige Zierrathen, und reiche Waffen kenntlich zu machen, die von beſonderer und ſchimmernder Farbe waren. Ageſilaus und der große (**) Gilippus waren allezeit im Felde ſchlecht bekleidet, und ohne allen Kaiſerlichen Schmuck.

Ob man bey einer

Bey der Pharſaliſchen Schlacht, wurde dem Pompeius unter andern mit vorgeworfen (***) daß

(*) Daſelbſt.

(**) Ich bin nicht der Meynung, daß ein Mann den Titel des großen verdienen könne, der ſein Vaterland aus Furcht vor dem Henkerſchwerdte verlaſſen müſſen, zu welchem er, weil er das gemeine Weſen beſtohlen hatte, war verdammt worden. Von dieſem infamen Diebſtahle des Gilippus kann man den Diod. Sicul. leſen Libr. XIII. cap. 33. Sein Vater Klearchus befand ſich in gleichen Umſtänden. Dieſer Hiſtorienſchreiber ſagt, daß, als er zum Tode verurtheilt worden, er vor Vollſtreckung des Urtheils, ſich aus dem Staube gemacht. So verloren, fährt er fort, dieſe beyden Männer, durch ihren niederträchtigen Geldgeiz auf einmal die Frucht ihrer Thaten, da ſie ſonſt für vortrefliche Männer wären gehalten worden.

(***) Cäſar iſt es ſelbſt, der dieſes dem Pompeius vorwirft: quod nobis, ſagt er, nulla ratione, factum a Pompeio videtur: propterea quod eſt quaedam animi incitatio atque alacritas naturaliter innata omnibus, quae ſtudio pugnae incenditur. Dieſes ſcheint mir ohne hinlängliche Urſache vom Pompeius gethan zu ſeyn: denn in dem Menſchen herrſcht eine gewiſſe Ungeſtümigkeit, die durch die Begierde zur Schlacht entflammt wird. *de Bello Civ.* L. III. c. 17.

daß er ſeine Armee den Feind ſtehendes Fuſſes erwarten laſſen. Ich werde hier die Worte des Plutarchs hiervon auf das genaueſte überſetzen (*): Da doch, ſpricht er, die Heftigkeit der Schläge, welche durch das Laufen verurſacht wird, geſchwächt wird, und dadurch die Wuth der Streitenden wider einander gehemmt wird, welche doch wenn ſie mit Heftigkeit hart wider einander anrennen, ſie mit einer raſenden Unſinnigkeit erfüllt, indem ihre Herzhaftigkeit ſo wohl durch das Feldgeſchrey als durch das Laufen vermehrt wird, da ſie Gegentheils durch das Stilleſtehen erkaltet und gleichſam gerinnet. So viel ſagt er hievon. Hätte aber Cäſar verloren, ſo würde man im Gegentheile nicht ſagen können: Daß der feſteſte Stand eines Menſchen ſein Ruhepunkt wäre; daß der, ſo ſtille ſteht und ſeine Kräfte auf den Nothfall ſpahrt, einen großen Vortheil vor demienigen hat, der in Bewegung iſt, und der die Hälfte ſeines Athems ſchon im Anlaufe zugeſetzt hat? Geſchweige daß es unmöglich iſt, daß ein ganzes Kriegsheer, daß aus ſo vielen Abtheilungen beſteht, ſich durchgängig mit einerley Kraft in Bewegung ſetze und in einem ſolchen abgemeſſenen Zeitpunkte, daß ſeine Ordnung und Schluß nicht dadurch ſollte Schaden leiden; Und daß der hitzigſte nicht eher an dem Feinde ſeyn wird, ehe ihm ſein Cammerad zu Hülfe kommen kann. In dem entſetzlichen Treffen welches ſich die zwene Perſiſchen Brüder einander lieferten (**), führte der

Schlacht den Feind erwarten oder ihn angreifen ſoll?

(*) Leben des Pompeius.

(**) Artaxerxes, Mnemon und Cyrus.

der Lacedämonier Clearchus ſeine Leute ganz gelaſſen zum Treffen an. Er commandirte die Griechen die auf des Cyrus Parthey waren: funfzig Schritte aber von dem Feinde, ließ er ſie mit Gewalt anlaufen. Er glaubte durch die Kürze des Weges ſo wohl ihren Athem zu ſchonen, als ihre Ordnung, und dennoch ſo wohl ihre Perſonen als ihren Wurfpfeilen die Kraft des Anlaufs zu geben. Andre haben dieſen Zweifel auf eine andre Art, bey ihren Armeen zu heben geſucht: Fallen die Feinde auf euch, ſagen ſie, ſo erwartet ſie ſtehendes Fuſſes, ſtehen ſie aber vor euch, alsdenn greift ſie mit Wuth an.

Ob ein Fürſt mehr Vortheil davon hat, wenn er den Feind in ſeinem Lande erwartet, oder ihm in das Seinige entgegen gehet?

Bey dem Einfalle Kaiſer Karl des fünften in Provence, ſtund es bey dem Könige Franz den I. ob er ihm in Italien entgegen gehen, oder ob er ihn in ſeinem Lande erwarten wollte. Er bedachte gleichwohl, daß ein großer Vortheil dabey iſt, ſein Hauß rein und von den Kriegstrubeln befreyt zu erhalten, auf daß man auf den Nothfall beſtändig Geld und Hülfe daraus ziehen könnte, wenn es bey allen ſeinen Kräften bliebe: daß es der Krieg nothwendig erfordert, beſtändig etwas zu erweiſen, welches man doch in ſeinem eigenen Lande nicht gerne thut: und daß der Bauer dieſe Verwüſtungen mit mehrer Ungedult von ſeinen eignen Leuten, als von dem Feinde erduldet, ſo daß leicht Empörungen und Aufruhr daraus entſtehen können: daß ferner die Freyheit zu rauben und zu plündern dem Soldaten viel Ungemach des Krieges übertragen hilft, welches man doch in ſeinem eignen Lande nicht geſtatten kann: Daß es ſchwer ſey den Soldaten in der Nachbarſchaft ſeiner Frau und ſeiner Heimath

math in ſeiner Pflicht zu erhalten, wenn er nichts als ſeinen Sold zu hoffen hat: Daß der, ſo ungebetne Gäſte ins Hauß bekommt, ſelten viel vor die Zeche bekomme: daß man mit mehrer Freudigkeit angreife, als ſich vertheidige: Daß die Empfindung der in unſerm Lande verlornen Schlacht viel zu heftig ſey, als daß ſie nicht den ganzen Staatskörper ſchmerzlich treffen ſollte, zumal, da die Furcht das alleranſteckenſte unter allen Uebeln iſt, das ſich mit vieler Geſchwindigkeit und Heftigkeit ausbreitet: Ja, daß es zu befürchten ſey, die Städte welche dieſes Unglück an ihren Thoren mit angeſehen haben, und welche ihre Soldaten und Officirer zitternd und außer Athem aufgenommen haben, möchten in der erſten Angſt zu dem Feinde übertreten (*). Gleichwohl entſchloß er ſich ſeine Völker wieder über das Gebürge kommen zu laſſen, um den Feind zu erwarten. Denn im Gegentheil konnte er ſich leicht vorſtellen, daß es ihm an keiner Bequemlichkeit fehlen könnte, wenn er in ſeinem Lande und unter lauter Freunden wäre: daß ſo wohl die Lebensmittel als auch die Gelder ihm ohne Bedeckung ſicher könnten zugeführet werden, weil die engen Wege ſo wohl als die Flüſſe unter ſeiner Bothmäßigkeit ſtünden: Daß ſeine Unterthanen ihm mit deſto größerm Eifer dienen würden, je näher ſie die Gefahr bey ſich hätten: Und daß es allezeit bey ihm ſtehen würde eine

(*) Bis zum Ende dieſer Periode iſt bey nahe alles von Wort zu Wort, aus einer Rede Franz des I. genommen die er im Staatsrathe gehalten; und die man in den Memoires des Wilhelm du Bellay findet im 6 Buch 258. 259 Blatte.

Schlacht zu liefern oder nicht, weil er einen ſichern Rückenhalt an ſo vielen ihm unterworfnen Städten hätte. Und erforderte es ſeine Gelegenheit, ſo könnte er in Sicherheit Zeit gewinnen zum zaudern und zu erwarten, daß ſich der Feind ſelbſt, in einem feindlichen Lande, wo von allen Seiten ihm alles zuwider wäre, aufriebe, wo ihm alle Mittel benommen wären, eine Armee zu erfriſchen, oder aber auszudehnen, wenn ſich Krankheiten darinnen einfinden ſollten, wo er keine Gelegenheit hätte ſeine Verwundeten ſicher unter zu bringen; wo er weder Geld noch Lebensmittel anders als mit vieler Gefahr haben könnte: wo er keine Zeit zur Ruhe und zur Erfriſchung hätte, wo er keine Wiſſenſchaft der Gegenden und der Wege hätte, und wo er keinen Augenblick vor iählingen Ueberfällen, und gefährlichen Hinterhalten ſicher wäre, und wo ihm alle Mittel benommen wären, den Ueberreſt ſeiner Armee zu retten, wenn er ſollte geſchlagen werden. Und da könnten ihm zum Behufe beyder Meynungen keine Exempel aus den Geſchichten fehlen.

Exempel zu Beſtärkung beyder Meynungen.

Scipio hielt es für viel zuträglicher ſeinen Feind in Afrika aufzuſuchen, als ſein eigen Land zu vertheidigen, und ihn in Italien, wo er damals war, zu bekriegen; und er befand ſich gut darbey. Im Gegentheil aber gieng die Armee Hannibals zu Grunde, bloß deswegen, weil er die Eroberung des feindlichen Landes fahren ließ, um das Seinige zu bedecken. Die Athenienſer erlebten ein widriges Schickſal, als ſie den Feind in ihrem Lande gelaſſen hatten, um nach Sicilien über zu gehen. Dem Agathokles hingegen war das Glück günſtiger, als er ſein Königreich Sicilien bekriegt,

ver=

verlaſſen, und in Afrika eingefallen war. Und ſo pflegen wir wohl ohne Grund gemeiniglich zu ſagen, daß ſonderlich im Kriege der Ausgang meiſtens vom Glücke abhänge, welches ſich ſchwerlich von unſern Vernunftſchlüſſen und unſrer Klugheit befehlen läſt: Nach ienem Verſe:

Et male conſultis pretium eſt, prudentia fallax (*),
Nec fortuna probat cauſas, ſequiturque merentes:
Sed vaga per cunctos nullo diſcrimine fertur.
Scilicet eſt aliud quod nos cogatque regatque
Maius, & in proprias ducat mortalia leges.

Betrachten wir es aber genau, ſo ſcheint es, daß unſre Rathſchläge, eben ſo wie ihr Ausgang vom Glücke abhängen, und daß unſre Vernunftſchlüſſe ebner maßen Theil an der Ungewißheit und Verwirrung des Glückes nehmen. Wir ſchlüſſen ohne Bedacht und mit Verwegenheit, ſagt Timäus im Plato, (**) weil unſere Rathſchläge eben ſo wie wir der Ungewißheit des Schickſals unterworfen ſind.

(*) Auch übel gefaßte Rathſchläge können ihr gutes Ende haben, die Vernunft iſt oft betrüglich. Das Glück wird nicht allezeit den Verdienſten zu Theil, es ſchwankt ohne Unterſchied von einem zu dem andern. Denn es iſt eine höhere Macht, die uns zwingt und die uns regiert, und welche nach ihren eignen Grundſätzen handelt. Manil. Lib. IV. c. 95.

(**) Αλλα πως ημεις πολυ μετεχοντες τȣ προϛυχοντος τε και εικη, ταυτη πη και λεγομεν. Plato *in Timaeo.*

Das XLVIII. Hauptſtück.

Von den Handpferden.

Warum die Handpferde, ſo genennet werden.

Nun werde ich auf einmal zum Sprachlehrer; ich, der ich niemals eine Sprache anders als durch die Uebung gelernt habe: Und der noch bis dieſe Stunde nicht weis was Adiectivum, Coniunctivus, oder der Ablativus iſt. Mir dünkt ich habe wo geleſen, daß die Römer Pferde gehabt, die ſie funales oder dexterarios hieſſen, die ſie ſich an der Hand, oder wenn ich ſo reden darf, zum unterlegen nachführen lieſſen, um ſich ihrer im Falle der Noth zu bedienen. Daher kommt es, daß man die Dienſtpferde öfters Handpferde nennt (*). Und unſre Romanen ſagen noch beſtändig adeſtrer für Begleiten.

Pferde die man auch im vollen Laufe wechſeln kann.

Die Römer hatten auch eine Art Pferde, die ſie deſultorios equos nannten, und welche ſo abgerichtet waren, daß ſie an einander gekuppelt in vollem Laufe neben einander her rannten, und ſich der Römiſche Ritter dennoch mit vollen Waffen von einem zum andern hin und wieder werfen konnte. Die Numidiſchen Reuter führten noch ein ander Pferd an der Hand, um mitten in dem Treffen damit wechſeln zu können (**), quibus deſultorum in modum, binos trahentibus

(*) Hier hat Montagne ein Wort gebraucht, das iezo nicht mehr üblich iſt; Wir haben es durch Handpferd gegeben, weil es auch iezo im Franzöſiſchen cheval de main heißt, ſtatt des alten deſtriers. Einige Noten unſers Originals fallen alſo von ſelbſt weg.

(**) Sie hatten die Gewohnheit zwey Pferde zu führen, ſo wie die, welche von einem auf das andere ſprun=

bus equos, inter acerrimam ſaepe pugnam in recentem equum ex feſſo armatis tranſultare, mos erat: Tanta velocitas ipſis, tamque docile equorum genus. Es giebt auch Pferde die abgerichtet ſind ihren Herren zu helfen, auf den loß zu laufen der ihnen einen bloßen Degen vorhält, mit den Füſſen und dem Maule dieienigen anzufallen, welche ihnen etwas thun. Aber öfters geſchieht es, daß ſie den Freunden mehr Schaden zufügen als dem Feinde. Geſchweige, daß man ſie nicht wieder loßreiſſen kann, wenn ſie einmal eingehauen haben. Dem Artibius, einem Perſiſchen General, bekam es ſehr übel ein ſolches Pferd zu reiten, als er wider den Oneſilus, König von Salamin, ſich in einen Zweykampf eingelaſſen hatte (*). Denn es koſtete ihm das Leben. Denn der Waffenträger des Oneſilus haute ihm mit einer Art von Senſe zwiſchen die Schultern, als ſich das Pferd auf ſeinen Herrn überſchlagen hatte (**). Und wenn es wahr iſt, was die Italiäner von der Schlacht bey Fornua erzählen, daß der König Karl ein Pferd geritten, das wider ſeine Feinde mit beiſſen und ſchlagen ſich gewehrt, und ihm dadurch das Leben errettet, ſo iſt es ein bloßer ungefärer Zufall (***).

ſprungen, und mitten in dem Treffen verlieſſen ſie das abgemattete, um ſich auf das friſche zu ſchwingen. So geſchickt waren ſie, und ſo wohl abgerichtet waren ihre Pferde. Tit. Liu. Lib. XXIII. c. 29.

(*) Herodot. Lib. V.

(**) In den alten Zeiten der Turniere führten die Ritter eine Art von Bedienten, die man Waffenträger nennen konnte, weil ſie ihnen einen langen Dolch oder Degen nachtrugen.

(***) In der Beſchreibung die Philipp von Commines

Geſchickte Pferde der Mammeluken.

Die Mammeluken rühmen ſich die geſchickteſten Soldaten Pferde zu haben (*). Sie ſollen ſo wohl von Natur als durch die Gewohnheit ihre Feinde kennen, welche ſie nach einem ihnen gegebenen Zeichen mit beiſſen und ſchlagen anfallen. Sie heben mit dem Maule die verlohrnen Lanzen und Pfeile auf, und geben ſie ihrem Herren auf ſein Geheiß wieder.

Cäſar und Pompeius ſind gute Reuter geweſen.

Man erzählt vom Cäſar und Pompeius, daß ſie unter andern Vortreflichkeiten auch alle Eigenſchaften eines guten Reuters gehabt haben (**). Ja Cäſar ſoll in ſeiner Jugend rücklings auf einem Pferd ſitzend ohne Zaum und Zügel die Hände auf den Rücken habend, daſſelbe in den größten Galopp angeſprengt haben.

Da

mines von dieſer Schlacht macht, bey welcher er ſich ſelbſt befunden, kann er das Pferd des König Karls nicht genug loben (im achten Buche des 6 Kapitels). Es hieß Savoyen, und war das ſchönſte Pferd, ſo er Zeit Lebens geſehen hätte. Währender Schlacht wurde der König, zu einer Zeit angefallen, da er gleich niemand als einen kleinen ſchlecht bewafneten Kammerdiener bey ſich hatte. Dieſer Herr, ſagt Commines, hatte das beſte Pferd von der Welt unter ſich, das ſich mit großem Muthe wehrte. Es kamen aber gleich Leute die in der Nähe waren, dazu und alsdenn flohen die Italiäner. Dieſes reimt ſich ganz wohl zu dem, was die Italiäner ſagen, daß der König Karl ohne ſein Pferd wäre verloren geweſen.

(*) Die Mammeluken ſind leichte Reuter der Aegyptiſchen Sultane, die auf gemeine Koſten erhalten werden. Sie ſind die ordentliche Leibwache der Sultane, ſie ſind ſehr gefürchtet und in großem Ruhme der Tapferkeit, ſie werden in den Morgenländern für unüberwindlich gehalten.

(**) Plutarch in dem Leben des Julius Cäſar.

Da die Natur einmal ein Kriegswunder aus ihnen beyden machen wollte, ſcheint es daß ſie ſich recht Mühe gegeben hat, ſie recht außerordentlich zu bewaffnen. Ein ieder weiß, daß der Bucephalus, Alexanders Pferd, bey nahe einen Ochſenkopf hatte, und ſich von niemand als ſeinem Herrn beſteigen oder abrichten ließ, und daß es auch nach dem Tode geehrt und eine Stadt nach ſeinem Namen erbauet worden. Vom Pferde Alexanders.

Caeſar hatte auch ein Pferd, deſſen Vorderhuffe wie Menſchenfüſſe geſtaltet waren, indem der Huf wie ordentliche Zehen eingetheilt war, und das ſich auch ſonſt von niemand reiten ließ, und deſſen Bildniß nach ſeinem Tode in den Tempel der Venus aufgeſtellet worden (*). Von Cäſars Pferde.

Wenn ich einmal zu Pferde bin ſteige ich nicht gerne ab. Es iſt die beſte Stellung für meinen Körper, ich mag geſund oder krank ſeyn. Plato ſchlägt ſie als ein Mittel der Geſundheit vor (**). Auch Plinius ſagt, daß ſie ſo wohl dem Magen, als den Schenkeln zuträglich ſey. Weil wir einmal dabey ſind, wollen wir noch weiter davon reden. Das reiten eine ſehr geſunde Uebung.

Im Xenophon lieſt man ein Geſetz, durch welches allen denen die Pferde hatten, verboten wur- Die Parther waren bey nahe beſtändig zu Pferde.

(*) Svetón. *in vita Jul. Cæſ.* §. 61. Vtebatur equo inſigni, pedibus prope humanis, et in modum digitorum ungulis fiſſis. -- Nec patientem ſeſſoris alterius, primus aſcendit: cuius etiam inſtar pro aede Veneris Genitricis poſtea dedicauit.

(**) *De Legib.* gleich im Anfange: und nach Plinius *Equitatio ſtomacho & coxis vtiliſſima*, L. XXVIII. c. 4.

wurde zu Fuſſe zu reiſen (*). Troius und Juſtinus erzählen, daß die Parther in Gewohnheit gehabt alle ihre Verrichtungen zu Pferde zu thun. Sie giengen nicht nur zu Pferde in Krieg, ſondern alle ihre öffentliche und privatgeſchäfte wurden ſo ausgemacht; als Kaufen, Handeln, Geſpräche und ſpatzieren gehen,; Der vornehmſte Unterſchied zwiſchen Freyen und Knechten wäre nur dieſer geweſen, daß dieſe allezeit haben müſſen zu Fuſſe gehen. Dieſe Anordnung kam vom König Cyrus her (**).

Wenn die Reuterey in einem Treffen abſteigen ſoll.

Wir finden viel Exempel in der Römiſchen Hiſtorie, und Sueton bemerkt ſie ſehr ausführlich in dem Leben des Cäſars (***), daß öfters die Generale, ihre Reuterey im Falle der Noth abſteigen hieſſen, theils um ihnen die Hoffnung zur Flucht ſchwerer zu machen; theils auch weil ſie ein großes Vertrauen in dieſe Art zu ſchlagen geſetzt hatten: Quo haud dubie ſuperat Romanus (†) ſagt Livius. Ja ſie bedienten ſich eines gleichen Kunſtgriffes, die neu überwundnen Völker im Gehorſam zu erhalten. Sie nahmen

(*) In der Cyropedie Buch IV Kap. 3. §. 5.

(**) Equis omni tempore vectantur: illis bella – illis publica ac priuata officia obeunt: ſuper illos ire, conſiſtere, mercari, colloqui. Hoc denique diſcrimen inter ſeruos liberosque eſt quod ſerui pedibus, liberi non niſi equis incedunt. *Hiſt. Juſtini* Lib. XLI,

(***) Caeſar ancipiti praelio equos dimittebat, & in primis ſuum, quo maior permanendi neceſſitas imponeretur, auxilio fugae erepto. Svet. *in Jul. Caeſ.* c. 60.

(†) In welchem niemand den Römern den Vorzug ſtreitig macht B. 9. Kap. 22.

men ihnen die Waffen und die Pferde. Und daher leſen wir ſo oft im Cäſar (*) arma proferri, iumenta produci, obſides dari iubet. Der Türkiſche Kaiſer erlaubt weder Chriſten noch Juden in ſeinem Reiche ein eigen Pferd zu halten.

Unſre Vorfahren, und ſonderlich in der Zeit der Engliſchen Kriege, ſtritten in öffentlichen und vorher ausgemachten Schlachten allezeit zu Fuß, um ihr Liebſtes auf der Welt, nämlich die Ehre und das Leben, niemand, als ihrer eignen Kraft und Stärke anzuvertrauen. (**). Chryſanthes mag im Xenophon ſagen was er will (***), ſo iſt es doch nicht zu läugnen, daß wir unſere ganze Tapferkeit und unſer Leben der Herzhaftigkeit unſers Pferdes anvertrauen. Auf ſeinen Tod folgt der unſrige, und ſeine Scheuigkeit, oder ſein Koller, macht uns entweder verwegen oder zaghaft. Unſere Ehre leidet darunter, wenn es kein Gefühl im Munde hat, oder den Sporn nicht fürchtet. Und ſo wundre ich mich gar nicht darüber, daß dieſe Schlachten viel hitziger und ärger geweſen, als die Schlachten zu Pferde. Ungemächlichkeit eines Treffens zu Pferde.

(†) Cedebant pariter, pariterque ruebant
Victores victique, neque his fuga nota, neque illis.

Ihre

(*) Er befiehlt, daß man die Waffen ausliefre, die Pferde herzu bringe, und die Geiſel einliefre. *de bello Gallico.* L. 7. et alibi.

(**) Hiervon ſiehet man viel Exempel im Froiſſart.

(***) In der Cyropaedie L. IV. c. 3. §. 4.

(†) Ueberwinder und Ueberwundene tödteten und fielen zugleich, ohne an die Flucht auf irgend einer Seite zu gedenken. Virgil. *Aeneid.* L. X. v. 576. ſeqq.

Ihre Schlachten waren weit hartnäckigter: ietzo ſind es nur Märſche (*) primus clamor atque impetus rem decernit. Allein eine Sache, welche für die Geſellſchaft ſo gefährliche Folgen haben kann, muß ſo viel als möglich in unſerer Gewalt ſtehen. Mein Rath wäre alſo, man wählte die kürzeſten Waffen und ſolche, auf die man ſich am beſten verlaſſen könnte. Wir können uns wahrſcheinlicher Weiſe auf einen Degen, den wir in der Fauſt halten, beſſer verlaſſen, als auf die Kugel, die aus unſerm Piſtole fährt: weil bey dieſem mehr Stücke ſind, das Pulver, der Stein, das Rad, an welchem nicht das geringſte fehlen darf, wenn wir nicht fehlen ſollen. Ein Streich der erſt weit durch die Luft gehen muß, iſt ziemlich ungewiß.

(*) Et quo ferre velint permittere vulnera ventis:
Enſis habet vires, et gens quacunque virorum eſt,
Bella gerit gladiis.

Allein, von dieſem Gewehre will ich weitläuftiger reden, wenn ich eine Vergleichung zwiſchen dem alten Gewehre und dem unſrigen anſtelle. Ich glaube, daß das Schießgewehr, wenn man den Knall ausnimmt, welchen man künftig ſchon gewohnt werden wird, von ſehr geringer Wirkung iſt,

(*) Das erſte Geſchrey und der erſte Angriff machen den Streit aus. Tit. Liu. L. XXV. c. 41.

(**) Wenn man den Winden die Wunden hin zu tragen überläßt, wohin ſie wollen. Auf den Degen kömmt alles an, und alle tapfere Völker brauchen den Degen. Lucan. L. VIII. v. 384.

iſt, und hoffe, daß wir daſſelbe einſtens wieder abſchaffen werden.

Das Gewehr, deſſen ſich die Italiäner ſowohl zum Wurfe, als zum Feuer bedienen, war furchtbarer. Sie nannten Phalarica eine gewiſſe Art Spieſſe, die an der Spitze mit einem dreyzackigten Eiſen beſchlagen waren, damit ſie einen bewaffneten Menſchen durchbohren konnten. Dieſe wurden bald im Felde mit der Hand, bald aber zur Vertheidigung belagerter Oerter haufenweiſe vermittelſt gewiſſer Maſchinen abgeſchoſſen. Der Schaft war mit Werke, welches in Pech und Oele geſotten war, überzogen, und entzündete ſich im Flug, und blieb an den Körpern oder an dem Schilde hängen, und verhinderte allen Gebrauch der Waffen und der Glieder. Dem ungeacht dünkt mich, dieſes Gewehr habe den angreifenden Theil ſehr gehindert, und ein mit ſolchen brennenden Stücken beſtreutes Feld ſey beyden Theilen ſehr beſchwerlich geweſen, wenn es zum Handgemenge gekommen.

Phalarica, ein Wurfgewehr der alten Nationen, und ſein Gebrauch.

(*) Magnum ſtridens contorta Phalarica venit,
Fulminis acta modo..

Sie hatten noch andere Mittel, worzu ſie die Gewohnheit geſchickt machte, und die uns aus Mangel der Erfahrung unglaublich ſcheinen, wodurch ſie den Mangel unſeres Pulvers und unſerer Kugeln erſetzten. Sie ſchoſſen ihre Wurfſpieſſe mit ſolcher Heftigkeit ab, daß ſie oft zween Schilde und zween gewaf-

(*) Virgil. *Aeneid.* L. 9. v. 705.
. . . . Er ſchläuderte
Den Wurfſpieß auf ihn zu. .

gewaffnete Menſchen damit ſpieſſeten und an einander hefteten. Ihre Schläuderer trafen nicht weniger gewiß und in die Ferne: (*) Saxis globoſis funda, mare apertum inceſſentes - - - coronas modici circuli magno ex interuallo loci aſſueti traiicere: non capita ſolum hoſtium vulnerabant, ſed quem locum deſtinaſſent oris. Ihre Mauerbrecher kamen den unſrigen, ſowohl an Wirkung als an Geprasſel gleich: (**) ad ictus moenium cum terribili ſonitu editos pauor et trepidatio coepit. Die Gallier unſere Anverwandte in Aſien haſſeten dieſe verrätheriſchen und fliegenden Waffen: und fochten lieber herzhaft Fauſt gegen Fauſt. (***) Non tam patentibus plagis mouentur: - - Vbi latior quam altior plaga eſt, etiam glorioſius ſe pugnare putant: iidem quum aculeus ſagittae aut glandis abditae introrſus tenui vulnere in ſpeciem vrit, tum in rabiem et pudorem tam paruae

(*) Sie waren gewohnt runde Steine mit der Schläuder zur Uebung über das Meer zu werfen, und damit kleine Scheiben ſehr weit zu treffen. Daher verwundeten ſie nicht nur den Kopf ihrer Feinde, ſondern welchen Ort des Geſichtes ſie wollten. Tit. Liu. L. XXXVIII. c. 29.

(**) Bey dem ſchrecklichen Geprasſel der Mauerbrecher geriethen ſie in Zittern. Eb. daſ. c. 5.

(***) Aus den großen Wunden machen ſie ſich nicht viel. Wenn die Wunde breiter als tief iſt, glauben ſie auf eine rühmlichere Art zu fechten, aber wenn ſie merken, daß ſie von der Spitze eines Pfeils oder eines Steines, der dem Anſehen nach nur eine kleine Wunde macht, werfen ſie ſich auf die Erde, und gerathen vor Wuth und Schande außer ſich, weil ihnen ſo was geringes den Tod bringet. Tit. Liu. L. XXXVIII. c. 21.

paruae perimentis peſtis verſi, proſternunt corpora humi. Eine lebhafte Beſchreibung einer Schußwunde! Die zehn tauſend Griechen trafen auf ihrem langen und berühmten Heimzuge eine Nation an, die ihnen mit großen und ſtarken Bogen und ſo langen (*) Pfeilen, daß, man ſie mit der Hand ſtatt eines Wurfſpieſſes wieder zurücke werfen konnte, gewaltigen Schaden that, und damit zugleich ein Schild und einen gewaffneten Mann durchbohrte. Die Maſchinen, (**) welche Dionyſius zu Syrakus erfand, um dicke ſtarke Pfeile und ſchrecklich große Steine ſo weit und mit ſolcher Gewalt ab zu ſchieſſen, kamen unſern Erfindungen ziemlich nahe. Ich muß hier noch den artigen Sattel erwähnen, den ein gewiſſer Peter Pol, Doctor der Theologie auf ſeinem Mauleſel hatte, und nach Monſtrelets Erzählung gewohnt war, durch die Stadt Paris ſpazieren zu reiten, und nach Art der Weiber in die Queer zu ſitzen. Er ſaget auch anderswo (**) die Gaſconier hätten ſchreckliche Pferde

(*) Xenophon ſagt, die Griechen hätten, wenn ſie einen von dieſen Pfeilen bekommen konnten, einen Riemen durch denſelbigen gezogen, und ſich deſſen als eines Wurfſpieſſes bedienet. Xenophon *de Exped. decem Millium* L. IV. c. 2.

(**) Die Katapulte, deren Erfindung Aelianus dieſem Prinzen zuſchreibet. *Var. Hiſt.* L. VI. 12. Diodorus Siculus (L. XV. c. 43.) ſagt ſchlechthin, die Katapulte ſey zur Zeit des ältern Dionyſius erfunden worden.

(***) Vol. I. c. 66. Wo Monſtrelet den Gaſconiern noch die Longobarden beyfügt, die Montagne vergeſſen, oder mit Fleiß ausgelaſſen hat, wie

Pferde gehabt, welche unter dem Laufen ſich um zu drehen gewohnt geweſen, woraus die Franzoſen, Pikarder, Flamänder und Brabanter ein großes Wunder gemachet hätten, weil ſie nicht gewohnt geweſen wären, dergleichen zu ſehen, wie ſeine Worte lauten. Wenn Cäſar von den (*) Schwediſchen Pferden redet, ſaget er: (**) Wenn ſie einan-

wie mir einsmals der Marquis von Viſconti, ein Meyländiſcher Herr ſagte, um ſeinen Landesleuten den Gaſconiern deſto mehr Ehre zu machen. Man glaube davon, was man will. Ich für meinen Theil kann mich nicht entſchlieſſen, ihn einer ſolchen Liſt zu beſchuldigen. **Ueber diß, ſagt Monſtrelet, war auf Befehl des Herzogs von Orleans in dieſer Armee, eine große Menge Longobarden und Gaſconier angekommen, welche ſchreckliche Pferde hatten, die gewohnt waren ſich im Laufen umzudrehen. Diß waren die Franzoſen, Pikarder, Flamänder und Brabanter nicht gewohnt, und hielten es daher für ein großes Wunder.**

(*) Man muß leſen: Schwäbiſchen, einem deutſchen Volke, das Cäſar ausdrücklich nennt: Sueuorum gentem. Schweden war den Römern zu Cäſars Zeiten unbekannt, welches Montagne, wie es ſcheinet, wohl gewußt hat. Suede muß alſo hier ein Druckfehler ſeyn, der ſich aber in allen Editionen, die ich habe zu Rathe ziehen können, findet, ohne davon die Engliſche Ueberſetzung auszunehmen, wo man geſetzet hat, Ceſar ſpeaking of the Swedes -- Ich habe die erſte Edition der Verſuche, ſo zu Bourdeaux im Jahr 1580. heraus gekommen, nachgeſehen, und dieſen Fehler eben ſowohl darinnen gefunden, als in den nachfolgenden. Wenn man ihn dem Buchdrucker zuſchreiben muß, ſo hat man ihn gewiß in zwey ziemlich lange Errata zu ſetzen vergeſſen, die man den zwey erſten Büchern dieſer Edition angehängt hat.

(**) In ſeinen Commentariis L IV. *de bello Gallico.*

einander zu Pferde angreifen, ſteigen ſie oft ab, um zu Fuſſe zu kämpfen, weil ihre Pferde gewöhnet ſind indeſſen nicht von der Stelle zu gehen, nach welchen ſie daher, wenn es nöthig iſt, geſchwind wieder zu laufen: und nach ihrer Gewohnheit iſt nichts ſo niederträchtig, als ſich eines Sattels oder Reitküſſens zu bedienen, ia ſie verachten dieienigen, die ſich derſelben bedienen: alſo ſcheuen ſie ſich nicht in geringer Anzahl weit mehrere an zu greifen.

Ehedem habe ich mich gewundert, wenn ich ein Pferd ſo gut abgerichtet ſah, daß es ſich beſtändig mit einer Spißruthe regieren ließ, wenn man ihm gleich den Zaum über die Ohren herunter geſtreift hatte. Dieſes war bey den Maßiliern etwas gemeines, als welche ſich ihrer Pferde ohne Sattel und ohne Zaum bedienten.

Die Maſſilier, ein Africaniſches Volk ſattelten und zäumten ihre Pferde nicht.

(*) Et gens quae nudo reſidens Maſſilia dorſo
Ora leui flectit, fraenorum neſcia, virga.

(**) Et Numidæ infraeni cingunt.

(***) Equi ſine fraenis, deformis ipſe curſus, rigida ceruice et extento capite.

Der

(*) Lucan. L. IV. v. 68. ſq.
Und das Maßilen Volk, ſo ohne Zaum daher
Auf bloſſem Rücken reit, und weiß das Maul zu lenken
Mit einer leichten Ruth.

(**) Virgil. *Aeneid.* L. IV. v. 41.
= = = . . Denn hier umringen dich
Die wilden Numider.

(***) Ihre Pferde, die keine Zäume haben, laufen unbändig hin mit ſteifem Halſe, und die Naſe nach dem Winde. Tit. Liu. L. XXXV. c. 11.

Mauleſelinnen und Mauleſel bedienen ſich vornehme Leute in vielen Ländern.

Der König Alphonſus, der in Spanien den Ritterorden des Bandes oder der Scherpe einführte, gab unter andern Regeln den Rittern auch dieſe, daß ſie bey einem Mark Silbers Strafe weder Mauleſel noch Eſelinnen reiten ſollten, wie ich aus den Briefen des Gvevara geſehen habe (*), von welchen diejenigen, ſo ſie gülden genennet haben, ganz anders geurtheilet haben, als ich urtheile. Der (**) Hofmann ſagt, vor ſeiner

(*) Man findet in dem Wörterbuche Baylens unter dem Artikel: Gvevara, daß der allzuvortheilhafte Begriff, den ſich einige Franzoſen von den Briefen des Gvevara gemachet haben, der ganzen Franzöſiſchen Nation einen Vorwurf zugezogen habe: welche Anmerkung aber ſo übel gegründet iſt, wie alle diejenigen gemeiniglich zu ſeyn pflegen, womit man ganze Nationen an zu ſchwärzen ſucht. Nach dieſer ſchönen Art zu urtheilen wird Frankreichs Ehre durch dieſes Urtheil des Montagne, der aus des Gvevara Briefen nichts großes macht, wieder erſetzet. S. die Anmerkung (H) in dem aus des Herrn Bayle Wörterbuche angeführten Artikel, wo er zeigt, daß die Franzoſen wegen ihrer Hochachtung vor dieſen Spaniſchen Schriftſteller zu tadeln ſind, und daß die Spanier, die ihn noch höher geſchätzet haben, noch auslachenswürdiger ſeyn müſſen.

(**) Dieſes iſt ein urſprünglich in Italiäniſcher Sprache von Balthaſar de Caſtillon unter dem Titel: *Del Cortegiano* geſchriebenes Buch. Die Stelle, worauf Montagne zielt, findet ſich zu Anfange des zweyten Buches, und lautet alſo: Biaſimano ancora queſti vacchi in noi molte coſe che in ſe non ſono ne bene ne male, ſolamente perche eſſi non le faceano; et dicono non conuenirſi a i giouani paſſegiar per le Città a Cauallo, maſſimamente nelle Mule - - Dieſe Stelle iſt mir von dem Herrn de la Monnoye mitgetheilet worden.

ner Zeit wäre es einem Edelmanne eine Schande geweſen, ſich derſelben zu bedienen. Bey den Abyßiniern iſt es umgekehrt, ie angeſehener ſie bey dem Prieſter Johann, ihrem Herrn ſind, deſto mehr beſtreben ſie ſich des Wohlſtandes und der Pracht wegen, auf großen Mauleſeln zu reiten.

Xenophon erzählet, (*), daß die Aſſyrier ihre Pferde zu Hauſe beſtändig gebremſet gehalten hätten, ſo unbändig und wild wären ſie geweſen. Daher hätten ſie auch ſo viel Zeit gebrauchet dieſelben loß zu machen und zu ſatteln, daß ſie niemals ein Lager aufgeſchlagen, ohne daſſelbe mit Gräben und Wällen zu verſehen, damit ihnen dieſe Beſchäftigung nicht nachtheilig wäre, wenn ſie etwa in der Unordnung von den Feinden überfallen würden. Sein Cyrus, der ſich ſo gut auf die Reuterey verſtand, nahm die Pferde zu ſich ins Futter, und ließ ihnen nichts zu freſſen geben, bis ſie daſſelbe erſt durch ihren Schweiß bey einer gewiſſen Uebung verdienet hatten. Wilde Pferde der Aſſyrier.

Wenn die Scythen im Kriege Noth litten, ſo zapften ſie ihren Pferden das Blut ab, und trunken es und behalfen ſich damit: In einem gewiſſen Nothfalle hat man Blut und Harn von Pferden getrunken.

(**) Venit et epoto Sarmata paſtus equo.

Die vom Metellus belagerten Cretenſer hatten dergeſtalt an allem andern Getränke Mangel, daß ſie ſich des Harnes (***) ihrer Pferde bedienen mußten.

(*) Xenophon *Cyropaed.* L. III. c. 3.

(**) Man ſiehet daſelbſt (zu Rom) den Sarmaten, der Pferdeblut getrunken hat. Martial. *Spectacul. Lib. Epigramm.* III. v. 4.

(***) Und ihres eigenen Cretenſes obſidione Metelli ad

Wie ſich die Türkiſchen Armeen behelfen.

Um zu bekräftigen, daß ſich die Türkiſchen Armeen viel vernünftiger aufführen und erhalten, als die unſrigen, ſaget man, daß die Soldaten, außer dem, daß ſie nur Waſſer trinken, und nichts als Reis und in Pulver zerſtoſſenes geſalzenes Fleiſch eſſen (wovon ieder auf einen Monat lang Vorrath bey ſich trägt) ſo wie die Tartarn und Moſcoviter auch das Blut ihrer Pferde trinken können, und ſolches ſalzen.

Die Pferde werden von den Amerikanern eben ſo hoch als von den Spaniern geachtet.

Die neuen Indianiſchen Völker glaubten, als die Spanier bey ihnen ankamen, die Menſchen ſowohl als die Pferde wären entweder Götter oder Thiere von edlerer Natur als ſie. Nachdem ſie überwunden und bey den Menſchen um Friede und Gnade baten, und ihnen Gold und Lebensmittel brachten, ſo brachten einige den Pferden eben ſo viel, und mit einer faſt ähnlichen Anrede, als den Menſchen, und meynten, als wenn dieſe durch ihr Wiehern, den Vergleich und Stillſtand annähmen. In dem diſſeitigen Indien war diß vor Alters (*) die größte und königliche Ehre, wenn man auf einem Elephanten ritte; die nächſte nach dieſer war, wenn man auf einem vierſpännigen Wagen fuhr, die dritte, wenn man auf einem Kameel ritte, hingegen der letzte und geringſte Grad der Ehre war, wenn man ein einziges Pferd zum Reiten oder fahren brauchte. Ein gewiſſer Schriftſteller zu unſerer Zeit ſchreibt, daß er in dieſer Weltgegend Länder geſehen habe, wo

ad vltimam vſque penuriam compulſi, ſua, iumentorumque ſuorum vrina ſitim torſerunt, iuſtius dixerim, quam ſuſtentarunt. Val. Maximus. L. VII. c. 6. *In Externis* §. 1.

(*) Arrian. *Hiſt. Ind.* c. 17.

wo man auf den Ochſen reitet, und dabey Sättel, Steigriemen und Zügel brauchet, wobey er meldet, daß er ſich bey dieſer Reuterey ganz wohl befunden habe. Als Quintus Fabius Maximus (*) Rutilianus wider die Samniter zu Felde lag, und ſahe, daß ſeine Reuterey nach drey bis vier Anfällen nicht in die feindliche Regimenter eindringen konnte, befahl er, daß die Pferde ab zu zäumen, und ihnen mit aller Gewalt die Sporen zu geben, welche auch, da ſie nichts mehr zurücke hielt, durch die Waffen und die zu Boden geworfene Mannſchaft durchbrachen, und ihren Fußgängern Bahn machten, die hernach eine ſehr blutige Niederlage anrichteten. Eben dieſes befahl Quintus Fulvius Flaccus, als er wider die Celtiberier Krieg führete (**) Id cum maiore vi equorum facietis, ſi effraenatos in hoſtes equos immittitis: quod ſaepe Romanos equites cum magna laude feciſſe ſua, memoriae proditum eſt. Detractisque fraenis bis vltro citroque cum magna ſtrage hoſtium, infractis omnibus haſtis, transcurrerunt.

(**) Oder vielmehr Rullianus. Tit. Liu. L. VII. c. 30.

(***) Vt ſuſtinere eos nulla vis poſſet, per viros late ſtragem dedere Eb. daſ.

(**) Bey dieſem Anfalle, ſagte er zu ihnen, werden euch eure Pferde deſto mehr nutzen, wenn ihr ſie zügelloß auf die Feinde anſpornet, welches, wie uns die Hiſtorie verſichert, die Römiſche Reuterey oft mit gutem Erfolge gethan hat. : : Hierauf nahmen ſie ihren Pferden die Zäume ab, und ritten zweymal durch die feindliche Armee hin und her, wodurch ſie den Feinden alle Spieſe abbrachen, und eine große Niederlage unter ihnen anrichteten. Tit. Liu. L. XL. c. 40.

Die Tartarn machen viel aus der Pferdemilch.

Der Großfürſt von Moſcau war vor Alters, wenn die Tartarn Geſandten zu ihm ſchickten, aus Ehrerbietung ſchuldig (*), ihnen zu Fuße entgegen zu gehen, und ihnen eine Schale voll Stutenmilch (ein Getränke, das ſie ſehr lieben) dar zu reichen, und wenn ihnen im Trinken ein Tropfen davon auf die Mähne ihrer Pferde fiele, ſolchen mit der Zunge ab zu lecken.

Vor groſſer Kälte werden die Pferde ausgewendet.

In Rußland wurde die Armee, welche der Kaiſer Baiazet dahin geſchicket hatte, mit einem ſo ſchrecklichen Schnee überfallen, daß die meiſten, um ſich davor zu bedecken und ſich vor der Kälte zu ſichern, darauf verfielen, ihre Pferde umzubringen und die Eingeweide heraus zu nehmen, damit ſie ſich hinein ſtecken, und dieſer lebendigen Wärme genieſſen könnten. Baiazet würde ſich nach dem harten Gefechte (**), worinnen er von (***) Tamburlan bezwungen wurde, glücklich auf einer Arabiſchen Stute gerettet haben, wenn er ſich nicht gezwungen geſehen hätte, dieſelbe ſatt ſaufen zu laſſen, als er über einen Bach reiten wollte: worüber das Pferd ſo matt und erkältet wurde, daß er hernach gar leicht von denen, die ihn verfolgeten, eingehohlet werden konnte. Man ſagt zwar, daß man ſie matt macht, wenn man ſie ſtallen läßt, aber das Saufen hätte ich geglaubt

(*) Man ſehe die Moſcovitiſche Chronik des Petrus Petreius, eines Schweden, die in Deutſchland zu Leipzig im Jahr 1620. in 4. gedruckt worden, Th. II. p. 159. Dieſe Art der Sklaverey fieng ſich gegen die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts an, und dauerte bey nahe 260 Jahr.

(**) Im Jahre 1401.

(***) Gewöhnlicher heißt er heut zu Tage Tamerlan.

glaubt, müßte es vielmehr geſtärket haben. Als Cróſus bey der Stadt Sarden vorbey zog, fand er daſelbſt Weiden, wo es eine große Menge Schlangen gab, welche die Pferde ſeiner Armee begierig fraſen, welches eine böſe Vorbedeutung für ſeine Sachen war, wie Herodot (*) ſagt. Wir nennen ein Pferd vollkommen, wenn es eine ſchöne Mähne und Ohren hat, die andern paßiren bey der Muſterung nicht.

Da die Lacedämonier (**) die Athenienſer in Sicilien geſchlagen hatten und im Siegsgepränge in Syrakus einzogen, ſo lieſſen ſie unter andern Höhnereyen die überwundenen Pferde ſcheren, und führeten ſie alſo im Triumph auf (***). Alexander bekriegte eine Nation, Dahas, bey denen allezeit zween und zween zu Pferde gewaffnet in Krieg zogen, aber im Handgemenge ſtieg einer ab, und fochte wechſelsweiſe, bald zu Fuſſe, bald wieder zu Pferd. Ich glaube nicht, daß ein Volk geſchickter und beſſer zu Pferde ſitzt, als wir. Indeſſen ſcheint doch ein guter Reuter, nach unſerer Art zu reden, mehr auf die Herzhaftigkeit, als auf die Kunſt zu gehen. Ich habe keinen geſehen, der beſſerer und ſicherer mit einem Pferde überein kommen können, als der Herr von Carnavalet, der bey unſerm Könige Heinrich dem andern Stallmeiſter war.

Pferde, die im Triumph aufgeführt werden ſollen, werden geſchoren.

(*) L. 1. p. 35. Ἰδοντι δε τῳ Κροισῳ τουτο, ωσπερ και ην, εδοξε τερας ειναι.

(**) Plutarchus im Leben des Nicias gegen das Ende.

(***) Q. Curt. L. VII. c. 7. num. 32. Equi binos armatos vehunt, quorum inuicem ſinguli deſiliunt.

Beſondere Geſchick-lichkeit im Reiten.

Ich habe einmal geſehen, daß ein Mann, indeſſen daß das Pferd in vollem Rennen war, mit zween Füſſen auf dem Sattel ſtand, den Sattel wegſchmiß, im Rückwege aber wieder auflegte, wieder zu recht machte, ſich wieder darauf ſetzte, und immer mit verhängtem Zügel ritte. Er ritte über eine Mütze weg, und traf ſie hinterwerts mit dem Bogen. Er hub auf, was er wollte, indem er mit einem Bein auf die Erde ſprang, mit dem andern aber im Steigbügel bliebe, und machte noch andere dergleichen Poſſen, als wovon er lebte.

Noch andere Beyſpiele von eben der Art.

Man hat zu meiner Zeit zu Conſtantinopel zween Menſchen auf einem Pferde ſitzen ſehen, die, weil das Pferd im ſtärkſten Laufe war, wechſelsweiſe auf die Erde und wiederum in den Sattel ſprungen: und einen, der ſein Pferd bloß mit den Zähnen aufzäumete und ſattelte. Ein anderer ſtund in vollem Jagen auf zwey Pferden, mit einem Fuß auf einem Sattel, und den andern auf dem andern, und trug noch einen andern Kerl auf den Armen, welcher vollkommen aufrechts ſtund, und ſchoß unter dem Rennen mit ſeinem Bogen ſehr gewiß. Auch habe ich viele geſehen, welche die Beine in die Höhe reckten, und dem Pferde den Zügel lieſſen, und mit dem Kopf auf dem Sattel zwiſchen den Spitzen der Säbel ſtunden, die an dem Pferdezeuge angemacht waren. In meiner Kindheit tummelte der Fürſt von Sulmone ein unberittenes Pferd zu Neapel herum, und hielt dabey unter ſeinen Knien und unter ſeinen Zehen einige Realen ſo feſte als wenn ſie angenagelt geweſen wären, um zu zeigen, wie feſt er ſäſſe.

Das

Das XLIX. Hauptſtück.

Von alten Gewohnheiten.

Ich wollte es unſerm Volke gern zu gute halten, daß es kein ander Muſter und keine andere Richtſchnur der Vollkommenheit, als ſeine eigene Sitten und Gebräuche kennt. Denn es iſt ein allgemeiner Fehler, und nicht allein dem Pöbel, ſondern faſt allen Menſchen eigen, daß ſie ihr Augenmerk nur auf das Gegenwärtige richten. Ich bin zufrieden, daß es bey Erblickung eines Fabritius oder Laelius ihre Geberden und Stellungen für barbariſch hält, weil ſie nicht nach unſerer Mode gekleidet und geſittet ſind. Ich beklage mich nur über dieſe beſondere Unbedachtſamkeit, daß es ſich durch das Anſehen des gegenwärtigen Gebrauches ſehr betrügen und blenden läßt, daß es ſeine Meynung und Gedanken alle Monate, wenn es der Gewohnheit gefällt, zu ändern im Stande iſt, und ſo verſchiedentlich von ſich ſelbſt urtheilet. Als es das Wammes oben zwiſchen den Brüſten geſteift trug, ſo behauptete es mit nachdrücklichen Gründen, daß die Steife an ihrem rechten Orte ſtünde. Einige Jahre darauf, da ſie bis zwiſchen die Hüften herunter geſetzet worden iſt, lacht es über ſeine erſte Gewohnheit, und hält ſie für albern und unerträglich. Die gegenwärtige Art ſich zu kleiden veranlaßt daſſelbe auf der Stelle die alten zu verwerfen, und zwar ſo herzhaft und einſtimmig, daß man nicht anders meynen ſollte, als daß ihm eine Art von Raſerey den Verſtand verrückte. Weil wir uns hierinnen ſo gähling und ſo geſchwinde ver-

Die Franzoſen ſind in ihrer Kleidung ſehr veränderlich.

ändern, daß alle Schneider in der ganzen Welt nicht genug neue Moden erfinden können, ſo müſſen die verachteten Moden nothwendig wieder in Anſehen kommen, und die neuen ſelbſt bald darnach wieder in Verachtung gerathen. Und einerley Urtheilskraft muß in einer Zeit von funfzehn bis zwanzig Jahren zwo bis drey nicht nur verſchiedene, ſondern gar widerwärtige Meynungen mit unglaublicher Unbeſtändigkeit und Leichtſinnigkeit annehmen. Es iſt keiner unter uns ſo ſchlau, daß er ſich durch dieſen Widerſpruch nicht äffen, und nicht unvermerkt ſo wohl die innern, als die äuſſern Augen blenden laſſen ſollte.

Alte Gewohnheiten mit dem Degen und im Mantel zu kämpfen.

Ich will hier einige alte Gewohnheiten anführen, die mir beyfallen, die theils bey uns ſelbſt im Schwange gehen, theils damit man, wenn die Einbildung ſich dieſe beſtändige Veränderung der menſchlichen Dinge vorſtellt, deſto zuverläßiger und gewiſſer davon (*) urtheilen kann. Das, was

(*) Montagne mag den Franzoſen ihre Ungewißheit, Unbeſtändigkeit, und die Schwäche ihrer Urtheilskraft über das, was ſie Mode nennen, noch ſo deutlich zeigen, ſo bleibet doch ihre Schwäche in dieſem Stücke beſtändig einerley. Sie ſind freywillige Sklaven dieſer Phantaſie, und haben noch nicht aufgehöret ſich von derſelben äffen zu laſſen. Ja vielleicht geſchieht es heut zu Tage mehr als iemals, wie man an der Schminke ſieht, womit ſich das Frauenzimmer die Geſichtsfarbe verderbet, und an den Reifröcken, womit ſie ſich ihre Geſtalt verſtellet. Sie können dieſe falſche Zierrathen unmöglich entbehren, ſo lange es der Mode gefallen wird ihnen ſolche vor zu ſchreiben, und ſie werden über die Schminke und Reifröcke lachen, ſo bald es der Mode gefallen wird, ihnen gegen ſolche einen Ekel zu

was wir mit dem Degen und Mantel fechten heiſſen, war ſchon bey den Römern gebräuchlich, denn Cäſar ſagt: Siniſtris ſagos inuoluunt, gladiosque diſtringunt (*). Er bemerkt nebſt dem ſchon bey unſerer Nation denienigen Fehler an, der noch ietzo gewöhnlich iſt (**), daß wir die vorbeygehenden, denen wir auf dem Wege begegnen, anhalten auch mit Gewalt verlangen, daß ſie ſagen ſollen, wer ſie ſind, und es für einen Schimpf und eine Gelegenheit zu zanken anſehen, wenn ſie nicht antworten wollen.

In den Bädern, deren ſich die Alten täglich vor der Mahlzeit bedieneten; und zwar ſo gewöhnlich, als wir uns vor Tiſche die Hände waſchen, wuſchen ſie anfänglich nichts als die Beine: aber nachgehends kam die Gewohnheit, welche viele Jahrhunderte und unter den meiſten Völkern der Welt gedauret hat, daß ſie ſich ganz nackend mit vermiſchten und wohlriechenden Waſſern wuſchen, ſo daß ſie es für ein Zeichen einer groſſen Einfalt anſahen, wenn ſich iemand mit ſchlechtem Waſſer wuſche. Die Alten badeten ſich täglich vor dem Eſſen.

Die

zu machen, um ihnen einen neuen Putz vorzuſchreiben, der ungereimter, unbequemer und noch geſchickter iſt ſie zu verſtellen und häßlicher zu machen, als die Schminke und Reifröcke waren.

(*) Sie ziehen den Degen, und wickeln die linke Hand in ihren Mantel. Caeſar. *Comment. de bello ciuili.* L. I.

(**) Eſt hoc Gallicae conſuetudinis, vt & viatores inuitos conſiſtere cogant, & quod quisque eorum de quaque re audierit, aut cognouerit, quaerant. Caeſar *de bello Gallico* L. IV.

(***) Nam vt aiunt, qui priſcos mores orbis tradiderunt, brachia & crura quotidie abluebant &c. Senec. *Epiſt.* 86.

Sie ſalbeten ſich den ganzen Leib, und lieſſen ſich die Haare abkneipen.

Die üppichſten und zärtlichſten ſalbeten ſich am ganzen Leibe des Tages wohl drey bis (*) vier mal. Sie lieſſen ſich oft alle Haare am Leibe abkneipen, wie das Franzöſiſche Frauenzimmer ſeit einiger Zeit mit den Haaren an der Stirne zu thun gewohnt iſt:

(**) Quod pectus, quod crura tibi, quod brachia vellis

ohngeachtet ſie beſondere Salben hierzu hatten:

(***) Pſilotro nitet, aut arida latet abdita creta.

Sie lagen gerne weich, und betrachteten es als einen Beweiß der Gedult (†), wenn iemand auf Matratzen lag.

Sie lagen bey dem Eſſen auf Betten, faſt in eben der Poſitur, wie zu unſerer Zeit die Türken:

(††) Inde thoro pater Aeneas ſic orſus ab alto,

Man ſagt von dem iüngern Cato, daß er nach der Pharſaliſchen Schlacht um die ſchlechten

(*) Parum eſt ſumere vnguentum, niſi bis die terque reuocetur, ne euaneſcat in corpore. Eb. daſelbſt.

(**) Man weiß warum du die Haare an der Bruſt, an den Beinen und den Armen abkneipeſt. Martial. L. II. Epigr. 62. v. 1.

(***) Sie ſchmieret ſich mit Salben, wovon die Haare ausfallen, und ſchminket ſich mit Kreide, die mit Weineßig angefeuchtet iſt. Eben daſ. L. VI. Epigr. 93. v. 9.

(†) Laudare ſolebat Attalus culcitram quae reſiſteret corpori. Tali vtor etiam ſenex ſagt Seneca *Epiſt.* 108.

(††) Virgil. *Aen.* Lib. II. v. 2.
Aeneas aber fieng auf ſeinem Polſter an.

ten Umſtände des gemeinen Weſens zu betrauren, allezeit ſitzend gegeſſen, und eine harte Lebensart angefangen habe. Sie küßten den Vornehmen aus Ehrerbietung und Liebkoſung die Hände. Gute Freunde küßten ſich unter einander, wenn ſie einander grüſſeten, eben wie die Venetianer thun:

(*) Gratatusque darem cum dulcibus oſcula verbis.

Sie berühreten die Knie, wenn ſie einen Großen um etwas erſuchten, oder grüßten. Der Philoſoph Paſicles, des Crates Bruder, legte die Hand, an ſtatt (*) ſie auf das Knie zu legen auf die Geburtsglieder. Als ihn nun derienige, dem er ſo begegnete, trotzig zurücke ſties, ſprach er: Wie, iſt dieſer Theil nicht ſo gut dein, als der andere.

Wozu ſie den Schwam gebraucht.

Sie bedienten ſich eben wie wir, des Obſts ſtatt des Nacheſſens. Sie wiſchten ſich den Hintern (den eiteln Aberglauben mit den Worten muß man den Weibern überlaſſen) mit einem Schwamme; und daher kommt es, daß ſpongia im Lateiniſchen ein unflätiges Wort iſt. Dieſer Schwamm war an das Ende eines Stocks angemacht, wie wir aus der Geſchichte ſehen, daß einer, der den wilden Thieren vor dem Volke vorgeworfen werden ſollte, ſich die Erlaubniß ausgebeten habe, ſeine Nothdurft (***) zu verrichten, und da er dabey kein anders Mittel ſich um-

(*) Ich wollte dich küſſen, und dir mit den rührendeſten Worten Glück wünſchen. Ouid. *de Ponto* L. IV. Eleg. 9, v. 13.

(**) Diogenes Laert. im Leben des Crates.

(***) Sen. *Ep.* 70.

umzubringen, gefunden (*), ſich dieſen Stock und Schwamm in die Kehle ſtieß, und ſich alſo erſtickte.

Sie wiſchten das Nachtgeſchirr mit parfumirter Wolle aus, wenn ſie ihre Nothdurft verrichtet hatten.

(**) At tibi nil faciam, ſed lota mentula lana.

Sie hatten an den Ecken der Straſſen Fäſſer den Harn hinein zu laſſen.

Auf den Ecken der Straſſen zu Rom waren Gefäſſe und halbe Kufen, damit die vorbey gehenden den Harn hinein laſſen konnten.

(***) Puſi ſaepe lacum propter, ſe ac dolia curta
Somno deuincti credunt extollere veſtem.

Sie kühlten den Wein mit Schnee ab.

Im Sommer gab es Leute, welche Schnee verkauften, womit man den Wein friſch machte; ja, es gab einige, die ſich ſo gar im Winter des Schnees bedienten, weil ihnen der Wein (†) auch alsdann noch nicht friſch genug war. Die Großen hatten ihre Mundſchenken und Vorſchneider; und ihre Narren, die ihnen einen Zeitvertreib machten.

Im

(*) Ibi lignum id, quod ad emundanda obſcoena adhaerente ſpongia, poſitum eſt, totum in gulam farſit, & vi praecluſis faucibus ſpiritum eliſit. Eben daſ.

(**) Martial. L. XI. *Epigr.* 59. v. 11.

(***) Die kleinen Kinder glauben oft im Schlaf, ſie heben den Rock auf, um den Urin in die öffentlichen zu dieſem Endzwecke beſtimmten Behälter zu laſſen. Lucret. L. IV. v. 1020 u. f.

(†) Zu Montpellier trinken heut zu Tage viele Leute auch im Winter aus dem Eiſe.

Im Winter trug man ihnen das Eſſen auf Feuerheerden auf, welche auf die Tafel geſetzet wurden. Sie hatten auch Küchen, die man tragen konnte, dergleichen ich geſehen habe, worinnen ihnen das ganze Küchengeräthe nachgeführt wurde.

Hatten Reiſeküchen.

(*) Has vobis epulas habete, lauti:
Nos offendimur ambulante coena.

Im Sommer lieſſen ſie in ihre untern Säle öfters friſches und klares Waſſer durch unterirdiſche Canäle leiten, in welchem eine Menge lebendiger Fiſche waren, von welchen ſich die Anweſenden hernach einige ausſuchten, und nach ihrem Geſchmacke zurichten lieſſen. Der Fiſch hat iederzeit das Vorrecht gehabt, gleichwie er es noch hat, daß ihn die Großen gut zu zurichten wiſſen wollen, und wirklich hat der Fiſch auch einen weit ausnehmendern Geſchmack, als das Fleiſch, zum wenigſten für mich. Allein wir thun gewiß in allen Arten von Pracht, Schwelgerey, wollüſtigen Erfindungen, Weichlichkeit und Verſchwendung, alles mögliche, um es ihnen gleich zu thun (denn unſer Wille iſt eben ſo verderbt, als der ihrige): das Vermögen fehlt uns nur dazu. Wir können ihnen in den Laſtern, eben ſo wenig, als

Die Alten hatten in ihren unterſten Sälen Fiſchweher.

(**) Ihr verſchwenderiſche Näſcher behaltet dieſe Gerichte für euch. Mir ſteht eine Abendmahlzeit, die man mit ſich führet, gar nicht an. Martial. L. VII. *Epigr.* 47. v. 4. 5. Ich erinnere mich hier einer merkwürdigen Stelle des Seneca, die ſich auf dieſe Gewohnheit gründet: O infelicem agrum! Quare? - - Quia non circa coenationem eius tumultus coquorum eſt, ipſos cum obſoniis focos transferentium: hoc enim iam luxuria commenta eſt. *Epiſt.* 78. gegen das Ende.

als in der Tugend, gleich kommen. Beyde rühren von einer Lebhaftigkeit des Geiſtes her, die bey ihnen ungleich größer war, als bey uns. Je ſchwächer aber die Seelen ſind, deſto weniger können ſie entweder viel gutes oder viel böſes thun.

Oberſtelle an den Tafeln der Römer: Ob ſie ſich vor oder nach denenienigen genannt, an die ſie geſchrieben?

Der vornehmſte Platz bey ihnen war der mittelſte. Das Vor = oder Nachſetzen im Schreiben und Reden zeigte bey ihnen keinen Vorzug an, wie man deutlich aus ihren Schriften ſiehet. Sie ſagen eben ſo gut Oppius et Caeſar, als Caeſar et Oppius; Sie ſagten: **ich und du**, eben ſo wohl als: **du und ich**. Daher habe ich zu einer andern Zeit eine Stelle in dem **Leben des Flaminius** in der Franzöſiſchen Ueberſetzung von dem Plutarch (*) angemerket, wo mich dünkt als ob der Verfaſſer, wenn er von der Eiferſucht, welche zwiſchen den Aetoliern und Römern wegen eines gemeinſchaftlichen gewonnenen Treffens, entſtanden, redet, darinnen etwas beſonders ſucht, daß in den Griechiſchen Geſängen die Aetolier vor den Römern genennet worden; wenn nicht etwann eine Zweydeutigkeit in den Franzöſiſchen Worten iſt.

Das Frauenzimmer badete ſich zuweilen mit den Mannsperſonen, und ließ ſich dabey von ihren Knechten reiben und ſalben:

(**) Inguina ſubcinctus nigra tibi ſeruus aluta
Stat, quoties calidis nuda foueris aquis.

Sie

(*) Cap. V. in Amyots Ueberſetzung.

(**) Ein Sklave, der einen ſchwarzen Schurz um die Lenden gegürtet hat, ſtehet allezeit zu deinem Dienſte bereit, ſo oft du dich in warmem Waſſer baden willſt. Martial. L. VII. *Epigr.* 34. v. 1. 2.

Sie beſtreuten ſich mit einem gewiſſen Pulver, den Schweiß zu verhindern. Die alten Gallier, ſagt (*) Sidonius Apollinaris, trugen die Haare vorne lang, das Hinterhaupt aber war beſchoren: welche Art der weibiſche und niederträchtige Gebrauch in dieſem Jahrhunderte wieder eingeführet hat.

Die Römer zahlten dem Schiffer das Fahrgeld, ſo bald ſie ins Schif ſtiegen. Wir aber zahlen ihm dieſes erſt (**), wenn wir im Hafen angelangt ſind. Die Römer zahlten das Fahrgeld bey dem Eintritte in das Schiff.

(***) Dum aes exigitur, dum mula ligatur,
Tota abit hora.

Die Weiber lagen im Bette an der Wand. Diß iſt die Urſache, warum man den Cäſar (†) ſpondam Regis Nicomedis nannte. Sie hohlten zwiſchen dem Trinken Athem. Sie vermiſchten den Wein mit Waſſer.

(††) Quis puer ocius

Re-

(*) Hic quoque monſtra domat; rutili quibus arce cerebri
Ad frontem coma tracta iacet, nudataque ceruix
Setarum per damna nitet.
Carm V. Vers 239 ſeqq.

(**) In Holland zahlet man im Schiff, ungefähr auf dem halben Wege nach dem Orte, wohin man will.

(***) Eine ganze Stunde gehet vorbey, ehe die Reiſenden bezahlen, und der Mauleſel angeſpannet wird. Horat. L. I. *Sat.* V. v. 13. 14.

(†) Der Winkel hinter dem Bette des Königes zu Nicomedien. Sveton. in *Jul. Caeſ.* §. 49.

(††) Iſt kein Bedienter da, der die Hitze des Faler-

Reſtinguet ardentis falerni
Pocula praetereunte lympha?

Und die boshaftigen Geberden unſerer Bedienten waren auch ſchon bey ihnen bekannt.

(*) O Jane, a tergo quem nulla ciconia pinſit,
Nec manus auriculas imitata eſt mobilis albas,
Nec linguae quantum ſitiet canis Appula tantum.

Die Argiviſchen und Römiſchen Damen traureten weiß, wie ſonſt die unſrigen gewohnt waren, und noch thun ſollten, wenn es mir nachgienge. Doch von dieſer Sache ſind ganze Bücher geſchrieben worden.

Das L. Hauptſtück.

Von dem Demokrit und Heraklit.

Der Verſtand miſcht ſich in alles.

Der Verſtand ſchickt ſich zu allen Dingen, und miſchet ſich in alles. Deswegen brauche

niſchen Weins mit dem vorbeyflieſſenden Waſſer dämpfet? Horat. L. II. *Od.* XII. v. 18. Diß iſt, glaube ich, der wahre Verſtand dieſer Stelle, wie ich ihn ſchon in einer Anmerkung über den Horaz des Pater Tarteron, welcher zu Amſterdam bey Pierre de Coup im Jahr 1710 wieder gedruckt worden iſt, vorgetragen habe, ohne zu wiſſen, daß ſie Montagne eben ſo erkläret hatte. Ich habe nachgehends geſehen, daß faſt alle Ausleger des Horaz dieſer Stelle eben dieſen Verſtand geben.

(*) Perſ. *Sat.* I. v. 58.
Wer iſt, der, Janus, dich verſpottet, höhnt, verlacht?
Du haſt von hinten zu auf alle Sachen acht.

che ich ihn bey den Verſuchen, die ich hier damit mache, bey allerhand Gelegenheiten. Habe ich eine Sache, die ich nicht verſtehe, ſo verſuche ich ihn eben hierdurch, und forſche von ferne, wie weit ich kommen kann. Iſt es für meine Perſon zu tief, ſo bleibe ich nur an dem Rande. Dieſe Erkenntniß, daß ich nicht weiter kommen kann, iſt auch eine Wirkung von ihm: ia, eine von denen, worauf er ſich am meiſten einbildet. Bald verſuche ich bey einer ſchlechten und nichtigen Sache, ob er ihr eine Geſtalt geben, und ſie unterſtützen und feſte ſetzen kann. Bald gehe ich mit ihm auf eine wichtige und verwirrte Sache, wo er nichts von ſich ſelbſt zu zu ſetzen findet; weil der Weg ſchon ſo gebahnet iſt, daß er nur andern nachgehen darf. Hier beſchäftigt er ſich dieienige Straße zu wählen, welche ihm die beſte zu ſeyn ſcheinet, und ſagt unter tauſend Fußſteigen, dieſer oder iener ſey am beſten ausgeſucht. Ich nehme den erſten, den nächſten Beweis, der ſich mir darbietet. Einer iſt mir ſo gut als der andere, und ich nehme mir niemals vor, einen ausführlich abzuhandeln. Denn ich überſehe keine einzige Sache ganz: wie es auch denen geht, die uns doch verſprechen, uns dieſelbe ganz überſehen zu laſſen. Von hundert Gliedern und Geſichtern, die eine iede Sache hat, nehme ich eines. Bald lecke ich nur daran, bald mache ich eine kleine Oeffnung, und zuweilen ſteche ich bis auf den Knochen. Ich mache die Oeffnung nicht gar groß, aber ſo tief, als möglich. Es iſt mir oft lieber, wenn ich die Dinge in einem ungewöhnlichen Lichte betrachten kann. Ich würde mich wagen eine Materie von Grund aus ab zu

handeln, wenn ich mich nicht ſo gut kennete, und mich in Anſehung meines Unvermögens betröge. Ich ſtreue hier und da ein Wort ein, von dem ganzen abgeriſſenen Stücke, und ohne Ordnung, ohne Abſicht, und ohne Verſprechen. Alſo bin ich nicht gehalten, gut dafür zu ſeyn, oder ſelbſt beſtändig dabey zu bleiben; ſondern ich ändere meine Meynung nach Gefallen, werde zweifelhaft und ungewiß, und falle in meine Hauptform, welches die Unwiſſenheit iſt.

Die Seele verräth ſich bey allen ihren Regungen.

Jede Bewegung verräth uns Cäſars Seele, die ſich bey der Anordnung und Einrichtung der Pharſaliſchen Schlacht ſehen läßt. Sie zeigt ſich auch bey der Einrichtung müßiger und verliebter Geſellſchaften. Man ſieht bey einem Pferde, nicht allein darauf, wie es auf der Reitbahn ſeine Schule macht, ſondern auch was es für einen Schritt gehe, ja ſelbſt wie es im Stalle ſtehet. Unter den Verrichtungen der Seele, giebt es auch geringe. Wer ihr Bezeigen dabey nicht auch ſiehet, kennet ſie noch nicht völlig. Ja manchmal lernt man ſie noch viel beſſer kennen, wenn ſie ihren ordentlichen Schritt gehet. Die Winde der Leidenſchaften faſſen ſie deſto eher, wenn ſie recht hoch gekommen iſt. Hierzu kömmt noch, daß ſie ſich gänzlich auf eine Sache leget, und ſich ganz mit ſelbiger beſchäftiget, niemals mehr als eine einzige auf einmal vornimmt; und ſich dabey nicht nach der Beſchaffenheit der Sache, ſondern nach ihrer eigenen Beſchaffenheit verhält.

Sie giebt den Sachen eine beliebige Geſtalt und Farbe.

Die Sachen haben vielleicht für ſich betrachtet, ihr Gewicht, Maas, und Beſtimmungen; aber innerlich in uns, legt ihnen die Seele Eigenſchaften bey, nachdem ſie es verſtehet. Der Tod iſt

dem Cicero ſchrecklich, dem Cato erwünſcht, dem Sokrates gleichgültig. Die Geſundheit, das Gewiſſen, das Anſehen, die Wiſſenſchaft, der Reichthum, die Schönheit, und die dieſen entgegen geſetzeten Dinge legen bey dem Eingange alle ihre Kleider ab, und bekommen von der Seele ein neues Kleid, und eine ihr beliebige Farbe, eine braune, helle, grüne, dunkele, tiefe, lichte: und wie es iedem anſtändig iſt. Die Seelen haben keine allgemeine Redensarten, Regeln oder Formen unter einander feſt geſetzet: ſondern iede iſt in ihrem Staate Königinn. Daher dürfen wir uns nicht mehr mit der äußerlichen Geſtalt der Dinge entſchuldigen: Wir müſſen uns ſelbſt davon Rechenſchaft geben. Unſer Wohl und Weh ſtehet bey uns. Wir dürfen nur uns ſelbſt, und nicht dem Glücke, opfern und Gelübde thun. Das Glück vermag nichts über unſere Sitten. Umgekehrt, unſere Sitten ziehen das Glück nach ſich, und bilden es nach ſich.

Warum ſollte ich nicht auch von dem Alexander nach ſeinem Bezeigen bey der Tafel und bey dem Trinken, oder bey dem Schachſpiele urtheilen können? Wie ſehr ſtrengte ſich nicht ſeine Seele bey dieſem ſchlechten und kindiſchen Spiele an.

Was Montagne von dem Schachſpiele hält.

Ich bin dieſem Spiel gram und fliehe es, weil es kein rechtes Spiel iſt, und uns allzu ernſthaft beluſtiget: denn ich ſchäme mich, ſo viel Aufmerkſamkeit darauf zu verwenden, die zu einer wichtigen Sache hinlänglich wäre. Alexander ließ ſich daſſelbe eben ſo ſehr als ſeinen berühmten Zug nach Indien angelegen ſeyn: und mancher könnte nicht aufmerkſamer ſeyn, wenn er etwas,

worauf die Wohlfahrt des ganzen menſchlichen Geſchlechtes ankäme, vorhätte. Man ſehe nur wie viel Unordnung unſere Seele in dieſem lächerlichen Zeitvertreib anfängt, wenn ſie ſich nicht recht dabey angreift: wie ſehr ſie ſich dabey verhält und bloß giebt. Ich lerne mich bey keiner andern Gelegenheit beſſer, als bey dieſer kennen. Was für Leidenſchaften werden nicht bey uns erreget? Zorn, Verdruß, Haß, Ungedult, und eine heftige Ehrbegierde zu gewinnen, ungeacht es eher zu entſchuldigen wäre, wenn man ſich eine Ehre daraus machte zu verlieren. Denn ein beſonderer und ungemeiner Vorzug in einer nichtswürdigen Sache ſtehet einem ehrlichen Manne übel an.

Verſchiedene Gemüthsart des Demokrit und Heraklit.

Was ich von dieſem Exempel ſage, läßt ſich von allen andern ſagen. Jede Kleinigkeit, jede Beſchäftigung des Menſchen verräth und zeiget denſelbigen ſo gut als eine andere (*). Demokrit und Heraklit ſind zween Philoſophen geweſen. Der erſte hielt das menſchliche Leben für eitel und lächerlich, und gieng daher niemals anders als mit einem ſpöttiſchen und lachenden Geſichte unter die Leute. Heraklit im Gegentheil hatte Mitleiden mit eben dieſen unſern Umſtänden, daher er beſtändig betrübt ſahe und die Augen voll Thränen hatte.

(*) alter

(*) So gut als eine andere Kleinigkeit. Ich habe in den beſten Ausgaben qu'un autre gefunden, es iſt aber ohne Zweifel ein Druckfehler anſtatt: qu'un' autre, welches eine ſehr gewöhnliche Schreibart iſt in den älteſten Ausgaben des Montagne, und anderer Schriftſtellern ſeiner Zeit.

(*) alter

Ridebat quoties a limine mouerat vnum
Protuleratque pedem, flebat contrarius
alter.

Ich halte mehr auf die erſtere Gemüthsart, nicht deswegen, weil das Lachen angenehmer als das Weinen iſt, ſondern, weil ſie verächtlicher, und uns noch ſchimpflicher iſt, als die andere. Mich dünkt, daß wir niemals genug nach Verdienſt verachtet werden können. Das Beklagen und das Mitleiden ſind mit einer gewiſſen Hochachtung für den Gegenſtand, den man bedauret, vermiſcht. Hingegen auf die Sachen, die man verſpottet, hält man nichts. Ich glaube nicht, daß ſich bey uns ſo viel Unglück als Eitelkeit, ſo viel Bosheit als Narrheit finden. Wir ſind nicht ſo boshaft, als aufgeblaſen: wir ſind nicht ſo elend, als verächtlich.

Diogenes fället ein beiſſender Urtheil, als Timon.

Alſo war Diogenes, der ſich mit dem Herumwälzen ſeines Faſſes vor ſich luſtig machte, über Alexandern den Großen die Naſe rümpfte, und uns für Fliegen oder mit Luft angefüllte Blaſen hielte, ein weit ſchärferer und ſtachlichter Richter, und kam folglich meiner Meynung weit näher, als **Timon**, welchem man den Zunamen **Menſchenfeind** dafür gab. Wenn man etwas haſſet, ſo iſt einem daran gelegen. Dieſer wünſchte uns alles böſe, er trug ein recht heftiges Verlangen nach unſerm Untergange, und flohe unſern Umgang als gefährlich, als einen Umgang mit böſen und von Natur verderbten Leuten. Jener aber

(*) So bald ſie den Fuß vor das Haus hinaus geſetzet hatten, lachte der eine, und der andere weinte. Juuenal. *Sat.* X. v. 28 ſeqq.

aber verachtete uns ſo ſehr, als ob wir ihn weder ſtören noch anſtecken könnten. Er vermied unſere Geſellſchaft nicht aus Furcht, ſondern aus Verachtung, er hielte uns ſo wohl zu dem Guten als zu dem Böſen untüchtig.

Warum ſich Statilius in keine Verſchwörung wider den Cäſar hat einlaſſen wollen.

Von gleicher Art war (*) die Antwort des Statilius, welchen Brutus in die Verſchwörung wider den Cäſar zu treten bereden wollte. Er hielte das Unternehmen für gerecht, glaubte aber nicht, daß die Menſchen wehrt wären, daß man ſich ihrentwegen die geringſte Mühe machte. Eben ſo wie Hegeſias ſagte (**), der Weiſe dürfte für niemanden als für ſich ſelbſt etwas thun, weil er allein würdig wäre, daß man ſeinetwegen etwas thäte. Und eben ſo ſagte auch Theodor (***), es wäre unbillig, wenn ſich ein Weiſer für das Wohl ſeines Vaterlandes wagen, und die Weisheit den Narren zum beſten in Gefahr ſetzen wollte. Wir ſind eben ſo lächerlich, als zum Lachen geneigt.

Das

(*) Ὁ δε -- εφη τῳ σοφῳ και νουν εχοντι δια φαυλους και ανοητους κινδυνευειν και ταραττεσθαι μη καθηκειν. Plutarch. *in Vita M. Bruti.*

(**) Diogenes Laert. im Leben des Ariſtipp. L. I. Segm. 95. Τον τε σοφον εαυτου ενεκα παντα πραξειν. ουδενα γαρ ηγεισθαι των αλλων επιτης αξιον αυτῳ.

(***) Eben daſ. *Segm.* 98. Ελεγε δε και ευλογον ειναι τον σπουδαιον μη εξαγατειν υπερ της πατριδος εαυτον. ου γαρ αποβαλειν την φρονησιν ενεκα της των αφρονων ωφελειας.

Das LI. Hauptſtück.

Von der Eitelkeit der Worte.

Ein alter Rhetor (*) ſagte, ſein Handwerk wäre, kleinen Sachen ein Anſehen zu geben, und ſie groß zu machen. Er war alſo ein Schuſter, der große Schuhe für kleine Füſſe machen konnte. Zu Sparta würde man ihn darüber mit Ruthen ausgeſtrichen haben, daß er eine betrügeriſche und lügenhafte Kunſt triebe. Ich glaube auch, daß Archidamus, der daſelbſt König war, die Antwort des Thucydides nicht ohne Erſtaunen angehöret haben wird, als er ihn fragte, wer ſtärker im Ringen wäre, Perikles oder er, und dieſer antwortete (**): **Diß iſt ſchwer aus zu machen, denn wenn ich ihn im Ringen zu Boden geworfen habe, ſo überredet er dieienige, die es geſehen haben, er ſey nicht gefallen, ſondern habe gewonnen.** Die Redekunſt iſt betrügeriſch.

Dieienigen, welche das Frauenzimmer verkleiden und ſchminken, thun nichts ſo ſchlimmes. Denn es iſt ein geringer Schade, wenn man ſie nicht in ihrer natürlichen Geſtalt ſiehet. Hingegen dieſe Leute machen ein Handwerk daraus, nicht allein unſere Augen, ſondern auch unſere Urtheilskraft zu betrügen, und das Weſen der Dinge zu verdrehen und zu verderben. Dieienigen Republiken, welche ſich in einer ordentlichen und guten Verfaſſung erhalten haben, wie die Cretenſiſche Sie iſt ſchlimmer, als die Schminke des Frauenzimmers.

(*) Plutarch. *Apophthegm. Regum &c.* Artikel; Ageſilaus.

(**) Plutarch im Leben des Perikles.

ſiſche oder Lacedämoniſche (*), haben ſich nicht viel aus den Rednern gemachet. Ariſton beſchreibt die Redekunſt weislich (**) als **eine Wiſſenſchaft das Volk zu überreden.** Sokrates aber und Plato (***) **als eine Kunſt zu betrügen und zu ſchmäucheln.** Diejenigen, welche dieſes in der allgemeinen Beſchreibung nicht zugeben wollen, beweiſen es (†) überall durch ihre Anweiſungen. Die Mahometaner laſſen ſie ihres ſchlechten Nutzens wegen ihre Kinder nicht lernen. Und als die Athenienſer wahrnahmen, wie verderblich ihr Gebrauch wäre, der doch das größte Anſehen in ihrer Stadt hatte, befahlen ſie, daß der vornehmſte Theil der Redekunſt, welche in Erregung der Leidenſchaften beſtehet, der Eingang nämlich und der Schluß weggelaſſen werden ſollte. Sie iſt ein Werkzeug welches den Pöbel zu regieren und rege zu machen erfunden worden, folglich ein Werkzeug, das man nur in kranken Staaten gebraucht, eben ſo wie die Arzneykunſt. In denjenigen Staaten, wo entweder der gemeine Haufe oder die Unwiſſenden, oder alle mit ein=

(*) Sextus Empiricus *aduerſus Mathem.* L. II. p. 68. Geneuae 1621.

(**) Quintilian. *Inſtitut. Orat.* L. II. c. 16.

(***) In dem Geſpräche des Plato, welches **Gorgias** betittelt iſt, p. 287 u. f.

(†) Nichts iſt gewiſſer. Man darf nur zum Exempel den Quinctilian leſen, ſo wird man davon überzeugt werden; und wer handgreifliche und recht wohl aus einander geſetzte Beweiſe davon ſehen will, darf nur den Sextus Empiricus leſen *adu. Mathem.* L. II. *de Rhetorica* p. 68=83.

einander alles zu thun vermocht haben, als wie zu Athen, zu Rhodus, und zu Rom, oder wo die Sachen in einer beſtändigen Verwirrung geweſen ſind, hat es Redner im Ueberfluſſe gegeben. In der That, man findet wenig Leute in dieſen Republiken, die ſich ohne die Hülfe der Beredſamkeit in großes Anſehen geſetzt hätten. Pompeius, Cäſar, Craſſus, Lucullus, Lentulus, Metellus, haben ſich meiſtens durch ſie zu der Gewalt geſchwungen, zu welcher ſie endlich gelanget ſind: und haben ſich mit derſelben mehr, als mit Waffen, wider die Meynung der beſten Zeiten geholfen. Denn als Lucius Volumnius vor dem Volke die Erwählung des Q. Fabius und P. Decius zum Conſulate vertheidigte, ſagte er (*): **Sie ſind Leute, die zum Kriege gebohren ſind, die große Thaten gethan haben, zu Wortgezänken ungeſchickt ſind, und in der That wie Bürgermeiſter ſeyn ſollen: Verſchlagene, beredte, und gelehrte Männer braucht man in der Stadt als Stadtrichter, Recht zu ſprechen,** ſetzt er dazu.

Die Beredtſamkeit hat zu Rom am beſten geblüht, als die Römer in den ſchlechteſten Umſtänden ware, nund von dem Sturme der bürgerlichen Kriege beunruhiget wurden: ſo wie ein ungebautes Feld die geilſten Pflanzen hervorbringt. Alſo kön-

Zu welcher Zeit die Beredtſamkeit zu Rom am beſten geblühet hat.

(*) Eſſe viros natos, oder gnaros militiae, factis magnos, ad verborum linguaeque certamina rudes, ea ingenia Conſularia eſſe; callidos, ſolertesque, Iuris atque eloquentiae conſultos, vrbi ac Foro Praeſides habendos, Praetoresque ad reddenda Iura creandos eſſe. Tit. Liu. L. X. c. 22.

können ſie die Staaten, welche unter einem Monarchen ſtehen, eher als andere entbehren. Die Tummheit und Leichtſinnigkeit, die ſich bey einem Volke findet, und welche verurſachet, daß es ſich durch den angenehmen Ton dieſer Harmonie regieren und lenken läſſet, ohne die Wahrheit nach der Stärke der Gründe abzuwägen und zu beurtheilen: dieſe Leichtſinnigkeit, ſage ich, findet ſich nicht ſo leicht bey einem einzigen und man kann bey ihm durch guten Unterricht und guten Rath der Wirkung dieſes Giftes eher zuvorkommen.

Leckereywiſſenſchaft wird lächerlich gemacht.

Man hat keinen berühmten Redner weder aus Macedonien, noch aus Perſien kommen ſehen. Auf dieſen Diſcurs hat mich ein Italiener gebracht, mit dem ich mich vor kurzem unterredet habe, und der dem ehemaligen Cardinal Caraffa bis an ſeinen Tod als Haushofmeiſter gedienet hatte. Er mußte mir ſeine Verrichtung erzählen. Er hat mich von der Leckereywiſſenſchaft ſo ernſthaft und mit einer gelehrten Mine unterrichtet, als ob er mit mir von einem wichtigen Punkte aus der Gottesgelahrheit redete. Er hat mir den Unterſchied zwiſchen dem Appetite erkläret, welchen man nüchtern, und dem, welchen man nach dem andern und dritten Gerichte hat, gezeigt, ferner die Mittel, denſelben zu erwecken und zu reizen; die Einrichtung ſeiner Brühen, erſtlich überhaupt, darnach ins beſondere, was die Beſchaffenheit der Ingredientien und ihre Wirkungen anbelangt; den Unterſchied unter den Salaten nach der Jahrszeit, welche warm, und welche kalt müßten aufgetragen werden: Die Art dieſelben zu zieren und zu putzen, damit ſie auch beſſer in die Augen fallen. Hierauf hat er von der Ordnung angefangen, die man im Auftra-

tragen beobachten muß, und allezeit viel ſchöne und wichtige Betrachtungen eingemiſcht:

(*) Nec minimo ſane diſcrimine refert,
Quo geſtu lepores, et quo gallina ſecetur,

alles aber mit großen und prächtigen Worten vorgetragen, und gerade mit ſolchen, deren man ſich bedient, wenn man von der Regierung eines Reiches redet. Bey dieſem Manne fiel mir ein:

(**) Hoc ſalſum eſt, hoc aduſtum eſt, hoc lautum eſt parum:
Illud recte, iterum ſic memento: ſedulo
Moneo quae poſſum pro mea ſapientia.
Poſtremo tanquam in ſpeculum, in patinas, Demea,
Inſpicere iubeo, et moneo, quid facto vſus ſit.

Gleichwohl rühmten die Griechen ſelber die Ordnung und die Einrichtung des Gaſtmahles, welches ihnen Paulus Aemilius gab, als er aus Macedonien (***) zurück kam. Allein ich rede hier nicht von der Wirkung, ich rede nur von den Worten. Ich

(*) Denn es iſt gar keine gleichgültige Sache, auf was Art man einen Kapaunen oder Haaſen zerlegt. Juuenal. *Sat.* V. v. 123.

(**) Diß iſt zu viel geſalzen, diß iſt verbrannt, diß iſt nicht ſchmackhaft genug, diß iſt gut zugerichtet, merke es, daß du es ein andermal eben ſo macheſt. Ich gebe ihnen den beſten Unterricht, den ich ihnen nach meiner Fähigkeit geben kann. Endlich, Herr, erinnere ich ſie, in die Schüſſeln, wie in einen Spiegel zu ſehen, und ſage ihnen alles, was ſie zu thun haben. Terent. *Adelph.* Act. III. Sc. 4. v. 12. u. f.

(***) Man ſehe ſein Leben beym Plutarch.

Die Sprache der Baumeiſter.

Ich weiß nicht, ob es andern Leuten eben ſo gehet wie mir: aber ich kann mich nicht enthalten, wenn ich unſere Baumeiſter mit den ſchwülſtigen Worten: **Pilaſter, Architrabe, Karnieſe aus der Korinthiſchen und Doriſchen Ordnung**, und andern dergleichen Kauderwelſchen Worten prahlen höre, daß meine Einbildungskraft, nicht ſogleich auf (*) Apollidons Pallaſt verfallen ſollte. Und wenn ich es beym Lichte beſehe, ſo finde ich, daß dieſes kleine Theile an meiner Küchenthüre ſind.

Wörter der Sprachlehrer.

Höret einmal die Worte: **Metonymie, Metaphore, Allegorie**, und andere Namen aus der Sprachlehre. Scheinet es nicht, als ob man hiedurch eine ſeltene und herrliche Art zu reden anzeigen wollte? Und gleichwohl ſind es Titel, die auch von dem Gewäſche des Kammermädchens gelten.

Man giebt den Aemtern allzu prächtige Titel und mittelmäſſigen Leuten allzu hohe Beynamen.

Dieſer Betrug kömmt demienigen ſehr nahe, als wenn man die Bedienungen in unſerm Staate mit den prächtigen Römiſchen Titeln beleget, ob ſich ſchon in den Verrichtungen ſelbſt und noch vielmehr in dem Anſehen und der Gewalt nichts ähnliches findet. Eben ſo verhält es ſich mit einer andern Schwachheit, die, wie mich dünket, unſerm Jahrhunderte einſt zu einem Vorwurfe dienen wird, da wir die erhabenſten Beynamen, womit das Alterthum nur eine oder zwo Perſonen in

(*) Wer die Wunderwerke dieſes Pallaſtes, und den Apollidon, der ihn durch Zauberkunſt hervorgebracht, kennen lernen will, mag ſich die Mühe nehmen das erſte Kapitel des andern Buches aus dem Amadis de Gaule zu leſen, wie auch das zweyte Kapitel des vierten Buches.

in vielen Jahrhunderten beehret hat, unverdienter Weiſe, wem es uns beliebt beylegen. Dem Plato hat man einſtimmig den Beynamen göttlich ertheilet, den ſich noch niemand ihm ſtreitig zu machen unterſtanden hat. Dennoch haben die Italiener, die ſich und zwar mit Rechte rühmen, einen aufgeweckteren Geiſt und geſündern Verſtand als andere Völker ihrer Zeit zu haben, vor kurzem den Aretin damit beſchenket, bey welchem ich doch außer einer ſpitzfindigen Art zu reden und zu denken, die zwar in der That ſcharfſinnig aber gezwungen und phantaſtiſch iſt, und außer einer mittelmäßigen Beredtſamkeit, nichts vorzügliches vor den gemeinen Schriftſtellern ſeines Jahrhunderts beobachtet habe: weit gefehlt, daß er dieſer alten Gottheit gleich kommen ſollte. So legen wir auch den Zunamen Groß ſolchen Prinzen bey, die vor der gemeinen Größe nichts voraus haben.

Das LII. Hauptſtück.

Von der Sparſamkeit der Alten.

Sparſamkeit des Regulus.

Attilius Regulus, welcher General bey der Römiſchen Armee in Africa war, ſchrieb mitten in ſeinen herrlichen Siegen über die Karthaginenſer an den Staat, (*) daß ihm ein Bauerknecht, den er zur Verwaltung ſeines Gutes, welches in ſieben Morgen Landes beſtund, allein gelaſſen hatte, entlaufen wäre, und die zur Arbeit erforderliche Geräthſchaft mitgenommen hätte: wobey er ſich

Urlaub

(*) Val. Maximus L. IV. c. 4. §. 6.

Urlaub ausbat, daß er nach Hauſe gehen und Anſtalten machen dürfte, damit ſein Weib und ſeine Kinder nicht darunter leiden müßten. Der Rath beſtellte hierauf einen andern zur Verwaltung ſeines Gutes, ließ ihm auch den Diebſtahl wieder erſetzen, und befahl, daß ſeine Frau und Kinder auf Unkoſten des gemeinen Weſens ernähret werden ſollten.

Catons Sparſamkeit.

Der alte Cato verkaufte, da er als Conſul aus Spanien zurücke gieng, ſein Pferd, (*) um das Geld zu erſparen, welches darauf gegangen wäre, wenn er es zu Waſſer mit nach Italien hätte nehmen wollen. Als er die Regierung in Sardinien verwaltete, (**) ſtellte er ſeine Beſichtigungen zu Fuſſe an, und hatte kein anderes Gefolg bey ſich, als einen Bedienten der Republik, der ihm ſeinen Rock nebſt einem Opfergefäße nachtrug, meiſtens aber trug er ſeinen Bündel ſelber. Er rühmete ſich, er hätte nie einen Rock getragen, der über zehn Thaler gekoſtet, niemals mehr als vier Groſchen an einem Tage auf den Markt geſchicket, und keines von ſeinen Landhäuſern von außen bewerfen und überſtreichen laſſen.

Scipio Aemilianus hatte, nachdem er zweymal im Siegsgepränge eingezogen, und zweymal Conſul geweſen war, (***), da er als Legat abreiſete, nur ſieben Bediente bey ſich. Man ſagt (†) Ho-

(*) Plutarch in Catons, des Cenſors, Leben.

(**) Eb. daſ.

(***) Val. Maximus L. IV. c. 3. §. 13.

(†) Vnum fuiſſe Homero ſeruum, tres Platoni, nullum Zenoni ſatis conſtat, ſagt Seneca *in Conſolat. ad Heluiam*, c. 12.

Homerus habe niemals mehr als einen, Plato, nicht mehr als drey, und Zeno, das Haupt der Stoiſchen Sekte, gar keinen Bedienten gehabt. Dem Tiberius Gracchus wurden nicht mehr (*) als zweene Groſchen auf ieden Tag ausgemacht, als er in Angelegenheiten des gemeinen Weſens verreiſete, ungeachtet er damals der vornehmſte Mann in Rom war.

Das LIII. Hauptſtück.

Von einer Rede des Cåſars.

Wenn wir uns zu weilen ſelbſt betrachteten, und die Zeit, die wir andere Leute zu tadeln, und Sachen, die außer uns ſind, zu erkennen verſchwenden, uns ſelbſt zu prüfen anwendeten, ſo würden wir leichtlich wahrnehmen, aus wie viel ſchwachen und mangelhaften Theilen wir zuſammen geſetzet ſind. Iſt es nicht ein ſonderbarer Beweis unſerer Unvollkommenheit, daß wir uns mit keiner Sache begnügen, und eben wegen unſers Verlangens und unſerer Einbildung keine anſtändige Wahl treffen können? Ein gültiges Zeugniß hiervon iſt der große Streit, der iederzeit unter den Philoſophen über dem höchſten Gute des Menſchen geweſen iſt, welches noch beſtändig dauret,

Die Unbeſtändigkeit der menſchlichen Begierden iſt ein Beweis der Unvollkommenheit des Menſchen.

(*) Plutarch in dem Leben des Tiberius Gracchus. Aber Montagne misbraucht hier dieſe Stelle, als die nichts zu ſeiner Sache dienet. Denn Plutarch erklårt ſich daſelbſt ausdrücklich, daß man dem Tiberius Gracchus nur eine ſo kleine Summe gegeben habe, um ihm wehe zu thun und ihn zu beſchimpfen.

ret, und ewig dauren, auch niemals entſchieden und beygeleget werden wird.

(*) Dum abeſt quod auemus, id exſuperare videtur,
Caetera; poſt aliud, quum contigit illud, auemus,
Et ſitis aequa tenet.

Wir mögen erkennen oder genieſſen was wir wollen, ſo finden wir doch, daß es uns nicht Genüge leiſtet, und daß wir allezeit nach dem Zukünftigen und Unbekannten ſchnappen, weil uns die gegenwärtigen Dinge nicht ſättigen. Dieſes rührt wie mich dünkt nicht daher, daß uns die gegenwärtigen Dinge nicht ſättigen könnten, ſondern vielmehr daher, daß wir dieſelben auf eine verderbte und unordentliche Art genieſſen.

(**) Nam cum vidit hic ad vſum quae flagitat vſus,
Omnia iam ferme mortalibus eſſe parata,
Diuitiis homines et honore et laude potentes
Affluere, atque bona natorum excellere fama,

Nec

(*) Ehe wir das bekommen, was wir verlangen, glauben wir, es ſey allen andern Dingen vor zu ziehen. Hingegen wenn wir es beſitzen, ſo wünſchen wir uns eben ſo begierig wieder etwas anders. Lucret. L. III. v. 1095. u. f.

(**) Epikur bemerkte, daß die Menſchen bey nahe alles nöthige haben. Daß aber gleichwohl diejenigen, die mit Reichthum, mit Ehre und Ruhm überhäuft ſind, und wohlgeartete Kinder haben, nichts deſto weniger unruhig ſind, und ſich mit Sorgen

Nec minus eſſe domi cuiquam tamen anxia corda,
Atque animum infeſtis cogi ſeruire querelis:
Intellexit ibi vitium vas facere ipſum,
Omniaque illius vitio corrumpier intus
Quae collata foris et commoda quaeque venirent.

Unſer Appetit iſt unſchlüßig und ungewiß, und weiß ſich an nichts zu halten, oder etwas gehörig zu gebrauchen. Der Menſch bildet ſich ein, der Fehler läge an den Dingen die er vor ſich hat. Daher erfüllet und ergötzt er ſich mit andern Dingen, die er noch nicht kennet. Auf dieſe richtet er ſein Verlangen und ſeine Hoffnung, dieſe hält er hoch und werth: wie Cäſar ſagt: (*) Communi fit vitio naturae, vt inuiſis, latitantibus, atque incognitis rebus magis confidamus, vehementiusque exterreamur.

Das LIV. Hauptſtück.

Von eitelen Spizfindigkeiten.

Es giebt allerhand nichtswürdige und eitele Spizfindigkeiten, durch welche ſich die Leute zuwei- Gedichte von ſonderbarer Art.

Sorgen ängſtigen. Er ſahe alſo, daß das ganze Uebel von dem Gefäſſe herkäme, und daß, weil daſſelbe nichts taugt, alles, was man hinein gießt, wenn es auch noch ſo gut iſt, verderben muß. Lucret. L. VI. v. 9. ſeqq.

(*) Es rühret von einem gewöhnlichen Fehler der Natur her, daß wir uns mehr auf ſolche Dinge, die wir noch nicht geſehen haben, die verborgen und unbekannt ſind, verlaſſen, und uns auch mehr davor fürchten. *de Bello ciuili* L. II. zu Anfange.

zuweilen beliebt zu machen ſuchen. Die Poeten machen ganze Werke, wo halbe Verſe mit einerley Buchſtaben anfangen. Wir ſehen daß die Griechen vor Alters, Eyer, Kugeln, Flügel, Aexte, mit ihren Verſen gemachet haben, indem ſie dieſelben bald verlängert bald verkürzet, bis ſie endlich dieſe oder jene Figur vorſtelleten. So war die Wiſſenſchaft desjenigen beſchaffen, welcher ſuchte, auf wie vielerley Art man die Buchſtaben des Alphabets verſetzen könnte, und darnach dieſe unglaubliche Anzahl heraus brachte, die man im Plutarch ſiehet.

Vergeblicher Fleiß wird nach ſeinem wahren Werthe belohnt.

Ich billige die Meynung (*) desjenigen, der als man ihm einen Menſchen zuführte, welcher ein Hirſenkorn allezeit, ohne zu fehlen, durch ein Nadelöhr werfen konnte, und ihm hernach um eine Belohnung für eine ſo ſeltene Geſchicklichkeit anſprach, ſehr artig, und eben nach meinem Sinne, befahl, daß man dieſem Künſtler zween bis drey Scheffel Hirſen geben ſollte, damit eine ſo ſchöne Kunſt ja nicht ohne Uebung bliebe. Es iſt

(*) Des Alexanders, wie man im Quintilian ſehen kann, deſſen eigene Worte alſo lauten: Ματαιοτεχνια eſt quaedam, id eſt ſuperuacua artis imitatio, quae nihil ſane nec boni nec mali habeat, ſed vanum laborem, qualis illius fuit, qui grana ciceris ex ſpatio diſtante miſſa in acum continuo et ſine fruſtratione inſerebat: quem cum ſpectaſſet Alexander, donaſſe dicitur eiusdem leguminis modio. Quod quidem praemium fuit illo opere digniſſimum. Es giebt eine gewiſſe entbehrliche Nachahmung der Kunſt, die an ſich weder gut noch böſe, ſondern nur eine vergebliche Mühe iſt. Von dieſer Art war die lächerliche Bemühung

iſt ein wunderbares Zeugniß von der Schwäche unſerer Urtheilskraft, daß wir die Sachen nur wegen ihrer Seltenheit oder Neuigkeit oder gar wegen ihrer Schwierigkeit rühmen, wenn gleich keine Güter und kein Nutzen damit verbunden iſt.

Verſchiedene Beyſpiele von Dingen die nur an den zwey äuſſerſten Enden bleiben.

Wir haben erſt kürzlich in meinem Hauſe zum Zeitvertreibe verſucht, wer unter uns die meiſten von ſolchen Sachen finden könnte, die alleine bey den äußerſten Enden blieben. Als, Sire, iſt ein Titel, den man der höchſten Perſon in unſerm Staate, welche der König iſt, aber auch gemeinen Leuten, als einem Kaufmanne giebt, der aber ſonſt keinem zwiſchen beyden zukömmt. Ein Frauenzimmer von hohem Stande heiſſet man Dame, ein Frauenzimmer von Mittelſtande, Demoiſelle, aber die ſchlechteſte Weibesperſon nennt man ebenfalls Dame. Die Himmel, welche man über den Tiſchen ausſpannet ſind nur in den Palläſten großer Herren und in den Schenken erlaubet. Demokrit ſagte (*), die Götter

mühung jenes Menſchen, der in einer ziemlichen Weite kleine Erbſen durch ein Nadelöhr werfen konnte, und auch nicht ein einigmal fehlte. Da Alexander dieſes einmal mit angeſehen hatte, belohnte er ihn, wie man ſagt, recht nach Verdienſte mit einem Scheffel Erbſen. *Inſt. Orat.* L. II. c. 20. Dieſe Stelle iſt mir zu erſt von dem Herrn de la Monnoye, und einige Zeit darnach von dem Herrn Barbeyrac mitgetheilet worden, welcher mich erinnert hat, daß ſich Montagne entweder zu viel auf ſein Gedächtniß verlaſſen, oder nicht aus der wahren Quelle geſchöpfet habe, weil er Hirſen an ſtatt der Erbſen ſetzt, welches Quintilian geſetzet hat, der gleichwohl der einzige unter den alten iſt, der dieſer Erzählung gedenkt.

(*) Plutarch. *de Placitis Philoſophorum.* L. IV. c. 10.

und die Thiere hätten ſchärfere Sinnen als die Menſchen, weil dieſe zwiſchen beyden mitten inne ſtünden. Die Römer trugen einerley Schmuck an Trauertägen und an Feſttägen.

Die Furcht und die äußerſte Herzhaftigkeit thun einerley Wirkung.

Es iſt gewiß, daß die äußerſte Furcht und die äußerſte (*) Herzhaftigkeit den Unterleib auf gleiche Weiſe angreifen, und öffnen. Der Spottname des Zitternden, welchen man dem XII Könige in Navarra Sancho beygelegt hat, lehret uns, daß die Herzhaftigkeit ſowohl als die Furcht ein Zittern der Glieder verurſachen kann. Diejenigen, welche entweder um ihn ſelbſt oder um andere von dieſer Art, denen die Haut ſchauerte, waren, ſuchten ihn zu befriedigen, und verkleinerten die Gefahr, worein er ſich begab, worauf er ihnen antwortete: **Ihr kennet mich nicht recht, wenn mein Fleiſch wüßte, wie weit es meine Herzhaftigkeit treiben würde, ſo würde es ganz und gar ſtarr werden.** Wir werden nicht allein durch die Kälte und den Ekel vor dem Venuswerke, ſondern auch durch ein allzuheftiges Verlangen, und eine unbändige Hitze unvermögend gemacht.

Die äußerſte Kälte und die äußerſte Hitze kochen und braten, eine ſo wohl als die andere. Ariſtoteles ſagt (**) das Bley ſchmelze und zerflöſſe

(*) Hievon kann man ein ſehr artiges und zuverläßiges Exempel finden, in dem erſten Theile der *Memoires* de Brantome, contenans les vies des hommes illuſtres u. ſ. w. unter dem Artikel Imbercourt.

(**) Hier erzählet Montagne den Gedanken des Ariſtoteles nicht völlig, denn wenn er geſaget hat, daß

ſe von der Kälte und Strenge des Winters, eben ſo, wie von einer heftigen Hitze.

Beydes die Begierde und der allzuhäufige Genuß erfüllen die Theile, die über und unter dem Sitze der Wolluſt ſind, mit Schmerzen.

Die Tummheit und die Klugheit kommen darinnen mit einander überein, daß beyde die menſchlichen Zufälle nicht empfinden, und dieſelben beherzt ertragen. Der Weiſe trotzt dem Unglücke, und gebietet ihm: die andern aber kennen es nicht einmal. Jeue ſind, ſo zu ſagen, dieſſeits, und dieſe jenſeits der menſchlichen Zufälle. Jene ſchwingen ſich, nachdem ſie die Eigenſchaften der Zufälle recht betrachtet und erwogen, nachdem ſie dieſelben genau abgemeſſen, und nach ihrer wahren Beſchaffenheit beurtheilet haben, durch die Stärke ihres beherzten Muthes über dieſelben hinweg, ſie verachten dieſelben, und treten ſie unter die Füſſe, da ſie eine ſtarke geſetzte Seele haben, an welcher die Pfeile des Unglücks zurückprallen und ſtumpf werden, weil ſie einen Gegenſtand finden, an welchem ſie nicht haften können, und

Weisheit und Unwiſſenheit erreichen einerley Zweck.

daß das Zinn der Celten eher ſchmelze als das Bley, weil es ſo gar in dem Waſſer ſchmelze, ſo ſetzet er hinzu: das Zinn ſchmilzt auch durch die Kälte, wenn es gefrieret u. ſ. w. Τον κασσιτερον τον κελτικον τηκεσθαι φασι πολυ ταχιον μολυβδȣ. σημειον δε της ευτηξιας, ότι τηκεσθαι δοκει και εν τω ὑδατι τηκεται δε και ἐν τοις ψυχεσιν, ὁτε γενοιτο παγη ἐνκατακλειομενȣ ἐντος (ως φασι) και συνωσθȣμενȣ τȣ θερμȣ τȣ ἐνυπαρχοντος αυτω, δια την ασθενειαν, *De mirabili Auſcult.* p. 1154. Pariſer Edition Th. I.

und ſtumpf werden, weil ſie Kräfte, die ihnen widerſtehen und einen Körper finden, in den ſie keinen Eindruck machen können. Die gemeine und mittlere Gattung der Menſchen wohnet zwiſchen dieſen zwey äußerſten Enden, und beſteht aus ſolchen, welche die Unglücksfälle wahrnehmen, empfinden und nicht ertragen können.

Die Kindheit und das hohe Alter kommen in der Schwäche des Gehirnes mit einander überein. Der Geiz und die Verſchwendung aber darinnen, daß beyde gleiches Verlangen an ſich zu ziehen und zu erwerben haben.

Zwo Arten der Unwiſſenheit.

Man kann wahrſcheinlich ſagen, daß es eine gewiſſe a b c ſchützenmäßige Unwiſſenheit giebt, und vor der Wiſſenſchaft vorhergehet: und eine andere, gelehrte, welche auf die Wiſſenſchaft folget. Dieſe Unwiſſenheit wirket und zeuget die Wiſſenſchaft, eben ſo wie ſie jene zu nichte macht und zerſtöret.

Einfältige Seelen ſind zum Chriſtenthume geſchickt.

Aus einfältigen, nicht ſo gar neugierigen und nicht ſo gar gelehrten Seelen werden gute Chriſten, die aus Ehrfurcht und Gehorſam einfältig glauben, und den Geſetzen folgen.

Mittelmäßige Geiſter verirren ſich leicht.

Mittelmäßig muntere und mittelmäßig fähige Geiſter fallen leicht in Jrrthum. Sie folgen der erſten Meynung auf die ſie fallen; und haben einigen Vorwand uns für einfältig und tumm zu halten, weil wir bey dem Alten bleiben, weil wir nicht ſtudiret haben.

Große Geiſter ſind die vollkommenſten Chriſten.

Die großen Geiſter, welche geſetzter und erleuchteter ſind, machen eine andere Gattung von Rechtgläubigen aus. Sie gelangen durch eine lange und ehrerbietige Unterſuchung endlich zu einer größern und tiefern Einſicht in die Schrift, und

und erkennen das verborgene und göttliche Geheimniß unſerer Kirchenverfaſſung. Unterdeſſen ſehen wir doch, daß verſchiedene zu dieſer letzten Staffel vermittelſt der zweyten mit Nutzen und zu ihrer beſonderen Befeſtigung, als zu dem höchſten Grade der chriſtlichen Erkenntniß, gelanget ſind, und ſich ihres Sieges mit Troſt, Danckſagung, Beſſerung des Lebens, und großer Beſcheidenheit bedienen. Doch dieſen zähle ſich nicht dieienigen bey, die um den Argwohn ihres vorigen Irrthums von ſich abzulehnen und uns ein Vertrauen gegen ſie zu erwecken, unſere Sache heftig, unbeſcheiden und ungerecht führen, und ſie mit tauſend Vorwürfen der Gewaltthätigkeit beflecken.

Die einfältigen Bauern ſind ehrliche Leute und die Philoſophen ſind auch ehrliche Leute, oder, wie man ſie jetzo nennet, ſtarke und erleuchtete Geiſter, die ſich durch einen ausführlichen Unterricht mit nützlichen Wiſſenſchaften bereichert haben. Diejenigen aber, ſo zur Mittelgattung gehören, denen der erſte Plaz der völligen Unwiſſenheit in den Wiſſenſchaften zu ſchlecht geweſen iſt, und die dennoch den andern nicht haben erreichen können, (ſondern zwiſchen zween Stühlen ſitzen, unter welche ich und ſo viele andere gehören,) dieſe ſage ich, ſind gefährlich, ungeſchickt, beſchwerlich. Dieſe verwirren die Welt. Doch ich, für meine Perſon, gehe ſo viel ich kann, wieder in meinen erſten und natürlichen Platz zurücke, von welchem ich mich vergebens zu entfernen geſuchet habe. Die einfältigen Bauern und die Philoſophen ſind beyde ehrliche Leute.

Die gemeine und bloß natürliche Poeſie hat gewiſſe Artigkeiten und Annehmlichkeiten, wodurch ſie es der vornehmſten Schönheit der nach Die gemeine Poeſie kann mit

der vollkommenſten verglichen werden.

der Kunſt vollkommenen Poeſie gleich thut: wie man aus den Gaſkoniſchen Bauerliedern, und denienigen Geſängen ſiehet, die man uns von Völkern zeiget, welche keine Kenntniß von Wiſſenſchaften haben, ja nicht einmal ſchreiben können.

Die mittelmäßige Poeſie iſt unerträglich.

Die mittelmäßige Poeſie aber, die zwiſchen dieſen beyden ſtehen bleibet, iſt verachtet, und hat weder Ehre noch Werth. Allein weil ich, nachdem dem Witze der Weg gebahnet worden iſt, bemerket habe, wie es gemeiniglich gehet, daß wir etwas für eine ſchwere und an einen ſeltenen Gegenſtand gewagte Unternehmung halten, die es doch durchaus nicht iſt; und daß die einmal erhitzte Erfindungskraft, eine unzählige Menge ähnlicher Exempel entdecket, ſo will ich nur dieß einzige hinzufügen.

Urtheil des Montagne von ſeinem eignen Werke.

Geſetzt, dieſe Verſuche wären einer Beurtheilung würdig, ſo könnte es meines Bedünkens, leicht kommen, daß ſie weder den gemeinen und pöbelhaften noch den beſondern und vortrefflichen Geiſtern recht gefielen: denn iene würden ſich nicht genugſam, dieſe aber allzu gut darauf verſtehen; Alſo möchten ſie ſich wohl in der mittlern Gegend behelfen müſſen.

Das LV. Hauptſtück.

Von dem verſchiedenen Geruche.

Alexanders Schweis roch angenehm.

Man ſagt von einigen Leuten (*), wie von Alexandern dem Großen, ihr Schweiß habe wegen ihrer ſeltenen und außerordentlichen Leibesbeſchaffenheit einen angenehmen Geruch gegeben:

(*) Plutarch in Alexanders Leben.

geben: wovon Plutarch nebſt andern die Urſache ſucht. Allein gemeiniglich ſind die Körper von ganz anderer Art, und die beſte Beſchaffenheit, die ſie haben können, iſt, daß ſie keinen Geruch haben. Selbſt der allerreineſte Athem hat keine vollkommnere Annehmlichkeit als dieſe, daß er keinen widrigen Geruch giebt, welche Eigenſchaft der Athem recht geſunder Kinder hat. Deswegen ſagt Plautus

(*) Mulier tum bene olet, vbi nihil olet,

„Eine Frau riecht am beſten, wenn ſie nach „nichts riechet„. Der gute Geruch, den man ſich mit fremden Dingen machet, macht diejenigen, die ſich ſolcher Dinge bedienen, mit Rechte verdächtig, und veranlaßt zu glauben, daß ſie dadurch einen natürlichen Fehler zu verbergen ſuchen. Dahero ſagen die alten Poeten, gut riechen heißt ſtinken. Ein fremder Geruch iſt mit Recht verdächtig.

(**) Rides nos, Coracine, nil olentes;
Malo quam bene olere, nil olere,

Und anderswo

(***) Poſthume, non bene olet, qui bene
ſemper olet

Dem ungeacht liebe ich wohlriechende Dinge, und haſſe allen übeln Geruch ungemein, den ich auch viel weiter, als ſonſt iemand, ſpüre.

(*) Nam-

(*) Plautus *Moſtell. Act. I. Sc. III.* v. 117.
Ecaſtor mulier recte olet, cum nihil olet.

(**) Du ſpotteſt meiner, Coracinus, weil ich mich nicht geſalbet habe. Ich will lieber nach nichts riechen, als wohl riechen. Martial. L. VI. Epigr. 55. v. 4. 5.

(***) Wer immer gut riechet, Poſthumus, riechet garſtig. Eb. daſ. L. II. Epigr. 12. v. 4.

(*) Namque ſagacius vnus odoror
Polypus, an grauis hirſutis cubet hircus in alis,
Quam canis acer vbi lateat ſus.

Der einfältigſte und natürlichſte Geruch kömmt mir am angenehmſten für. Und dieſes müſſen ſich vornämlich die Damen angelegen ſeyn laſſen. In der größten Barbarey ſalben und überſchmieren die Scytiſchen Weiber, nachdem ſie ſich gewaſchen haben, den ganzen Leib und das Geſichte mit einer gewiſſen wohlriechenden Specerey, die in ihrem Lande wächſt. Hernach, wenn ſie mit Mannsperſonen umgehen wollen, und die Schminke wegnehmen, haben ſie eine zarte Haut, und riechen gut. Jeder Geruch, er mag ſeyn wie er will, hänget ſich wunderbar an mich an, und meine Haut iſt ſonderlich geſchickt denſelben in ſich zu ziehen. Wer ſich über die Natur beſchweret, daß ſie dem Menſchen keine Werkzeuge gegeben hat, den Geruch in ſeine Naſe zu bringen, thut unrecht. Denn der Geruch dringet von ſelbſt hinein. Was mich insbeſondere anlanget, ſo dienet mir mein Knebelbart, der ziemlich ſtark iſt, dazu. Wenn ich meine Handſchuhe oder mein Schnupftuch daran bringe, ſo behält er den ganzen Tag den Geruch, und verräth den Ort, wo ich herkomme. In meiner Jugend hiengen ſich die darauf gedrückten und feurigen Küſſe daran, und blieben viele Stunden daran. Unterdeſſen bin ich doch den gemei-

(*) Denn ich rieche den Geſtank beſſer, als ein Hund, der eine gute Naſe hat, ſpüren kann, wo ein wildes Schwein liegt. Horat. *Epod.* L. V. 12. v. 4. u. f.

meinen Krankheiten, die man durch den Umgang, und von der angeſteckten Luft bekömmt, wenig ausgeſetzt, ſondern ich bin von den vielfältigen Arten derſelben, welche in unſern Städten und Armeen wüten frey geblieben. Man lieſet vom Socrates (*), daß er ſich während der oftmaligen Peſt, welche Athen plagte, dennoch niemals aus dieſer Stadt entfernt und allein nicht davon befallen worden ſey.

Die Aerzte könnten, wie ich glaube, ſich den Geruch weit beſſer zu Nutze machen, als ſie thun: denn ich habe oft wahrgenommen, daß mich der Geruch, nach ſeiner verſchiedenen Beſchaffenheit verändert, und in meine Geiſter gewirket hat. Daher glaube ich, wie man ſagt, daß die Erfindung des Räucherns und des Weyhrauches in den Kirchen, die ſchon ſo alt und unter allen Völkern und Religionen üblich geweſen iſt, die Abſicht habe uns zu ermuntern, aufzuwecken und unſere Sinnen zu reinigen, damit wir deſto geſchickter zur Aufmerckſamkeit werden.

Weswegen man in den Kirchen räuchert.

Ich möchte, um beſſer davon urtheilen zu können, etwas von den Speiſen verſucht haben, die von ſolchen Köchen zugerichtet werden, welche den Geruch fremder Dinge mit dem Geſchmacke der Speiſen zu vermiſchen wiſſen, dergleichen insbeſondere der König von Thunis in ſeinen Dienſten hatte, welcher zu unſerer Zeit zu Neapel anlandete, um ſich mit dem Kaiſer Karln zu unterre-

Wohlriechende Specereyen werden unter das Fleiſch gemiſcht.

(*) Diog. Laërt. *in vita Socratis* Lib. II. §. 25. Ἐυτακτος τε ην την διαιταν ουτος, ωςε πολλακις Ἀθηνησι λοιμων γενομενων μονος ουκ ενοσησε.

terreden. Man füllete ſeine Speiſen mit wohlriechenden Specereyen ſo koſtbar an, daß ein Pfau und zween Faſanen nach dieſer Art zubereitet, auf hundert Dukaten kamen. Als man ſie nun zerſchnitte, wurden nicht allein der Saal, ſondern auch alle Zimmer in dem Pallaſte, ja ſogar die nächſten Straſſen mit einem ſehr lieblichen Dufte erfüllet, der auch ſo bald nicht vergieng. Wenn ich mir eine Wohnung wähle, laſſe ich mir vornämlich angelegen ſeyn, alle ſtinckende und dicke Luft zu vermeiden. Die zwo ſchönen Städte, Venedig und Paris vermindern die Neigung die ich zu ihnen trage, durch ihren empfindlichen Geruch, der in Venedig aus den Moräſten, und in Paris (*) von dem Kothe herkömmet.

Das LVI. Hauptſtück.

Von dem Gebete.

Ich trage unförmliche und unentſchiedene Einfälle vor, wie es diejenigen machen, die in den Schulen öffentlich zweifelhafte Fragen zur Unterſuchung aufwerfen, nicht die Wahrheit feſt zu ſetzen, ſondern um ſie ausfündig zu machen. Ich unterwerfe ſie aber dem Urtheile dererjenigen, denen es nicht nur meine Handlungen und Schrif-

(*) Paris, welches aber von dieſer Unbequemlichkeit unter der Regierung Ludwigs XIV befreyet worden iſt. Jetzo kömmt es nur darauf an, daß man die Verordnungen, ſo dieſerwegen gemachet worden, beſtändig beobachten läßt.

Schriften, ſondern auch meine Gedanken zu verbeſſern zukömmt. Die Verdammung wird mir ſo angenehm und nützlich, als die Billigung ſeyn, weil ich alles für abgeſchmackt und gottloß halte, was ich irgend unwiſſender oder unbedachtſamer Weiſe in dieſe Sammlung eingerückt habe, das den Schlüſſen und Vorſchriften der Catholiſchen, Apoſtoliſchen und Römiſchen Kirche entgegen wäre, als in welcher ich ſterben will, und in welcher ich gebohren bin. Ob ich mich aber ſchon ſtets ihrem Urtheile unterwerfe, als welches alles bey mir vermag; ſo unterfange ich mich doch verwegener Weiſe, ſo wie hier, daß ich mich in allerhand Materien einmiſche.

Das Vater unſer ſollten die Chriſten beſtändig beten.

Ich weiß nicht, ob ich mich nicht irre: aber weil uns aus einer beſondern Gnade der göttlichen Güte eine gewiſſe Art des Gebetes vorgeſchrieben und durch den Mund Gottes von Wort zu Wort vorgeſaget worden iſt; ſo hat es mich immer gedünket, daß wir daſſelbe häufiger, als wir thun, gebrauchen ſollten. Wenn es mir nachgienge, ſo würden die Chriſten vor und nach Tiſche, bey dem Aufſtehen und Niederlegen, und bey allen beſondern Handlungen, mit welchen wir das Gebet zu verbinden pflegen, das Vater Unſer, wo nicht allein, doch wenigſtens allezeit, gebrauchen. Die Kirche kann mehrere und noch andere Gebete, nach dem es unſere Erbauung erfordert, einführen. Denn ich weiß gar wohl, daß das Weſentliche bey allen einerley bleibet. Allein, man ſollte dieſem Gebete vor allen den Vorzug laſſen, daß das Volk daſſelbe beſtändig im Munde führete. Denn es iſt gewiß, daß es alles nöthige enthält, und daß es ſich ſehr wohl zu allen

Gelegenheiten ſchicket. Dieß iſt das einzige Gebet, deſſen ich mich beſtändig bediene, und ich wiederhohle es lieber, an ſtatt daß ich es verwechſeln ſollte. Daher kommt es, daß ich keines ſo gut im Gedächtniß habe, als dieſes.

Die Menſchen ſollten Gott nicht ohne Unterſcheid bey aller Gelegenheit anrufen.

Eben jetzo fiel mir ein, woher doch bey uns der Irrthum käme, daß wir bey allen unſeren Vorhaben und Unternehmungen unſere Zuflucht zu Gott nehmen, und ihn bey allen Arten von Anliegen, und an allen Orten, wo unſere Schwachheit Hülfe bedarf, anrufen, ohne erſt zu bedenken, ob die Gelegenheit recht oder unrecht iſt, und daß wir ſeinen Namen und ſeine Macht bey allen Umſtänden und bey allen Handlungen, wenn ſie auch noch ſo fehlerhaft wären, anrufen. Gott iſt zwar unſer einziger Beſchützer, und allmächtiger Helfer: aber ungeachtet er uns mit dieſer holden väterlichen Verbindung zu beehren würdiget, ſo iſt er doch eben ſo gerecht, als gütig und mächtig er iſt. Allein er bedienet ſich öfterer ſeiner Gerechtigkeit als ſeiner Macht, und er zeigt ſich, wie es jene erfordert, und nicht nach unſerm Bitten, gegen uns gnädig.

Plato giebt in ſeinen Geſetzen dreyerley Gattungen ſchimpflicher Meynungen von den Göttern an (*) **Wenn einer glaubet, es wären keine Götter, oder, ſie bekümmerten ſich nicht um unſere Handlungen, oder ſie ſchlügen unſern Gelübden, Gaben und Opfern nichts ab.** Der erſte Irrthum dauret nach ſeiner Meynung (**) niemals bey einem Men-

(*) Plato *de Legibus* L. X. zu Anfang p. 664.

(**) Το μηδενα πωποτε λαβοντα ἐκ νεꙋ ταυτην

Menſchen von ſeiner Kindheit an bis in ſein Alter beſtändig fort. Die zween folgenden aber können einen Beſtand haben.

Man muß mit reiner Seele zu Gott beten.

Seine Gerechtigkeit und ſeine Macht ſind unzertrennlich, vergeblich flehen wir ſeine Macht bey einer böſen Sache an. Wir müſſen zum wenigſten in dem Augenblicke, da wir ihn anbeten, eine reine Seele haben, und die von laſterhaften Leidenſchaften frey iſt: ſonſten bieten wir ihm ſelbſt die Ruthe dar, wormit er uns züchtigen muß. An ſtatt unſern Fehler zu verbeſſern, verdoppeln wir denſelben, indem wir vor demienigen, den wir um Vergebung zu bitten haben, mit einer frechen und gehäßigen Gemüthsverfaſſung erſcheinen. Deswegen lobe ich dieienigen nicht gerne, die ich gar zu oft und gar zu ordentlich beten ſehe, wofern mir nicht die auf das Gebet folgenden Handlungen eine Aenderung und Beſſerung zeigen:

(*) Si nocturnus adulter
Tempora ſanctonico velas adoperta cucullo.

Die Beſchaffenheit eines Menſchen, der mit einem ruchloſen Leben die Andacht vermiſchet, ſchei-

την την δοξαν περι Θεων ὡς ἐκ εισι, διατελεσαι προς γηρας μειναντα ἐν ταυτη τῃ διανοησει. Τα δυο μεντοι παθη περι θεῶν μειναι πολλοισι μεν ὀ, μειναι δε ἐν τισι. Eb. daſ. p. 665.

(*) Wenn du bey der Nacht verkleidet umher läufſt um Ehebruch zu begehen. Juuenal. *Sat.* VIII. v. 144.

ſcheinet gewiſſer maßen verdammlicher zu ſeyn, als der Zuſtand eines Menſchen, der ſich immer ähnlich, und durchaus laſterhaft iſt. Daher ſchlägt unſere Kirche täglich ſolchen Leuten, die in einer ſonderbaren Bosheit verhärtet ſind, faſt täglich den Eintritt und die Gemeinſchaft ab.

Wir beten nach dem Gebrauche und nach der Gewohnheit; oder beſſer zu ſagen, wir leſen und ſagen unſere Gebete her: kurz, alles iſt nichts als Häucheley. Daher mißfällt es mir, wenn ich jemand bey dem Benedicite, ſo wie bey dem Gratias drey Kreuze machen ſehe, (noch mehr aber mißfället es mir, weil ich vor dieſem Zeichen Ehrfurcht habe, und es beſtändig brauche, ſo gar wenn ich gähne) und dennoch wahrnehme, daß er alle übrige Stunden des Tages Haß, Geiz und Ungerechtigkeit heget. Man widmet den Laſtern eine Stunde, und Gott auch eine Stunde, gleichſam Vergeltungs- und Vergleichsweiſe. Es iſt was wunderbares, daß man ſo unterſchiedene Handlungen auf eine ſo gleichförmige Art fortſetzen ſiehet, ohne daß man ſelbſt an den Gränzen, und bey dem Uebergange von einer zur andern eine Unterbrechung und Veränderung dabey wahrnimmt. Was für ein ungeheures Gewiſſen kann ſich beruhigen, da es an einerley Orte in einer ſo genauen und friedlichen Geſellſchaft das Laſter und den Richter beyſammen hegt? Was ſagt wohl ein Menſch, der ohne Unterlaß nichts als Hurereyen im Kopfe hat, und darnach glaubet, ſie ſey in Gottes Augen ſehr verhaßt, zu Gott, wenn er mit ihm redet? Er kehret etwas um, aber er fället jähling wieder zurücke. Wenn die Vorſtellung der göttlichen Gerechtigkeit und Allgegenwart

genwart ſeine Seele, wie er ſpricht, rührete und bewegte, die Buße möchte auch noch ſo kurz ſeyn, ſo würde doch die Furcht ſelbſt das Andenken derſelben ſo oft wieder bey ihm erneuern, daß er bald über dieſe Laſter, die in ihm wohnen und ihn eingenommen haben, Herr ſeyn würde.

Was von dem Gebete dererienigen zu halten iſt, die ſich ihrer böſen Gewohnheiten nicht entſchlagen wollen.

Was ſoll ich aber von denen ſagen, die ihr ganzes Leben einer Sünde widmen, die ſie für eine Todſünde erkennen? Wie viel Handthierungen und Lebensarten haben wir nicht, die ihrem Weſen nach laſterhaft ſind. Und wie konnte derienige, der mir geſtand, er habe ſich ſehr lange Zeit zu einer Religion bekannt und gehalten, die nach ſeiner eignen Meynung verdammlich und derienigen, die er in ſeinem Herzen gehabt, zuwider wäre, nur damit er ſein Anſehen und Ehrenämter nicht verlieren möchte, wie konnte, ſage ich, der dieſe Rede über das Herz bringen? Wie können ſolche Leute dieſerwegen mit der göttlichen Gerechtigkeit reden? Da ihre Buße eine ſichtbare und handgreifliche Genugthuung erfordert, ſo dürfen ſie ſich weder vor Gott noch vor Menſchen darauf berufen. Sind ſie ſo kühn, ohne Genugthuung und ohne Buße um Vergebung zu bitten? Ich halte dafür, daß es den erſten gehet, wie den letzten: nur daß die Hartnäckigkeit bey ienen nicht ſo leicht zu überführen iſt. Dieſe vorgegebene ſo jählinge und gewaltſame Veränderung ihres Sinnes, kömmt mir gar ſo wunderbar vor. Sie zeigen uns ein vollkommenes Beyſpiel einer unerträglichen Angſt. Wie phantaſtiſch ſchiene mir nicht die Einbildung dererienigen zu ſeyn, die in den vergangenen Jahren gewohnt waren, gleich einem ieden, aus welchem

nur etwas Verſtand hervorleuchtete, vorzuwerfen, es wäre nur eine Verſtellung, wenn er ſich zur Catholiſchen Religion bekennete: und die ſo gar, um ihn eine Ehre anzuthun, er mochte auch vorgeben was er wollte, behaupteten, daß er im Herzen ganz gewiß reformirt wie ſie wäre. Ein verdrüßlicher Fehler, wenn man ſich für ſo ſtark hält, daß man ſich einbildet, niemand könne das Gegentheil glauben: aber ein noch verdrüßlicherer, wenn man ſich von einem ſolchem Geiſte einbildet, er werde, ich weiß nicht welche Ungleichheit in dem gegenwärtigen Glücke dem, was er in dem ewigen Leben zu hoffen oder zu fürchten hat, vorziehen! Dieſe Leute können mir ſicherlich glauben, daß, wenn ich in meiner Jugend in eine Verſuchung gerathen wäre, gewiß die Begierden durch die Gefahr und die Schwierigkeiten, welche auf dieſe neue Unternehmung folgten Ehre zu erlangen, vieles dabey gethan haben würden.

Wie und wenn Davids Pſalmen geſungen werden ſollen.

Die Kirche verbietet, wie mich düncket nicht ohne wichtige Urſache den unbeſonnenen, verwegenen und unbeſcheidenen Gebrauch der heiligen und göttlichen Lieder, die der heilige Geiſt dem David eingegeben hat. Wir dürfen Gott nicht anders als mit Ehrerbietung und einer Ehrfurchtvollen Aufmerkſamkeit, in unſere Handlungen miſchen. Dieſe Stimme iſt allzugöttlich, als daß ſie bloß unſern Lunge in Bewegung zu bringen und unſern Ohren zu gefallen dienen ſollte. Sie muß von dem Gewiſſen und nicht von der Zunge hervorgebracht werden. Es iſt nicht rathſam zu geſtatten, daß ein Kramdiener ſich mit denſelbigen mitten unter ſeinen eiteln und nichtswür-

würdigen Gedanken unterhalte und beluſtige. Eben ſo wenig iſt es rathſam, daß man das heilige Buch der geheiligten Geheimniſſe unſers Glaubens in einem Saale oder in einer Küche herum ſchleppen läſſet. Vorher waren es Geheimniſſe, ietzo ſind es Zeitvertreibe und Spielwerke geworden. Man darf aber eine ſo ernſthafte und ehrwürdige Beſchäftigung gar nicht ſo obenhin und ſo unordentlich treiben. Es muß eine wohlbedachte und geſetzte Handlung ſeyn, zu welcher man beſtändig den Anfang unſers Gottesdienſtes: Surſum corda hinzuſetzen muß, und bey welcher ſo gar der Körper in einer ſolchen Stellung ſeyn muß, die eine beſondere Aufmerkſamkeit und Ehrerbietung anzeiget. Dieſe Beſchäftigung iſt nicht für alle Menſchen, ſondern nur für Leute, die dazu geweihet ſind und die Gott darzu berufet. Die Gottloſen, die Unwiſſenden, werden dabey nur ſchlimmer. Dieſes Buch enthält keine Mährchen, ſondern eine verehrungswürdige, furchtbare und anbetenswerthe Geſchichte. Das ſind artige Leute, die ſich einbilden, ſie hätten dieſelbe durch die Ueberſetzung in die Landesſprache für das Volk brauchbarer gemacht! Kömmt es denn nur auf die Worte an, daß ſie nicht alles verſtehen, was ſie geſchrieben finden? Soll ich noch mehr ſagen? Dadurch, daß ſie das Volk ſo ein wenig näher darzuführen, entfernen ſie es in der That weiter davon. Die ächte Unwiſſenheit, und die ſich bloß auf andere Leute verläſſet, wäre viel heilſamer und gelehrter, als die buchſtäbliche und eitele Wiſſenſchaft, die eine Mutter des Vorurtheils und der Verwegenheit iſt. Ich glaube

auch, daß die Freyheit, die ſich ein ieder nimmt, ein ſo heiliges und wichtiges Wort in ſo vielerley Sprachen auszubreiten, weit mehr Gefahr als Nutzen bringet. Die Juden, die Mahometaner, und faſt alle andere Völker, haben ſich allezeit zu derienigen Sprache gehalten und ſie verehret, in welcher ihre Geheimniſſe urſprünglich aufgeſetzt worden ſind, und es iſt bey ihnen nicht ohne Grund verboten, eine Neuerung oder Veränderung damit vorzunehmen. Wiſſen wir denn gewiß, ob in Baſqves und in Bretagne Richter genung ſind, dieſe in ihrer Sprache gemachte Ueberſetzung zu beſtätigen. Die allgemeine Kirche hat keinen wichtigern und feyerlichern Ausſpruch zu thun. In den Predigten und in Reden bleibet die Auslegung unbeſtimmt, frey, und veränderlich, und enthält nur ein kleines Stück. (*) Folglich iſt es nicht einerley. Einer unſerer Griechiſchen Geſchichtſchreiber tadelt ſein Jahrhundert mit Rechte, daß die Geheimniſſe der chriſtlichen Religion auf freyem Markte und unter die geringſten Handwerksleute ausgeſtreuet worden wären, daß ein

(*) & d'une parcelle. Das iſt: Folglich kann dieſes noch mit einer vollſtändigen Ueberſetzung der heiligen Schrift verglichen werden, wo man ſich den Verſtand dieſes ganzen heiligen Buches zu ſetzen und zu beſtimmen vornimmt = = Ehe ich bey mir ſelber den Ausſpruch that, ob dieſe Umſchreibung den Verſtand des Montagne ausdrückt, oder nicht, habe ich den engliſchen Ueberſetzer zu Rathe gezogen, aber gefunden, daß er den ganzen Perioden von den Worten an: wenn man prediget, u. ſ. w. ausgelaſſen hat. Diß muß mir alſo zur Entſchuldigung dienen, wenn meine Umſchreibung nicht accurat iſt.

ein ieder darüber ſtreiten und nach ſeinem Gefallen davon reden könnte. Er ſaget ferner, wir ſollten uns gewaltig ſchämen, da wir durch Gottes Gnade lauter Geheimniſſe der Gottſeligkeit hätten, daß wir ſolche in dem Munde unwiſſender und gemeiner Leute entweihet werden lieſſen, da doch die Heiden dem Sokrates, dem Plato und den allerklügſten verboten hätten ſich nach den Sachen, die den Prieſtern zu Delphis anvertrauet wären zu erkundigen oder davon zu reden. Er ſetzet hinzu, daß die Partheyen, welche groſſe Herren über der Theologie unter einander machten, nicht von Eyfer, ſondern von Zorn bewaffnet wären, daß ein beſcheidener und gemäßigter Eyfer der göttlichen Vernunft und Gerechtigkeit nachahme; daß er ſich aber in Haß und Neid verkehrte, und an ſtatt des Weizens und der Trauben Unkraut und Neſſeln trüge, wenn er von einer menſchlichen Leidenſchaft regiert wird. Eben ſo weislich ſagte iener Rath des Kaiſers Theodoſius, daß das Diſputiren die Spaltungen nicht ſo wohl beylegte, als erregte, und die Ketzereyen reitzte: daß man folglich alle Dialectiſche Gezänke und Schlußreden fliehen, und ſich lediglich an die hergebrachten Vorſchriften und Glaubensformeln halten müßte. Als der Kaiſer Andronikus (*) in ſeinem Pallaſte zween der

(*) Die Sache wird in der Geſchichte des Andronikus Komnenus bey dem Nicetas L. II. c. 4. folgender Geſtalt erzählet, wo aber kein Wort vom Lapodius ſtehet. „Als Andronikus einmal den „Biſchof aus der neuen Stadt Patras, Euthy„mius, und den Johannes Cinamus in ſeinem Ge„zelte bey Ulupat antraf, eben da ſie über dieſen „Wor-

der vornehmſten Männer antraf, die mit dem Lapodius über einen unſerer wichtigſten Lehrpunkte ſtritten, gab er ihnen einen harten Verweiß, und drohete ihnen ſo gar, er wollte ſie in den Fluß ſtürzen, wenn ſie fortführen. Die Kinder und die Weiber meiſtern heut zu Tage die älteſten und erfahrenſten Männer, in Anſehung der Kirchengeſetze; da ihnen doch Platons erſtes Geſetz (*) ſchon verbietet, nach dem Grunde der bürgerlichen Geſetze zu fragen, welche die Stelle der göttlichen Verordnungen vertreten ſollten. Und wenn er den Alten (**) erlaubet, ſich unter einander und mit dem Magiſtrate davon zu unterreden, ſo ſetzet er dazu, doch daß es nicht in Gegenwart iunger und ruchloſer Leute geſchiehet (***). Ein Biſchof hat ſchrift-

„Worten der Schrift ſtritten: Der Vater iſt „größer denn ich, ſo ſtrafte er ſie mit Heftig„keit und drohete ihnen ſie in den Rindaces wer„fen zu laſſen: wenn ſie nicht ſtille ſchwiegen.„

(*) Plato, *de legibus*. L. I. p. 569.

(**) Und alles frey zu ſagen, was ſie daran zu tadeln finden, aus dem Grunde, weil es gut iſt die Fehler einer Sache einzuſehen, und weilen dieſe Erkänntniß einem ieden, der das, was geſaget worden iſt, nicht als ein Boshaftiger tadelt, ſondern mit einer Gelaſſenheit prüfet, Gelegenheit giebt, dieſen Mängeln ab zu helfen, ου γαρ τουγε γνωναι τι των μη καλων, ατιμον, αλλα ιασιν εξ αυτου συμβαινει γιγνεσθαι, τω μη φθονω τα λεγομενα, αλλ ευνοια δεχομενω. Eb. daſelbſt.

(***) Als ich den Herrn Bouhier, der Preſident à Mortier bey dem Parlement zu Dijon iſt, wegen des Namens dieſes Biſchofes zu Rathe zog, ſo antwortete er mir nicht nur ſo gleich, daß dieſer Hie-

ſchriftlich hinterlaſſen, daß an dem anderm Ende der Welt eine Inſel wäre, welche die Alten Dioſcorides genannt, und die wegen ihrer Fruchtbarkeit an allen Arten von Bäumen und Früchten und ihrer geſunden Luft bequem ſey. Die Einwohner wären der chriſtlichen Religion zugethan, und hätten Kirchen und Altäre, die bloß mit Kreuzen, ohne alle andere Bilder gezieret wären. Sie beobachteten die Faſt- und Feyertage ſehr genau; bezahleten den Zehenden den Prieſtern ſehr ge-

Hieronymus Oſorius, Biſchof zu Silves in Algarbien, L. V. De rebus geſtis Emanuelis Regis Luſitaniae, wäre, ſondern bemerket über diß noch zwo Sachen, wovon ein Leſer des Montagne genau unterrichtet ſeyn muß. Ein, daß Montagne dasjenige was er uns hier von den Einwohnern der Inſul Dioſcorides ſagt, aus dem Simon Goulart, dem Franzöſiſchen Ueberſetzer des Oſorius, und nicht aus dem Oſorius ſelber genommen hat, welches auch ſo gewiß iſt, daß man gar nichts davon in der erſten Ausgabe der Verſuche ſiehet, weil dieſe im Jahr 1580, die Ueberſetzung des Goulart aber erſt im Jahr 1581 heraus kam. Die andere Anmerkung iſt dieſe, daß wenn Montagne ſagt, die Einwohner der Inſul Dioſcorides wären ſo keuſch, daß keiner unter ihnen in ſeinem Leben mehr als eine Frau erkennen dürfe, Goularts Meynung nicht recht gefaßt hat, als welcher nach dem Lateiniſchen des Oſorius: vnam tantum vxorem ducunt geſetzet hat: *ils n'epouſent qu'une femme*, (ſie heyrathen nur eine Frau), welches nicht heiſſet, ſie heyrathen nur eine in ihrem ganzen Leben, ſondern ſie heyrathen nur eine auf einmal, weil die Chriſtliche Religion, worzu ſie ſich bekennen, ihnen die Vielweiberey verbietet. Der Lateiniſche Text des Oſorius lautet alſo: Hanc inſulam ſuſpicantur multi eam eſſe quam Dioſco-

nau, und wären ſo keuſch, daß keiner unter ihnen mehr als eine Frau in ſeinem Leben erkennen dürfte. Im übrigen wären ſie mit ihrem Glücke ſo vergnügt, daß ſie mitten in dem Meere nichts vom Gebrauche der Schiffe wüßten; und ſo einfältig, daß ſie von der Religion, die ſie ſo ſorgfältig beobachteten, nicht das geringſte verſtünden. Eine Sache, die demjenigen unglaublich ſcheinen wird, der nicht weiß, daß die Heiden, die ſo andächti-

ge

ſcoridem appellabant, quae ad Praſum promontorium ſpectat. Eſt autem variis montibus diſtincta. Abundat variis fructibus & oleribus. Homines ſunt colorati. Se Chriſtianos eſſe profitentur. Templa more noſtro cum altaribus aedificant. Cruces tantum habent in ipſis altaribus ſtatutas. Imaginibus non vtuntur. Dies ieiuniis dicatos de chriſtianae religionis more ſingulari ciborum abſtinentia obſeruant, nec illis, quum, ieiunant, piſces edere licet. Vnam tantum vxorem ducunt. Eosdem feſtos dies quos nos agimus, et iisdem temporibus celebrant, et Diuorum etiam memoriam ſancte colunt. Decimas frugum et fructuum ſacerdotibus integri perſoluunt. Nauibus carent. Sunt diſciplinarum prorſus ignari, adeo vt, cum chriſtianum nomen retineant, chriſtianae religionis imperiti ſint. Uebrigens wurde die Inſul Dioſcorides, oder vielmehr des Dioſcorides, deren Plinius, Arrianus, Ptolomäus und Stephanus erwähnen, von den Griechen Νησος Διοσκοριδου genannt, wie Salmaſius es mit vieler Wahrſcheinlichkeit über den Solinus muthmaſſet, von einem Kaufmann, Steuermann oder Schiffscapitain, der unter den Egyptiſchen Königen, den Ptolomäern, zuerſt dieſe Inſul entdeckt. Ihr heutiger Name Zokotora hat noch Spuren von dem alten, als an deſſen Stelle er nach verſchiedenen Veränderungen gekommen iſt.

ge Abgötter waren, ihren Göttern, nur bloß dem Namen und den Bildſäulen nach gekannt haben. Der alte Anfang des Euripides (*) Tragödie, fieng ſich alſo an:

O Zevs, dich kenn ich nur den bloſſen Namen nach.

Ich habe auch zu meiner Zeit Leute geſehen, die ſich über einige Schriften beklagten, daß ſie bloß menſchlich und philoſophiſch, ohne alle Vermiſchung der Gottesgelahrheit wären. Doch man könnte nicht ohne allen Grund das Gegentheil behaupten, daß nämlich die göttliche Lehre ihren Rang weit beſſer behauptet, wenn ſie als Königinn und als Beherrſcherin für ſich allein bleibt; daß ſie überall herrſchen nicht aber dienen, Zugehör oder nur Hülfe leiſten müſſe; daß man die Beyſpiele, die man in der Sprachlehre, in der Redekunſt, in der Vernunftlehre aus derſelben anführet, vielleicht weit füglicher anders woher, als von einer ſo heiligen Sache nehmen könnte, eben ſo wohl als die theoretiſchen Stücke, Luſtbarkeiten und öffentlichen Schauſpiele; Daß die göttlichen Bewegungsgründe für ſich betrachtet, und in ihrer eigenen Schreibart weit verehrungswürdiger ſind, als wenn ſie mit menſchlichen Reden vergeſellſchaftet ſind; daß die Theologen öfterer den Fehler begehen, und allzu menſchlich ſchreiben, als die Humaniſten in den andern verfallen und allzu untheologiſch ſchreiben. Die Philoſophie, ſagt der heilige Chryſoſtomus, iſt ſchon längſt aus der heiligen Schule verbannet, als eine unnütze Magd, und die nicht gewür-

Es iſt dem Range der Theologie gemäſſer, wenn ſie allein bleibt.

(*) Plutarch. *de Amore.*

gewürdiget wird, nur im Vorbeygehen einen Blick in das Heiligthum der heiligen Schätze der himmliſchen Lehre zu thun. Man könnte ſagen, daß die menſchliche Sprache von viel niedriger Art iſt, und ſich nicht der Hoheit, Pracht und Maieſtät der göttlichen Lehre bediene. Ich für meinen Theil, laſſe ſie immer (verbis indiſciplinatis) die Worte: **Glück, Schickſal, Zufall, Unglück, die Götter**, (*) und andere Redensarten nach ihrer Mode gebrauchen. Ich trage Einfälle, die menſchlich und mein eigen ſind, bloß als menſchliche Einfälle und für ſich betrachtet, nicht als durch einen göttlichen Befehl feſt geſetzte und beſtätigte, unzweifelhafte und unſtreitige Lehren vor; als Meynungen, nicht als Glaubensſachen; als meine Gedanken, nicht als Glaubensartikel, die ich nach der Vorſchrift Gottes glaube; als ein Laye, nicht als ein Geiſtlicher. Dennoch thue ich dieſes allezeit mit Ehrerbietung: ſo wie die Kinder ihre Verſuche vortragen, damit ſie beſſer unterrichtet werden, nicht daß ſie dadurch unterrichten wollen. Vielleicht würde man auch nicht ohne allen Schein ſagen, daß der Befehl, daß man ſich nicht anders als ſehr vorſichtig von Religionsſachen zu ſchreiben unterfangen ſoll, auch in Anſehung aller andern außer denen, die ſich ausdrücklich darauf legen, ſehr nützlich und billig ſeyn würde. Und vielleicht würde es auch mir zugleich ſehr nützlich ſeyn, wenn ich ſchweigen müßte.

Man muß den Namen Gottes nicht in den gemeinen Geſprächen brauchen.

Man hat mir geſaget, daß ſelbſt dieienigen, die es nicht mit uns halten, gleichwohl unter ſich den

(*) Mit gemeinen und nicht geheiligten Worten. Dieſe zwey Lateiniſchen Worte, die ich alſo überſetze, ſind aus dem H. Auguſtin genommen. *De ciuitate Dei.* L. X. c. 29.

den Gebrauch des göttlichen Namens bey ihren gemeinen Unterredungen verbieten. Sie wollen nicht haben, daß man ſich deſſelbigen als eines Zwiſchenwortes, oder als eine Ausdrückung, Betheurung oder Vergleichung bedienen ſoll. Ich glaube, daß ſie hierinnen Recht haben. Wir mögen Gott, auf was Art es auch ſey, nennen und anrufen, ſo muß es doch allezeit ernſthaft und ehrerbietig geſchehen.

Es ſtehet, wie mich dünket, im Xenophon eine Stelle, worinnen er zeiget, daß wir ſelten beten ſollen: weil es ſo gar leicht nicht iſt, uns gehörig zu faſſen, und unſere Seele in den ruhigen, verbeſſerten, und andächtigen Zuſtand zu ſetzen, in welchem ſie hierbey ſeyn muß. Sonſt iſt unſer Gebet nicht allein eitel und unnütze, ſondern auch ſündlich. **Vergieb uns**, ſagen wir, **wie wir vergeben unſern Schuldigern.** Was ſagen wir hiedurch anders, als daß wir Gott eine von Rachbegierde und Haß befreyete Seele darbringen? dennoch rufen wir Gott um ſeinen Beyſtand bey unſern Vergehungen an, und laden ihn zur Ungerechtigkeit ein. Man muß ſelten zu Gott beten, und warum.

(*) Quae niſi ſeductis nequeas committere Diuis.

Der

(*) Perſ. *Sat.* II. v. 4.

Was dir kein andrer Gott nur ein Verführter thäte.

Seneca tadelt dieſe menſchliche Unart ſehr gründlich: Nunc ſaget er, quanta dementia eſt hominum? Turpiſſima vota Diis inſuſurrant: ſi quis admouerit aurem, conticeſcent; et quod ſcire hominem nolunt, Deo narrant. Was für eine Narrheit begehen nicht die Menſchen? Sie murmeln

Der Geizige betet um die eitele und unnöthige Erhaltung ſeiner Schätze. Der Ehrgeizige um ſeine Siege und die Beförderung ſeines Glückes. Der Dieb rufet Gott zum Beyſtande an, um die Gefährlichkeiten und Schwierigkeiten zu überwinden, die der Ausführung ſeiner böſen Unternehmungen im Wege ſtehen; oder er danket Gott, daß es ihm ſo leicht geworden iſt, einen Vorbeyreiſenden zu ermorden. Unten an dem Hauſe, das ſie erſteigen, oder erbrechen wollen, verrichten ſie ihr Gebet, und ihr Vorhaben und ihre Hoffnung iſt dabey voller Grauſamkeit, Wolluſt und Geiz.

(*) Hoc ipſum quo tu Jouis aurem impellere tentas,
Dic agedum, Staio: proh Juppiter? o bone, clamet,
Juppiter! at ſeſe non clamet Juppiter ipſe!

Die Königinn von Navarra (**), Margarethe, erzählt, daß ein junger Prinz der ſeine großen Eigen-

meln den Göttern die abſcheulichſten Wünſche vor, und ſchweigen ſtill, wenn ſie iemand behorchen will. Alſo entdecken ſie Gott frey, was ſie die Menſchen nicht wollen wiſſen laſſen. *Epiſt.* X. zu Ende.

(*) Perſ. *Sat.* II. v. 21.
Wohlan! es mag dein Wunſch zum Stains ſich erheben,
Den Zevs ſonſt hören muß; er wird vor Zorne ſchreyn:
O Zevs! o großer Zevs! und Zevs ſoll dirs verzeihn.

(**) Franciſcus I. einzige Schweſter, und Heinrichs d'Albert, Königs in Navarra, Gemahlinn.

genſchaften kennbar genug gemachet habe, ungeacht ſie ihn nicht neñet, ſo oft er auf Buhlſchaft ausgieng und bey einer Advocatenfrau in Paris ſchlafen wollte, weil ihn ſein Weg durch eine Kirche durchgeführt, niemals (*) vor dieſem heiligen Orte weder auf dem Hinwege noch auf dem Rückwege vorbeygegangen, daß er nicht ſein Gebet und ſeine Andacht verrichtet hätte. Ich laſſe einen ieden urtheilen, zu was er die göttliche Gnade gebraucht, da ſeine Seele mit ſo ſchönen Gedanken erfüllet war. Indeſſen führet ſie dieſes dennoch als einen Beweis einer ſonderbaren Andacht (**) an. Aber beweiſet nicht ſchon dieſes genugſam, daß die Weibsperſonen theologiſche Materien abzuhandeln untüchtig ſind. Ein wahrhaftiges Gebet und eine heilige Verſöhnung mit Gott, kann bey keiner unreinen, und zu eben der Zeit der Herrſchaft des Satans unterworfenen Seele ſtatt haben. Derienige, welcher Gott zum Beyſtande anrufet, wenn er auf einem laſterhaften Wege gehet, macht es eben ſo wie

(*) **Er unterlies niemals**, ſagt die Königinn von Navarra, **ob er ſich gleich auf dem Hinwege nicht aufhielt, doch auf dem Rückwege lange in der Kirche zu beten.** *Journée* III. *Nouvelle* 25. Montagne gehet hier ein wenig von der hiſtoriſchen Richtigkeit ab, welches aber in der That von ſchlechter Wichtigkeit iſt. Der Umſtand, daß er ſich auf dem Hinwege in der Kirche nicht mit Beten aufhielte, giebt uns indeſſen einen ziemlich lebhaften Begriff von der Andacht dieſes Prinzen.

(**) **Und ungeacht er ſo lebte, wie ich ſage,** ſetzt die Königinn hinzu: **war er doch ein Prinz, der Gott fürchtete und liebte.** Eb. daſ. p. 272. der Ausgabe 1515.

wie ein Beutelſchneider, der die Juſtitz zu Hülfe rief, oder wie diejenigen, die Gott bey einer Lügen zum Zeugen anrufen.

(*) - - - tacito mala vota ſuſurro
Concipimus.

Wenig Leute werden ſich unterſtehen ihre geheime Bitten, die ſie Gott thun, öffentlich zu ſagen:

(**) Haud cuiuis promtum eſt, murmurque humilesque ſuſurros
Tollere de templis, & aperto viuere voto.

Deswegen wollten die Pythagoräer haben, daß das Gebet laut geſchähe und von iedermann ſollte gehöret werden können, damit man Gott nicht um etwas ungeziemendes oder ungerechtes anflehete, wie iener that.

(***) Clare cum dixit Apollo
Labra mouet metuens audiri: pulchra Lauerna,

Da

(*) Lucan. L. V. v. 104. 105.

(**) Perſ. Sat. II. v. 6. 7.
Es kann nicht iedermann, ob man gleich gerne will
Das heimliche Geziſch ganz aus den Tempeln laſſen,
Und ſeines Herzens Wunſch in laute Worte faſſen.

(***) Welcher, nachdem er den Apollo laut genannt, ganz leiſe ſpricht, und aus Furcht gehöret zu werden kaum die Lippen beweget: Schöne Laverna,

ver-

Da mihi fallere, da iuſtum ſanctumque videri,
Noctem peccatis, & fraudibus obiice nubem.

Die Götter beſtraften die ungerechten Wünſche des Oedipus hart, da ſie ihm dieſelben gewähreten. Er hatte gebeten, daß ſeine Kinder die Erbfolge in ſeinem Staate mit den Waffen untereinander ausmachen möchten: er war ſo unglücklich, daß er ſich beym Worte gehalten ſahe. Wir müſſen nicht verlangen, daß alle Dinge nach unſerem Willen gehen ſollen, ſondern daß unſer Wille der Klugheit folgen möge.

Es ſcheinet in der That, als ob unſer Gebet nur ein Gewäſche ſey, und als bedienten wir uns deſſelben eben ſo wie dieienigen, welche heilige und göttliche Worte zu Zaubereyen und abergläubiſchen Dingen gebrauchen; und als ob wir uns einbildeten, die Wirkung deſſelbigen käme auf den Ton, oder die Zuſammenſetzung der Worte, oder auf unſere Geberden an. Denn, obgleich unſere Seele voll böſer Begierden iſt, und weder von der Buſſe, noch von einer neuen Verſöhnung mit Gott gerühret wird: ſo ſagen wir ihm doch dieſe Worte vor, die uns das Gedächtniß darbietet: und hoffen Mißbrauch des Gebetes.

verleihe mir Gelegenheit zu betrügen. Gib, daß ich für einen gerechten und untadelhaften Menſchen gehalten werde. Verbirg meine Laſter und meine Betrügereyen. Horat. *Epiſt.* 17. Lib. I. v. 59. ſeqq.

ſen dadurch unſere Fehler auszuſöhnen. Nichts iſt ſo leicht, ſo angenehm und ſo günſtig, als das göttliche Geſetz. Es rufet uns zu ſich, ſo laſterhaft und abſcheulich wir auch ſind. Es bietet uns die Hand, und nimmt uns in ſeinen Schooß auf, ſo häßlich, unflätig und kothig wir auch ſind, und ins künftige werden können. Aber wir müſſen es nur auch zur Vergeltung mit einem guten Auge anſehen. Wir müſſen nur auch dieſe Vergebung mit Dankſagung annehmen; und zum wenigſten in dem Augenblicke, da wir uns zu demſelbigen wenden, eine ſolche Seele haben, die ein Misfallen über ihre Fehler träget, und den Leidenſchaften feind iſt, die uns ihn zu beleidigen angetrieben haben. Weder die Götter, noch rechtſchaffene Leute, ſagt Plato (*), nehmen von einem böſen Menſchen Geſchenke an.

(**) Immunis aram ſi tetigit manus,
Non ſumtuoſa blandior hoſtia
Mollibit auerſos Penates,
Farre pio & ſaliente mica.

Das

(*) Παρα δε μιαρȣ δωρα ȣτε ανδρα αγαθον, ȣτε θεον εςι ποτε τογε ὀρθον δεχεσθαι. Plato *de Legibus* L. IV. p. 716. 717. Tom. II.

(**) Wenn man ſich mit reinen und unſchuldigen Händen zu dem Altar nahet, ſo wird ein wenig Salz und Meel, das man den Hausgöttern opfert, ihnen eben ſo angenehm ſeyn, als ein theures Schlachtopfer. Horat. L. III. *Od.* 23. v. 17. ſeqq.

Das LVII Hauptſtück.

Von dem Alter.

Wie alt Cato geweſen iſt, da er ſich ermordet hat.

Ich kann die Art, wie wir die Dauer unſers Lebens ſchätzen nicht billigen. Ich ſehe, daß die Weiſen dieſelbe, wenn man der gemeinen Meynung nachgehen will, ſehr verkürzen. **Wie**, ſagt der iüngere Cato zu denienigen, die ihn ſich zu ermorden abhalten wollte, **bin ich denn ietzt in einem Alter, da man mir vorwerfen kann, ich verlieſſe das Leben zu bald?** Und er war (*) doch nicht älter als acht und vierzig Jahre.

Was der natürliche Lauf des menſchlichen Lebens iſt.

Er hielt dieſes alſo für ein reifes und hohes Alter, weil er bedachte, wie wenig Menſchen dazu gelangen. Dieienigen, die ich weiß nicht von was für einem ſo genannten natürlichen Laufe, der ihnen einige Jahre darüber verſpricht, reden, würden denſelben vollenden, wenn ſie einen Freybrief hätten, der ſie vor einer großen Menge Zufälle ſicherte, denen ieder von uns natürlicher Weiſe ausgeſetzet iſt, und die dieſen Lauf, den ſie ſich verſprechen, unterbrechen können. Was für eine Thorheit iſt es nicht, daß wir auf die Abnahme der Kräfte warten, die das höchſte Alter mit ſich bringet, und unſerm Leben dieſes Ziel ſetzen, dadoch dieſe Todesart die allerſeltenſte und ungewöhnlichſte unter allen iſt? Wir nennen ſie allein natürlich, eben als ob es wider die Natur wäre, wenn ein Menſch den Hals ſtürzt oder in

(*) Plutarch in Catons von Utika Leben.

einem Schifbruche erſäuft, oder von der Peſt und vom Seitenſtechen hingeriſſen wird, und als ob uns unſere ordentliche Beſchaffenheit nicht allen dieſen Ungemächlichkeiten ausſetzete. Wir wollen uns alſo nicht mit dieſen ſchönen Worten ſchmäucheln: man könnte allenfalls dasienige eher natürlich nennen, was ſich bey allen ereignet, gewöhnlich und allgemein iſt.

Es iſt etwas ungewöhnliches und ganz beſonderes, wenn einer vor Alter ſtirbt.

Vor Alter ſterben iſt ein ſeltener, beſonderer und außerordentlicher Tod, und eben deswegen ſo viel weniger natürlich, als die andern Arten des Todes. Dieß iſt die lezte und äußerſte Art zu ſterben. Je entfernter ſie von uns iſt, deſto weniger dürfen wir uns Hofnung darauf machen. Sie iſt zwar das Ziel, welches wir nicht überſchreiten werden, und welches uns das Geſetz der Natur vorgeſchrieben hat. Aber es ertheilt uns auch ſehr ſelten das Vorrecht, ſo lange zu leben. Dieß iſt eine Ausnahme, die es aus beſonderer Gunſt mit einem einzigen in einer Zeit von zwey oder drey Jahrhunderten machet, indem es ihn aller Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten entlediget, die es in dieſer langen Laufbahn eingeſchoben hat. Alſo iſt meine Meynung, wir ſollten das Alter, zu welchem wir gelanget ſind, als ein Alter betrachten, zu welchem wenig Leute gelangen. Weil nach dem ordentlichen Laufe die Menſchen daſſelbe nicht erreichen, ſo iſt dieſes ein Zeichen, daß wir ziemlich weit voraus ſind. Weil wir die gewöhnlichen Gränzen überſchritten haben, welche das wahre Maas unſeres Lebens ſind, ſo dürfen wir uns keine Hofnung machen viel weiter zu kom-

kommen. Nachdem wir ſo vielen Gelegenheiten zu ſterben entgangen ſind, bey welchen wir die Menſchen hinfallen ſehen, ſo müſſen wir billig erkennen, daß ein außerordentliches Glück, wie dieſes iſt, das uns erhält, und das ganz ungewöhnlich iſt, nicht lange währen kann.

Es iſt ſo gar in den Geſetzen ein Fehler, daß ſie auf dieſe falſche Einbildung zielen. Sie erklären einen Menſchen nicht vor dem fünf und zwanzigſten Jahre fähig ſeine Güter ſelbſt zu verwalten, und kaum behält er gleichwohl ſein Leben ſo lange. Auguſt ſchnitte fünf Jahre von den alten Römiſchen Verordnungen ab, und erklärete ſich, daß es genug wäre, wenn ein Richter (*) dreyßig Jahr alt wäre. Servius Tullius ſprach die Ritter (**), wenn ſie über ſieben und vierzig Jahre waren, von Kriegsdienſten frey. Auguſt ſetzte dieſes auf fünf und vierzig Jahre herunter. Mir ſcheinet es nicht rathſam, Leuten vor dem fünf und funfzigſten oder ſechzigſten Jahre, den Abſchied zu geben. Meine Meynung wäre, man ſollte uns in dem gemeinen Weſen ſo

Die Geſetze erklären die Menſchen ſehr ſpät fähig das Ihrige ſelbſt in Acht zu nehmen.

(*) Sveton in Auguſts Leben. §. 32. Judices a triceſimo aetatis anno allegit, id eſt quinquennio maturius, quam ſolebant.

(**) Ich habe von dem Herrn Barbeyrac erfahren, daß Montagne, wenn er dieſes aus dem Aulus Gellius Lib. X. c. 28. genommen hat, hätte ſagen ſollen, Servius Tullius habe die Ritter und die Fußgänger, welche ſechs und vierzig Jahre zurück geleget hatten, von den Kriegsdienſten frey geſprochen.

ſo lange brauchen und beſchäftigen, als möglich wäre: allein ich finde auf der andern Seite, den Fehler, daß man uns nicht bald genug zu Verrichtungen angewöhnet. (*) Auguſt wurde in ſeinem neunzehenden Jahre Richter der ganzen Welt und befiehlt doch, daß einer dreyßig Jahre alt ſeyn ſoll, ehe er nur von dem Plaze einer Dachrinne urtheilen darf.

In dem zwanzigſten Jahre zeigt der Menſch ſchon ſeine Fähigkeiten.

Meines Theils halte ich dafür, daß ſich unſere Seelen ſchon in unſerem zwanzigſten Jahre genugſam entwickeln, und alles verſprechen, wozu ſie künftig hin im Stande ſeyn werden. Niemals hat eine Seele, die in dieſem Alter nicht deutliche Anzeichen ihrer Stärke gegeben hat, in der Folge einen Beweis davon abgeleget. Die natürlichen Gaben und Tugenden zeigen entweder zu dieſer Zeit, oder gar niemals, was ſie lebhaftes und ſchönes haben.

(**) Si l'eſpino nou picquo quan nai
A peno que picquo giamai

ſagt man im Delphinate.

Ich

(*) Man muß merken, ſagt der ehrliche Philipp von Comines, daß alle Leute, die iemals groß geweſen ſind, und große Dinge gethan haben, ſehr iung angefangen haben, und dieſes liegt an der Nahrung oder kommt von der Gnade Gottes. L. 1. c. 10. gegen das Ende.

(**) Wenn der Dorn nicht ſticht, weil er iung iſt, ſo wird er ſchwerlich iemals ſtechen.

Welches Alter zu den ſchönſten Handlungen fähig iſt.

Ich denke, unter allen ſchönen menſchlichen Handlungen, die mir bekannt geworden ſind, von was Art ſie auch ſeyn mögen, wären ſo wohl in den alten als neuern Zeiten deren mehr vor dem dreyßigſten Jahre, als nach dieſem verrichtet worden: ja ſo gar öfters von eben den Perſonen. Kann ich es nicht mit vollkommener Gewißheit von den Thaten Hannibals und des Scipio, ſeines großen Feindes, ſagen? Sie haben die ſchönſte Hälfte ihres Lebens hindurch den Ruhm genoſſen, den ſie ſich in ihrer Jugend erworben hatten. Sie waren hernach in Anſehung aller andern, aber keinesweges in Anſehung ihrer ſelbſt große Männer. Meines Theils glaube ich gewiß, daß ſeit dieſem Alter mein Geiſt ſo wohl als mein Leib mehr abgenommen als zugenommen haben, und mehr hinter ſich als vor ſich gegangen ſind. Es iſt möglich, daß bey denienigen, die ihre Zeit wohl anwenden, die Wiſſenſchaft und die Erfahrung mit dem Leben wächſet: aber die Lebhaftigkeit, die Fertigkeit, die Standhaftigkeit und andere noch wichtigere und weſentlichere Gaben vergehen, und werden nach und nach matt.

(*) Ubi iam validis quaſſatum eſt viribus aeui
Corpus, & obtuſis ceciderunt viribus artus
Claudicat ingenium, delirat linguaque mensque.

(*) Wenn der Körper durch die heftigen Stöſſe der Zeit erſchüttert iſt, und die Glieder entkräftet ſind, wird der Geiſt ſchwach, die Zunge ſtammlet, der Geiſt denkt irre. Lucret. L. III. v. 452 u. f.

Bald altert der Körper zuerſt: bald aber die Seele: und ich habe Leute geſehen, die eher ein ſchwaches Gehirn, als einen ſchwachen Magen oder ſchwache Beine bekommen haben. Dieſes Uebel aber iſt deſto gefährlicher, ie weniger es dieienigen, welche damit befallen ſind, wahrnehmen und empfinden. In dieſem Stücke beſchwere ich mich über die Geſetze, nicht, daß ſie uns zu lange an der Arbeit laſſen, ſondern daß ſie uns zu ſpäte dazu gebrauchen. Mich dünket, wenn ich die Schwäche unſeres Lebens betrachte, und wie viel gemeinen und natürlichen Klippen daſſelbe ausgeſetzet iſt, man ſollte keinen ſo großen Theil davon auf die Geburt, auf den Müßiggang, und auf die Lehrjahre wenden.

Ende des erſten Buches.

Des

Des Herrn von Montagne Verſuche.

Zweytes Buch.

Das I. Hauptſtück.

Von der Unbeſtändigkeit unſerer Handlungen.

Dieienigen, welche ſich die menſchlichen Handlungen zu beurtheilen üben, finden nirgends ſo viele Schwierigkeit, als wenn ſie dieſelben mit einander vergleichen und ihnen einerley Anſtrich geben wollen. Denn ſie widerſprechen gemeiniglich einander ſo ſehr, daß ſie dem Anſehen nach unmöglich ſollten aus einerley Werkſtatt haben kommen können. Der iunge Marius bezeiget ſich bald als einen Sohn des Mars, bald als einen Sohn der Ve-

Unbeſtändigkeit der menſchlichen Handlungen.

nus (*). Der Pabſt Bonifacius VIII. iſt, wie man ſagt, zu ſeiner Würde wie ein Fuchs gelanget, hat ſich darinnen wie ein Löwe gehalten, und iſt wie ein Hund geſtorben. Und wer ſollte glauben, daß Nero, das vollkommene Bild der Grauſamkeit, als man ihm die Verurtheilung eines Miſſethäters nach Gewohnheit zu unterſchreiben vorlegete, zur Antwort gegeben hätte: (**) **Wollte Gott, ich hätte niemals ſchreiben gelernt.** So bang war es ihm um das Herze, daß er einen Menſchen zum Tode verurtheilen ſollte. Alles iſt ſo voll von ſolchen Beyſpielen, von welchen auch ieder ſelbſt genug finden kann, daß es mich manchmal befremdet, wenn ich ſehe, daß ſich verſtändige Leute Mühe geben, dieſe Stücke mit einander zu vergleichen, da ich doch die Unſchließigkeit vor den allergemeinſten und ſichtlichſten Fehler unſerer Natur halte, nach dem bekannten Vers des Publius Mimus:

(***) Malum Conſilium eſt quod mutari non poteſt.

Der Menſch hat gemeiniglich einen unbeſtimmten Charakter

Es iſt wahrſcheinlich daß man von einem Menſchen durch Hülfe der gemeinſten Handlungen in ſeinem Leben ein Urtheil fällen kann. Aber

(*) Plutarch im Leben des Caius Marius. zu Ende. Ἐν αρχῃ παις Αρεος ὠνομαζετο, ταχυ δε τοις ἐργοις ἐλεγχομενος, αυθις Ἀφροδιτης ὑιος εκαλειτο.

(**) Vellem neſcire literas. Senec. *de Clementia.* L. II. c. 1.

(***) Das iſt ein ſchlimmer Anſchlag, den man nicht ändern kann. Ex Publii Mimis apud *A. Gellium.* L. XVII. c. 14.

Aber in Betrachtung der natürlichen Unbeſtändigkeit unſerer Sitten und unſerer Meynungen hat mich oft gedünkt, ſelbſt die guten Schriftſteller hätten Unrecht gethan, wenn ſie mit Gewalt eine ſichere und gründliche Abbildung von uns haben machen wollen. Sie wählen eine allgemeine Geſtalt. Nach dieſer Vorſtellung ordnen und erklären ſie alle Handlungen eines Menſchen, und rechnen diejenigen, welche ſich nicht genug drehen laſſen wollen, unter die verſtellten. Auguſt iſt ihnen dennoch entwiſcht. Denn man findet bey dieſem Manne eine ſo augenſcheinliche, jählinge und beſtändige Verſchiedenheit in ſeinen Handlungen ſein ganzes Leben durch, daß ihm die allerkühnſten Richter nichts anhaben können, und nichts entſcheiden. Ich traue den Menſchen nichts weniger zu als die Beſtändigkeit, und nichts eher als die Unbeſtändigkeit. Wer ſie einzeln, beſonders und Stück vor Stück beurtheilete, würde öfters finden, daß ich die Wahrheit ſage. In dem ganzen Alterthume wird man ſchwerlich zwölf Männer aufweiſen können, die ihr Leben auf einen gewiſſen und beſtimmten Fuß geſetzt hätten, welches doch der Hauptzweck der Weisheit iſt. Denn, ein Alter ſagt (*) um ſie in einem einzigen Worte zuſammen zu faſſen, und um alle Lebensregeln in eine einzige ein zu ſchlieſſen, ſie beſtehet darinnen, **daß man immer einerley will, und einerley nicht will.** Ich

(*) Seneca *Epiſt.* 20. Quid eſt ſapientia? Semper idem velle, atque idem nolle: licet hanc exceptiunculam non adiiciam, *vt rectum ſit quod velis.* Non poteſt cuiquam ſemper idem placere, niſi rectum.

Ich brauche nicht, ſpricht er, dazu zu ſetzen, woferne unſer Wille gerecht iſt: denn, wenn er nicht gerecht iſt, kann er unmöglich immer einerley ſeyn. Ich habe in der That ehedem gelernet, daß das Laſter nichts anders als eine Unordnung und ein Mangel des rechten Maaßes ſey. Folglich kann unmöglich einige Beſtändigkeit dabey ſtatt haben. Demoſthenes hat, wie es heißt, (*), geſaget, Ueberlegung und Berathſchlagung wären der Anfang aller Tugenden, und das Ende und die Vollkommenheit derſelben wäre die Beſtändigkeit. Wenn wir mit Vernunft einen gewiſſen Weg erwählten, ſo würden wir den ſchönſten wählen; aber daran denkt niemand.

(**) Quod petiit, ſpernit, repetit quod nuper omiſit,
Aeſtuat, & vitae diſconuenit ordine toto.

Worauf ſich die Unbeſtändigkeit unſerer Neigungen gründet.

Gemeiniglich gehen wir unſern Neigungen nach lincks, rechts, Berg auf, Berg unter, nachdem uns der Wind der Gelegenheiten führet. Wir denken nicht eher an das was wir wollen, als in dem Augenblicke, da wir es wollen; und verändern uns wie jenes Thier, das die Farbe des Ortes annimmt, an welchen man es bringet. Wir ändern den einmal gefaßten Vorſatz gar bald und kehren bald wieder um. Es iſt nichts als Wanken und Unbeſtand;

(*) Du-

(*) 'Eςι γαρ, ες ιν ἁπασης αρετης αχη μεν συνεσις, περας δε ανδρεια. *Orat. Funebr.*

(**) Er verachtet das, was er haben wollte. Er nimmt das wieder vor, was er erſt unterlaſſen hatte. Er iſt beſtändig unruhig, und in ſeinem ganzen Leben nicht mit ſich einig. Horat. *Ep.* 1. L. I. v. 98. 99.

(*) Ducimur vt neruis alienis mobile lignum. Wir gehen nicht, ſondern werden fortgeriſſen, wie ſchwimmende Körper, bald ſtille, bald heftig, nachdem das Waſſer reiſſend oder ſtille iſt.

(**) Nonne videmus,
Quid ſibi quisque velit neſcire, & quaerere ſemper,
Commutare locum quaſi onus deponere poſſit?

Alle Tage haben wir einen neuen Einfall, und unſere Neigungen ändern ſich beſtändig mit der Zeit

(***) Tales ſunt hominum mentes, quali pater ipſe
Juppiter auctifero luſtrauit lumine terras.

Wir ſchweben zwiſchen verſchiedenen Meynungen. Wir wollen nichts frey, nichts unbedingt, nichts beſtändig (†). Wenn ſich iemand gewiſſe Geſetze und eine gewiſſe Ordnung in ſeinem Kopfe vorgeſchrieben und feſt geſetzet hätte: ſo würden wir überall in ſeinem ganzen Leben eine Gleichheit der Sit-

(*) Man drehet uns wie einen Kreiſel herum. Horat. L. II. *Sat.* 7. v. 82.

(**) Sehen wir nicht, daß der Menſch nicht weiß, was er will, und es doch ohne Aufhören ſuchet, daß er von einem Orte zum andern gehet, als wenn er daſelbſt ſeine Laſt ablegen könnte. Lucret. L. III. v. 1070. ſeqq.

(***) Wie der Tag iſt, ſo ſind auch der Menſchen Gemüther. Cic. *Fragm. Poematum* T. X. pag. 429. Edit. Gronou.

(†) Fluctuamus inter varia conſilia; nihil libere volumus, nihil abſolute, nihil ſemper. Seneca *Epiſt.* 52.

Sitten, eine Ordnung, und eine unbetrügliche Verbindung der Dinge bey ihm hervor leuchten ſehen. Empedokles bemerkte dieſe Ungleichheit an den Agrigentinern, (*) welche den Ergötzlichkeiten nachhiengen, als wenn ſie den andern Tag ſterben ſollten, und ſo baueten, als wenn ſie niemals ſterben würden. Man würde gar leicht davon urtheilen können, wie man an dem iungen Cato ſiehet. Eine Säite klingt wie die andere. Es iſt eine beſtändige Harmonie ſehr zuſammen ſtimmender Töne. Hingegen, ſo viele Handlungen wir thun, ſo viel beſondere Urtheile fällen wir auch. Das ſicherſte nach meiner Meynung wäre, daß man dabey auf die nächſten Umſtände ſähe, ohne ſich in eine weitläuftigere Unterſuchung ein zu laſſen, und ohne weitere Folgen daraus zu ziehen.

Ein Mädchen von ſehr zweydeutiger Tugend ſtürzt ſich zu einem Fenſter hinaus, um nicht von einem Soldaten genothzüchtiget zu werden.

Während der Unordnungen unſeres armen Staats, hat ſich, wie man mir erzählet, ein Mädchen nahe bey dem Orte, wo ich war, aus dem Fenſter herab geſtürzet, um der Gewalt eines Soldaten, der bey ihr einquartiret war, zu entgehen. Sie hatte ſich nicht zu Tode gefallen, wollte ſich aber, um ihre Unternehmung zu verdoppeln, ein Meſſer in die Kehle ſtoſſen, wurde aber daran verhindert. Unterdeſſen bekannte ſie doch ſelber, nachdem ſie ſich dadurch ſehr beſchädiget hatte, daß der Soldat mit nichts als mit Anhalten, Bitten und Geſchenken in ſie geſetzet hätte, allein ſie hätte beſorgt, er möchte endlich mit Gewalt kommen. Ihre Worte, ihre Geber-

(*) Diogenes Laërtius *in vita Empedoclis* L. VIII. Segm. 63. Aelianus ſchreibt dieſe Worte dem Plato zu. *Var. Hiſt.* L. XII. c. 29.

Geberden, und das zum Zeugniſſe ihrer Tugend vergoſſene Blut machten ſie alſo zu einer andern Lucretia. Gleichwohl weiß ich gewiß, daß ſie ſo wohl vorher als hernach nicht ſo gar ehrenveſt geweſen iſt. Es verhält ſich hier, wie man in dem Sprichworte ſagt: Du magſt noch ſo ſchön und ehrbar ſeyn, du darfſt nicht gleich ſchlieſſen wenn der Anſchlag mißlinget, daß deine Liebſte eine unverletzliche Keuſchheit beſitzt. Vielleicht kann einmal ein Mauleſeltreiber ſein Glück bey ihr machen.

Antigonus hatte auf einen ſeiner Soldaten wegen ſeines guten Verhaltens und ſeiner Tapferkeit eine beſondere Liebe geworfen, und befahl daher ſeinen Aerzten, daß ſie ihn von einer langwierigen und innerlichen Krankheit heilen ſollten, die ihn lange Zeit gequälet hatte. Da er aber nach ſeiner Geneſung wahrnahm, daß er weit kaltſinniger an ſeine Verrichtungen gieng, fragte er ihn, was ihn ſo verändert und feig gemachet hätte? (*) **Du ſelbſt, Herr,** antwortete ihm der Soldat, **da du mich von den Uebeln befreyet haſt, um welcher willen ich mein Leben nicht achtete.**

Ein Soldat bezeigt ſich, nachdem er von ſeiner Krankheit geneſen, nicht mehr tapfer.

Lucull hatte einen Soldaten, der ſich, als er von den Feinden geplündert worden war, um ſich zu rächen, einen ſchönen Streich tapfer gegen ſie ausführte. Als nun ſein Verluſt wieder erſetzet war, und Lucull, der hierdurch eine gute Meynung von ihm bekam, ihn zu einer andern gefährlichen Unternehmung durch die ſchönſten Vorſtellungen, auf die er ſich nur beſinnen konnte, anfriſchete:

Lucull's Soldat wird beherzt, da er geplündert worden iſt.

(*) Ver-

(*) Plutarchus im Leben des Pelopidas. C. 1.

(*) Verbis quae timido quoque poſſent addere mentem.

antwortete er: **Brauche darzu einen armen ausgeplünderten Soldaten:**

(**) Quantumuis ruſticus, ibit,
Ibit eo quo vis, qui zonam perdidit, inquit.

und weigerte ſich ſchlechterdings zu gehen. Wenn wir leſen, daß Mahomet den Chaſan, das Haupt ſeiner Janitſcharen, ſehr hart angeſehen, als er gefunden, daß die Ungarn in ſeinen Haufen eingedrungen waren, und er ſich feig im Treffen bezeigt hatte, und daß Chaſan ſtatt aller Antwort, raſend ganz allein, ſo wie er war mit ſeinem Gewehr in der Fauſt in den erſten Haufen Feinde, die ihm vorgekommen, hieneingeſetzet habe, von welchen er auch ſo gleich nieder gemacht worden, ſo war dieſes vielleicht nicht ſo wohl eine Rechtfertigung, als eine Sinnesänderung, nicht ſo wohl eine natürliche Tapferkeit, als ein neuer Verdruß. Man laſſe es ſich nicht befremden, wenn man einen, der ſich geſtern ſo verwegen ſtellte, heute ſo furchtſam ſehen thut. Entweder der Zorn, oder die Noth, oder die Geſellſchaft, oder der Wein, oder der Ton einer Trompete hatten ihm Herz gemachet. Dieß Herz kam von keiner Ueberlegung. Die Umſtände haben es ihm geſtärkt: Es iſt kein Wunder, wenn er iezt ein ganz andrer Menſch gewor-

(*) Mit ſolchen Worten, die auch den allerverzagteſten ein Herze machen müſſen. Horat. *Epiſt.* 2. L. II. v. 36.

(**) So ungeſchickt er auch war, ſo ſagte er doch: Es mag Sturm laufen, wer da will, und wer nichts zu verlieren hat. Horat. L. II. *Epiſt.* 2. v. 40.

geworden iſt, weil ſich die Umſtände geändert haben. Dieſe ſo leichte Veränderung und dieſer ſein Widerſpruch, den man bey uns ſiehet, hat verurſachet, daß uns einige zwo Seelen, andere zwo Mächte angedichtet haben, die uns begleiteten und lenketen, iede nach ihrer Art, die eine zum Guten, die andere zum Böſen: weil ſich eine ſo tolle Verſchiedenheit in einem einfachen Dinge nicht wohl mit einander vergleichen läſſet.

Nicht allein der Wind der Zufälle beweget mich, nach dem er gehet; ſondern, was noch mehr iſt, ich bewege und beunruhige mich ſelbſt durch meine wankelbare Stellung. Wer genau Achtung giebt, wird ſich ſchwerlich zwey mal in einerley Zuſtande antreffen. Ich gebe meiner Seele bald dieſes bald wieder ein anderes Anſehen, nach dem ich ſie auf eine oder die andere Seite lege. Daß ich verſchiedentlich von mir rede, kömmt daher, daß ich mich verſchiedentlich betrachte. Ich finde in mir alle einander entgegen geſetzte Eigenſchaften, nach einer gewiſſen Reihe, und auf gewiſſe Weiſe. Ich bin ſchamhaft, unverſchämt, keuſch, wollüſtig, geſchwätzig, verſchwiegen, arbeitſam, weichlich, ſinnreich, tumm, verdrießlich, aufgeräumt, verlogen, wahrhaftig, gelehrt, unwiſſend, freygebig, geizig und verſchwenderiſch. Alles dieſes ſehe ich gewiſſer maßen bey mir, nachdem ich mich betrachte. Jeder, der ſich aufmerkſam ausforſchet, findet an ſich, und an ſeiner Urtheilskraft ſelbſt dieſe Unbeſtändigkeit und Verſchiedenheit. Ich kann nichts von mir vollkommen, ſchlechterdings und gewiß, ohne Verwirrung und ohne Vermiſchung und mit einem Worte

Die menſchliche Seele iſt unbeſtändig und veränderlich.

ſagen. Diſtinguo iſt das allgemeine Glied meiner Logick.

Man muß die Handlungen nach der Abſicht beurtheilen.

Ungeacht ich beſtändig geneigt bin, von dem Guten gutes zu reden und viel eher auch diejenigen Dinge, welche gut ſeyn können, gut auslege, ſo machet doch unſer ſeltſamer Zuſtand, daß wir oft durch das Laſter ſelbſt, etwas Gutes zu thun angetrieben werden, woferne nicht die Güte einer Handlung nach der Abſicht allein müßte beurtheilet werden. Daher darf man einen, wegen einer tapfern That nicht gleich für einen tapfern Mann halten. Wer eigentlich tapfer iſt, wird es beſtändig und bey allen Gelegenheiten ſeyn. Wenn es eine angewohnte Tugend und nicht eine jähe Hitze wäre, ſo würde ſie einen Menſchen bey allen Zufällen gleich beherzt machen. Er würde, wenn er allein wäre, eben ſo ſeyn, wie er in Geſellſchaft iſt. Er würde ſich in einem Turniere, als in einem Treffen bezeigen: denn man mag ſagen was man will, eben die Tapferkeit, welche ſich auf dem Pflaſter zeigt, zeigt ſich auch in freyem Felde. Ein wahrhaftig tapferer Menſch würde eben ſo beherzt eine Krankheit in ſeinem Bette, als eine Wunde im Felde ertragen: er würde ſich vor dem Tode ſo wenig in ſeinem Hauſe, als in einem Sturme fürchten. Wir würden nicht ſehen, daß ein Mann der muthig Sturm läuft, ſich hernach, wie ein Weib, über den Verluſt eines Proceſſes oder eines Sohnes quälete. Wenn einer keinen Schimpf ertragen kann, und ſtandhaft in der Armuth iſt; wenn ſich einer vor dem Balbiermeſſer ſcheuet, aber den feindlichen Degen nicht achtet: ſo iſt zwar die Handlung aber nicht der Menſch lobenswürdig.

dig. Viele Griechen, ſagt Cicero (*), haben nicht das Herz dem Feinde unter die Augen zu gehen, bezeigen ſich aber in Krankheiten ſtandhaft. Bey den Cimbrern und Celtiberiern iſt es umgekehrt (**) Nihil enim poteſt eſſe aequabile quod non a certa ratione proficiſcatur.

Alexanders Tapferkeit, die in ihrer Art ausnehmend iſt, iſt dennoch nicht vollkommen und allgemein.

Alexander war in ſeiner Art ausnehmend tapfer: aber auch nur in ſeiner Art, und nicht überall vollkommen und durchgängig tapfer. So unvergleichlich ſeine Tapferkeit war, ſo hatte ſie doch ihre Mängel. Dieß machte, daß wir ihn bey den geringſten Muthmaſſungen, als ob ihm die Seinigen nach dem Leben ſtünden, ſo erſtaunlich beſtürzet finden; und daß er bey dergleichen Unterſuchungen ſo gewaltthätige und unbeſonnene Ungerechtigkeiten begieng, und eine Furcht blicken lieſſe, die ſeine natürliche Vernunft in Unordnung brachte. Auch der Aberglaube, womit er ſo ſtark eingenommen war, kömmt der Kleinmüthigkeit ſehr nahe. Die ausſchweifende Reue, die er über die Hinrichtung des Klytus bezeigete, zeugt ebenfalls von der Ungleichheit ſeines Muthes. Unſere ganze Sache iſt nichts als Stückwerk, und wir ſuchen uns fälſchlich Ehre zu erwerben.

Die Tugend will einzig und allein ihrentwegen geſucht ſeyn.

Die Tugend will bloß ihrentwegen geſucht ſeyn, und reißt uns ihre Maſke wenn wir ſie zuweilen bey einer andern Gelegenheit entlehnen, alſobald wie-

(*) Graeci hoſtem adſpicere non poſſunt, eidem morbos toleranter atque humane ferunt. At Cimbri et Celtiberi in proeliis exſultant, lamentantur in morbo. *Tuſc. Quaeſt.* L. II. c. 27.

(*) Nichts kann beſtändig und gleichförmig ſeyn, was nicht mit guter Ueberlegung geſchieht. Cic. *ibid.*

wieder von dem Geſichte. Sie iſt eine lebhafte und feſte Farbe, wenn ſie einmal recht in unſere Seele eingedrungen iſt, und die niemals wieder ausgehet. Daher muß man, wenn man von einem Menſchen urtheilen will, ſeiner Lebensart lange und ſorgfältig nach ſpüren. Wenn die Beſtändigkeit nicht bloß auf ihrem eigenen Grunde beruhet, (*) Cui viuendi via conſiderata atque prouiſa eſt; wenn ihn die Mannichfaltigkeit der Vorfälle einen andern Schritt zu gehen veranläßt, (ich meyne einen andern Weg; denn die Schritte können geſchwinde oder langſam ſeyn) ſo laſſe man ihn laufen, er gehet dem Winde nach, wie die Ueberſchrift unſeres Talebot ſaget.

Es iſt kein Wunder, ſagt ein Alter (**), daß der Zufall ſo viel über uns vermag, weil wir nur auf ein Gerathewohl leben. Wer ſein Leben nicht überhaupt nach einem gewiſſen Endzwecke eingerichtet hat, (***) kann unmöglich die einzelne Hand-

(*) So daß er feſte zu einer gewiſſen Lebensart entſchloſſen iſt. Cic. *Paradoxon.* V. c. 1.

(**) Seneca *Epiſt.* 71 Neceſſe eſt multum in vita noſtra caſus poſſit, quia viuimus caſu.

(***) Diß alles iſt bis zu Ende des Abſatzes aus dem Seneca genommen: Non diſponet ſingula, niſi cui iam vitae ſuae ſumma propoſita eſt. Nemo, quamuis paratos habeat colores, ſimilitudinem reddet, niſi iam conſtet, quid velit pingere. Ideo peccamus, quia de partibus vitae omnes deliberamus, de tota nemo deliberat. Scire debet quid petat ille, qui ſagittam vult mittere: et tum dirigere et moderari manu telum. Errant conſilia noſtra, quia non habent, quo dirigantur. Ignoranti quem portum petat, nullus ſuus ventus eſt. *Epiſt.* 72.

Handlungen gehörig ordnen. Unmöglich kann einer die Theile in Ordnung bringen, wenn er nicht einen Entwurf zu dem Ganzen gemacht hat. Was hilft es, daß man ſich Farben in Vorrath anſchaffet, wenn man nicht weiß, was man zu malen hat? Niemand beſtimmt ſein Leben zu etwas gewiſſem, ſondern wir berathſchlagen uns nur Stückweiſe darüber. Der Bogenſchütze muß erſt wiſſen, wohin er zielet, und darnach kann er erſt die Hand, den Bogen, die Sehne, den Pfeil und die Bewegungen darnach einrichten. Unſere Anſchläge ſchlagen fehl, weil ſie keine gewiſſe Richtſchnur, und kein Ziel vor ſich haben. Wer ſich keinen gewiſſen Hafen vorgeſetzet hat, dem iſt kein Wind günſtig.

Ob das günſtige Urtheil vor den Sophokles und die Mileſier gegründet geweſen iſt.

Ich ſtimme nicht mit dem Urtheile überein, welches man zum Vortheile des Sophokles gefället, und worinnen man geſchloſſen (*) hat, er müßte im Stande ſeyn ſeine häußlichen Geſchäfte wohl in Obacht zu nehmen, ungeachtet ihn ſein Sohn angeklagt hatte, weil man eine von ſeinen Tragödien geſehen hatte. Auch finde ich die Muthmaſſung der Parier, die zur Verbeſſerung der Mileſier abgeſchicket worden waren, nicht zureichend zu dem Schluſſe, den ſie daraus zogen. Da dieſe die Inſul beſichtigten, merkten ſie ſich die am beſten gebaueten Felder, und die am beſten beſtellten Luſthäuſer auf dem Lande an. Als ſie nun die Namen von den Herren dieſer Güter aufgezeichnet und die Bürger in der Stadt verſammlet hatten (**), ernannten ſie dieſe Beſitzer zu neuen Regenten und Obrigkeiten, in der

(*) Cic. *de Senectute* c. 7.

(**) Herodot. L. V. p. 339.

Meynung, Leute, welche das Ihrige wohl in Acht nähmen, würden ſich auch die öffentlichen Angelegenheiten angelegen ſeyn laſſen. Wir ſind alle aus verſchiedenen Lappen zuſammen geſetzet: und ſind ſo ungeſtalt und ſo ungleich zuſammengeſetzt, daß iedes Stück von uns ieden Augenblick ſein Spiel treibet. Ja, wir ſind uns ſelbſt, ſo wenig als andern, gleich.

(*) Magnam rem puta, vnum hominem
agere.

Weil der Ehrgeiz den Menſchen ſo wohl die Tapferkeit, als die Mäßigkeit, und die Freygebigkeit, ia ſelbſt die Gerechtigkeit lehren kann, weil der Geiz einen Kramdiener der doch hinter dem Ofen und im Müßiggange erzogen worden iſt, ſo viel Muth einpflanzen kann, daß er ſich ſo ferne von ſeinem Hauſe der Willkühr der Wellen und des erzürneten Neptuns in einem zerbrechlichen Schiffe anvertrauet; weil der Geiz ſelbſt Klugheit und Verſchwiegenheit lehret; weil die Venus ſo gar die Jugend, die noch unter der Zucht und unter der Ruthe ſtehet, mit Herzhaftigkeit und Kühnheit verſiehet, und das zarte Herz der Mädchen die ihren Müttern noch im Schooße ſitzen, bewaffnet:

(**) Haec duce cuſtodes furtim transgreſſa
iacentes
Ad iuuenem tenebris ſola puella venit:

ſo

(*) Glaube mir, es iſt ein wichtiges Werk, wenn einer nur eine einzige Perſon vorſtellen will. Senec. *Epiſt.* 120. gegen das Ende.

(**) Unter der Venus Anführung gehet die Jungfrau bey

ſo darf uns kein vernünftiger Menſch bloß nach unſeren äußerlichen Handlungen beurtheilen. Man muß bis auf das innere fühlen, und ſehen, von was für Triebfedern die Bewegung herkömmt. Aber ie kühner und höher dieſe Unternehmung iſt, deſto weniger Leute ſollten ſich derſelben unterfangen.

Das II. Hauptſtück.

Von der Völlerey.

Ein Laſter iſt größer, als das andere.

Die Welt iſt voller Verſchiedenheit und Unähnlichkeit. Die Laſter ſind, als Laſter betrachtet, einander alle gleich: und ſo verſtehen es vielleicht die Stoiker. Aber ob ſie ſchon auf gleiche Weiſe Laſter ſind, ſo ſind ſie doch nicht gleiche Laſter. Es iſt nicht glaublich, daß derienige, der hundert Schritte über die Schranken hinaus iſt,

(*) Quos vltra citraque nequit conſiſtere rectum,

nicht in ſchlimmern Umſtänden ſeyn ſollte, als der, welcher nur zehen Schritte drüber gethan hat: oder, daß der Kirchenraub nicht ärger ſeyn ſollte, als die Entwendung einiger Kohlſtauden aus unſerem Garten.

bey der Nacht ganz allein mitten durch ihre eingeſchlafene Wächter hindurch, um ihren Liebſten auf zu ſuchen. Tibull. L. II, *Eleg.* 1. v. 75. 76.

(*) Die man auf keine Weiſe überſchreiten kann, ohne von dem rechten Wege ab zu weichen. Horat. L. I, *Sat.* I. v. 107.

(*) Nec vincet ratio, tantumdem vt peccet, idemque,
Qui teneros caules alieni fregerit horti,
Et qui nocturnus Diuum ſacra legerit.

Es iſt gefährlich, die Sünden miteinander zu vermiſchen.

Es iſt ſo viel Unterſchied hierinnen, als in irgend einer Sache. Die Verwirrung der Ordnung und des Maaßes der Sünden iſt gefährlich. Die Mörder, die Verräther, die Tyrannen haben allzu viel Vortheil dabey. Es iſt nicht recht, daß ſich ihr Gewiſſen dadurch erleichtert, weil ein anderer müßig, oder geil, oder ſaumſelig in der Andacht iſt. Jeder machet die Sünde ſeines Nächſten ſchwer, und ſeine leicht. Die Lehrer ſelbſt ordnen ſie oft, meinem Bedünken nach, ſchlecht. Sokrates ſagte, die Hauptbeſchäftigung der Weisheit beſtünde darinnen, daß man das Gute und das Böſe wohl unterſchiede. Hingegen wir, unter welchen der beſte immer noch laſterhaft iſt, müſſen eben das von der Wiſſenſchaft die Laſter zu unterſcheiden, ſagen; als ohne welche, wenn ſie nicht recht genau iſt, der Tugendhafte und der Gottloſe mit einander vermenget und unkenntlich bleiben.

Die Völlerey iſt ein grobes und viehiſches Laſter.

Nun ſcheinet mir aber die Trunkenheit vor andern Laſtern ein grobes und viehiſches Laſter zu ſeyn. Der Verſtand hat bey andern noch mehr zu thun; und es giebt Laſter, die, ich weiß ſelbſten nicht, was großmüthiges an ſich haben, wenn ich

(*) Denn man wird niemals aus tüchtigen Gründen beweiſen können, daß derienige, der etwas Küchengewächſe aus einem Garten geſtohlen hat, eines eben ſo großen Verbrechens ſchuldig ſey, als der zu Nachts die Tempel der Götter beſtohlen hat. Horat. L. I. *Sat.* 3 v. 114. ſeqq.

ich ſo ſagen ſoll. Es giebt Laſter, in welche ſich die Wiſſenſchaft, der Fleiß, die Tapferkeit, die Klugheit, die Geſchicklichkeit, und die Spitzfindigkeit mit einmiſchen: dieſes hingegen iſt völlig körperlich und irrdiſch. Daher geht es auch nur bey dem ungeſitteſten, unter den ietzigen Völkern im Schwange (*). Die übrigen Laſter ſchwächen den Verſtand, dieſes entkräftet und betäubt den Leib.

(**) Cum vini vis penetrauit,
Conſequitur grauitas membrorum, praepediuntur
Crura vacillanti, tardeſcit lingua, madet mens,
Nant oculi, clamor, ſingultus, iurgia gliſcunt.

Ein Menſch kann in keinem ſchlimmern Zuſtande ſeyn, als wenn er ſich ſelbſt nicht kennt, und ſeiner ſelbſt nicht mächtig iſt. Man ſagt unter andern davon, daß der Wein die verborgenſten Geheimniſſe bey denenienigen, die ihn über die Maaße getrunken haben, herauslocket, eben ſo wie der Moſt, wenn er in einem Gefäße brauſet, alles was zu Boden liegt, in die Höhe ſtößt.

(*) Ich glaube nicht, daß es ietzt erlaubt iſt, eine Erläuterung über dieſe Stelle zu machen, weil das Volk, welches man etwa nennen möchte, gar leicht den Vorwurf zurück ſchieben könnte.

(**) Wenn der Wein einen Menſchen einnimmt, ſo werden die Glieder ſchwer, der ganze Leib wanket, die Zunge ſtammelt, der Geiſt iſt ertrunken, die Augen ſchwimmen, man hört nichts als Schreyen, Schlucken, Zanken. Lucret. L. III. v. 475. ſeqq.

(*) Tu ſapientium.
Curas, et arcanum iocoſo
Conſilium retegis Lyaeo.

Joſeph erzählet, (**) daß er einen gewiſſen Geſandten, den die Feinde an ihn geſchicket hatten, ausgeforſchet habe, da er ihm mit ſtarkem Trinken zugeſetzt. Indeſſen fand ſich doch Auguſt, da er dem Lucius Piſo, welcher Thracien erobert hatte, ſeine allergeheimſten Sachen anvertrauete, (***) niemals betrogen: eben ſo wenig als Tiberius mit dem Coſſus, dem er alle ſeine Anſchläge offenbarete: ungeacht wir wiſſen, daß ſie alle beyde dem Wein ſo ſtark ergeben geweſen, daß man ſie beyde oft (†) betrunken aus dem Rathe hat nach Hauſe tragen müſſen.

(††) Heſterno inflatum venas de more Lyaeo.

So

(*) Du machſt die Ernſthafteſten luſtig, und entdeckeſt uns ihre Gedanken und ihre geheimſten Anſchläge. Horat. L. III. *Od.* 21. v. 14. ſeqq.

(**) *De vita ſua* p. 1016. A.

(***) Senec. *Epiſt.* 83. L. Piſo - - ebrius ex quo ſemel factus fuit, maiorem partem noctis in conuiuio exigebat, vſque in horam ſextam fere dormiebat - - officium tamen ſuum, quo tutela vrbis continebatur, diligentiſſime adminiſtrauit.

(†) Id. *ibid.* Tiberius - - Coſſum fecit vrbis praefectum, virum grauem, moderatum, ſed merſum vino et madentem: adeo vt ex ſenatu aliquando, in quem e conuiuio venerat, oppreſſus inexcitabili ſomno, tolleretur. - - Nullum Coſſo aut priuatum ſecretum aut publicum elapſum.

(††) Wenn, ihrer Gewohnheit nach, ihre Adern noch von dem Weine aufgeſchwollen ſind, den ſie Abends vorher zu ſich genommen haben. Virg. *Eclog.* v. 65.

So vertraute man auch dem Cimber, ungeacht er ſich oft betrank, ſo getreulich als dem Caſſius, der Waſſer trank, das Vorhaben den Cäſar zu ermorden: (*) daher er die artige Antwort gab; **Wie ſollte ich einen Tyrannen vertragen, da ich nicht den Wein vertragen kann.**

Wir ſehen, daß ſich unſere Deutſche, wenn ſie ſich ſchon im Weine dicke getrunken haben, doch ihres Quartiers, ihrer Looſung, und ihres Gliedes erinnern: Die Deutſchen Soldaten ſind auch in der Trunkenheit ſchwer zu überwinden.

(**) Nec facilis victoria de madidis, et Blaſis, atque mero titubantibus.

Ich hätte nimmermehr geglaubet, daß man ſich in dem Trunke ſo vertiefen, erſticken, und begraben könnte, wenn ich nicht in den Geſchichten Beyſpiele geleſen hätte. (***) Als Attalus eben den Pan-

(*) Seneca *Epiſt.* 83. De illa C. Cæſaris caede, illius dico, qui ſuperato Pompeio Rempublicam tenuit, tam creditum eſt Tullio Cimbro, quam C. Caſſio. Caſſius tota vita aquam bibit: Tullius Cimber et nimius erat in vino. - In hanc rem iocatus eſt ipſe: Ego, inquit, quenquam feram, qui vinum ferre non poſſum? Aber Seneca hat die Rede des Cimber verſtümmelt, damit er nicht dem Cäſar den Namen eines Tyrannen geben dürfte, wie Montagne thut.

(**) Ob ſie ſchon betrunken ſind, ſtammlen und taumeln, ſo ſind ſie doch nicht leicht zu ſchlagen. = = Diß iſt was ſattſam merkwürdiges, und Montagne hat, um es zu ſagen, ſich der Worte des Juvenals bedienen wollen, aber den Verſtand der Worte in dieſem Poeten verkehret. Juuenal. *Sat.* XV. v, 47. 48.

(***) Juſtin. L. IX. c. 6.

Pauſanias, der den König in Macedonien Philippus nachgehends eben deswegen umbrachte, (einen König, deſſen gute Eigenſchaften gleichwohl von der Erziehung, die er in dem Hauſe und in der Geſellſchaft des Epaminondas genoſſen hatte, zeigten) zu Gaſte geladen, nöthigte er ihn, damit er ihm einen recht empfindlichen Schimpf an thun könnte, ſo viel zu trincken, daß er unwiſſend ſeine Schönheit, wie den Leib einer Straſſenhure, den Mauleſeltreibern und ſchlechteſten Bedienten im Hauſe Preiß gab. So erzählte mir auch eine Dame, die ich ſehr ehre und hoch achte, daß bey Bourdeaux gegen Caſtres zu, wo ſie ihr Haus hat, eine Baurenfrau, die eine Wittwe war und die man für keuſch hielte, als ſie die erſten Zeichen einer Schwangerſchaft an ſich bemerkt, zu ihren Nachbarinnen geſagt hätte, ſie würde glauben ſie ſey ſchwanger, wenn ſie einen Mann hätte. Als ſich aber die Gelegenheit zu dieſem Argwohne von Tage zu Tage vermehrete, ſo daß es endlich augenſcheinlich war, geriethe ſie dahin, daß ſie in ihrer Kirche von der Kanzel melden ließ; wer ſich dieſer That bewußt wäre und ſie bekennen würde, dem verſpräche ſie ſolche zu vergeben, und ihn, wenn er es für gut befände, zu heyrathen. Ein junger Bauerknecht der bey ihr gedienet, und der durch dieſe Bekanntmachung ein Herz bekam, erklärte ſich hierauf, er habe ſie an einem Feyertage ziemlich betrunken, auf ihrem Heerde in ſo tiefem Schlafe, und in einer ſo unziemenden Lage gefunden, daß er ſich ihrer, ohne ſie auf zu wecken, habe bedienen können. Sie leben noch miteinander in der Ehe.

Es iſt gewiß, daß das Alterthum dieſes Laſter nicht ſehr verſchrien hat. Selbſt die Schriften der mehreſten Philoſophen reden ganz gelinde davon; und giebt es welche, ſo gar unter den Stoikern die da rathen, man ſolle ſich manchmal die Freyheit nehmen, über die Maaße zu trinken, und ſich zu berauſchen, um der Seele eine Erleichterung zu ſchaffen. Die Völlerey war bey den Alten nicht ſo ſehr verſchrien.

(*) Hoc quoque virtutum quondam certamine magnum
Socratem palmam promeruiſſe ferunt.

Der Sittenrichter Cato, der andere Leute beſſern ſollte, muß ſich vorrücken laſſen, daß er viel getrunken.

(**) Narratur et priſci Catonis
Saepe mero caluiſſe virtus.

Cyrus, der ſo berühmte König, führet unter andern lobenswürdigen Dingen, worinnen er ſich ſeinen Bruder Artaxerxes zu übertreffen rühmt, von ſich an (***), daß er beſſer trinken könne, als iener. Ja, ſelbſt bey den ordentlichſten und geſitteſten Völkern iſt der Verſuch, wer am meiſten trincken könnte, ſtark im Gebrauche geweſen. Ich habe vom Silvius, einem vortreflichen Arzte in Paris, ſagen hören, man müßte wenn man ver-

(*) Man ſagt, daß ſchon der große Sokrates ſelbſt den Preis in dieſem berühmten Kampfe davon getragen habe. Corn. Gall. *Eleg.* I. v. 47.

(**) Man ſagt, daß des alten Cato Tugend oft vom Weine erhitzet worden. Horat. L. III. *Od.* 21. v. 11. 12.

(***) Οἶνον πλείονα πίνειν καὶ φέρειν. Plutarch im Leben des Artaxerxes.

verhüten wollte, daß die Fibern unſeres Magens nicht nach und nach ſchlaff würden, ſie monatlich einmal durch dieſe Ausſchweifung aufmuntern und reizen, damit ſie nicht ſteif würden. So ſchreibt man auch, (*) daß ſich die Perſer nach dem Trunke über die wichtigſten Sachen berathſchlaget hätten.

Die Völlerey iſt kein ſo boshaftes Laſter, als die andern.

Mein Geſchmack und meine Leibesbeſchaffenheit iſt dieſem Laſter mehr als mein Verſtand entgegen. Denn außerdem, daß ich meinen Glauben leichtlich unter das Anſehen der alten Meynungen gefangen nehme, ſo halte ich ſie wohl für ein ſehr niederträchtiges und tummes Laſter, das aber nicht ſo boshaft und ſchädlich iſt als die andern, die faſt alle weit handgreiflicher das Band der gemeinen Geſellſchaft verletzen. Und wenn wir uns kein Vergnügen machen können, ohne daß es uns etwas koſtet, wie man zu ſagen pflegt, ſo glaube ich, daß dieſes Laſter unſerem Gewiſſen weniger koſtet als die übrigen. Außer dem iſt es leicht zu lernen, und nicht ſchwer zu finden. Ein nicht geringer Vortheil!

Man muß in der Wahl des Weines nicht ſo ekel ſeyn.

Ein Mann von hohem Stande und Alter rechnete unter die drey vornehmſten Bequemlichkeiten, die ihm, wie er mir ſagte, noch im Leben übrig wären, auch dieſe, und wo will man ſie beſſer finden, als unter den natürlichen? Aber er machte es nicht recht. Man muß die Schleckerey, und die ſorgfältige Wahl des Weins dabey vermeiden. Wer gern delikaten Wein trinkt, muß ſich auch gefallen laſſen verfälſchten zu trinken. Man muß keinen ſo hohen und ekeln Geſchmack haben. Wer ein guter Trinker ſeyn will, darf keinen

(*) Herodot. L. 1. c. 133. und andere Schriftſteller.

keinen ſo zarten Gaumen haben. Die Deutſchen trinken faſt ohne Unterſchied ieden Wein gerne. Sie wollen ihn verſchlucken, nicht aber koſten. Alſo haben ſie wohlfeilen. Sie genieſſen die Wolluſt häufiger und mit mehr Bequemlichkeit.

Die Alten brachten ganze Nächte mit Trinken zu. Ob wir beſſer thun, daß wir uns darinnen mehr mäßigen.

Zum andern, wenn man Franzöſiſch bey zwoen Mahlzeiten und mäßig trinkt, ſchränkt man die Gunſtbezeugungen dieſes Gottes zu ſehr ein. Es gehört mehr Zeit und Standhaftigkeit dazu. Die Alten brachten oft ganze Nächte mit dieſer Uebung hin, und verknüpfeten öfters die Tage damit. Alſo muß man ordentlich deſto reichlicher und ſtärker trinken. Ich habe zu meiner Zeit einen groſſen Herrn geſehen, einen Herrn der groſse Dinge unternahm und rühmlich ausführte, welcher aber, ohne ſich Gewalt anzuthun, ordentlich bey der Tafel nicht weniger als fünf (*) Lots Wein trank, und wenn er aufſtund, ſich dennoch zu unſern Schaden nur allzu klug und allzu vorſichtig bezei-

(*) Von dem Worte Lot ſagt Menage in ſeinem *Dictionaire Etymologique* nur ſo viel, daß dieſes Wort, unter andern Bedeutungen ſeiner Meynung nach auch für ein Maas flüßiger Dinge gebrauchet werde, und weiſet uns auf das *Gloſſarium* des du Cange, der auch nicht mehr ſaget. Ein guter Freund hat mich verſichert, daß dieſes Wort in Flandern, wo es noch in dieſem Verſtande gebräuchlich iſt, etwas über zwo Kannen, Pariſer Maas, mache: und diß ſagt Cotgrave in ſeinem *Dictionaire François-Anglois* ausdrücklich. Borel bemerket in ſeinem *Treſor de Recherches et Antiquités Gauloiſes* u. ſ. w. bey dem Wort *Monnoye*, ſecondes Additions, an, daß im Jahr 1351, das Lot Wein nicht mehr, als zween Pfenninge (Denier) gekoſtet habe.

bezeigete. Ein Vergnügen, das wir in unſerem Lebenslaufe mit in die Rechnung bringen wollen, muß einen größern Theil unſers Lebens dauern. Wir ſollten wie die Kramdiener und Tagelöhner, keine Gelegenheit zu trinken ausſchlagen, und dieſe Begierde beſtändig im Kopfe haben. Es ſcheinet, als ob wir von Tage zu Tage den Genuß dieſes Vergnügens abkürzeten, und daß ſonſt in unſern Häuſern, wie ich in meiner Kindheit geſehen habe, das Frühſtücken, das Veſperbrod (*) und die kleinen Mahlzeiten, weit häufiger uud gewöhnlicher geweſen wären, als ietzo. Sollte es wohl daher kommen, daß wir in etwas auf Beſſerung dächten? wahrhaftig, nein. Aber vielleicht daher daß wir der Unzucht mehr nachhängen, als unſere Väter. Allein dieſes ſind zwey Dinge die nicht in gleicher Stärke beyſammen ſeyn können. Sie hat auf der einen Seite unſern Magen geſchwächet: und auf der andern dienet die Nüchternheit dazu, daß ſie uns artiger und zu Liebeswerken geſchickter machet.

Des Montagne ſeines Vaters Charakter.

Mein Vater hat mir wunderſchöne Dinge von der Keuſchheit ſeiner Zeit erzählet. Er konnte davon reden, weil er ſo wohl durch die Kunſt als von Natur zum Umgange mit Frauenzimmer ſehr ge-

(*) *Le reſſiner*, oder vielmehr *reciner*, heißt, nach dem neuen Ausleger des Rabelais, das Veſperbrod, oder das Eſſen, ſo einige Zeit nach der Mittagsmahlzeit folget: *Reciner*, ſagt dieſer geſchickte Ausleger, kommet her von *Recoenare*, welches von coena abſtammet, und nach dem Feſtus vor Alters das Mittagmahl bedeutete. Man ſehe den Feſtus L. III. über das Wort *Coena* und L. XVII. über das Wort *Senſus*.

geſchickt war. Er redete wenig, aber artig, und miſchete immer in ſeine Reden einige Zierrathen aus bekannten Büchern, beſonders aus Spaniſchen ein, und unter den Spaniſchen hatte er den ſogenannten (*) **Marcus Aurelius** gut inne. In ſeinen Minen zeigte ſich eine leutſelige, höfliche und ſehr beſcheidene Ernſthaftigkeit. Er hielt ganz beſonders viel auf die Ehrbarkeit und den Wohlſtand an ſeiner Perſon, und in ſeinen Kleidern, er mochte zu Fuß oder zu Pferde ſeyn. Sein Wort hielt er ganz unglaublich genau, er war ſehr gewiſſenhaft, und überhaupt ſehr für die Religion eingenommen, ia mehr zum Aberglauben als zu deſſen Gegentheile geneigt. Er war, für einen Mann von kleiner Statur, ſehr munter. Er

(*) Mericus Caſaubonus ſagt von dieſem Buche in einer kleinen Nachricht, die er ſeiner Engliſchen Ueberſetzung von dem wahren Werke des Kaiſers Marcus Aurelius vorgeſetzet hat, daß dieſes Buch urſprünglich Spaniſch geſchrieben, und darnach ins Italiäniſche, Franzöſiſche und Engliſche überſetzet worden ſey u ſ. w. **Der Verfaſſer**, ſetzet er hinzu, **ſuchet im Ernſte ſein Werk für eine getreue Ueberſetzung des Marcus Aurelius aus zu geben. Allein es iſt in dieſem ganzen Buche nichts, woraus man ſchlieſſen könnte, ob der gelehrte Spanier, der es verfertiget hat, iemals das Werk dieſes weiſen Kaiſers geſehen hätte.** Dieſer Spanier heißt **Gevara**, der aber den Titel gelehrt, welchen ihm hier Mericus Caſaubonus giebt nicht verdient. Mann kann die wahre Abbildung ſeines Geiſtes und ſeiner Werke in **Baylens** Wörterbuche, unter dem Artikel **Gevara** ſehen.

Er war gerade und ſehr gut gewachſen, und hatte ein angenehmes Geſicht, das ins braune fiel. Er war ferner in allen adelichen Uebungen ſehr geſchickt. Ich habe noch mit Bley ausgefüllete Röhre geſehen, womit er ſeine Arme geübet haben ſoll, um zum Stangen und Steinwerfen, oder zum Fechten geſchickt zu machen: desgleichen mit Bley beſohlete Schuhe, womit er ſich zum Laufen und Springen leicht machen wollte. In Anſehung des Springens erzählt man noch kleine Wunder von ihm. Er lachte, da er ſchon über ſechzig Jahr alt war, über unſere ietzige Geſchicklichkeit. Er ſprang in ſeinem langen Pelze auf ein Pferd, gieng auf dem Daumen um die Tafel herum, und begab ſich ſelten in ſein Zimmer hinauf, ohne drey oder vier Stufen auf einmal zu überſpringen. Was gegenwärtige Materie anlangt, ſagte er, in einer ganzen Provinz wäre kaum eine einzige vornehme Frau in üblem Rufe geweſen. Er erzählte mir erſtaunliche Vertraulichkeiten, in denen er, auch für ſeine Perſon, mit den ehrlichſten Weibern, ohne den geringſten Verdacht, geſtanden hätte. Von ſich ſchwur er heilig, daß er als Junggeſelle in Eheſtand getreten ſey: und doch geſchahe dieſes, nachdem er vorher lange Zeit dem Kriege ienſeit des Gebürges beygewohnet hatte, als von welchem er uns ein eigenhändiges Tagebuch hinterlaſſen hat, in welchem alles, was ſich dabey, theils für die gemeine Sache, theils für ihn, merkwürdiges zugetragen, aufgezeichnet hat. Er verheyrathete ſich auch erſt bey ziemlichen Jahren im Jahr 1525, welches ſein drey und dreyßigſtes Jahr war, auf dem Rückwege aus Italien.

Doch

Doch wir müſſen wieder auf unſere Bouteillen kommen. Die Beſchwerlichkeiten des Alters, welche einer Stütze und Erfriſchung bedürfen, ſollten mir faſt mit Rechte ein Verlangen nach dieſer Gabe einpflanzen. Denn das Trinken iſt faſt das letzte Vergnügen, welches uns die Jahre rauben. Die natürliche Wärme, ſagen luſtige Brüder, kommt zuerſt in die Füſſe: dieſe Wärme findet ſich in unſerer Kindheit. Von da ſteiget ſie in die mittlere Gegend, wo ſie lange ſitzen bleibt, und nach meiner Meynung die einigen wahren Ergötzlichkeiten des körperlichen Lebens hervor bringet. Die andern Wollüſte ſind gegen dieſe nur ein Traum. Endlich kömmet ſie, wie ein Dunſt, der ſich wenn er in die Höhe ſteigt, vertheilt und verfliegt, in die Kehle, wo ſie ihren letzten Stillſtand machet. Gleichwohl weiß ich nicht, wie man das Vergnügen zu trinken, weiter als der Durſt geht, verlängern, und ſich in der Einbildung mit Gewalt und wider die Natur einen Appetit machen kann. Mein Magen würde ſich nicht ſo weit treiben laſſen; es kommt ihm ſchwer genug an, wenn er nach Nothdurft trinket. Nach meiner Leibesbeſchaffenheit mache ich mir aus dem Trinken weiter nichts, als in ſo fern es auf das Eſſen folgen muß: und deswegen trinke ich auch zum letzten male allezeit am meiſten. Weil uns das Alter den Gaumen mit Schleim überzieht, oder ſonſt durch andere üble Leibesbeſchaffenheit verderbet: ſo ſchmeckt uns der Wein immer beſſer, je mehr wir unſere Duftlöcher geöffnet und abgeſpielet haben. Zum wenigſten bekomme ich ſelten, gleich auf das erſte mal den rechten Geſchmack

Das Vergnügen bey dem Trinken iſt das letzte, wozu der Menſch fähig iſt.

davon. Anacharſis wunderte ſich (*), daß die Griechen zu Ende der Mahlzeit aus größern Gläſern tranken, als zu Anfange. Sie thaten es, wie ich denke, aus eben dem Grunde, aus welchem es die Deutſchen thun, die alsdann erſt um die Wette zu trinken anfangen. Plato verbietet den Kindern (**), vor dem achtzehenden Jahre Wein zu trinken, und vor dem vierzigſten ſich voll zu trinken. Aber Leuten, die das vierzigſte Jahr zurücke geleget haben, verzeihet er es, wenn ſie einen Gefallen daran finden, und dem Dionyſius bey ihren Gaſtmalen etwas mehr Einfluß verſtatten: Dieſem guten Gotte, der den Menſchen die Munterkeit, und den Alten die Jugend wieder giebt, der die Leidenſchaften beſänftiget und erweicht, gleichwie das Feuer das Eiſen weich machet. In ſeinen **Geſetzen** hält er dergleichen Trinkgeſellſchaften, woferne nur in der Geſellſchaft ein Haupt dabey iſt, das ſie im Zaume und in Ordnung halten kann, für nützlich. Denn er ſagt, die Trunkenheit ſey eine ſchöne Uebung, und ungemein geſchickt den alten Leuten das Herz zu machen, ſich durch Tanzen und Muſik zu ergötzen; welches ſehr nützliche Dinge wären, und deren ſie ſich doch nicht unterfangen dürften, ſo lange ſie bey gutem Verſtande wären. Der Wein ſey geſchickt die Seele mäßig, und den Leib geſund zu machen.

Plato verbietet den Kindern den Wein, und erlaubt denſelben den Alten.

Unterdeſſen gefällt es ihm doch folgende Einſchränkungen die zum Theil von den Karthaginenſern entlehnet ſind zu machen (***), daß man ſich deſſel-

Nöthige Einſchränkungen bey dem Trinken.

(*) Diog. Laërt. *in vita Anacharſis* L. I. Segm. 104.

(**) *De Legibus* L. II. p. 581.

(***) *Qu'on s'en eſpargne*, das iſt: daß man ſich deſſen

deſſelben auf Feldzügen entbreche; Daß ſich alle obrigkeitliche Perſonen und Richter (*) deſſelben enthalten, wenn ſie im Begriffe ſind ihr Amt zu verrichten, und ſich von öffentlichen Geſchäften zu berathſchlagen: daß man nicht den Tag (**) als eine Zeit, die zu andern Verrichtungen beſtimmet iſt, und nicht eben die Nacht (***) da man ſich Kinder zu zeugen vornimmt, dazu anwenden ſoll.

deſſen völlig enthalte, und nicht *qu'on le prenne ſobrement*, daß man ihn mäßig gebrauche, wie man in die letzten Ausgaben des Montagne geſetzet hat, in welchen man den Ausdruck des Verfaſſers hat verbeſſern wollen, und darüber ſeinen Gedanken verloren hat. Denn Plato ſagt ausdrücklich, er billige das Geſetz der Carthaginenſer, welches befahl, man ſollte ſich im Felde des Weines gänzlich enthalten, und nichts als Waſſer trinken, u. ſ. w. μηδεποτε μηδενα ἐπι ϛρατοπεδου γευεσθαι τουτου του ποματος, ἀλλ ὑδροποτιᾳ συγγιγνεσθαι τουτον τον χρονον ἁπαντα. *De Legibus* L. II. zu Ende.

(*) Oder, wie es ſchöner im Plato ſtehet, währendes Jahres, daß ſie im Amte ſind, μηδε αρχοντας, τουτον τον ενιαυτον ὁν αν αρχωσι. Eb. daſ.

(**) Wenn es nicht, ſagt Plato, zur Uebung oder im Falle einer Krankheit geſchiehet, ει μη σωμασκιας η νοσων ἑνεκα. Eb. daſ.

(***) Dieſe Ausnahme gieng die Weiber ſo wohl an, als die Männer: μηδ' αυ νυκτωρ, ὁταν' επινοῃ τις παιδας ποιειϑαι ανηρ η και γυνη. Plato eb. daſ. Das heißt, ſie müßten es mit einander abgeredet haben.

Der mit keinem Waſſer vermiſchte Wein iſt alten Leuten ſchädlich.

Man ſagt, der Philoſoph Stilpo habe, als ihm ein hohes Alter zur Laſt wurde, vorſätzlich ſein Ende damit (*) beſchleuniget, daß er den Wein lauter getrunken. Eben dieſe Urſache, richtete auch die durchs Alter niedergeſchlagene Kräfte des Philoſophen Arceſilaus, aber wider ſeinen Vorſatz, (**) vollends zu Grunde.

Die vollkommenſten Seelen werden durch verſchiedene Zufälle in Unordnung gebracht.

Allein es iſt eine alte und luſtige Frage: ob die Seele des Weiſen von der Kraft des Weines überwunden werden kann,

(***) Si munitae adhibet vim ſapientiae.

Zu was für Eitelkeit verleitet uns nicht die gute Meynung, die wir von uns haben? Die allerordentlichſte und vollkommenſte Seele von der Welt hat nur allzuviel zu thun, wenn ſie ſich aufrechts erhalten und in Acht nehmen will, daß ſie nicht aus eigener Schwachheit niederfällt. Unter tauſenden iſt nicht eine, die nur einen Augenblick ihres Lebens gerade und feſte ſtehet; und es iſt ungewiß, ob ſie es wegen ihrer natürlichen Beſchaffenheit iemals ſo weit bringen kann. Die Beſtändigkeit iſt ihre größte Vollkommenheit: ich meyne, wenn ſie von auſſen keinen Anſtoß hat, den ſie gleichwohl von tauſend Zufällen zu erwarten hat. Lucrez, dieſer große Poet, mag noch ſo ſchön philoſophiren, und ſich noch ſo ſehr

(*) Diogenes Laert, in Stilpons Leben. L. II. Segm. 120.

(**) Eb. derſ. im Leben des Arceſilaus L. IV. Segm. 44.

(***) Ob der Wein eine wohl verwahrte Weisheit überwältigen kann. Horat. L. III. *Od.* 28. v. 4. Diß iſt hier mehr eine Parodie, als eine Citation.

ſehr ſtemmen: deswegen wird er doch durch einen Liebestrunk unſinnig gemacht. Glaubt man denn, daß ein Schlagfluß den Sokrates nicht ſo gut, als einen Laſtträger betäuben kann? Einige haben durch eine heftige Krankheit ſo gar ihren Namen vergeſſen; und andere hat eine geringe Wunde des Verſtandes beraubt. Es mag einer ſo weiſe ſeyn, als er will, ſo iſt er doch noch ein Menſch. Was kann hinfälliger, elender und nichtiger ſeyn? Die Weisheit hebet unſere natürliche Umſtände nicht auf:

(*) Sudores itaque et pallorem exſiſtere toto
Corpore, et infringi linguam, vocemque aboriri,
Caligare oculos, ſonare aures, ſuccidere artus,
Denique concidere ex animi terrore videmus.

Der Weiſe blinkt eben ſo wohl mit den Augen wenn ihm ein Streich drohet. Er wird ſo gut, als ein Kind mit Schauer befallen, wenn er ſich an der Spitze einer ſteilen Höhe befindet. Die Natur hat ſich dieſe kleine Merkmale, die weder Vernunft noch Stoiſche Tugend überwinden können, als Zeichen ihrer Macht über uns vorbehalten wollen, uns unſere Sterblichkeit und Thorheit zu lehren. Er erblaſſet für Furcht, erröthet aus Schaam, und ſeufzet in der Colik, wo nicht

(*) Wir ſehen auch, daß (wenn der Geiſt von Furcht eingenommen iſt) die ſtammlende Zunge kein Wort vorbringen kann, daß die Augen finſter werden, die Ohren klingen, die Glieder ſchwach werden, und die ganze Maſchine verdorben iſt. Lucret. L. III. v. 155. u. f.

mit einer verzweifelnden und lauten Stimme, doch wenigſtens mit einem gebrochenen und heiſern Tone,

(*) Humani a ſe nihil alienum putet.

Die Poeten, welche nach eigenem Gefallen dichten dürfen, was ſie wollen, unterſtehen ſich nicht einmal ihre Helden der Thränen zu entledigen:

(*) Sic fatur lacrymans, claſſique immittit habenas.

Es iſt genug für den Weiſen, wenn er ſeine Neigungen im Zaume hält und mäßiget: denn ſie völlig zu beherrſchen ſtehet nicht in ſeinen Kräften. Unſer Plutarch ſelber, dieſer ſo vollkommene und vortreffliche Richter der menſchlichen Handlungen, geräth, wenn er den Brutus und Torquatus ihre eigene Kinder umbringen ſiehet, (*) in Zweifel, ob die Tugend ſo weit gehen könne; und ob dieſe Leute nicht vielmehr durch eine

(*) Er darf alſo nicht glauben, daß er vor einem menſchlichen Zufalle ſicher ſey. Terent. *Heautontim.* Act. I. Sc. 1. v. 25. Dieß iſt nicht der wahre Verſtand der Worte des Terentius. Montagne bedienet ſich derſelbigen nur um ſeinen Gedanken auszudrücken, nach einer bey ihm gewöhnlichen Freyheit, wie ich ſchon angemerket habe, und wie diejenigen ſehen werden, welche die Stellen, die er anführet, in ihren Quellen nachſchlagen werden: welches man thun muß, wenn man ſehen will, wie ſchön er ſie alle Augenblicke anwendet.

(**) Virgil. *Aeneid* Lib. VI. v. 1.
So rief er eilend aus und gieng drauf unter Segel.

(***) Im Leben des Publikola.

ne andere Leidenſchaft angetrieben worden. Alle Handlungen, welche die ordentlichen Gränzen überſchreiten, ſind einer üblen Auslegung unterworfen: weil ſich unſer Geſchmack ſo wenig zu dem, was über ihm iſt, als zu dem was unter ihm iſt, ſchicket.

Doch wir wollen dieſe Sekte fahren laſſen, (*) die ſich beſonders eine gewiſſe Kühnheit angelegen ſeyn läſſet. Allein wenn wir ſelbſt unter der andern Sekte, die man für die weichlichſte gehalten hat (**), die grosſprecheriſchen Worte des Metrodorus hören (***): Occupaui te, Fortuna, atque cepi: omnesque aditus tuos intercluſi, vt ad me adſpirare non poſſes: wenn Anaxarch, als er auf Nikokreons, des Tyrannen in Cypern Befehl, in einem ſteinernen Mörſel mit eiſernen Keulen zu todte geſchmiſſen wird, und doch beſtändig ſaget (†): **Stoßt immer zu, ſchlagt immer entzwey: ihr zerſtoßt den Anaxarch nicht, ſondern ſeine Schale**; wenn wir unſere Märtyrer den Tyrannen mitten aus dem Feuer zurufen hören (††): **Es iſt genug auf** die-

(*) Die Stoiſche, deren Stifter Zeno war.

(**) Die Epikuriſche.

(***) Ich bin dir zuvor gekommen, ich habe dich bezwungen, o Glück! Ich habe dir alle Zugänge verſchloſſen, daß du nicht an mich kommen kannſt. Cic. *Tuſc. Quaeſt.* L. I. c. 9.

(†) Diogenes Laertius im **Leben des Anaxarchus** L. IX. Segm. 58 59.

(††) Dieſes läßt Prudentius dem H. Laurentius ſagen, in ſeinem Buche περι ϛεφανων, von den Cronen *Hymn.* II. v. 401. u. f.

dieſer Seite gebraten, haue ſie ab, friß ſie, ſie iſt gar, fang an der andern an, Wenn wir im Joſeph (*) das Kind, welches Antiochus mit Zangen zerreiſſen, und mit Pfriemen durchbohren läßt, ihm noch Troz bieten, und mit einer ſtandhaften und geſetzten Stimme ſchreien hören: „Tyrann! du bemühſt dich „umſonſt, ich befinde mich noch immer wohl. „Wo iſt der Schmerz, wo ſind die Martern, womit du mir droheſt? Kannſt du „nichts als dieß? Meine Beſtändigkeit machet „dir größere Pein, als ich von deiner Grauſamkeit „empfinde: Feige Memme, du giebeſt dich, und „ich werde ſtärker. Mache, daß ich mich bekla„ge; mache, daß ich mich beugen laſſe, mache, „daß ich mich gebe, wenn du kannſt. Sprich „deinen Trabanten und deinen Henkersknechten „Muth zu: Siehe nur der Muth entfällt ihnen, „ſie können nicht mehr, treibe ſie an, mache ſie „hitzig.„ Hier muß man gewißlich bekennen, daß ſich in dieſen Seelen eine gewiſſe Veränderung und eine gewiſſe Wuht zeigt, ſo heilig ſie auch iſt. Wenn wir auf die Einfälle der Stoiker kommen: **Ich will lieber raſend als wollüſtig ſeyn**, wie Antiſthenes ſagte: (**) μανειην μαλλον η ησθειην; wenn Sextius ſpricht, **er wollte lieber vom Schmerze als von der Wolluſt gefeſſelt ſeyn**: Wenn Epikur ſich unterfänget, ſich von dem Zipperlein liebkoſen zu laſſen, und Ruhe und Geſundheit aus-

(*) *de Maccab.* C. 8. wo man einen ähnlichen Verſtand, aber nicht die nämlichen Worte findet.

(**) Aul. Gellius L. IX. c. 5. et Diog. Laertius in *vita Antiſthenis* L. VI. Segm. 3.

ausſchlåget, weil er mit friſchem Herzen dem Ungemach Troz bietet; wenn er geringere Schmerzen verachtet, und ſich nicht die Můhe nimmt mit ihnen zu kåmpfen und zu ſtreiten, ſondern ſtårkere, empfindlichere, und die ſeiner wůrdig ſind, auffordert und verlanget:

(**) Spumantemque dari pecora inter inertia votis
Optat aprum, aut fuluum deſcendere monte leonem:

Wer urtheilet hier nicht, daß dieſes von einer jåhen Hitze einer aus ihrer ordentlichen Lage gebrachten Herzhaftigkeit herrůhre? Unſere Seele kann ſich von ihrem ordentlichen Sitze nicht ſo weit erheben, ſie muß denſelben verlaſſen, ſich in die Hőhe ſchwingen, den Zůgel in das Maul nehmen, und alſo ihren Mann ſo weit wegfůhren und fortreiſſen, daß er ſich hernach ſelbſt ůber ſeine That wundert. Eben ſo treibt im Kriege die Hitze des Treffens muthige Soldaten őfters an, ſo gefåhrliche Gånge zu wagen, daß ſie, wenn ſie wieder zu ſich ſelbſt kommen, die erſten ſind, die vor Erſtaunen darůber erzittern. Eben ſo gerathen die Poeten oft ůber ihre eigenen Werke in Verwunderung, und haben die Spur vergeſſen, auf welcher ſie eine ſo ſchőne Bahn zurůcke geleget haben: welches man auch bey ihnen Hitze und Begeiſterung nennet. Und eben ſo wie

(**) Virgil *Aeneid.* Lib IV. v. 158 ſq.
. . . . bey dieſen trågen Thieren
Wůnſcht er ein ſchåumendes und wildes Schwein zu ſpůren
Und eines Lőwen Furth am Berge nach zu gehn.

wie Plato ſagt, (*) daß ein geſetzter Mann vergeblich vor der Thüre der Poeſie anklopfe: ſo ſpricht auch Ariſtoteles, keine ausnehmende Seele ſey von aller Vermiſchung mit Narrheit frey. Er hat auch recht, wenn er eine iede übertriebene Handlung, die unſere eigene Vernunft und Verſtand überſteiget, ſo lobenswürdig ſie auch ſeyn mag, eine Narrheit nennet, weil die Weisheit eine ordentliche Führung unſerer Seele iſt, und dieſelbe nach einem gewiſſen Maaße und Verhältniſſe regieret, und ſich ſelbſt davon Rechenſchaft giebt. Plato ſchlieſſet daher (*), weil die Gabe zu weiſſagen über unſer Vermögen iſt, wir müßten außer uns ſeyn, wenn wir ſie haben: unſere Klugheit müßte entweder durch den Schlaf, oder durch eine Krankheit verdunkelt ſeyn, oder ſie müßte durch eine himmliſche Entzückung auſſer ſich geſetzet werden.

Das

(*) Siue Platoni credimus, fruſtra Poeticas fores compos ſui pepulit: ſiue Ariſtoteli, nullum magnum ingenium ſine mixtura dementiae fuit. Senec. *de tranquillitate animi*, ſub finem.

(*) Platons Worte lauten ſo: Ικανον δε σημειον ως μαντικην αφροσυνη Θεος ανθρωπινη δεδωκεν. ȣδεις γαρ εννȣς εφαπτεται μαντικης ενθεȣ και αληθȣς, αλλ' η καθ υπνον την της φρονησεος πεδηθεις δυναμιν, η δια νοσον, η τινα ενθȣσιασμον παραλλαξας. *In Timaeo.* p. 543. G.

Das III. Hauptſtück.

Gewohnheit auf der Inſul (*) Cea.

Wenn Philoſophiren Zweifeln heißt, wie man zu ſagen pflegt: ſo muß mit noch größerem Rechte Albern und Schwärmen, wie ich es mache, Zweifeln heiſſen. Lehrlinge müſſen fragen und Schwierigkeiten machen, hingegen der Lehrer muß ſie auflöſen. Mein Lehrer iſt das Anſehen des göttlichen Willens, der uns unwiderſprechliche Regeln vorſchreibet und der weit über die eitlen und menſchlichen Streitigkeiten erhaben iſt. Als Philippus mit gewaffneter Hand in den Peloponeſus eindrang, ſagte einer zu dem Damindas, die Lacedämonier würden viel leiden müſſen, wenn ſie ſich nicht wieder in Gnade bey ihm ſetzeten. **Du feige Memme (**) antwortete dieſer, was können dieienigen leiden, die ſich nicht vor dem Tode fürchten?** Man fragte auch den Agis, wie ein Menſch frey leben könnte, worauf er zur Antwort gab (***), **wenn er den Tod verachtet.** Dieſe und tauſend ähnliche Reden von dieſer Art verſprechen offenbar noch etwas mehr, als daß man den Tod gedultig erwarten will, wenn er ſich nähert.

Denn es giebt in dem Leben viele Zufälle, die ſchwerer zu ertragen ſind als der Tod ſelbſt. Einen Beweis hiervon giebt ienes Lacedämoniſche Kind

Es giebt Zufälle, die ärger, als der Tod ſind.

(*) Eine Inſul auf dem Aegeiſchen Meere.

(**) Plutarch. *Apophthegm. Lacon.* unter dem Artikel Damindas.

(***) Eben daſ. unter dem Artikel Agis.

Kind, welches von dem Antigonus gefangen, als ein Knecht verkaufet, und von ſeinem Herrn getrieben wurde, daß es ſich zu einer verächtlichen Verrichtung ſollte gebrauchen laſſen, ſagte: (*) **Du ſollſt ſehen, wen du gekauft haſt; es wäre mir eine Schande zu dienen, da ich die Freyheit in Händen habe,** bey welchen Worten es ſich von dem Hauſe herunterſtürzete. Als Antipater den Lacedämoniern ſcharf drohete, damit er ſie einen gewiſſen Vorſchlag ein zu gehen bewegen möchte, antworteten ſie (**), **wenn du uns mit etwas ärgerm droheſt, als der Tod iſt, ſo ſterben wir lieber.** Und da Philippus ihnen geſchrieben hatte, er wollte ſie in allen ihren Unternehmungen hindern, gaben ſie zur Antwort: **Was? willſt du uns auch zu ſterben verhindern?** Deswegen ſagt man (***) der Weiſe lebte ſo lange, als er ſoll und nicht ſo lange, als er kann; und das ſchönſte Geſchenk, welches uns (†) die Natur gegeben, und welches uns alle Gelegenheit uns über unſern Zuſtand zu beklagen benimt, ſey dieſes, daß ſie uns die offene Thür gelaſſen hat. Sie hat uns nur einen Eingang ins Leben, aber hundert tauſend Wege hinaus angewieſen. Es kann uns an einem Lande mangeln darinnen wir leben können, aber niemals an einem Lande, dar-

Verſchiedene Mittel das Leben zu erhalten.

(*) Plutarch eben daſ.

(**) Plutarch eben daſ.

(***) Sapiens viuit, quantum debet, non quantum poteſt. Senec. *Epiſt.* 70.

(†) Nihil melius aeterna lex fecit quam quod vnum introitum nobis ad vitam dedit, exitus multos Eb. daſ.

darinnen wir ſterben können, antwortete Bojokalus den Römern (*). Warum beſchwerſt du dich über dieſe Welt? Sie hält dich nicht auf, deine Feigheit iſt daran Schuld, wenn du kümmerlich lebſt. Zum Sterben gehöret weiter nichts, als daß man ſterben will.

(**) Vbique mors eſt: optime hoc cauit Deus,
Eripere vitam nemo non homini poteſt:
At nemo mortem: mille ad hanc aditus patent.

Dieſes iſt ein Mittel für eine einzige Krankheit: der Tod iſt ein Mittel für alle Uebel. Er iſt ein ſehr ſicherer Hafen, der (***) niemals zu fürchten, aber oft zu wünſchen iſt. Es iſt einerley, ob (†) ſich der Menſch das Leben nimmt, oder nehmen läßt: ob er ſeinem letzten Tage entgegen gehet, oder ihn erwar-

(*) Tacit. *Annal.* L. XIII. c. 56. Deeſſe nobis terra in qua viuamus, poteſt; in qua moriamur, non poteſt.

(**) Durch Gottes weiſe Einrichtung findet ſich der Tod überall. Jeder kann dem Menſchen das Leben nehmen; aber niemand den Tod. Tauſend Wege führen uns dahin. Senec. *Thebaid.* Act. I. Sc. I. v. 151. u. f.

(***) Portus eſt aliquando petendus, nunquam recuſandus ſagt Seneca *Epiſt.* 70. Er iſt ein Hafen welchen man manchmal ſuchen, aber niemals fliehen muß. Montagne, der ohne Zweifel dieſen Gedanken des Seneca vor Augen gehabt, hat es wie mich dünkt, noch beſſer machen wollen, als er.

(†) Intereſt nihil an illa ad nos veniat, an ad illam nos. Senec. *Epiſt.* 69.

erwartet; Er mag herkommen, woher er will, ſo bleibt er immer ſein letzter Tag. Der Faden mag abreiſſen, an welchem Orte er will, ſo iſt er daſelbſt doch ganz, und es iſt da allezeit das Ende.

Der Tod kömmt auf des Menſchen Willen an.

Der freywilligſte Tod (*) iſt der allerſchönſte. Unſer Leben hänget von dem Willen anderer Leute, der Tod von unſerm eigenen ab. In keinem Dinge dürfen wir uns ſo ſehr nach unſern Neigungen richten, als in dieſem. Die Ehre hat mit dieſer Unternehmung nichts zu thun (**): es wäre eine Narrheit, darauf zu ſehen. Das Leben iſt nichts anders als eine Dienſtbarkeit; alſo iſt das Sterben die Befreyung davon. Der gemeine Weg zur Heilung führt in Lebensgefahr; man ſchneidet uns, man brennet uns, man löſet uns die Glieder ab, man nimmet uns die Nahrung und das Blut: nur einen Schritt weiter (***), ſo ſind wir gänzlich geheilet. Warum ſtehet uns die Luftröhre eben nicht ſo wohl zu Gebote, als die Medianader? wider die ſtärkſten Krankheiten muß man die ſtärkſten Mittel gebrauchen. Der Sprachlehrer Servius (†) fand keinen beſſern Rath, da er das Zipperlein hatte,

(*) Optima eſt mors quae placuit. Senec. *Epiſt.* 70.

(**) Stulte haec cogitantur: Aliquis dicet, me parum fortiter feciſſe u. ſ. w. Id. *Ibid.*

(***) Non opus eſt vaſto vulnere diuidere praecordia; Scalpello aperitur ad illam magnam libertatem via, & puncto ſecuritas conſtat. Id. *Ibid.*

(†) Servius Claudius ein Römiſcher Ritter. Plin. *Nat. Hiſtor.* L. XXV. c. 3. und Sveton *de illuſtribus Grammaticis*, cap. 2 und 3. Deſſen eigene Worte dieſe ſind: Seruius in podagrae morbum inci-

hatte, als daß er Gift brauchte, um ſeine Beine zu tödten. Sie mochten immer ihrer Seits das Zipperlein haben, wenn ſie nur unempfindlich waren. Gott giebet uns den Abſchied wohl genug, wenn er uns in einen ſolchen Zuſtand verſetzet, da uns das Leben ſchlimmer iſt, als der Tod. Iſt es eine Schwachheit, dem Uebel nachzugeben: ſo iſt es gewiß eine Narrheit, daſſelbe zu hegen. Die Stoiker ſagen, der Weiſe lebte der Natur gemäs, wenn er ſich, wenn er noch vollkommen glücklich iſt, das Leben nähme, woferne er es nur zu rechter Zeit thäte: und der Narr lebte der Natur gemäß, wenn er, ungeacht er elend iſt, das Leben behält; (*) woferne er nur die mehreſten Sa-

incidit, cuius impatiens veneno ſibi perunxit pedes, et enecuit, ita vt ea parte corporis quaſi praemortua vixerit.

(*) Die Stoiker nennen jeden laſterhaften Menſchen elend, der nicht ſchlechterdings und beſtändig die Tugend zur Richtſchnur ſeiner Handlungen machet, ſondern bald durch die Tugend zu einer Handlung angetrieben wird, bald durch eine Leidenſchaft, als durch die Wolluſt, den Eigennutz, den Eigenſinn, den Hochmuth, die Boßheit, den Aberglauben, die Furcht, die Zaghaftigkeit u. ſ. w.

- - Haec populos haec magnos formula Reges,
Excepto Sapiente, tenet.

In dieſem Zuſtande, ſprechen ſie, befänden ſich alle Könige und alle Völker in der Welt, ihren Weiſen ausgenommen, welcher vollkommen tugendhaft, vollkommen vernünftig iſt, und einer vollkommenen Glückſeeligkeit genieſet. Ein ſchöner Begrif, der aber niemals, außer nur in ihrer Einbildung, zur Wirklichkeit gelangt iſt. Denn, wie Cicero anmerket, haben ſie nie-

Sachen (*) hat, die ſie der Natur gemäß zu ſeyn vorgeben. Gleichwie ich die Geſetze welche wider die Diebe gemachet worden ſind, nicht verletze, wenn ich das meinige hinweg trage, und meinen Beutel abſchneide; gleichwie ich kein

mals die Wirklichkeit deſſelben gezeiget. *Academ. Quaeſt.* L. IV. c. 47. qui ſapiens ſit aut fuerit, ne ipſi quidem ſolent dicere. Es iſt klar, daß, wenn der ganze Ueberreſt von Menſchen verbunden wäre, daß Leben zu laſſen, die Erde bald gänzlich ohne Einwohner ſeyn würde. Allein die Stoiker überheben ſie dieſer Verbindlichkeit, oder zwingen dieſelben vielmehr beym Leben zu bleiben. Aus was für Grunde werden wir in der folgenden Anmerkung ſehen. Uebrigens hat Montagne alles, was er uns hier von der Stoiſchen Lehre erzählet, aus dem Cicero genommen, deſſen eigene Worte ſo lauten: In quo plura ſunt, quae ſecundum naturam ſunt, huius officium eſt, in vita manere: in quo aut ſunt plura contraria, aut fore videntur, huius officium eſt, e vita excedere. Ex quo apparet, et ſapientis eſſe aliquando officium, excedere e vita, cum beatus ſit; et ſtulti manere in vita, cum ſit miſer -- Cum vitiorum iſta vis non ſit, vt cauſam afferant mortis voluntariae, perſpicuum eſt etiam ſtultorum, qui iidem miſeri ſint, officium eſſe manere in vita, ſi ſint in maiore parte earum rerum, quas ſecundum naturam eſſe dicimus. Cicero läßt hier den Cato im Namen der Stoiker reden. *De Finibus* L. III. c. 18. Edit. Gronou.

(*) Die Stoiker nennen die Geſundheit, die Schönheit, die Stärke, die Geſchwindigkeit, die Munterkeit, den Fleiß, die Wiſſenſchaft, die Reichthümer, der Natur gemäße Dinge; und da ſie erwogen haben, daß die Menſchen dieſe Eigenſchaften, Gaben und Vorzüge, die ſie in verſchiedenen Graden beſitzen, wenn ſie dieſelben ſchon nicht allemal gut anwenden, doch auch nicht allezeit mißbrauchen, ſondern

kein Mordbrenner bin, wenn ich mein Holz verbrenne; ſo bin ich auch nicht an die Geſetze, die man wider die Mörder gemachet hat, gebunden, wenn ich mir mein Leben nehmen will. Hegeſias ſagte, (*) die Todesart müßte ſo gut, als die Lebensart, von unſerer Wahl abhangen. Als Diogenes, dem Philoſophen Speuſippus begegnete, der ſich, weil er mit einer langwierigen Waſſerſucht beſchweret war, in der Sänfte tragen lieſſe, und ihm zuriefe: Glück zu Diogenes! antwortete: **dir nicht Glück zu: (**) da du das Leben in einem ſolchen Zuſtande ertragen kannſt.** In der That brachte ſich Speuſipp einige Zeit darauf um das Leben, (***) weil er einer ſo elenden Lebensart überdrüßig war.

dern ſich derſelben zur Erhaltung ihres Lebens, zum Dienſte ihres Vaterlandes, zur Erhaltung der Geſellſchaft und zu beſondern Verbindungen, die im menſchlichen Leben großen Nutzen ſchaffen, bedienen, u. ſ. w. Da, ſage ich, die Stoiker alles dieſes wohl erwogen haben, ſo haben ſie weislich für gut befunden, daß die Narren, das iſt alle Menſchen, die Könige ſo gut, als ihre Unterthanen, die Reichen ſo gut, als die Armen, die Gelehrten ſo gut, als die Ungelehrten Sorge tragen ſollen ſich bey Leben zu erhalten, zum beſten der Geſellſchaft, die ſie ſelbſt, ungeachtet ſie Schüler des Zeno ſind, eben ſo nöthig haben, als alle andere Menſchen.

(*) Diog. Laërt. in Ariſtipps Leben. Lib. II. *Segm.* 94.

(**) Eb. derſ. in Speuſipps Leben. Lib. IV. *Segm.* 3.

(***) Eb. derſ. Man kann hier das zu Rathe ziehen, was oben B. I. Hauptſt. 13. von dem Tode dieſer Philoſophen geſagt worden iſt.

Der Selbſtmord iſt von Gott verboten, und wird in der andern Welt beſtrafet.

Allein alles dieſes bleibt nicht ohne Widerſpruch. Denn die meiſten behaupten, daß wir dieſe Garniſon der Welt nicht ohne desjenigen ausdrücklichen Befehl, der uns darein geleget hat, verlaſſen dürfen; und daß uns Gott, der uns nicht allein unſertwegen, ſondern zu ſeiner Ehre und zu dem Dienſte des Nächſten, in dieſelbe geſchickt, nach ſeinem Gefallen Abſchied geben muß, daß wir aber denſelben nicht ſelbſt nehmen dürfen. Wir ſind, heißt es, nicht allein für uns, ſondern auch für unſer Vaterland gebohren: folglich fordern auch die Geſetze wegen unſerer ſelbſt Rechenſchaft von uns, und klagen uns des Selbſtmordes an. Ueberdiß werden wir auch in der andern Welt als Leute, die aus ihren Dienſten gelaufen ſind, beſtrafet:

(*) Proxima deinde tenent moeſti loca, qui ſibi lethum,
Inſontes peperere manu, lucemque peroſi
Proiecere animas.

Man zeiget weit mehr Standhaftigkeit, wenn man die Kette, an die wir gefeſſelt ſind, abreiben, als wenn wir ſie zerbrechen. Regulus hat mehr Herzhaftigkeit bewieſen, als Cato. Die Unbeſcheidenheit und Ungedult machen, daß wir den Schritt zu unſerem Tode beſchleunigen. Keine Zufälle zwingen die wahre Tugend die Flucht zu nehmen. Sie ſuchet die Ungemächlichkeit und Schmerzen, als ihre Nahrung. Die Drohungen der Tyrannen, die Martern, und die Henker muntern ſie auf, und machen ſie lebendig.

(*) Du-

(*) Virg. *Aeneid.* L. VI. v. 434.
Und dieſe welche ſelbſt des Lebens müde waren,
Und ſich ermordeten, die ſtunden nächſt daran.

(*) Duris vt ilex tonſa bipennibus,
Nigrae feraci frondis in Algido,
Per damna, per caedes, ab ipſo
Ducit opes animumque ferro.

Und wie ein anderer ſagt:

(**) Non eſt vt putas virtus, pater,
Timere vitam, ſed malis ingentibus
Obſtare nec ſe vertere ac retro dare.

(***) Rebus in aduerſis facile eſt contemnere mortem.
Fortius ille facit, qui miſer eſſe poteſt.

Die Feigheit, nicht aber die Tugend verſteckt ſich in die Höhle eines in Stein gehauenen Grabes, um die Streiche des Unglücks zu vermeiden. Die Tugend unterbricht ihren Weg und ihren Gang nicht, wenn es auch noch ſo ſehr ſtürmte.

(†) Si fractus illabatur orbis
Impauidum ferient ruinae.

(*) Wie eine Eiche in dem düſtern Walde des fruchtbaren Algidus, welche zwar durch das harte Beil um ihre Aeſte kommt, aber durch das Eiſen, welches ſie verwundet, neue Kräfte und neuen Wachsthum erhält. Horat L. V. *Od.* 5. v. 57. ſeqq.

(**) Mein lieber Vater, die Tugend beſtehet nicht, wie du denkſt, darinnen, daß man ſich vor dem Leben fürchtet, ſondern darinnen, daß man den größten Uebeln widerſtehet, ohne zu weichen und zu fliehen. Senec. *Thebais* Act. I. v. 190. u. f.

(***) Bey widrigen Zufällen iſt es leicht den Tod zu verachten. Wer ſein Unglück ertragen kann, hat weit mehr Herz. Martial. Lib. XI. *Epigr.* 57. v. 15. 16. Bey dem Martial heißt es: Fortiter ille facit. u. ſ. w.

(†) Wenn auch die Welt über ihm einfiele, ſo wird er dennoch unerſchrocken von den Trümmern getroffen werden. Horat. L. III. *Od.* 3. v. 7. 8.

Gemeiniglich ſuchen wir durch den Tod andern Beſchwerlichkeiten zu entgehen. Ja öfters gerathen wir dem Tode, eben weil wir ihn fliehen wollen, in den Rachen.

(*) Hic, rogo, non furor eſt, ne moriare, mori?

Wie diejenigen, die ſich aus Entſetzen von einer ſteilen Höhe ſelbſt hinab ſtürzen.

(**) Multos in ſumma pericula miſit,
Venturi timor ipſe mali: fortiſſimus ille eſt,
Qui promtus metuenda pati, ſi cominus inſtent,
Et differre poteſt.

(***) Vsque adeo mortis formidine, vitae,
Percipit humanos odium, lucis que videndae,
Vt ſibi conſciſcant moerenti pectore lethum,
Obliti fontem curarum hunc eſſe timorem.

Plato

(*) Iſt es nicht raſend gehandelt, wenn einer aus Furcht vor dem Tode ſtirbt? Martial. L. II. *Epigram.* 80.

(**) Lucan. L. VII. v. 104.
= = = = = Viel hat das Fürchten ſelbſt
Des Böſen, ſo noch kömmt, in höchſte Fährlichkeit
Gebracht, der Tapferſt iſt, der fürchtlich Ding zu leiden
Gefaßt iſt; aber doch, wanns nicht ganz nahe kommt,
Und Aufſchub nehmen kann.

(***) Die Menſchen empfinden aus Furcht vor dem

Tode

Plato beſtimmt in ſeinen Geſetzen demjenigen ein ſchimpfliches Begräbniß, der ſeinen nächſten und beſten Freund, das iſt, ſich ſelbſt (*), des Lebens beraubet, und den Lauf ſeines Schickſals unterbricht, wenn er nicht durch ein öffentliches Urtheil, oder durch einen traurigen und unvermeidlichen Unglücksfall, oder durch einen unerträglichen Schimpf, ſondern bloß durch die Zaghaftigkeit und Schwachheit einer furchtſamen Seele darzu gezwungen wird.

Plato verdammt die Selbſtmörder zu einem ſchimpflichen Begräbniß.

Die Verachtung unſers Lebens iſt lächerlich: Denn es iſt doch einmal unſer ganzes Weſen, und unſer Alles. Andere Dinge, die ein edleres und beſſeres Weſen haben, mögen unſer Weſen tadeln: aber es iſt wider die Natur, daß wir uns ſelbſt verachten, und uns ſelbſt geringe ſchätzen. Es iſt eine ganz beſondere Schwachheit bey uns, die ſich bey keinem andern Geſchöpfe findet, daß wir uns ſelbſt haſſen und geringe ſchätzen. Es iſt eine eben ſo große Eitelkeit, daß wir etwas anders zu ſeyn verlangen, als was wir ſind. Dieſes Verlangen kann niemals erfüllt werden, weil es ſich ſelbſt widerſpricht, und ſich ſelbſt aufhebet. Derjenige, welcher aus einem Menſchen ein Engel zu werden verlangt, wünſchet ſich nichts. Er würde dadurch nicht viel gebeſſert werden: denn, wen er nicht mehr iſt, wie kann er ſich dann erfreuen, oder dieſen erlangten Vortheil empfinden?

Die Verachtung des Lebens iſt ungegründet.

Tode manchmal einen ſo großen Ekel für dem Leben und für dem Lichte, daß ſie ſich aus Schwermuth ſelbſt ermorden und vergeſſen, daß dieſe Furcht eben die wahre Urſache ihres Verdruſſes iſt. Lucret. L. III. v. 79. u. f.

(*) *De Legibus* L. IX. p. 660.

(*) Debet enim miſere cui forte aegreque futurum eſt,
Ipſe quoque eſſe in eo tum tempore, cum male poſſit
Accidere.

Die Sicherheit, die Unempfindlichkeit, die Freyheit von allem Leiden, die Vermeidung aller Ungemächlichkeiten dieſes Lebens, welche wir durch den Tod erkaufen, hilft uns nichts. Vergebens vermeidet einer den Krieg, wenn er den Frieden nicht genieſſen kann. Vergeblich fliehet einer die Arbeit, wenn er die Ruhe nicht ſchmecken kann.

Welches die vernünftigſten Urſachen zum Selbſtmorde ſind.

Unter denenienigen, welche der erſtern Meynung zu gethan ſind, iſt ein großer Zweifel darüber entſtanden, welche Gelegenheiten, einen Menſchen rechtmäßig zum Selbſtmorde bewegen können. Sie nennen dieſe (**) ευλογον εξαγωγην: denn ob ſie ſchon ſagen, man müſſe oft um geringer Urſachen willen ſterben, weil dieienigen die uns das Leben anrathen, nicht ſtark genug ſind; ſo braucht dieſes doch einige Einſchränkung. Es giebt närriſche und unvernünftige Einfälle, welche nicht nur einzelne Menſchen, ſondern ſelber ganze Völker ſich das Leben zu nehmen veranlaſſet haben. Ich habe ſchon oben Exempel hievon angeführet; und wir leſen über

(*) Derienige, welcher einmal ins Elend gerathen ſoll, muß nothwendig eben zu der Zeit ſeyn, da ihm etwas Uebels wiederfahren kann. Lucret. L. III. v. 874 u. f.

(**) Einen vernünftigen Ausgang. Dieſes Ausdruckes bedienten ſich in dieſem Falle die Stoiker. Man ſehe den Diogenes Laerz im Leben des Zeno L. VII. Segm. 130. und des Menage Anmerkungen über dieſe Stelle p. 311. 312.

über dieſes (*) von den Mileſiſchen Jungfern, daß ſie ſich, vermöge einer raſenden Zuſammenverſchwörung, eine nach der andern erhenkt, bis endlich die Obrigkeit vorgebeuget, und befohlen, daß diejenigen, die man alſo erhenkt finden würde, an eben dem Strange ganz nacket durch die ganze Stadt ſollte geſchleifet werden (**). Threicion prediget dem Kleomenes vor, daß er ſich umbringen ſollte, weil ſeine Sachen in ſo ſchlechten Umſtänden wären, und daß er, weil er einem rühmlichern Tode in dem Treffen, welches er eben verloren hatte, entgangen wäre, iezo dieſen andern, welcher dem erſten in Anſehung der Ehre, am nächſten käme, erwählen, und den Siegenden keine Zeit laſſen ſollte, ihm entweder einen ſchimpflichen Tod anzuthun, oder ihn zu einem ſchimpflichen Leben zu zwingen. Doch Kleomenes (***) verwarf mit einer Lacedämoniſchen und Stoiſchen Herzhaftigkeit dieſen Rath, als einen feigen und weibiſchen Rath. Dieſes Mittel, ſagte er, bleibt mir allezeit gewiß, und ich darf mich deſſen nicht bedienen, ſo lange noch ein Finger breit Hoffnung übrig iſt. Er behauptet, manchmal ſey ſelbſt das Leben eine Standhaftigkeit und Herzhaftigkeit, und er wollte gern ſelbſt mit ſeinem Tode ſeinem Vaterlande dienen, und eine rühmliche und tapfere Handlung daraus machen.

(*) Plutarch. *de fortitudine mulierum*, unter dem Artikel von den Mileſiſchen Weibern.

(**) Oder vielmehr Therycion: denn Plutarch, aus welchem dieſes alles genommen iſt, nennet ihn Θηρυκιων,

(***) Plutarch in dem Leben des Agis und Kleomenes.

Threicion folgte hierauf ſeinem eignem Rathe (*) und brachte ſich um. Kleomenes that es nachgehends ebenfalls (**), aber nicht eher, als bis er das äußerſte verſuchet hatte. Alle Ungemächlichkeiten ſind nicht wehrt, daß man um ſie zu vermeiden, ſtirbt.

Wie weit uns die Hoffnung begleiten ſoll.

Da es überdieß ſo jählinge Veränderungen in dem menſchlichen Leben giebt, ſo iſt es ſchwer zu entſcheiden, welchen Augenblick unſere Hoffnung gleich aus iſt:

(***) Sperat et in ſaeua victus gladiator arena
Sit licet infeſto pollice turba minax.

So lange ein Menſch lebt, ſagt ein alter Spruch, (†) iſt noch zu allen Hoffnung. Gut, antwortete Seneca, (††) aber warum ſoll ich vielmehr dieſes

(*) Θηρυκιων ουδεν αντειπων, οτε πρωτον εσχε καιρον αποστηναι του κλεομενους, εκτραπομενος παρα τον αιγιαλον, εσφαξεν εαυτον. Eben daſ.

(**) Eben daſ.

(***) Der überwundene Fechter behält auf dem Sande noch einige Hoſſnung übrig, ungeachtet das Volk geneigt ſcheinet, ihn umkommen zu laſſen. Dieſe zweene Verſe ſind aus einem alten Lateiniſchen Poeten genommen, den einige Pentadius nennen. Man findet das Gedicht *De Spe*, woraus ſie genommen ſind, in den *Catalectis Virgilionis &c.* die Scaliger heraus gegeben hat, p. 223. Ich bin dieſe Anmerkung dem Herrn Barbeyrac ſchuldig.

(†) Omnia homini, dum viuit, ſperanda ſunt: Seneca führet dieſen Spruch an. *Epiſt.* 70.

(††) Ego cogitem in eo qui viuit, omnia poſſe fortunam

dieſes in Gedanken haben, daß das Glück an einem Lebenden alles zu thun vermag, als dieſes, daß das Glück über einen, der ſterben kann, keine Gewalt hat? Wir wiſſen, daß Joſeph (*), da er in eine ſo augenſcheinliche und nahe Gefahr verwickelt war, da ſich ein ganzes Volk wider ihn auflehnete, ſo daß die Vernunft keine Rettung mehr vor ihn übrig ſahe: dennoch mit gutem Erfolge den Rath, welchen ihm, wie er ſagt, ein guter Freund ertheilt, ſich zu ermorden, mit gutem Erfolge ausgeſchlagen, und auf ſeiner Hoffnung feſt beſtanden. Das Glück wandte wider alles menſchliche Anſehen, dieſen Zufall ſo, daß er ſich ohne einiges Ungemach davon befreyet ſahe.

Ein übereilter Tod iſt zuweilen kläglich geweſen.

Im Gegentheil vernichteten Caßius und Brutus vollends den Ueberreſt der Römiſchen Freyheit, deren Beſchützer ſie waren, durch die Hitze und Uebereilung, mit welcher (**) ſie ſich, ehe es Zeit und Gelegenheit war, ermordeten. In dem Treffen bey Seriſolles wollte ſich der Herr von Anguien (***) zweymal, den Degen in den Hals

tunam, potius quam cogitem in eo qui ſcit mori, nihil poſſe fortunam? Eben daſ.

(*) De *vita ſua* p. 1009.

(**) Beſonders Caßius.

(***) Blaſius von Montluc, der viel Antheil an dem Siege hatte, verſichert es ausdrücklich in ſeinem Commentaire fol. 95. verſo. Der Herzog von Anguien, ſagt er, war in Verzweifelung, verfluchete die Stunde ſeiner Geburt, als er ſein Fußvolk auf der Flucht ſahe ⸗ ⸗ der von Montpellier, der bey ihm war, hat mir geſagt, daß er ſich zweymal die

Hals ſtoſſen, weil er an dem glücklichen Ausgange der Schlacht verzweifelte, mit welcher es ſich an dem Orte, wo er war, ſehr ſchlecht anließ, und hätte ſich alſo bald aus Uebereilung des Genuſſes eines ſo ſchönen Siegs beraubt. Ich habe hundert Haaſen den Windſpielen durch die Zähne ſpringen ſehen.

(*) Aliquis carnifice ſuo ſuperſtes fuit,
(**) Multa dies variusque labor mutabilis aeui
Rettulit in melius, multos alterna reuiſens
Luſit, et in ſolido rurſus fortuna locauit.

Urſachen welche einen ſich zu ermorden veranlaſſen können.

Plinius ſaget, es gäbe nur dreyerley Krankheiten, zu deren Vermeidung man ſich das Leben zu nehmen berechtiget ſey (***). Die härteſte unter

die Degenſpitze an die Kehle geſetzet, und ſich ſelbſt ein Leid habe anthun wollen. Dieſes Treffen ward im Jahr 1544 gehalten.

(*) Mancher hat ſchon ſeinen Henker überlebet. Senec. *Epiſt.* 13.

(**) Virg. *Aeneid.* Lib. XI. v. 425.
. . . . die Zeit verändert viel
Und macht auch vieles gut: Das Glücke treibt ſein Spiel.
Wie manchen pflegt es nicht bald wieder zu erhöhen,
Den es erniedrigt hat.

(***) In der Ausgabe der Verſuche vom Jahre 1588 in 4to ſteht: Plinius ſagt, es gäbe nur dreyerley Krankheiten, welchen zu entgehen man gewohnet wäre, ſich ſelbſt zu ermorden. Die härteſte unter allen iſt der Blaſenſtein, wenn der Urin dadurch zurück gehalten wird. Die andere iſt der Ma-

ter allen iſt der Blaſenſtein, wenn der Urin zurücke gehalten wird. Seneca erlaubet es nur bey denenienigen, welche die Verrichtungen der Seele lange Zeit verhindern (*). Einige glauben, man dürfe ſich ſelbſt umbringen, um einem ſchlimmern Tode zu entgehen. Als Damokrit, das Haupt der Aetolier gefangen nach Rom geführet wurde, fand er in der Nacht Gelegenheit zu entrinnen. Als ihm aber ſeine Wächter nachſetzeten

Magenſchmerz. Die dritte das Kopfweh. Dies iſt eine getreue Ueberſetzung der Materie des Plinius, welcher, da er vorher geſagt hat, man könnte es als eine Art der Narrheit anſehen, wenn man beſtimmen wollte, welches die ſchmerzhafteſten Krankheiten wären, hinzuſetzet. „De hoc tamen iudicauere, avi experimento, „aſperrimos cruciatus eſſe calculorum a ſtillici„dio veſicae, proximum ſtomachi, tertium eo„rum, quae in capite doleant, non ob alios fer„me morte conſcita.„ L. XXV. c. 3. Man brächte ſich, ſagt er, nicht leicht wegen anderer, als dieſer drey Arten von Uebeln um. Diß iſt alles, was er uns ſagen will. Was das Recht ſich das Leben zu nehmen anbelanget, davon ſaget er hier kein Wort, und ich kann nicht begreifen, warum hier Montagne, der anfänglich den Gedanken des Plinius ganz wohl getroffen hatte, wenn er ſagt, daß man nach dieſem Schriftſteller gewohnt geweſen wäre, ſich um zu bringen, um ſich von einer dieſer drey Krankheiten zu befreyen, ihn nachgehends ſagen läßt, man wäre berechtiget ſich deswegen das Leben zu nehmen.

(*) Morbum morte non fugiam, duntaxat ſanabilem, nec officientem animo u. ſ. w. *Ep.* 58. gegen das Ende.

ſetzeten, ſo (*) ſtieß er ſich, ehe er ſich wieder gefangen nehmen laſſen wollte, den Degen ſelbſt in den Leib. Antinous und Theodotus gaben, als ihre Stadt in Epirus (**) von den Römern auf das äußerſte gebracht worden war, dem Volke den Rath, ſie ſollten ſich alle ſelbſt umbringen. Da aber der Rathſchlag, daß man ſich lieber ergeben ſollte, die Oberhand behielt, giengen ſie ſelbſt (***) ihrem Tode entgegen, und rannten mit dem Vorſatze zu ſchlagen, nicht aber ſich zu bedecken, unter die Feinde.

Der Tod wird der Leidenſchaft vorgezogen.

Als die Inſul (†) Goze vor einigen Jahren von den Türken erobert wurde, brachte ein Sicilianer, der zwo ſchöne Töchter hatte, die er bald verheyrathen wollte, mit eigener Hand um, und ihre Mutter dazu, als ſie bey ihrem Tode herbey lief. Nachdem er dieſes gethan hatte, gieng er mit einer Armbruſt und einer Flinte auf die Gaſſe, brachte auf zween Schüſſe die zween erſten Türken um, die auf ſeine Thüre zugiengen, und gieng hierauf mit dem Degen in der Fauſt ganz raſend unter die Feinde hinein, von denen er auch ſogleich umringet und in Stücken gehauen wurde: und errettete ſich auf dieſe Weiſe aus der Dienſtbarkeit, nachdem er vorher die Seinigen davon errettet hatte. Die Jüdiſchen Weiber beſchnitten ihre Kinder, und ſtürzten ſich hernach mit ihnen herunter, um der Grauſamkeit des Antiochus

(*) Tit. Liuius. L. XXXVII. c. 46.

(**) Paſſaro, Tit. Liuius. L. XLV. c. 26.

(***) Id. *Ibid.*

(†) Es iſt diß eine kleine Inſul auf der weſtlichen Seite der Inſul Malta, und nicht ſehr weit davon.

tiochus zu entfliehen. Man hat mir erzählet, daß die Anverwandten eines vornehmen Gefangenen, der in unſern Gefängniſſen geſeſſen, als ſie die Nachricht erhalten, daß er gewißlich verurtheilet werden würde, um den Schimpf eines ſolchen Todes zu vermeiden, einen Prieſter angeſtiftet hätten, ihm zu ſagen, das beſte Mittel zu ſeiner Befreyung wäre, wenn er ſich einem gewiſſen Heiligen mit dieſem und jenem Gelübde befehle und acht Tage ohne alle Speiſe bliebe, mit was für Ohnmacht und Schwachheit er auch befallen werden möchte. Er glaubte ihm, und entledigte ſich, ohne daran zu denken, des Lebens und der Gefahr.

Scribonia rieth ihrem Neffen Libo an, ſich lieber zu ermorden, als die Hand der Juſtiz zu erwarten, und ſagte zu ihm (*), er griffe eigentlich einem andern in das Amt, wenn er ſein Leben erhielte, um daſſelbe denenienigen in die Hände zu liefern, die es drey oder vier Tage hernach von ihm abfordern würden; und er thäte ſeinen Feinden einen Dienſt, wenn er ſein Blut ſparete, und es ihnen Preis gäbe.

Scribonia rieth ihrem Neffen ſich zu ermorden.

Man lieſet in der Bibel, daß, als Nikanor, der Verfolger des göttlichen Geſetzes, ſeine Trabanten abgeſchicket, ſich des ehrlichen alten Raſias zu bemächtigen, der ſeiner Tugenden wegen den Ehrennamen eines Vaters der Juden bekommen hatte, dieſer wackere Mann, weil er alles in Unordnung, ſein Thor verbrannt, und ſeine Feinde ihn zu greifen bereit geſehen, lieber großmüthig habe ſterben, als in die Hände der Gottloſen kommen, und auf eine ſeiner Würde unanſtändige

Beherzter Tod des alten Raſias.

(*) Quid te, inquit, delectat alienum negotium agere? Perſuaſit, Senec. Epiſt. 70.

ge Art mit ſich habe umgehen laſſen wollen, und ſich daher einen Stich (*) mit ſeinem Degen gegeben. Weil aber der Stich in der Eile nicht recht gerathen war, habe er ſich von der Mauer herunter mitten unter den feindlichen Haufen geſtürzt, und ſey, als dieſer auseinander gegangen und ihm Platz gemacht, gerade auf den Kopf gefallen. Als er aber nichts deſtoweniger noch einen Ueberreſt des Lebens bey ſich gemerket, habe er ſeinen Muth noch einmal zuſammen gefaßt, ſey aufgeſprungen, und blutig und voller Wunden durch das Gedränge hindurch bis an einen gewiſſen jähen und ſteilen Felſen gedrungen, wo er, weil er nicht weiter kommen können, aus einer von ſeinen Wunden das Eingeweide mit beyden Händen herausgezogen, zerfleiſchet, und in kleine Stücke zerriſſen und unter die, welche ihm nachſetzeten, geworfen, wobey er die göttliche Rache über ſie aufgefordert und angerufen.

An Weibesperſonen verübte Gewaltthätigkeiten.

Unter den Gewaltthätigkeiten, welche man dem Gewiſſen anthut, iſt, nach meiner Meynung, diejenige am meiſten zu vermeiden, welche wider die Keuſchheit der Weibsperſonen verübet wird, weil ſich bey denſelben natürlicher Weiſe ein körperliches Vergnügen einmiſcht, und folglich der Widerwille nicht vollkommen ſeyn kann, ſondern, dem Anſehen nach, die Gewalt mit einigem Willen vermenget iſt. Die Kirchengeſchichte verehret verſchiedene ſolche Beyſpiele von andächtigen Per-

(*) II. Maccabäer XIV. v. 37-46.

Perſonen, die ſich durch den Tod vor den Gewaltthätigkeiten, welche die Tyrannen ihrer Religion und ihrem Gewiſſen anthun wollen, geſichert haben. (*) Pelagia und (**) Sophronia ſind alle beyde kanoniſiret worden. Jene ſtürzete ſich ſammt ihrer Mutter und ihren Schweſtern in den Fluß; um der Gewalt etlicher Soldaten zu entgehen. Dieſe aber nahm ſich auch ſelbſt das Leben, um der Gewalt des Kaiſers Maxentius zu entweichen.

Vielleicht wird es uns in den künftigen Jahrhunderten Ehre bringen, daß ein gelehrter Schriftſteller dieſer Zeit, der wie bekannt ein Pariſer iſt, ſich Mühe giebt unſere iezt lebende Damen zu überreden, daß ſie lieber alle andere Mittel ergreifen, als auf einen verzweifelten Anſchlag fallen ſollen. Es iſt mir leid, daß er nicht den ſchönen Einfall, den ich von einer Frau zu Toulouſe gehört habe, die einigen Soldaten in die Hände gerathen iſt, gewußt hat, und demſelben ſeinen Erzählungen hat beyfügen können. Gott Lob, ſagte ſie, daß ich mich zum wenigſten einmal habe ohne Sünde ſättigen können. In der That, ſolche Grauſamkeiten ſind der Franzöſiſchen Sanftmnth unanſtändig (***). Unſere Luft iſt auch ſeit dieſer guten Errinnerung gewaltig davon gereiniget worden. Es iſt genug, daß nach

Ein Schriftſteller, welcher den Damen widerräth, ſich, um eine Gewaltthätigkeit zu entgehen, um zu bringen.

(*) Ambroſ. *de Virgin.* L. III. p. 97. Ed. Pariſ. 1569.

(**) Ruffin. *Hiſt. Eccleſ* L. VIII. Euſeb. *Hiſt Eccleſ.* L. VIII. c. 14. Der Letztere aber nennet ſie nicht, ungeacht ſie eben die Perſon iſt.

(***) Nämlich der Sanftmuth der Franzöſiſchen Damen.

nach der Regel (*) des ehrlichen Marot, Nein ſagen, und es thun.

Der Tod wird einem unglückſeligen Leben vorgezogen.

Man findet in der Geſchichte eine Menge Leute, die auf tauſenderley Weiſe ein mühſeliges Leben mit dem Tode verwechſelt haben. Lucius Aruntius ermordete ſich, um (**) **dem Zukünftigen und dem Vergangenen zu entfliehen.** Granius Silvanus und Statius Proximus nahmen ſich das (***) Leben, nachdem ſie von dem Kaiſer Nero Gnade erhalten hatten: entweder um nicht durch die Gnade eines ſo ruchloſen Menſchen zu leben, oder um nicht noch einmal dergleichen Gnade nöthig zu haben, weil er, wenn es rechtſchaffene Leute betraf, argwöhniſch war, und den Anklägern ſo leicht Gehör gab. Spargapizes, der Königinn Tomyris, Prinz, brauchte als ein Kriegsgefangener des Cyrus die erſte Gnade, die ihm Cyrus dadurch erzeigte, daß er ihm die Feſſeln abnehmen ließ, darzu, daß er ſich ermordete (†): Weil er keinen andern Nutzen von ſeiner Freyheit ſuchte, als an ſich ſelbſt die Schan-

(*) In einem Sinngedichte, ſo den Titel führet: *De Ouy et Nenny*, (Vom Ja und Nein) und ſich ſo anfängt:

Vn doux Nenny, avec un doux ſourire etc.

Ein angenehmes Nein mit angenehmen Lächeln.

(**) Eoque fugere ſimul acta et inſtantia. Haec vatis in modum dictitans, venas reſoluit. Tacit. *Annal.* L. VI. c. 48.

(***) Tacit. *Annal.* L. XV. ſub finem - - Granius Siluanus, quamuis abſolutus, ſua manu cecidit u. ſ. w.

(†) Herodot L. I. p 98.

Schande ſeiner Gefangenſchaft zu rächen. Boges (*), des Königes Xerxes Stadthalter in Ejone, ſchlug, als er von der Athenienſiſchen Armee unter Cimons Anführung belagert wurde, den angebotenen Vergleich, daß er ſicher mit allem ſeinem Vermögen wieder nach Aſien zurück ziehen ſollte, aus, weil er den Verluſt des ihm von ſeinem Herrn anvertrauten Ortes nicht überheben mochte. Er vertheidigte alſo die Stadt bis aufs äuſſerſte, und warf, da nichts mehr zu eſſen übrig war, erſtlich alles Gold, wie auch alles übrige, wovon der Feind ſeiner Meynung nach am meiſten Beute machen konnte, in den Fluß Strymon. Darnach befahl er einen großen Scheiterhaufen an zu zünden, die Weiber, Kinder, Kebsweiber und Knechte umzubringen, und in das Feuer zu werfen, in welches er endlich auch ſelbſt ſprang.

Merkwürdiger Tod eines Indianiſchen Herrn.

Ninachetuen, ein Indianiſcher Herr, faßte, ſo bald er von der Berathſchlagung des Portugieſiſchen Viceköniges ihn von ſeinem Amte, welches er in Malaca hatte, ohne einige wahrſcheinliche Urſache abzuſetzen, und ſolches dem Könige von Campar zu geben, Wind bekommen hatte, vor ſich dieſe Entſchlieſſung: er ließ ein Gerüſte aufrichten, welches länger als breiter war, auf Säulen ſtunde, Königlich tapezieret, und mit Blumen und wohlriechenden Sachen im Ueberfluſſe gezieret war. Hierauf zog er ſeinen mit Gold durchwirkten und einer Menge der koſtbarſten Edelgeſteine beſetzten Rock an, kam heraus und ſtieg auf dieſes Gerüſte, in deſſen einem Winkel ein Haufe von lauter wohlriechendem Holze brannte.

(*) Βογης: Herodot. L. VII. p. 475.

te. Die Leute liefen zu, um zu ſehen, zu was Ende dieſe ungewöhnliche Anſtalten gemacht worden wären. Ninachetuen zeigte mit einem kühnen und misvergnügten Geſichte, was ihm die Portugieſiſche Nation für Dank ſchuldig wäre, und wie getreu er ſich in ſeinem Amte aufgeführet hätte, daß er nunmehr, nachdem er ſo oft für andere mit den Waffen in der Hand gezeiget hätte, die Ehre ſey ihm weit lieber als das Leben, die Sorge für dieſelbe in Anſehung ſeiner ſelbſt nicht wollte fahren laſſen: daß, da ihm das Unglück alle Mittel benehme, ſich dem angedrohten Schimpf zu widerſetzen, ihm doch wenigſtens ſeine Herzhaftigkeit befehle, ſich die Empfindung deſſelbigen zu benehmen, und nicht dem Volke, zu einem Mährgen, und Leuten, die ihm nicht gleich kämen, zum Triumphe zu dienen. Indem er dieſes ſagte, ſprang er in das Feuer.

Zwo Weibesperſonen, welche ſich das Leben nehmen, um ihre Ehemänner zu gleichem Entſchluſſe an zu friſchen.

Sextilia (*), des Scaurus Gemahlinn, und Paxea, des Labeo Gemahlinn, opferten, um ihre Männer an zu friſchen, daß ſie den bevorſtehenden Gefährlichkeiten entgehen möchten, ob ſie gleich weiter keinen Antheil, als bloß in Anſehung der ehelichen Liebe, an denſelben hatten, freywillig ihr Leben auf, um ihnen in dieſer äußerſten Noth zu Vorgängerinnen und zur Geſellſchaft zu dienen. Was dieſe ihren Männern zu Liebe thaten, that Cocceius Nerva, obſchon mit ſchlechtem Nutzen, doch aus eben ſo großer Liebe, für ſein Vaterland. Dieſer große Rechtsgelehrte, dem es weder an Geſundheit, noch an Reichthümern, noch an Ehre, noch an Anſehen bey dem Kaiſer

(*) Tacit. *Annal.* VI. c. 29.

ſer (*) fehlete, brachte ſich aus keiner anderen Urſache, um, als aus Mitleiden mit dem elenden Zuſtande des gemeinen Weſens in Rom.

Die Gemahlinn des Fulvius eines Vertrauten des Auguſtus, ſtarb mit der gröߧten Zärtlichkeit. Als Auguſtus entdecket hatte, daß er ein wichtiges Geheimniß ausgebreitet, welches er ihm anvertrauet hatte, machte er ihm einen Morgen, da er ihn kommen ſah, eine kaltſinnige Mine. Fulvius gieng voll Verzweiflung darüber wieder nach Hauſe, und ſagte ganz niedergeſchlagen zu ſeiner Gemahlinn, er hätte beſchloſſen, ſich ſelbſt umzubringen, weil er in dieſes Unglück gefallen wäre. Sie hingegen ſagte ganz freymüthig (**): **Du thuſt ſehr wohl, weil du meine Schwazhaftigkeit ſchon oft genug erfahren, und dich doch nicht dafür in acht genommen haſt: Aber warte, bis ich mich erſt umgebracht habe.** Bey welchen Worten ſie ſich, ohne weitere Umſtände den Degen in den Leib ſtieß.

Zärtlicher Tod der Gemahlinn des Fulvius.

Yy 3 Als

(*) Tacit. *Annal.* L. VI. c. 26.

(**) Plutarch. *de Garrulitate.* Nach dem Tacitus hieß dieſer Freund des Auguſtus, der ſein Geheimniß ſeiner Frau unvorſichtig anvertrauete, Fabius Maximus: aber ſeine Frau Martia brachte ſich nicht um, wie Plutarch verſichert, ſondern man hörete ſie nur bey dem Leichenbegängniſſe ihres Mannes klagen, daß ſie Schuld an ſeinem Tode geweſen wäre. Extincto Maximo (dubium an quaeſita morte) auditos in funere eius, Martiae gemitus ſe incuſantis, quod cauſa exitii marito fuiſſet. *Annal.* L. I. Plutarch hatte ohne Zweifel andere Nachrichten geſehen, wo die Sache ſo erzählet wurde, wie ſie in der angeführten Stelle ſtehet.

Tod des Vibius und ſieben und zwanzig Rathsherren in Capua.

Als Vibius Virius an der Rettung ſeiner von den Römern belagerten Stadt und an ihrer Barmherzigkeit verzweifelte, beſchloß er in der lezten Berathſchlagung ihres Rathes, nach vielen deswegen gethanen Vorſtellungen, (*) das beſte wäre, wenn ſie dem Unglücke durch ihre eigenen Hände entgiengen. Die Feinde würden ſie deswegen in Ehren halten, und Hannibal würde ſehen, was für getreue Freunde er verlaſſen hätte. Er lud hierauf dieienigen, welche ſeine Meynung billigten, auf eine gute Abendmahlzeit, die bey ihm zugerichtet wäre, ein, wo ſie, nach eingenommener guten Mahlzeit, von demienigen trinken ſollten, was man ihnen bringen würde, von einem Getränke, ſagte er, das unſern Leib (**) von Martern, unſere Seelen vor Schimpfe, unſern Augen und Ohren von der Empfindung ſo vieler ſchändlichen Uebel, welche die Ueberwundene von ſehr grauſamen und erbitterten Ueberwindern zu leiden haben, befreyen wird. Ich habe, ſezte er dazu, Anſtalt gemacht, daß Leute bereit ſtehen und uns nach unſerm Tode auf den Holzſtos vor meiner Thüre werfen werden. Viele billigten dieſen kühnen Entſchluß, wenige ahmten ihm nach. Sieben und zwanzig Rathsherren giengen mit ihm nach Hauſe: und beſchloſſen, nachdem ſie vorher dieſen verdrieslichen Gedanken in dem Weine zu vertrinken geſuchet hatten, ihre Mahlzeit mit dieſem tödlichen Tranke, und um-

(*) Tit. Liu. L. XXVI. c. 13. 14. 15.

(**) Ea potio corpus ab cruciatu, animum a contumeliis, oculos, aures a videndis audiendisque omnibus acerbis indignisque, quae manent victos, vindicabit. Tit. Liu. L. XXVI. c. 13.

umarmten ſich unter einander, nachdem ſie vorher gemeinſchaftlich das Unglück ihres Landes beweinet hatten. Einige giengen in ihre Häuſer, andere blieben da, damit ſie mit dem Vibius zugleich in dem Feuer begraben werden möchten. Sie ſturben aber ſo langſam, weil die Ausdünſtung des Weins ihre Adern eingenommen, und die Wirkung des Giftes gehindert hatte, daß einige wenn ſie nur eine Stunde länger gelebt, den Feind in Capua, als welches den andern Tag darauf erobert wurde, geſehen, und in das Elend gerathen ſeyn würden, vor welchem ſie ſo heftig geflohen waren.

Unmenſchliche Grauſamkeit des Römiſchen Conſuls Fulvius.

Taurea Jubellius, ein anderer daſiger Bürger (*) rief dem Burgermeiſter Fulvius, der eben von dem ſchändlichen Blutbade, das er mit zweyhundert und fünf und zwanzig Rathsherren angerichtet hatte, herkam, trotzig bey ſeinem Namen zu, und ſagte, da er ſtille ſtund (**): Heiß mich auch nach ſo vielen andren niedermachen, damit du dich rühmen kannſt, einen tapferern Mann als du biſt, umgebracht zu haben. Fulvius ſahe ihn als einen unſinnigen Menſchen verächtlich an: denn er bekam gleich auf der Stelle Briefe aus Rom, welche der Unmenſchlichkeit ſeines Bezeigens entgegen waren, und ihm die Hände banden. Jubellius aber fuhr fort (***) weil mein Vaterland

(*) Von Capua, oder Campanien, *Campanus*, wie Titus Liuius ſagt L. XXVI. c. 15.

(**) Tit. Liu. *ibid.* Me quoque, inquit, iube, occidi, vt gloriari poſſis, multo fortiorem, quam ipſe es, virum abs te occiſum eſſe.

(***) Tum Jubellius, quandoquidem, inquit, capta patria

land eingenommen, meine Freunde todt und mein Weib und meine Kinder, die ich dieſem kläglichen Untergange entziehen wollte, durch meine Hand umgekommen ſind, und es mir nicht frey ſtehet, wie meine Mitbürger zu ſterben: wohl an, ſo will ich mich durch die Tugend an dieſem verhaßten Leben rächen. Hierauf zog er ein Schwerd, welches er verborgen bey ſich trug, heraus, ſtach ſich damit durch die Bruſt, und fiel ſterbend rückwärts vor die Füſſe des Burgermeiſters hin.

Die Indianer verbrannten ſich ſämtlich in ihrer von Alexandern dem Großen belagerten Stadt.

Alexander belagerte eine Stadt in Indien. Allein, die Einwohner, welche ſich in die Enge gebracht ſahen, entſchloſſen ſich herzhaft, ihn des Vergnügens über dieſen Sieg zu berauben, und (*) verbrannten ſich alle insgeſammt, nebſt ihrer Stadt, ſeiner Leutſeligkeit zum Trotze. Ein neuer Krieg! Die Feinde ſtritten, um ſie beym Leben zu erhalten, ſie ſelbſt aber wollten ſich mit Gewalt ins Verderben ſtürzen, und thaten, um ſich ihres Todes zu verſichern, alles, was man ſonſt ſich ſeines Lebens zu verſichern thut.

Wütender Tod, in welchen ſich die Einwohner der Stadt Aſtapa, in Spanien geſtürzet.

Als Aſtapa, eine Stadt in Spanien, ſich an Mauern und Feſtungswerkern zu ſchwach befand, als, daß ſie den Römern Widerſtand thun konnte,

patria, propinquis amicisque amiſſis, quum ipſe manu mea coniugem, liberosque interfecerim, ne quid indigni paterentur; mihi ne mortis quidem copia eadem eſt, quae his ciuibus meis; petatur a virtute inuiſae huius vitae vindicta. Atque ita gladio quem veſte texerat, per adverſum pectus transfixus, ante pedes Imperatoris moribundus procubuit. Id. *ibid.*

(*) Diodorus Siculus L. XVII. c. 18.

te, (*) brachten die Einwohner ihre Reichthümer und ihre Geräthſchaft auf einem öffentlichen Platze zuſammen, legten auf dieſen Haufen ihre Weiber und Kinder, umgaben ihn mit Holz und andern feuerfangenden Materien, und lieſſen funfzig iunge Leute zur Ausführung ihres Vorhabens zurücke. Hierauf wagten ſie einen Ausfall, in welchem ſie ſich, ihrem Gelübde zu folge, weil ſie nicht überwinden konnten, ſämmtlich nieder machen lieſſen. Die funfzig zurück gelaſſene ſprangen, nachdem ſie vorher alle lebendige Seelen, die hier und da in ihrer Stadt waren, umgebracht, und den Haufen angeſtecket hatten, (**) endlich auch ſelbſt hinein, und endigten ihre großmüthige Freyheit in einem mehr unempfindlichem, als ſchmerzlichem und ſchimpflichem Zuſtande. Sie zeigten hiedurch den Feinden, daß ſie, wenn ihnen das Glück günſtig geweſen wäre, eben ſo wohl das Herze würden gehabt haben, ihnen den Sieg zu nehmen, als ſie das Herz hatten, ihnen denſelben vergeblich gräßlich, ia, ſo gar tödtlich, (***) für dieienigen zu machen, welche durch den Schimmer des aus dem Feuer herausfließenden Goldes gereizet, ſich in großer Menge hinzu

Yy 5 mach-

(*) Tit. Liuius L. XXVIII. c. 22. 23.

(**) Poſtremo ipſi caede miſeranda ſuorum fatigati, cum armis medio ſe incendio iniecerunt. Tit. Liu. L. XXVIII.

(***) Dein quum aurum argentumque cumulo rerum aliarum interfulgens, auiditate ingenii humani, rapere ex igne vellent, correpti alii flamma ſunt, alii ambuſti afflatu vaporis: quum receptus primis, vrgente ingenti turba, non eſſet. Id. *ibid.*

machten, und dabey erſtickten und verbrannten; weil ihnen der Rückweg durch den Haufen, welcher hinter ihnen drein folgete, verſperret wurde.

Verwegener Tod der Abydener.

Die Abydener entſchloſſen ſich, als ſie von dem Philippus in die Enge getrieben worden waren, ebenfalls hierzu. Da ſie aber ſo ſpät dazu geſchritten waren, zog der König, der ſich über der verwegenen Eilfertigkeit dieſes Unternehmens entſetzete, nachdem er ſich vorher der Schätze und anderer Geräthe, die ſie hin und wieder zum Feuer und zum Schiffbruch beſtimmet hatten, bemächtiget hatte, ſeine Soldaten zurück, (*) und ließ ihnen drey Tage Zeit, ſich in beſſerer Ordnung und Muße um zu bringen. Sie erfüllten auch wirklich während dieſer drey Tage alles mit Blut und Mord weit ärger als es die Grauſamkeit der Feinde würde gemachet haben: und es kam nicht ein einziger davon, der über ſich ſelbſten Gewalt hätte. Es giebt unzähliche Beyſpiele von ſolchen Entſchließungen ganzer Völker, die um ſo viel härter ſcheinen, ie allgemeiner ihre Wirkung iſt. Gleichwohl ſind ſie nicht ſo hart, als bey einzelnen Perſonen. Was die Vernunft nicht bey einem inſonderheit wirken kann, das wirket ſie bey allen: indem die vereinigte Hitze eines ieglichen beſonderes Urtheil mit fortreiſſet.

Die

(*) Triduum ſe ad moriendum Abydenis dare dixit. Quo ſpatio plura facinora in ſe victi ediderunt, quam infeſti edidiſſent victores; nec niſi quem vincula aut alia neceſſitas mori prohibuit, quisquam vivus in poteſtatem hoſtium venit. Tit. Liu. Lib. XXXI. c. 17. 18.

Die Verurtheileten, welche zur Zeit des Tiberius die Vollziehung des Urtheils erwarteten (*), verloren ihre Güter und wurden des Begräbniſſes beraubt. Diejenigen hingegen, welche derſelben zuvor kamen, und ſich ſelbſt umbrachten, wurden begraben und konnten ein Teſtament machen. Allein man ſehnet ſich auch zuweilen nach dem Tode, in Hoffnung eines größern Gutes. **Ich habe Luſt** (**) ſagt der H. Paulus, **abzu ſcheiden, und bey Jeſu Chriſto zu ſeyn, u. ſ. w. Wer wird mich erlöſen von dieſen Banden?** Als Kleombrotus Ambraciota Platons Phädon (***) geleſen hatte, bekam er ein ſo großes Verlangen nach dem zukünftigen Leben, daß er ſich ohne andere Urſache ins Meer ſtürzete. Woraus erhellet, wie uneigentlich wir dieſe freywillige Auflöſung eine Verzweiflung nennen, da uns doch oft die Hitze der Hoffnung, ja, oft eine ruhige und geſetzte Ueberlegung dazu antreibet.

Der Tod wird in Hofnung eines gröſſern Gutes gewünſcht.

Als Jacob du Chaſtel, Biſchof von Soiſſons, bey Ludwigs des Heiligen Zuge über das Meer ſahe, daß ſich der König und die ganze Armee gefaßt

Jacobs du Chaſtel, Biſchofs von Soiſſons, freywilliger Tod.

(*) Damnati publicatis bonis ſepultura prohibebantur: eorum qui de ſe ſtatuebant, humabantur corpora, manebant teſtamenta, pretium feſtinandi. Tacit. *Annal.* L. VI. c. 29.

(**) Philipp. Kap. I. v. 23. Deſiderium habeo diſſolui, et eſſe cum Chriſto.

(***) Cic. *Tuſc. Quaeſt.* L. I. c. 34. Callimachi quidem epigramma in Ambraciotam Cleombrotum eſt: quem ait, cum nihil ei accidiſſet adverſi, e muro ſe in mare abieciſſe, lecto Platonis libro.

gefaßt machten wieder nach Frankreich zu gehen, und die Religionsſachen im unvollkommenen Stande lieſſen, entſchloß er ſich lieber ins Paradies zu gehen, nahm von ſeinen Freunden Abſchied, und drang ganz allein, vor iedermanns Angeſicht, in das feindliche Heer, wo er auch ſo gleich in Stücken gehauen wurde. In einem gewiſſen Königreiche in den neu entdeckten Ländern ſiehet man an dem Tage eines feyerlichen Umganges, an welchem der Götze, den ſie anbeten, öffentlich in einem erſtaunlich großen Wagen herum geführet wird, nicht nur viele, die ſich Stücken lebendiges Fleiſch abſchneiden, und ihm opfern, ſondern auch eine große Anzahl anderer, die ſich auf den Platz hinwerfen, und unter den Rädern zermalmen und zerſtoſſen laſſen, damit ſie nach ihrem Tode als Heilige verehret werden, welches auch geſchiehet. Bey dem Tode dieſes Biſchofes, der mit den Waffen in der Fauſt ſtarb, war mehr Großmuth und weniger Empfindung. Die Hitze des Gefechtes nahm einen Theil davon weg.

In einigen Ländern wird auf Unkoſten des gemeinen Weſens Gift bereitet und aufbehalten, für dieienigen welche ſich deſſelben bedienen wollen.

Es giebt Policey-Ordnungen, die ſich unterfangen haben, wegen der Rechtmäßigkeit und Bequemlichkeit des freywilligen Todes Verordnungen zu machen. In unſerm Marſeille wurde vor Alters (*) beſtändig aus Schirlingsſaft bereiteter Gift auf gemeine Unkoſten, für dieienigen aufbehalten, die ihr Ende beſchleunigen wollten. Doch ſie mußten vorher die Gründe ihres Unternehmens bey den Sechshunderten, aus welchen ihr Rath beſtand, anzeigen, und niemand durfte an-

(*) Valer. Maximus L. II. 6. *de externis Inſtitutis* §. 7.

anders, als auf Erlaubniß der Obrigkeit und aus rechtmäßigen Urſachen, Hand an ſich ſelbſt legen.

Herzhafter Tod einer Weibsperſon, die öffentlich Gift zu ſich nimmt.

Dieſes Geſetz war auch an andern Orten. Als Sextus Pompeius nach Aſien gieng, und von der Inſul Negrepont nach der Inſul Cea ſchiffete, trug es ſich bey ſeiner Anweſenheit, wie uns einer aus ſeiner Geſellſchaft (*) meldet, von ungefähr zu, daß eine Frau von großem Anſehen, nach dem ſie ihren Mitbürgern den Grund angezeiget hatte, warum ſie ſich das Leben zu nehmen entſchloſſen wäre, den Pompeius bat, ihrem Tode bey zu wohnen, damit er deſto anſehnlicher würde. Pompeius that es, und da er ſie lange Zeit durch ſeine Beredtſamkeit, die er in einem ausnehmenden Grade beſaß, und durch ſeine Vorſtellungen von ihrem Vorhaben abwendig zu machen geſucht hatte, erlaubte er ihr endlich ihren Willen zu erfüllen. Sie hatte in ſehr beglückten Gemüths- und Leibesumſtänden neunzig Jahre zurück gelegt, und lag damals auf ihrem Bette beſſer geſchmücket, als ihre Gewohnheit war, und auf den Ellenbogen geſtützt, und ſagte: die Götter, und zwar mehr diejenigen, die ich verlaſſe, als die, zu denen ich gehe, mögen es dir vergelten, Sextus Pompeius, daß du mir die Ehre erzeigeſt, und mir nicht allein zu meinem Leben gerathen, ſondern auch als Zeuge bey meinem Tode ſeyn wollen. Meines Theils hat mich zwar das Glück günſtig angeſehen. Allein, ich befürchte, ich möchte, wenn ich das Leben allzu ſehr liebe, das Gegentheil erfahren. Alſo will ich durch ein glückliches Ende dem

(*) Valerius Maximus ſelbſt, aus welchem dieſes alles genommen iſt. L. II. c. 6. §. 8.

dem Ueberreſte meiner Seele Abſchied geben, und hinterlaſſe zwo Töchter und eine ganze Schaar Enkel. Als ſie dieſes geſaget, die Ihrigen zur Eintracht und zum Frieden ermahnet, ihnen ihr Vermögen ausgetheilet, und die Hausgötter ihrer ältern Tochter anbefohlen hatte, ſo nahm ſie die Giftſchaale ganz gelaſſen, bat den Merkur, daß er ſie in der andern Welt an einen glücklichen Ort führen möchte, und trank das tödtliche Getränke herzhaft. Hierauf unterredete ſie ſich mit den Umſtehenden von dem Fortgange ſeiner Wirkung, und wie die Theile ihres Leibes nach einander erſtarrten, bis ſie endlich ſagte, es käme ihr an das Herz und in die Eingeweide, und ihre Töchter herbey rief, daß ſie ihr die letzte Pflicht erweiſen und die Augen zudrücken ſollten.

Plinius erzählet von einer gewiſſen Nordiſchen Nation, daß ſich bey derſelben, wegen der guten Miſchung der Luft, das Leben gemeiniglich, nur nach dem eigenen (*) Willen der Einwohner endigte: Daß ſie aber, wenn ſie müde und Lebens ſatt wären, nachdem ſie ein hohes Alter erreichet, die Gewohnheit hätten, eine gute Mahlzeit zu thun, und ſich darnach von der Spitze eines hiezu beſtimmten Felſens, ins Meer zu ſtürzen (**). Der Schmerz, und ein bevorſtehender noch ärgerer Tod ſcheinen mir diejenigen Bewegungsgründe zum Selbſtmorde zu ſeyn, die man noch am erſten entſchuldigen kann.

Das

(*) Mors non niſi ſatietate vitae, epulatis delibutisque ſenibus luxu, ex quadam rupe in mare ſalientibus. Plin. *Nat. Hiſt.* L. IV. c. 12.

(**) Cicero, der in Anſehung des Schmerzes noch küh-

Das IV. Hauptſtück.

Die Geſchäfte bis morgen.

Ich gebe mit Recht, wie mich dünket, dem Jacob Amiot vor allen unſern Franzöſiſchen Schriftſtellern den Vorzug. Hiezu veranlaßt mich nicht allein ſeine natürliche und reine Schreibart (*), als worinnen er alle andere übertrift, ſeine Gedult bey einer ſo langwierigen Arbeit, ſeine große Einſicht, vermittelſt welcher er einen ſchweren und dunklen Schriftſteller ſo glücklich hat entwickeln können: (denn man ſage, was man will, ich verſtehe zwar nichts vom Griechiſchen, aber ich ſehe doch in ſeiner Ueberſetzung überall einen ſo guten Zuſammenhang, daß er entweder ganz gewiß des Verfaſſers wahre Meynung verſtanden, oder ſich einen allgemeinen Begrif von Plutarchs Meynungen durch einen langen Umgang mit ihm eingepräget haben muß: zum wenigſten läßt er ihn nichts ſagen, was ihn verriethe oder ihm widerſpräche) ſondern ich weiß es ihm beſonders Dank, daß er ein Buch ausgeſucht und gewählet hat, das ſo würdig und ſo geſchickt war, ſeine Lande damit zu beſchenken. Wir ungelehrte Leute wären verloren geweſen, wenn uns dieſes Buch nicht aus dem Moraſte geholfen,

Amiots, der den Plutarch überſetzet hat, Lobſpruch.

kühner iſt als Montagne, ſagt ganz offenherzig, Vrgentibus aſperis et odioſis doloribus, ſi tanti non ſint vt ferendi ſint, quo ſit confugiendum vides. *Tuſcul. Quaeſt.* L. II. c. 27.

(*) Nach meiner Meynung muß man noch beyfügen, daß Amiot durch ſeine Ueberſetzung des Plutarchs unſere Sprache nicht allein verſchönert, ſondern auch ungemein bereichert hat.

holfen hätte. Ihm haben wir es zu danken, daß wir uns ietzt zu reden und zu ſchreiben unterſtehen dürfen. Die Damen lehren ietzt die Schulleute daraus. Es iſt unſer Handbuch. Wenn dieſer ehrliche Mann noch lebete, ſo wollte ich ihm den Xenophon abtreten, daß er es mit demſelben eben ſo machen ſollte. Dieß wäre eine leichtere Arbeit, und alſo deſto bequemer für ſein Alter. Ueberdiß kömmt es mir, ich weiß ſelbſt nicht wie, für, als ob ſeine Schreibart, ungeacht er ſich auch aus ſchlimmen Orten mit Gewalt und gut heraus hilft, dennoch gleichförmiger wäre, wenn ſie nicht gezwungen iſt, ſondern frey fort laufen kann.

Große Neugierde.

Ich war eben ietzt über der Stelle (*), wo Plutarch von ſich ſelbſt ſagt, daß Ruſticus als er einmal zu Rom in einer ſeiner Reden geweſen, ein Paket von dem Kaiſer bekommen, daſſelbe nicht eher eröfnet, bis alles vorbey geweſen wäre. Worüber, wie er ſagt, die ganze Verſammlung das geſetzte Weſen dieſes Mannes beſonders gelobt hätte. Er handelt eben von der Neugierigkeit, und der nach Neuigkeiten begierigen und hungrigen Leidenſchaft, der zu Folge wir ſo unterſchieden und ungedultig alle Dinge liegen laſſen, um mit einem neu angekommenen zu reden, und allen Reſpect und Wohlſtand vergeſſen, um geſchwind, wir mögen ſeyn wo wir wollen, die erhaltenen Briefe zu erbrechen. Alſo hat er Urſache gehabt, das geſetzte Weſen des Ruſticus zu loben: und hätte noch ein Lob für ſeine Gefälligkeit und Höflichkeit beyfügen können, daß er ſeine Rede nicht hat unterbrechen wollen. Aber ich zweifle, ob man ihn wegen ſeiner Klugheit loben kann.

(*) In libello *de Curioſitate*.

kann. Denn da er unverſehens Briefe, und beſonders von einem Kaiſer bekam, hätte es ihm leicht ſehr nachtheilig ſeyn können, daß er ſie nicht gleich las. Der Fehler, wenn er der Neugierigkeit entgegen ſtehet, iſt die Unachtſamkeit, zu der ich von Natur augenſcheinlich geneigt bin; und welcher viele Leute, wie ich geſehen habe, gewaltig ergeben ſind, daß man nach drey bis vier Tagen die erhaltenen Briefe noch verſiegelt in ihrer Taſche gefunden hat. Ich habe niemals einen erbrochen, nicht allein von denen, die man mir anvertrauet hat: ſondern ſo gar von denen die mir das Glück in die Hände geführt hat. Ich mache mir ein Gewiſſen daraus, wenn meine Augen aus Verſehen aus wichtigen Briefen, die ein großer Herr, bey dem ich ſtehe, lieſet, etwas heraus ſtehlen. Niemals hat ſich ein Menſch weniger um anderer Leute Händel bekümmert, oder darnach geforſchet.

Zu unſerer Väter Zeit hätte bey nahe der Herr von Boutieres Turin verloren, weil er in einer guten Geſellſchaft bey einer Abendmahlzeit war, und nicht gleich (*) eine Nachricht las, welche eine wider dieſe Stadt, in der er commandirte, angeſtellete Verrätherey betraf. Und eben der Plutarch hat mich gelehret (**), daß ſich Julius Cäſar gerettet haben würde, wenn er an eben dem Tage da er von den Verſchwornen ermordet wurde, ehe er in den Rath gieng, eine ihm überreichte Schrift geleſen hätte. Er erzählet auch von dem Tyrannen zu Theben, Archias, daß

Briefe müſſen unverzüglich geleſen werden.

(*) *Memoires* de Guillaume du Bellay Liv. IX. fol. 451. 452.

(**) Im Leben des Julius Caeſar c. 17.

daß (*) ihm noch den Abend vor der Ausführung des Unternehmens, welches Pelopidas ihn um zu bringen und ſein Vaterland in Freyheit zu ſetzen gefaßt hätte, alles von Stück zu Stück durch einen andern Archias aus Athen ſey geſchrieben worden, was man wider ihn vorhätte; daß er aber, weil ihm dieſes Pakt während der Abendmahlzeit gegeben worden, die Eröffnung deſſelben aufgeſchoben, und die Worte gebrauchet habe, die nachgehends in Griechenland zu einem Sprüchworte wurden: **Die Geſchäfte bis morgen.** Meiner Meynung nach kann ein weiſer Mann andern zum beſten, zum Exempel, um eine Geſellſchaft nicht auf eine unanſtändige Weiſe zu trennen, ſo wie Ruſticus that, oder, um nicht eine andere wichtige Sache ab zu brechen, das, was man ihm neues bringt, an zu hören verſchieben. Aber, wer es um ſeines eigenen Nutzens oder Vergnügens willen thut, um nicht beym Mittagsmahle oder im Schlaf geſtöhret zu werden, der verdient keine Entſchuldigung, zumal, wenn er ein öffentliches Amt verwaltet.

Der Conſulplatz bey der Tafel iſt derjenige, zu welchem man am bequemſten kommen konnte.

Vor Alters war zu Rom der ſo genannte Conſulplatz der vornehmſte an der Tafel, weil einer da freyer ſaß, und diejenigen, welche ſich während der Mahlzeit einfanden, um mit ihm zu ſprechen, am leichteſten zu ihm kommen konnten. Dieß iſt ein Beweis, daß ſie ſich bey Tiſche gar nicht anderer Geſchäfte und vorfallender Dinge entſchlagen haben. Doch es iſt ſchwer, wenn man auch alles geſaget hat, bey den menſchlichen Handlungen aus Vernunftgründen eine ſo richtige Regel zu geben, daß das Glück ſein Recht nicht dabey behaupten ſollte.

Das

(*) In libello de *Genio Socratis*.

Das V. Hauptſtück.

Von dem Gewiſſen.

Als mein Bruder, der Herr de la Brouſſe, und ich, während unſerer bürgerlichen Kriege, einmal mit einander reiſeten, ſo begegnete uns ein Edelmann von gutem Anſehen. Er war von unſerer Gegenparthey; aber ich wußte es nicht, weil er ſich verſtellete. Das ſchlimmſte bey dergleichen Kriegen iſt dieſes, daß die Karten ſo ſehr gemiſchet ſind, weil ſich unſer Feind durch kein einziges merkliches Kennzeichen, weder durch die Sprache, noch durch die Geberden von uns unterſcheidet, ſondern nach eben den Geſetzen, Sitten, in eben dem Lande erzogen iſt, und alſo Verwirrung und Unordnung dabey ſchwerlich zu vermeiden ſind. Dieß machte, daß ich mich ſelber fürchtete, wir möchten an einem Orte, wo wir nicht bekannt wären, auf unſere Völker ſtoſſen, weil ich nicht gerne den Verdruß haben wollte, meinen Namen anzugeben, und wohl gar was ſchlimmeres zu erfahren. So iſt es mir ehedem ſchon ergangen: denn durch einen dergleichen Irrthum verlor ich ſo wohl Leute als Pferde, und unter andern brachte man mir einen Pagen elendiglich um, der ein Italiäniſcher von Adel war, und den ich ſorgfältig erzog; welcher das Leben in einer ſehr ſchönen und Hoffnungsvollen Jugend einbüßte. Allein dieſer Edelmann fürchtete ſich ſo erſtaunlich davor, und that ſo ängſtlich, ſo oft uns Leute zu Pferde begegneten, oder wir durch Städte mußten, die es mit dem Könige hiel-

Die Gewalt des Gewiſſens.

ten, daß ich endlich muthmaßete, er müßte ein unruhiges Gewiſſen haben. Dieſer arme Menſch glaubte, man würde durch ſeine Maſke, und durch die Kreuze auf ſeinem Steifrocke hindurch, in ſein Herze ſehen, und ſeine geheime Geſinnungen darinnen leſen. So wunderbar iſt die Gewalt des Gewiſſens. Es machet, daß wir uns ſelbſt verrathen, anklagen, und beſtreiten; und führet uns, wenn kein fremder Zeuge da iſt, ſelbſt wider uns zu zeugen auf

(*) Occultum quatiens animo tortore flagellum.

Folgende Erzählung führen ſchon die Kinder im Munde. Als dem Beſſus ein Pöonier (**) vorgeworfen wurde, er hätte ein Neſt Sperlinge muthwillig herunter geworfen, und ſie umgebracht, ſagte er, er hätte Recht dazu gehabt, weil dieſe kleine Vögel nicht aufhörten ihn fälſchlich eines an ſeinem Vater verübten Mordes zu beſchuldigen. Dieſer Vatermord war bis dahin verborgen und unbekannt geblieben; aber die rächenden Furien des Gewiſſens machten, daß ihn derjenige welcher die Strafe dafür leiden ſollte, ſelbſt an Tag bringen mußte.

Die Strafe wird mit der Sünde gebohren.

Heſiodus verbeſſert (***) Platons Gedanken, daß die Strafe ſehr nahe auf die Sünde folge: denn er ſagt, ſie würde zugleich mit der Sünde eben

(*) Indem es uns heimlich martert, und ſelbſt unſer Henker wird. Iuuenal. Sat. XIII. v. 195.

(**) Plutarch. *de ſera Numinis vindicta.*

(***) Dieſe Anmerkung iſt aus eben dem Tractate des Plutarchs genommen.

eben den Augenblick gebohren. Wer (*) die Straſe erwartet, leidet ſie, und wer ſie verdienet hat, erwartet ſie. Die Bosheit bereitet ſich ſelbſt Martern:

(**) Malum conſilium conſultori peſſimum:

Eben ſo wie die Weſpe andere ſticht und verletzet, zugleich aber ſich ſelbſt am meiſten ſchadet, weil ſie darüber ihren Stachel und ihre Stärke auf immer verlieret;

(***) Vitasque in vulnere ponunt.

Die Spaniſchen Fliegen haben durch eine Widerwärtigkeit der Natur einen gewiſſen Theil an ſich, der wider ihren Gift zum Gegengifte dienet. (†) Eben ſo entſtehet, wenn man ein Vergnügen an dem Laſter findet, ein entgegen geſetztes Misvergnügen in dem Gewiſſen, welches uns mit vieler-

(*) Dat poenas, quisquis expectat: quisquis autem meruit, expectat. Senec. *Epiſt.* 105. gegen das Ende.

(**) Ein böſer Rathſchlag ſchadet dem Rathgeber ſelbſt. A. Gellius L. IV. c. 5.

(***) In der Wunde, die ſie machen, laſſen ſie ihr Leben. Virgil. *Georg.* L. IV. c. 238.

(†) Man ſagt, daß die Spaniſche Fliege durch eine Widerwärtigkeit der Natur in ſich ſelbſt einen Theil habe, der wider ihren Gift zum Gegengifte dienet, u. ſ. w. Diß ſind Plutarchs Worte, ſo wie man ſie in dem erſt angeführten Tractate findet. Ich weiß nicht, warum Montagne dieſe Sache gewiſſer behauptet, als der Schriftſteller, aus welchem er ſie genommen hat.

ley beſchwerlichen Einbildungen martert, wir moͤgen wachen oder ſchlafen:

(*) Quippe vbi ſe multi per ſomnia ſaepe loquentes
Aut morbo delirantes procraxe ferantur
Et celata diu in medium peccata dediſſe.

Apollodor traͤumte, (**) er ſaͤhe ſich von den Scythen die Haut abziehen, und darauf in einem Topfe kochen, und hoͤrte ſein Herz murmeln und ſagen: **Ich bin Urſache an allem dieſem Ungluͤcke.** Kein Schlupfwinkel hilft den Boͤſen etwas, ſagte Epikur, weil ſie ſich nicht verſichern koͤnnen, daß ſie verborgen ſind, da ſie das Gewiſſen ihnen ſelbſt entdecket:

(***) Prima eſt haec vltio, quod ſe
Iudice nemo nocens abſoluitur.

Gleich-

(*) Denn man ſagt, daß viele Leute, weil ſie entweder im Schlafe geredet, oder durch eine Krankheit in Aberwitz gefallen, ſich ſelbſt verrathen, und ihre Verbrechen geoffenbaret haben, die lange Zeit verborgen geblieben waren. Lucret. L. V. v. 1157. ſeqq.

(**) Auch diß iſt aus Plutarchs obgemeldetem Tractate genommen. Dieſer Apollodor, der als ein rechter Tyrann regieret hat, war Koͤnig zu Caſſandria, (welches vor dieſem Potidaͤa hieß) in Macedonien. Man kann bey dem Polyaͤn ſehen, wie er ſich der Regierung dieſer Stadt bemaͤchtiget hat, L. VI. c. 7. und durch was fuͤr Mittel ihm dieſelbe von dem Antigonus, welcher einer der vornehmſten Generale des Alexanders war, die nach ſeinem Tode untereinander um ſein Reich ſtritten, entriſſen worden iſt. Polyaen. L. IV. c. 6. §. 18.

(***) Die erſte Strafe iſt dieſe, daß kein Ruchloſer von ſich ſelbſt frey geſprochen wird. Juuenal. *Sat.* XIII. v. 2. 3.

Gleichwie es uns nun mit Furcht erfüllet, ſo erfüllet es uns ebenfalls mit Zuverſicht und gutem Vertrauen. Und ich kann ſagen, daß ich bey verſchiedenen gefährlichen Gängen weit beherzter zugeſchritten bin, weil ich in geheim von meinem guten Willen und der Unſchuld meiner Abſichten überzeuget war. Vertrauen, welches das gute Gewiſſen machet.

(*) Conſcia mens vt cuique ſua eſt, ita concipit intra
Pectora pro facto, ſpemque metumque ſuo.

Es giebt hievon tauſend Exempel: allein es wird genug ſeyn, deren drey von einer einzigen Perſon an zu führen. Als Scipio einſt vor dem Römiſchen Volke wegen wichtiger Sachen angeklaget worden war, ſagte er, an ſtatt ſich zu entſchuldigen oder ſeinen Richtern zu ſchmeicheln, zu ihnen: (**) **Es ſteht euch recht wohl an, daß ihr euch unterfanget über das Leben eines Mannes zu urtheilen, durch den ihr die Gewalt habt, über die ganze Welt zu urtheilen.** Und ein andermal ſagte er, ſtatt aller Antwort auf die Beſchuldigungen, die ihm ein Zunftmeiſter aufbürdete, an ſtatt ſeine Sache gerichtlich auszuführen: (***) **Wohlan, ihr Bürger,**

(*) Jeder hegt Furcht oder Hoffnung in ſeinem Herzen, nachdem er ſich guter oder böſer Handlungen bewußt iſt. Ouid. *Faſt.* L. I. v. 5. Proxima proſpiciet Tithono u. ſ. w. v. 25. 26.

(**) Plutarch. in libello: *Quomodo quis ſe ipſum laudare poſſit citra inuidiam.*

(***) Hac, inquit, Quirites, die Carthaginem magna

ger, laßt uns hingehen und den Göttern für den Sieg danken, den ſie mir eben an dem heutigen Tage wider die Karthaginenſer verliehen haben. Da er nun nach dem Tempel gieng, ſo folgete ihm die ganze Verſammlung und ſelbſt ſeine Ankläger begleiteten ihn. Als ein andermal Petilius von dem Cato aufgehetzet worden war, daß er ihm die Rechnung über das Geld, ſo er in der Provinz des Antiochus unter den Händen gehabt hatte, abfordern ſollte, und Scipio (*) in dieſer Abſicht in den Rath gekommen war, zog er das Rechnungsbuch, welches er unter ſeinem Rocke hatte, hervor, und ſagte, dieſes Buch enthielte ſeine wahrhaftige Einnahme und Ausgabe. Da man es aber von ihm verlangte, um es in das Rathsbuch einzutragen, ſchlug er es unter dem Vorwande ab, er wollte ſich nicht ſelbſt dieſen Schimpf anthun: und riß es in Gegenwart des Raths mit eigenen Händen in Stücken. Ich glaube nicht, daß ſich eine gebrandmarkte Seele ſo dreiſte hätte ſtellen können. Sein Herz war ſchon von Natur allzu großmüthig, und zu allzu hohem Glücke gewöhnet, (**) ſagt Titus Livius, als daß

magna ſperantem, leges veſtras accipere iuſſi: proinde aequum eſt, Vos mecum ire in Capitolium ſupplicatum. Speciosiſſimam eius deinde vocem aeque clarus euentus ſecutus eſt: ſiquidem & Senatum totum &c. Val. Maxim. L. III. c. 7. *in Romanis* §. 1.

(*) Tit. Liu. L. XXXVIII. c. 54. 55.

(**) Maior animus et natura erat ac maiori fortunae aſſuetus, quam vt reus eſſe ſciret, et ſummittere ſe in humilitatem cauſam dicentium. L. XXXVIII. c. 52.

daß er einen Verbrecher vor zu ſtellen, oder ſich mit der niederträchtigen Bemühung ſeine Unſchuld zu vertheidigen ein zu laſſen gewußt hätte.

Die Folter iſt eine gefährliche Erfindung, und ſcheinet mehr ein Mittel zu ſeyn, die Gedult, als die Wahrheit, zu prüfen. Derienige, welcher ſie ausſtehen kann, verbirget die Wahrheit eben ſo wohl als derienige, der ſie nicht ausſtehen kann. Denn warum ſoll mich der Schmerz vielmehr die wahren Umſtände, als erdichtete Umſtände, zu ſagen zwingen? Umgekehrt, wenn der Unſchuldige Gedult genug beſitzt die Martern auszuſtehen; warum ſoll ſie nicht auch der Schuldige beſitzen, da ſo ein ſchöner Lohn, wie das Leben iſt, darauf ſtehet? Ich vermuthe, daß der Grund dieſer Erfindung in der Betrachtung der Gewalt des Gewiſſens lieget. Bey dem Schuldigen ſcheinet es, auf der Folter darzu zu helfen, daß er ſein Verbrechen bekennet, und ihn ſchwach zu machen. Gegentheils aber ſcheinet es den Unſchuldigen wider die Tortur zu ſtärken. Die Wahrheit zu ſagen, ſo iſt dieſes Mittel ſehr ungewiß und gefährlich. Was ſollte man nicht ſagen, was ſollte man nicht thun, um ſo gewaltigen Schmerzen zu entgehen?

Die Folter und ihre Unbequemlichkeiten.

(*) Etiam innocentes cogit mentiri dolor.

Daher kommet es, daß der Richter denienigen, den er gefoltert hat, um ihn nicht unſchuldig hinrichten zu laſſen, oft unſchuldig und gefoltert hinrichten läßt. Tauſend und aber tauſend haben ſich durch ein falſches Bekänntniß den Tod zugezogen

 zogen

(*) Der Schmerz zwinget oft ſelbſt die Unſchuldigſten zum Lügen. *Ex Mimis Publicanis.*

zogen, unter welche ich den Philotas rechne, (*) wenn ich die Umſtände des Proceſſes, den ihm Alexander machen ließ, und den Fortgang ſeiner Folter überlege. Man mag immerhin ſagen, daß dieſes das kleinſte Uebel ſey, welches die menſchliche Schwachheit habe erfinden können: meiner Meynung nach iſt es doch eine ſehr unnütze Erfindung.

Derſelben Gebrauch wird von vielen Völkern verworfen und warum.

Viele Völker die hierinnen nicht ſo barbariſch ſind, als das Griechiſche und Römiſche Volk, welches ſie alſo nannten, halten es für abſcheulich und grauſam, einen Menſchen wegen eines noch ungewiſſen Verbrechens, zu martern und zu zerſtoſſen. Was kann er für unſere Unwiſſenheit? Iſt es nicht ungerecht, wenn man, um ihn nicht ohne Urſache zu tödten, was ärgeres, als den Tod, anthut? Wollen wir uns überzeugen, daß es wirklich ſo gehet, ſo dürfen wir nur betrachten, wie oft ein dergleichen Menſch lieber ohne Urſache ſterben, als dieſe Unterſuchung ausſtehen will, die weit ſchmerzlicher als die Todesſtrafe iſt, und durch ihre Härtigkeit der Todesſtrafe öfters zuvor kömmt, und ſie vollziehet. Ich weiß nicht, woher (**) ich folgende Erzählung habe: ſie ſtellet aber die Billigkeit unſeres Verfahrens, das wir in dieſem Stücke beobachten, ſehr gut vor. Eine

(*) Man ſehe den Q. Curtius L. VI. c. 7. bis zu Ende des Buches.

(**) Sie ſtehet im Froiſſart, und hier hatte ſie Montagne ohne Zweifel geleſen, ungeacht er ſich nicht mehr daran erinnerte, als er dieſes Hauptſtück ſchrieb.

ne Baurenfrau klagte bey einem General (*) der ein großer Liebhaber der Gerechtigkeit war, einen Soldaten an, daß er ihren kleinen Kindern das Bisgen Muß genommen hätte, welches ihr noch zu deren Erhaltung übrig geblieben wäre, nachdem die Armee alles verheeret hätte. Kein Beweiß war nicht da. Der General ermahnte(**) alſo erſt die Frau, alles wohl zu überlegen, weil ſie ſich durch ihre Anklage, wenn ſie löge, ſtrafbar machen würde. Da ſie nun darauf beſtunde, ließ er dem Soldaten den Bauch öfnen, um wegen der Wahrheit der Sache Licht zu bekommen. Es fand ſich auch, daß die Frau (***) Recht gehabt hatte. Diß war eine lehrreiche Verurtheilung.

Das

(*) Bajazet I. den Froiſſart Amorabaquin nennet : : : Ich habe aus dem ſinnreichen Ausleger des Rabelais Tom. V. p. 217. gelernet, daß Baiazet ſo genennet worden, weil er des Amurats Sohn war. Diß merke ich zum beſten derienigen an, die es eben ſo wenig wiſſen möchten, als ich es wußte, ehe ich die Augen auf dieſes Blat des Rabelais, der in Amſterdam bey Heinrich des Bordes im Jahr 1711. gedruckt iſt, geworfen hatte.

(**) Alles dieſes wird nach der Länge erzählet, und ſtark bekräftiget in der Hiſtorie des Meſſire Jehan Froiſſart, Vol. IV. c. 87.

(***) Wenn ſie wäre überzeuget worden, daß ſie falſch angeklaget hätte, ſo würde ſich dieſer General in eben den Umſtänden befunden haben, worinnen ſich ein Richter befindet, der einen Menſchen henken läßt, dem die Folter das Geſtändniß eines Verbrechens ausgepreſſet hat, wo er nachgehends ſchlechterdings unſchuldig erkannt wird.

Das VI. Hauptſtück.

Von der Uebung.

Vorſtellungen und Lehren ohne Thun können uns nicht tugendhaft machen.

Vorſtellungen und Lehren ſind ſchwerlich vermögend genung, ſo leicht wir auch denſelben Glauben beymeſſen, uns bis zur Ausübung zu führen, wenn wir nicht außer dieſem unſere Seele üben, und durch die Erfahrung in denienigen Gang bringen, in welchen ſie ſich ſchicken lernen ſoll. Wenn dieß nicht geſchiehet, wird ſie ohne Zweifel Hinderniſſe finden, wenn ſie zum Thun ſchreiten will. Deswegen haben ſich unter den Philoſophen dieienigen, die es beſonders hoch haben bringen wollen, nicht begnüget, in Sicherheit und Ruhe die Härtigkeiten des Glückes zu erwarten, aus Furcht, daſſelbe möchte ſie als unerfahrne und des Streitens ungewohnte Leute überfallen: ſondern ſie ſind ihm entgegen gegangen, und haben wiſſentlich alle Schwierigkeiten verſucht. Einige unter ihnen haben ſich des Reichthumes entſchlagen, damit ſie ſich mit einer freywilligen Armuth entſchuldigen konnten. Andere haben die Arbeit und ein ſehr mühſeliges Leben erkieſet, um ſich zum Unglücke und zur Arbeit ab zu härten. Andere haben ſich der beſten Theile ihres Leibes beraubet, als des Geſichtes und der Zeugungsglieder, aus Furcht ihr allzu angenehmer und allzu weichlicher Gebrauch möchte die Standhaftigkeit ihrer Seele ſchwächen und verhärten.

Wenn es aber auf das Sterben ankommt, welches die wichtigſte Angelegenheit iſt, die wir

vor uns haben, ſo kann uns die Uebung zu nichts helfen. Man kann ſich durch die Uebung und durch die Erfahrung wider den Schmerz, wider die Schande, wider den Mangel, und andere dergleichen Zufälle ſtärken. Aber den Tod können wir nicht öfter, als einmal, verſuchen. Wir ſind alſo alle Lehrlinge darinnen, wenn wir dazu gelangen.

Die Uebung kann uns zum Sterben nichts helfen.

Es haben ſich vor Alters Leute gefunden, die ihre Zeit ſo vortreflich zu Rathe gehalten, daß ſie ſo gar bey ihrem Tode denſelben zu koſten, recht zu ſchmecken geſucht, und alle ihre Gedanken darauf gerichtet haben, zu ſehen, was es mit dieſem Uebergange für eine Bewandniß hätte. Allein, ſie ſind nicht zurücke gekommen, und haben uns keine Nachricht davon gegeben.

Merkwürdiges Exempel eines Römers, der im Sterben die Wirkung des Todes beobachtete.

(*) Nec quiſquam expergitus extat,
Frigida quem ſemel eſt vitai pauſa ſequuta.

Als Canius Julius, ein edler Römer von beſonderer Tugend und Standhaftigkeit, (**) von dem närriſchen Caligula zum Tode verurtheilet wurde: gab er außer andern wunderbaren Proben, die er von ſeinem geſetzten Geiſte blicken ließ, auch dieſe. Eben, als der Scharfrichter Hand an ihm legen ſollte, fragte ihn ein Philoſoph, der ſein guter Freund geweſen war: Nun Canius, (***) wie

(*) Keiner, den einmal der Tod kalt gemacht hat, iſt iemals wieder erwacht. Lucret. L. III. v. 942.

(**) Dieſe Geſchichte iſt mit ihren vornehmſten Umſtänden aus dem Seneca genommen. *De tranquillitate animi.* C. 14.

(***) Quid, inquit, Cani, nunc cogitas? aut quae tibi

wie ſtehet es iezt mit deiner Seele? was machet ſie? was für Gedanken haſt du? Ich habe mir vorgeſetzet, antwortete Canius, mich bereit zu halten und habe alle meine Kräfte angeſtrenget, um zu ſehen, ob ich nicht in dieſem ſo kurzen und kleinen Augenblicke des Todes etwas von dem Abſchiede meiner Seele werde bemerken können, und ob ſie nicht einige Empfindung von ihrem Auszuge haben wird, damit ich, wenn ich etwas davon wahrnehme, nachher wieder kommen, und meinen guten Freunden davon Nachricht geben kann. Was für eine Dreiſtigkeit, und was für muthige Herzhaftigkeit war dieſes nicht, daß er ihnen (*) ſeinen Tod zum Unterrichte dienen, und ſich Zeit nehmen wollte, bey einer ſo wichtigen Sache auf etwas anders zu denken?

(**) Jus hoc animi morientis habebat.

Wie man ſich einigermaſſen mit dem Tode bekannt machen kann.

Doch ich glaube, daß es gewiſſe Mittel giebt, ſich an denſelben zu gewöhnen, und ihn gewiſſer maßen zu verſuchen. Wir können wo nicht eine gänzliche und vollkommene, doch nicht unnütze Erfahrung davon bekommen, die uns ſtandhaf-

bi mens eſt; obſeruare, inquit Canius, propoſui illo velociſſimo momento, an ſenſurus ſit animus, exire ſe, promiſitque, ſi quid exploraſſet, circumiturum amicos, & indicaturum quis eſſet animarum ſtatus. Id. *Ibid.*

(*) Ecce animus aeternitate dignus qui fatum ſuum in argumentum veri vocat, nec vsque ad mortem tantum, ſed aliquid etiam ex ipſa morte diſcit. Nemo diutius philoſophatus. Id. *Ib.*

(**) Lucan. Lib. VIII. v. 636.

= = = Solche Macht hat er im Sterben ſeines Sinnes!

haſter und dreiſter machet. Wenn wir ihn gleich nicht völlig erreichen können: ſo können wir uns ihm doch nähern; wir können ihn verkundſchaften, und wenn wir gleich nicht dahin kommen können, wo er am ſtärkſten iſt, doch wenigſtens die Zugänge zu demſelben beſehen und uns bekannt machen. Man heiſſet uns nicht ohne Grund auf unſern eigenen Schlaf Achtung geben, weil er ſo viel Aehnlichkeit, mit dem Tode hat. Wie leichtlich fallen wir von dem Wachen in den Schlaf, wie wenig empfinden wir die Beraubung des Lichtes und unſers Bewuſtſeyns? Vielleicht möchte uns das Vermögen zu ſchlafen, welches uns aller Thätigkeit und aller Empfindung beraubet, unnütze und wider die Natur zu ſeyn ſcheinen, wenn uns nicht die Natur durch den Schlaf lehrete, daß ſie uns eben ſo wohl zum Sterben, als zum Leben gemacht hat, und uns ſchon in dieſem Leben den ewigen Zuſtand vorſtellete, den ſie uns nach demſelben aufgehoben hat, um uns dazu zu gewöhnen, und uns die Furcht davor zu benehmen. Allein diejenigen, die einmal durch einen heiligen Zufall in eine Ohnmacht gefallen ſind, und darinnen alle Empfindungen verloren haben, dieſe ſind meines Bedünkens ſehr nahe daran geweſen, daß ſie ſchon ſein wahres und natürliches Geſichte haben ſehen können. Denn wir dürfen gar nicht befürchten, daß der Augenblick und der Punkt des Ueberganges mit einiger Beſchwerlichkeit, Arbeit oder einigem Misvergnügen verknüpfet ſey: weil wir keine Empfindung bekommen können, ohne Zeit darzu zu haben. Unſer Leiden braucht Zeit, dieſe aber iſt bey dem Tode ſo kurz und ſo ſchleunig, daß er uns nothwendig unempfin-

pfindlich werden muß. Wir haben uns für nichts, als für deſſelben Annäherung zu fürchten, und dieſe können wir erfahren. Viele Dinge ſcheinen uns in der Einbildung größer zu ſeyn, als ſie in der That ſind. Ich habe einen guten Theil meines Lebens bey guter und vollkommener Geſundheit zugebracht. Ich kann nicht allein ſagen, bey vollkommener, ſondern, noch darzu bey munterer und feuriger Geſundheit. Dieſer friſche und frohe Zuſtand machte, daß mir die Vorſtellung der Krankheiten einen ſolchen Schrecken einiagte, daß mir ihre Schmerzen, wenn ich wirklich damit befallen wurde, gegen meine Furcht, gering und leicht vorkamen. So viel erfahre ich alle Tage, wenn ich während einer ſtürmiſchen und ungeſtümen Nacht bedeckt und warm in einem ſchönen Saale bin, ſo erſchrecke ich wegen der Reiſenden und beklage ſie; befinde ich mich hingegen ſelbſt auf der Straſſe, ſo verlange ich nicht einmal anderswo zu ſeyn. Dieß einzige beſtändig in einem Zimmer eingeſperret zu ſeyn, ſchien mir ſonſt unerträglich zu ſeyn. Allein ich lernte gar bald eine Woche, ia einen Monat, voll Unruhe, Verdruß, und Schwachheit darinnen zu zu bringen. Ich habe auch gefunden, daß ich bey meinen geſunden Tagen die Kranken weit mehr bedauret habe, als ich mich ſelbſt für bedaurenswürdig achte, wenn ich ſelbſt krank bin; und daß meine große Furcht die Sache wohl um die Hälfte vergrößert hat. Ich hoffe, daß es mir eben ſo mit dem Tode gehen wird, und es iſt nicht der Mühe wehrt, daß ich ſo viel Anſtalten darauf mache, und ſo viel Hülfsmittel wider deſſelben Angriff zuſammen ſuche. Aber, es

gehe

gehe wie es wolle, wir können uns nicht zu viel Vortheile ſchaffen.

Erzählung einer Begebenheit, die dem Montagne begegnet, und ihn in eine langwierige Ohnmacht verſetzt hat.

Während unſerer dritten oder zweyten Unruhe, denn es fällt mir nicht mehr recht bey, war ich einmal eine Meile weit von meiner Wohnung ſpazieren geritten, die eben in dem Mittelpunkte aller Unruhen der bürgerlichen Kriege in Frankreich liegt. Weil ich nun in völliger Sicherheit zu ſeyn glaubte, und ſo nahe bey meinem Hauſe war, daß ich kein beſſeres Reisgeräthe nöthig hatte, ſo hatte ich nur ein leichtes aber nicht recht ſtarkes Pferd genommen. Da ſich nun mir auf dem Rückwege plötzlich eine Gelegenheit zeigte, dieſes Pferd zu einem gewiſſen Dienſte zu gebrauchen, wozu es nicht gewohnt war, rannte einer von meinen Leuten ein großer und ſtarker Kerl, welcher einen ſtarken Hengſt ritte, der hartmäulich, ſonſt aber friſch und muthig war, und andern Pferden vorlief, mit verhengtem Zügel gerade hinter mir her, und fiel wie eine große Säule auf mich kleinen Mann und mein kleines Pferd, und ſchmies es, weil er ſo wohl iagte als ſehr ſchwer war, zu Boden, ſo daß wir alle beyde die Beine in die Höhe reckten. Das Pferd lag alſo ganz betäubt da. Ich aber lag zehen bis zwölf Schritte weiter davon auf dem Rücken im ganzen Geſichte zerſtoſſen und geſchunden. Mein Degen, den ich in der Hand hatte, lag noch mehr als zehen Schritte weiter weg; mein Degengehänge war in Stücken zerriſſen; und ich hatte ſo wenig Bewegung und Empfindung als ein Klotz. Dieß iſt die einzige Ohnmacht, die ich bis dieſe Stunde empfunden habe. Meine Leute, welche mich durch alle mögliche Mittel wieder

zu mir ſelbſt zu bringen verſuchet hatten, und mich für todt hielten, nahmen mich in die Arme, und trugen mich mit vieler Beſchwerlichkeit in mein Haus, welches noch ungefähr eine halbe Franzöſiſche Meile davon entfernet war. Auf dem Wege, und nachdem man mich über zwo ſtarke Stunden für todt gehalten hatte, fieng ich an, mich zu regen und Athem zu hohlen. Denn es war mir eine ſo große Menge Geblüte in den Magen gefallen, daß ſich die Natur, um ſich davon zu entledigen, erſt wieder erholen mußte. Man ſtellte mich auf die Füſſe, worauf ich einen ganzen Eimer geronnen Blut von mir gab; und ſo gieng es mir auch verſchiedene male unterweges. Hierdurch fieng ich an wiederum ein wenig Leben zu bekommen, aber nur nach und nach, und nach ſo langer Zeit, daß meine erſtere Empfindungen dem Tode weit näher waren, als dem Leben.

(*) Perche dubbioſa ancor del ſuo ritorno
Non s'aſſicura attonita la mente.

Dieſe Vorſtellung, die noch feſt in meine Seele eingepräget iſt, und die mir ſeine Geſtalt und ſein Bildniß ſo ziemlich natürlich vorſtellet, vereiniget mich einiger maſſen mit demſelben. Als ich damals wieder zu ſehen anfieng, geſchahe es mit einem ſo verwirrten, ſo ſchwachen und ſo todten Blicke, daß ich noch nichts unterſcheiden konnte, als das Licht.

(*) - Co-

(*) Denn die Seele, die noch ungewiß war, ob ſie zurück kehren ſollte, konnte ſich nicht von ihrer Betäubung erholen. Torq. Taſſo *Gierus. liberata.* Cant. XII. Stanz. 74.

(*) - Come quel ch'hor apre, hor chiude
Gli occhi, mezzo tra' l ſonno e l'eſſer deſto.

Die Verrichtungen der Seele äußerten ſich mit eben dem Fortgange, wie die Verrichtungen des Körpers. Ich ſah daß ich voller Blut war; denn mein Wams war überall von dem Blute beflecket, das ich von mir gegeben hatte. Der erſte Gedanke, der mir einkam, war dieſer, ich hätte einen Schuß im Kopfe; und in der That waren zu gleicher Zeit verſchiedene um uns herum geſchehen. Mich dünkt, das Leben ſchwebete mir noch auf den Lippen. Ich ſchloß die Augen, um daſſelbe, wie mich dünkte, vollends fort treiben zu helfen, und wurde mit Vergnügen ſchwach und hinfällig. Dieſe Einbildung, die nur auf der Oberfläche meiner Seele herum ſchwamme, war eben ſo zart und ſo ſchwach, als alle übrige. Dem ungeachtet war ſie nicht nur von allem Misvergnügen frey, ſondern noch mit derjenigen Annehmlichkeit vermiſchet, welche diejenige empfinden, die in einen Schlaf fallen.

Ich glaube, daß dieſes eben der Zuſtand iſt, worinnen ſich diejenige befinden, die man in letzten Zügen in Ohnmacht liegen ſiehet; und behaupten, daß wir ſie ohne Urſache bedauren, weil wir uns einbilden, ſie würden mit grauſamen Schmerzen gemartert, oder ihre Seele würde mit ängſtlichen Gedanken geplaget. Ich habe allezeit geglaubt, ungeacht andere, und ſelbſt **Stephan de la Boetie**, anderer Meynung ſind, daß

Ob die Ohnmachten in dem letzten Züge sehr ſchmerzhaft ſind.

Aaa 2

(*) Wie ein Menſch, der halb ſchläft und halb wacht, bald die Augen öfnet, bald ſchließt. Torq. Taſſo *Gierus. liberata* Canto VIII, Stanza 26.

daß diejenigen, welche wir bey der Herannäherung ihres Endes ſo da liegen und ſchlummern ſehen, weil ſie entweder durch die Langwierigkeit der Krankheit, oder ungefähr von dem Schlage gerühret, oder mit der fallenden Sucht befallen ſind,

(*) (vi morbi ſaepe coactus
Ante oculos aliquis noſtros, vt fulminis ictu,
Concidit, et ſpumas agit, ingemit, et tremit artus,
Deſipit, extentat neruos, torquetur, anhelat,
Inconſtanter et in iactando membra fatigat.)

oder am Kopfe verwundet ſind, die wir ſchnarchen, und zuweilen ängſtliche Seufzer ausſtoßen hören, ungeacht wir einige Zeichen des Bewuſtſeyns und einige Bewegung des Leibes an ihnen wahrnehmen, ich habe, ſage ich, allezeit geglaubet, daß bey dieſen Leuten ſowohl die Seele, als der Leib, in tiefem Schlafe begraben ſey.

(**) Viuit et eſt vitae neſcius ipſe ſuae.

Ich habe mir auch nicht einbilden können, daß die Seele bey einer ſo großen Erſchütterung der Glieder,

(*) Ein Menſch, der mit der fallenden Sucht behaftet iſt, fällt durch die Gewalt der Krankheit öfters, wie vom Blitze gerührt, vor unſern Augen nieder, ſchäumet, ächzet, zittert an allen Gliedern, iſt außer ſich, ſpannt die Nerven, keucht, und ermüdet die Glieder mit gewaltigen hin und her Schlagen. Lucret. L. III. v. 488 ſeqq.

(**) Er lebt, ohne zu wiſſen, daß er das Leben hat. Ouid. *Triſt.* L. I. Eleg. 3. v. 12.

Glieder, und einer ſo großen Betäubung der Sinnen, innerlich noch einige Stärke ſich ihrer ſelbſt bewußt zu ſeyn, behalte; und daher quälende Gedanken habe, und ihren elenden Zuſtand empfinde und überlegen könne, und deswegen ſehr zu beklagen ſey. Ich ſtelle mir keinen Zuſtand ſo unerträglich und ſchrecklich vor, als wenn die Seele lebhaft und beängſtiget iſt, und doch kein Mittel hat ſich zu erklären; wie ich von denenjenigen ſagen würde, die man auf den Richtplatz führet, wenn man ihnen vorher die Zunge abgeſchnitten hat, woferne mir nicht bey dieſer Todesart der ſtummſte Tod der anſtändigſte zu ſeyn ſchiene, wenn er nur mit einem geſetzten und ernſthaften Geſichte begleitet wird. Eben ſo gehet es auch denenjenigen armen Gefangenen, die ietziger Zeit in die Hände lüderlicher henkeriſcher Soldaten fallen, welche ſie aufs grauſamſte martern, um ihnen ein unmäßiges und unmögliches Löſegeld ab zu zwingen, da ſie unterdeſſen in ſolchen Umſtänden und in ſolchen Orten in Verwahrung gehalten werden, wo ſie ihre Gedanken und ihr Elend auf keine Art aus drücken und zu verſtehen geben können. Die Poeten haben gewiſſe Götter erdichtet, welche diejenigen, die dergleichen langwierigen Tod aus zu ſtehen haben, zu befreyen geneigt ſind:

(*) - hunc ego Diui
Sacrum iuſſa fero, teque iſto corpore
ſoluo.

(*) Virg. Æneid. Lib. IV. v. 702.
: : : : : Ich abgeſchickte
Bring es dem Pluto hin, und löſe dich nun
auf.

Die Stimmen und die kurzen und abgebroche- nen Antworten, die man von dergleichen Leuten er- zwingt, wenn man ihnen mit Gewalt in die Oh- ren ſchreiet, und in ſie hinein ſtürmet, oder die Bewegungen, die ſich einigermaßen auf die Fra- gen zu beziehen ſcheinen, ſind noch kein Beweis daß ſie leben; wenigſtens nicht, daß ſie völlig le- ben. Eben dieſe Bewandniß hat es mit dem Lallen im Schlafe, ehe uns derſelbe gänzlich be- fällt. Wir empfinden das, was um uns herum geſchiehet, wie im Traume, wir hören die Stim- men verwirret, und undeutlich, welche Empfin- dung ſich aber nicht weiter, als nur bis an den Rand der Seele zu erſtrecken ſcheinet. Wir ge- ben auf die letzten Worte, die man zu uns geſa- get hat, Antworten, bey welchen mehr Glück als Verſtand iſt. Jezt, nachdem ich es in der That erfahren habe, zweifle ich nicht mehr, daß ich bis daher nicht recht ſollte davon geurtheilet haben. Denn zuerſt, da ich völlig in der Ohnmacht lag, bearbeitete ich mich aus allen Kräften mit den Nägeln, mein Wamms etwas aufzumachen, (denn ich war nicht geharniſcht), und dennoch weiß ich, daß ich keinen Schmerz empfand. Denn, es giebt verſchiedene Bewegungen in uns, die nicht von unſerem Willen herkommen.

(*) Semianimesque micant digiti, ferrum-
que retractant.

Diejenigen, welche fallen, ſtrecken auf dieſe Art die Arme aus, ehe ſie noch fallen, durch einen natürlichen Trieb, dem zu Folge unſere Glieder einander

(*) Virg. Æneid. Lib. X. v. 396.
Es rühren ſich noch Schwerd und Finger an der Hand.

einander wechſelsweiſe Dienſte thun, und gewiſſe Bewegungen machen, an welchen unſere Vernunft keinen Antheil hat.

(*) Falciferos memorant currus abſcindere membra

- - - - - - - - - - - - - - -

Vt tremere in terra videatur ab artubus, id quod

Decidit abſciſſum, cum mens tamen atque hominis vis

Mobilitate mali non quit ſentire dolorem.

Mein Magen war mit geronnenem Blute angefüllt, meine Hände fuhren alſo für ſich ſelbſt dahin, wie ſie es oft ohne unſeren Willen zu machen pflegen, wenn es uns wo zucket. Es giebt viele Thiere, ia ſelbſt viele Menſchen, an welchen man, wenn ſie ſchon todt ſind, doch noch die Muſkeln ſich zuſammen ziehen und bewegen ſiehet. Jeder weiß aus der Erfahrung, daß es Theile giebt, die ſich ohne unſre Erlaubniß bewegen, aufrichten, und legen. Allein dieſe Leidenſchaften, die uns nur an der Schaale berühren, können nicht unſere Leidenſchaften heiſſen. Sollen ſie unſer werden, ſo müſſen ſie den ganzen Menſchen einnehmen: denn die Schmerzen, welche der Fuß oder die Hand, während des Schlafes empfindet, ſind nicht unſere Schmerzen. Als ich bald zu Hauſe war, wohin ſich der Lerm von meinem Falle ſchon ausgebreitet hatte, und mir die Meinigen

(*) Man ſagt, daß die mit Sicheln ausgerüſteten Wagen die Glieder ſo geſchwind abſchneiden, daß man ſie noch auf der Erde zittern ſiehet, ungeacht wegen der Geſchwindigkeit des Unglücks der Geiſt ſowohl als der Leib keinen Schmerzen empfinden kann. Lucret. L. III. v. 642-644 u. f.

gen mit dem bey dergleichen Zufällen gewöhnli-chem Geſchreye entgegen kamen, antwortete ich nicht nur eines und das andere auf die an mich ge-thanenen Fragen, ſondern kam auch, wie man mir geſagt hat, auf den Einfall, zu befehlen, daß man meiner Frau ein Pferd geben ſollte, weil ich ſah, daß ſie nicht wohl fortkommen konnte, und ſich auf dem Wege, der bergicht und beſchwerlich war, abmattete. Dieſe Betrachtung ſcheint von einer muntern Seele her zu kommen, gleichwohl war ich es keinesweges. Dieß waren nur eitle Ge-danken, die in die Luft giengen, und die durch die Augen und Ohren erreget worden waren, nicht aber von mir ſelbſt herkamen. Ich wußte bey dem allem weder wo ich herkäme, noch wo ich hinkäme; ich konnte auch nicht überlegen und betrachten, was man mich fragte. Dieß ſind nur leichte Wirkungen, welche die Sinne für ſich ſelbſt, gleichſam aus Gewohnheit, hervor bringen. Das, was die Seele dazu beytrug, geſchahe im Traume: ſie wurde nur obenhin gerühret, und durch den ganz ſanften Eindruck der Sinnen nur gleichſam geſtreifet oder benetzet. Unterdeſſen war der Zuſtand, worinnen ich mich befand, in der That recht angenehm und ruhig. Ich beküm-merte mich weder um andere noch um mich. Ich lag in einer Mattigkeit und in der äußerſten Schwachheit ohne allen Schmerz. Ich ſah mein Haus, ohne es zu kennen. Nachdem man mich niedergeleget hatte, war mir dieſe Ruhe un-gemein angenehm: denn ich war von den guten Leuten, die ſich die Mühe gegeben hatten mich einen langen und ſehr ſchlimmen Weg auf den Armen zu tragen, und zwey bis dreymal wechſels-

weiſe

weiſe müde geworden waren, häßlich hin und her gezerret worden. Man bot mir eine Menge Arzneymittel an, wovon ich aber keines annahm, in der gewiſſen Meynung, ich wäre tödtlich im Kopfe verwundet worden. Diß wäre wahrhaftig ein ſehr glückſeliger Tod geweſen. Denn die Schwäche meiner Vernunft verhinderte mich, etwas da zu denken, und die Schwachheit meines Leibes, etwas davon zu empfinden. Ich ſank ſo gelaſſen hin, und zwar ſo leicht, weich, und bequem, daß ich nicht leicht eine andere Handlung empfinde, die weniger beſchwerlich iſt, als mir dieſe war. Als ich wieder auf lebete, und mich erholete,

(*) Vt tandem ſenſus conualuere mei,

welches zwo bis drey Stunden darnach geſchahe, fühlte ich, daß ich auf einmal wieder in die Schmerzen verwickelt wurde, weil alle meine Glieder bey dieſem Falle zerſtoſſen und zerſchmettert worden waren. Ja ich befand mich zwo bis drey Nächte darauf ſo übel, daß ich noch einmal dachte ich müßte ſterben, aber eines viel empfindlichern Todes. Denn ich fühle den Stoß bey dieſer Zerſchmetterung noch immer. Ich muß nicht vergeſſen, daß die letzte Sache, worauf ich mich beſinnen konnte, die Erinnerung an dieſen Zufall war. Denn ich lies mir mehr als einmal vorſagen, wohin ich gewollt hätte, woher ich gekommen wäre, in welcher Stunde mir dieſes begegnet wäre, ehe ich es begreifen konnte. Die Art meines Falles, verbarg man mir, demienigen zu Liebe, welcher Schuld daran geweſen war, und er-

(*) Da endlich meine Sinnen ihre erſte Lebhaftigkeit wieder bekamen. Ouid. *Triſt.* L. I. Eleg. 3. v. 14.

dichtete mir andere Umſtände. Aber lange Zeit darnach, und erſt den andern Tag, da ſich mein Gedächtniß wieder einfand, und mir den Zuſtand vorſtellete, worinnen ich mich eben den Augenblick befunden, da ich dieſes Pferd auf mich hatte loß rennen ſehen, denn ich hatte es mir auf den Ferſen geſehen, und mich für verloren gehalten: aber dieſer Gedanke war ſo plötzlich vorbey gegangen, daß keine Furcht daraus hatte entſtehen können; dünkte mich, es wäre ein Blitz, der meine Seele erſchütterte, ja es war mir, als ob ich aus der andern Welt zurück käme.

Der Menſch iſt ſich ſelbſt eine gute Lehre.

Dieſe Erzählung einer ſo geringen Begebenheit würde von keiner Wichtigkeit ſeyn: wenn ſie mir nicht zur Lehre gedient hätte. Denn ich glaube ganz gewiß, daß man ſich dem Tode nähern muß, wenn man ſich dazu gefaßt machen will. Nun iſt ſich aber ieder, wie Plinius (*) ſagt, ſelbſt die beſte Lehre, wofern er nur im Stande iſt, ſich recht aus zu kundſchaften. Ich lehre dieſes nicht, ſondern lerne es. Es iſt keine Lection für andere, ſondern für mich. Man darf es mir aber deswegen nicht verübeln, wenn ich ſie mittheile. Was mir nützt, kann zufälliger Weiſe auch einem andern nützen. Im übrigen verderbe ich doch nichts: ich brauche bloß das Meinige. Wenn ich närriſch handle; geſchiehet es mir zum Schaden, und ohne das iemand etwas dabey verlieret. Denn ich

(*) Die Stelle, ſo Montagne im Sinne gehabt hat, iſt Zweifels ohne dieſe; Experimenta in ſe cuique - - - ideoque obſeruanda ſunt quae non ſolum corporum medicinam ſed et morum habent. *Hiſt. Nat.* L. XXII. c. 24. Sect. 51. -- Dieſe Anmerkung iſt vom Herrn Barbeyrac.

ich begehe eine Narrheit, die mit mir abſtirbt, und weiter keine Folgen hat. Wir haben nur von zween oder dreyen (*) unter den Alten Nachricht, welche dieſen Weg gegangen ſind: und dennoch können wir nicht ſagen, ob es völlig auf eben dieſe Weiſe geſchehen iſt, weil wir nichts als die Namen von ihnen wiſſen. Keiner iſt nach dieſem ihrer Bahn nachgegangen. Es iſt auch wirklich eine kützliche Unternehmung, und kützlicher, als es ſcheint, wenn man einen ſo herum ſchweifenden Weg, als unſer Geiſt nimmt, verfertigen will, wenn man die finſtern Tiefen ſeiner verborgenſten Winkel ergründen will, wenn man unter ſo viel kleinen Arten ſeiner Bewegungen wählen und ausſuchen will. Es iſt ein neuer und außerordentlicher Zeitvertreib, der uns von den gemeinen Beſchäftigungen der Welt abwendet; und ſo gar von den dringenſten. Ich habe nun ſchon ſeit vielen Jahren meine Gedanken auf keinen andern Gegenſtand als auf mich ſelbſt, gelenkt, und niemand als mich ſelbſt, beobachtet und ausſtudiret: und wenn ich auch einer andern Sache nachdenke; ſo geſchiehet es bloß deswegen, daß ich ſie alſobald auf mich, oder beſſer zu reden, in mich, anwenden will. Nun dünkt mich, ich thue gar nicht unrecht, wenn ich, ſo wie man es in andern Wiſſenſchaften, die gewiß nicht ſo nützlich ſind, zu machen pfleget, das was ich in dieſer gelernet habe, ebenfalls andern bekannt mache, ungeacht ich noch nicht recht mit dem Fortgange, den ich hierinnen gehabt habe, zu frieden bin. Keine Beſchreibung iſt ſo ſchwer, als die Beſchreibung

(*) Als von dem Archilochus und Alceus unter den Griechen, und dem Lucilius unter den Römern.

bung ſeiner ſelbſt: ia, gewiß keine iſt auch ſo nützlich. Man muß ſich putzen und ordentlich ankleiden, wenn man ausgehen will. Ich ſchmücke mich alſo beſtändig, weil ich mich ohne Aufhören beſchreibe.

Ob es eine Prahlerey iſt, wenn man aufrichtig von ſich ſelbſt redet.

Die Gewohnheit hat das Reden von ſich ſelbſt zu einem Fehler gemachet, und verbietet es hart; aus Haß gegen die Prahlerey, die beſtändig mit dem Zeugniſſe, das man ſich ſelbſt giebt, verbunden zu ſeyn ſcheinet, allein dieß heißt das Kind mit dem Bade ausſchütten,

(*) In vitium ducit culpae fuga.

Ich halte dieſes Mittel mehr für ſchädlich, als nützlich. Geſetzt aber, es wäre wahr, daß es nothwendig ein Hochmuth ſeyn müßte, wenn man von ſich ſelbſt redet: ſo darf ich doch, meinem allgemeinen Vorſatze nach, mich einer Handlung nicht entziehen, die dieſe Schwachheit verräth, weil er ſich an mir äußert; und ich darf denienigen Mangel nicht verbergen, den ich nicht nur gewohnt bin, ſondern aus dem ich gar mein Werk mache. Doch, man verwirft meines Bedünkens den Wein mit Unrecht, weil ſich viele darinnen betrinken. Man kann keine andern als gute Sachen mißbrauchen. Ich glaube daß dieſe Regel nur auf die Fehler des Pöbels gehet. Dieß ſind Poſſen, an welche ſich weder die Heiligen, die wir ſo frey von ſich ſelbſten reden hören, noch die Philoſophen, noch die Theo-

(*) Horat. de art. Poet. v. 31.

So leicht iſt es geſchehn, auch wenn man ſich bemüht
Von Fehlern frey zu ſeyn, daß ſich der Kiel verſieht.

Theologen kehren. Thue doch ichs nicht; ungeachtet ich eines ſo wenig bin, als das andere. Wenn ſie gleich nicht vorſätzlicher Weiſe von ſich ſchreiben, ſo gehen ſie doch ohne Bedenken ziemlich weit darinnen, wenn ſie die Gelegenheit darauf führet. Wovon handelt Sokrates weitläuftiger, als von ſich ſelbſt? Worauf bringt er ſeine Schüler öfter zu reden, als auf ſie ſelbſt, nicht auf das, was ſie aus ihren Büchern gelernet, ſondern auf das Weſen und die Regungen ihrer Seelen? Wir entdecken uns bey unſerer Andacht Gott, und unſerem Beichtvater, ſo (*) wie unſere Nachbarn dem ganzen Volke. Aber, möchte man antworten, alsdenn ſagen wir weiter nichts, als daß wir uns ſelbſt anklagen. Wir ſagen alſo alles, denn unſere Tugend ſelbſt iſt fehlerhaft, und ſo beſchaffen, daß wir Reue über ſie tragen müſſen. Mein Handwerk und meine Kunſt iſt zu leben. Wer mir alſo wehren will, nach meinem Sinne, nach meiner Erfahrung und Gewohnheit davon zu reden, der befehle einem Baumeiſter, von den Gebäuden nicht nach ſeiner, ſondern ſeines Nachbarn Meynung, nicht nach ſeiner, ſondern eines andern Wiſſenſchaft zu reden. Wenn es eine Ruhmredigkeit iſt, daß man ſeine eignen Gaben bekannt macht: warum ſtellt Cicero nicht des Hortenſius, und Hortenſius nicht des Cicero Beredtſamkeit zum Beyſpiele vor? Manche meynen vielleicht, ich ſoll mich durch Werke und Thaten, nicht bloß durch Worte zeigen. Ich male vornämlich meine Gedanken ab, die eine unförmliche Sache ſind, und welche ſich nicht durch Werke an den Tag geben laſſen. Ich kann ſie mit genauer

Noth

(*) Die Proteſtanten.

Noth in dieſen Luftkörper der Stimme bringen. Es haben klügere und heiligere Leute, als ich, gelebet, die alle in die Augen fallenden Thaten vermieden haben. Die Thaten würden mehr von dem Glücke, als von mir zeugen. Sie ſtellen ihre eigene Rolle vor, und nicht die meinige, auſſer bloß nach Muthmaßungen und ungewiß: und ſind Stücke, die ſich ſchon beſonders vor ſich ſehen laſſen. Ich will mich ganz darſtellen. Ich will einem Gerippe ähnlich ſeyn, wo auf einen Blick die Adern, die Muſkeln, die Nerven, iedes Stück an ſeinem rechten Orte, erſcheinen. Das Huſten zeiget einen Theil deſſelbigen. Das Erblaſſen oder Herzklopfen, zeiget einen andern; aber zweifelhaft. Ich will nicht meine Thaten, ſondern mich ſelbſt, mein Weſen beſchreiben.

Es iſt was lobenswürdiges, wenn ſich iemand ſelbſt recht zu ſchätzen weiß.

Ich halte dafür, daß man klug ſeyn muß, wenn man ſich ſelbſt nach ſeinem wahren Werthe ſchätzen will, und eben ſo gewiſſenhaft, wenn man denſelben an den Tag geben will: er ſey nun klein oder groß. Wenn ich mich für vollkommen gut und weiſe hielt: ſo würde ich es mit vollem Halſe auspoſaunen. Es iſt eine Thorheit, und keine Beſcheidenheit, wenn man weniger von ſich ſelbſt ſaget, als wahr iſt. Sich ſchlechter, als man wehrt iſt, bezahlen laſſen, heißt nach dem (*) Ariſtoteles eine Niederträchtigkeit und Kleinmüthigkeit. Keine Tugend hilft ſich mit der Falſchheit: und die Wahrheit iſt niemals eine Materie des Irrthums. Mehr von ſich ſagen, als wahr iſt, iſt nicht allezeit ein Hochmuth, ſondern oft auch eine Narrheit. Das Weſen dieſes Laſters beſtehet, meines Erachtens, darinnen, daß man ſich ſelbſt übermäſ-

(*) *Ethic. Nicomach.* L. IV. c. 7.

mäßig wohlgefället, und daher in eine unbeſcheidene Selbſtliebe geräth. Das beſte Mittel demſelben ab zu helfen, iſt dieſes, daß man gerade das Gegentheil von demienigen thut, was dieienigen verordnen, welche, indem ſie verbieten, daß man nicht von ſich ſelbſt reden ſolle, nothwendig noch ungleich mehr verbieten müſſen, daß man nicht an ſich ſelbſt denken ſoll. Der Hochmuth lieget in den Gedanken: die Zunge kann nur einen ganz geringen Antheil daran haben.

Sich mit ſich ſelbſt beſchäftigen, heißt nicht, an ſich ſelbſt einen Gefallen haben.

Sie glauben, wenn man ſich mit ſich ſelbſt beſchäftiget, man habe einen Gefallen an ſich ſelbſten. Sie denken, wenn man mit ſich ſelbſt umgehet, und ſich mit ſich ſelbſt bekannt machet, man liebe ſich allzuſehr. Allein in dieſe Ausſchweifung verfallen nur dieienigen, welche ſich nur auf der Oberfläche betaſten, die ſich erſt nach ihren Verrichtungen betrachten, die es eine Träumerey und einen Müßiggang nennen, wenn man ſich mit ſich ſelbſt unterhält, und, wenn man ſich ſelbſt beſſern und erbauen will, ſprechen, man bauete Luftſchlöſſer. Dieſe Leute achten ſich ſelbſt alſo für ein drittes und fremdes Ding. Wenn iemand, ſo lange, als er unter ſich ſiehet, von ſeiner Wiſſenſchaft trunken wird: ſo darf er nur über ſich und auf die vergangenen Jahrhunderte ſehen, er wird bald die Hörner einziehen, wenn er da ſo viel tauſend Geiſter findet, die ihn unter die Füſſe treten. Wer ſich eine hohe Einbildung von ſeiner Tapferkeit machet, darf ſich nur an das Leben des Scipio, des Epaminondas, ſo vieler Armeen und ſo vieler Völker erinnern, die ihn ſo weit hinter ſich laſſen. Wer die vielen Unvollkommenheiten und Schwachheiten, die er an ſich hat, und endlich die

die Nichtigkeit des menſchlichen Zuſtandes überleget, den kann keine beſondere Gabe hochmüthig machen.

Warum Sokrates allein für weiſe gehalten worden iſt.

Weil ſich Sokrates allein dieſes Gebot ſeines Gottes, **daß man ſich ſelbſten erkennen ſoll**, ernſtlich zu beobachten hatte angelegen ſeyn laſſen, und durch dieſe Bemühung ſo weit gekommen war, daß er ſich ſelbſt verachtete: ſo wurde er allein des Namens eines Weiſen würdig geachtet. Wer ſich ſo kennet, der kann ſich kühnlich durch ſeinen Mund zu erkennen geben.

Das VII. Hauptſtück.

Von den Ehrenbelohnungen.

Ehrenbelohnungen müſſen mit großer Behutſamkeit ausgetheilet werden.

Diejenigen, welche das Leben des Kaiſers Auguſt beſchreiben, merken von ſeiner Kriegszucht an, daß er mit Geſchenken (*), gegen die, welche es verdienet, ungemein freygebig geweſen ſey, und daß er ſich im Gegentheile mit den Ehrenbelohnungen eben ſo ſparſam bezeiget habe. Und dennoch waren ihm ſelbſt von ſeinem Vetter alle Soldatenbelohnungen ertheilet worden, ehe er noch iemals in Krieg gekommen war. Es iſt eine ſchöne Erfindung, die auch in den meiſten Polizeyen in der Welt eingeführet worden iſt,

(*) Suetonius ſaget im Leben des Auguſtus cap. 25. Dona militaria aliquanto facilius, phaleras, et torques, quidquid auro argentoque conſtaret, quam vallares ac murales coronas, quae honore praecellerent, dabat: has quam parciſſime et ſine ambitione.

iſt, daß man gewiſſe leere Zeichen, und die keinen andern Werth haben, feſt geſetzet hat, um damit die Tugend zu ehren und zu belohnen. Dergleichen ſind die Kränze von Lorbeer, Eichen- und Myrthenreiſern, eine gewiſſe Kleidung, die Erlaubniß in einem Wagen durch die Stadt zu fahren, oder des Nachts mit Fackeln zu gehen, ein beſonderer Sitz bey öffentlichen Zuſammenkünften, das Vorrecht gewiſſe Beynamen und Titel zu führen, gewiſſe Zeichen in den Wappen, und andere dergleichen Dinge, deren Gebrauch nach dem Gutachten der Völker verſchiedentlich eingeführet worden iſt, und noch dauret.

Ritterorden, deren Errichtung iſt löblich und ſehr gebräuchlich.

Wir haben bey uns, ſo wie die mehreſten von unſern Nachbarn, die Ritterorden, welche zu keinem andern, als dieſem Endzwecke errichtet worden ſind. Es iſt in der That eine ſehr gute und nützliche Gewohnheit, daß man Mittel erfindet, die Tapferkeit ſeltner und vortrefflicher Leute zu erkennen, und ſie mit einer ſolchen Bezahlung zu vergnügen und zu befriedigen, die das gemeine Weſen auf keine Weiſe beſchweret, und dem Landesherrn nichts koſtet. Man hat allezeit aus einer ſehr langen Erfahrung erkannt, und wir haben es ehedem auch unter uns ſehen können, daß Leute vom Stande weit mehr Eifer nach dieſen Belohnungen bezeigen, als nach andern, bey welchen Gewinn und Nutzen iſt. Und dieß iſt nicht ohne Grund, und großen Schein. Wenn man zu dem Preiſe der bloß in der Ehre beſtehen ſoll, noch andere Vortheile und Reichthum miſchet, ſo wird die Hochachtung davor, durch dieſe Vermiſchung mehr verkleinert und verringert, als vermehret.

Der S. Michaels-Orden ſteht anfänglich in großer Hochachtung: wie er in Verachtung gerathen.

Bey dem S. Michaels Orden, der ſo lange Zeit bey uns in Anſehen geſtanden hat, war kein größerer Vortheil, als dieſer, daß kein anderer Vortheil damit verknüpfet war. Daher war ehedem kein Amt und Stand, nach welchem ſich der Adel ſo eifrig und begierig beſtrebte, als nach dem Orden; und keine Würde, die einem mehr Ehrerbietung und Hochachtung zuzog. Die Tugend greifet und trachtet am liebſten nach einer Belohnung, die bloß ihr eigen, mehr rühmlich als vortheilhaft iſt. Der Gebrauch der übrigen Geſchenke iſt in der That nicht ſo anſtändig, weil man ſich deren bey allen Gelegenheiten bedienet. Durch den Reichthum belohnt man einen Bedienten, den Fleiß eines Couriers, den Tanzmeiſter, den Voltigirmeiſter, den Sprachmeiſter, und die ſchlechteſten Dienſte, die uns einer thun kann. Ja ſogar die Laſter werden damit bezahlet, die Schmäucheley, die Kuplerey, die Verrätherey. Es iſt alſo kein Wunder, wenn die Tugend dieſe Art gemeiner Münze nicht ſo gerne annimmet und verlanget, als iene, die ihr eigenthümlich iſt, und beſonders zugehöret, und ganz edel und großmüthig iſt. Auguſt hatte Recht, mit dieſen Belohnungen weit räthlicher und ſparſamer um zu gehen, als mit andern, weil die Ehre ein Vorzug iſt, deren Weſen vornämlich in der Seltenheit beſtehet, wie es auch mit der Tugend ſelbſt beſchaffen iſt.

(*) Cui malus eſt nemo, quis bonus eſſe poteſt?

Man lobet einen Mann nicht darum ſo beſonders, daß er ſeine Kinder zu ernähren beſorgt iſt, weil

(*) Wer niemanden für böß hält, der kann auch niemand für gut halten. Martial. L. XII. *Epigr.* 82.

weil dieſes zwar billig, aber dennoch eine gemeine Handlung iſt; eben ſo wenig, als man viel aus einem großen Baume macht, wo der ganze Wald davon voll iſt. Ich glaube nicht, daß ſich ein Bürger zu Sparta ſeiner Tapferkeit gerühmet hat, weil dieſes eine unter ihrem Volke ganz gemeine Tugend war; eben ſo wenig, als der Treue und Verachtung des Reichthumes. Bey keiner Tugend, ſo groß ſie auch iſt, findet eine Belohnung ſtatt, wenn ſie zu einer Gewohnheit geworden iſt; ia, ich weiß nicht einmal, ob wir ſie iemals groß nennen werden, wenn ſie gemein iſt. Weil alſo dieſe Ehrenbelohnungen keinen andern Werth und keine andere Schätzbarkeit beſitzen, als dieſe, daß ſie wenig Leuten zu Theil werden: ſo darf man, wenn ihr Werth vernichtet werden ſoll, nur verſchwenderiſch damit umgehen. Wenn ſich heut zu Tage mehr Leute, als ehedem gefunden hätten, die unſern Orden verdienet: ſo hätte man dennoch deſſelben Schätzbarkeit darum nicht verringern ſollen. Es kann auch leichtlich geſchehen, daß ihn mehrere verdienen: denn es iſt keine Tugend, die ſich ſo leicht ausbreitet, als die Tapferkeit im Kriege. Es giebt noch eine andere wahrhaftige, vollkommene, und philoſophiſche Tapſerkeit, von welcher ich ietzo nicht rede, (denn ich bediene mich dieſes Wortes nach unſerem Sprachgebrauche), welche weit größer als die erſte, und weit vollkommener iſt. Dieſe beſtehet in einer gewiſſen Stärke und Herzhaftigkeit unſerer Seele, vermöge welcher wir alle Arten widriger Zufälle verachten. Sie iſt ſtets einerley, einförmig und beſtändig, und die unſrige iſt nur ein

kleiner Strahl von derſelbigen. Der Gebrauch, die Erziehung, die Beyſpiele und die Gewohnheit können diejenige Tapferkeit, von der ich rede, nach Belieben aufbringen, und leichtlich gemein machen, wie man leicht aus der Erfahrung ſehen kann, welche uns unſere bürgerlichen Kriege davon an die Hand geben. Wenn uns iezt iemand vereinigen, und unſer ganzes Volk zu einer gemeinſchaftlichen Unternehmung anreizen könnte, ſo würde unſer ehemaliger kriegeriſcher Name gewiß wieder aufblühen. Es iſt ganz gewiß, daß in den alten Zeiten die Belohnung mit dem Orden ſich nicht allein auf die Tapferkeit, ſondern noch viel weiter hinaus erſtreckt hat. Er iſt niemals iedem tapfern Soldaten, ſondern nur einem berühmten General ertheilet worden. Die Wiſſenſchaft zu gehorchen verdiente keine ſo herrliche Belohnung. Man erforderte hiezu vor Alters eine weitläuftigere Erfahrung in Kriegsſachen, die die meiſten und größten Eigenſchaften eines Kriegsmannes in ſich begrif, (*) neque enim eaedem militares et imperatoriae artes ſunt. Man erfordert aber auch über diß, daß iemand von einem einer ſolchen Würde anſtändigem Stande ſeyn mußte. Allein ich ſage, daß, wenn ſich auch mehr Leute gefunden hätten, die deſſen würdig geweſen wären, als ſich ſonſten fanden, ſo hätte man dennoch nicht freygebiger damit werden ſollen; und es wäre beſſer geweſen, wenn man nicht alle diejenigen, die ihn verdieneten, damit beſchenket hätte, als daß man, wie

(*) Ein General muß andere Eigenſchaften beſitzen, als ein gemeiner Soldat. Tit. Liu. L. XXV. c. 19. wo es heißt: Tanquam eaedem militares et imperatoriae artes eſſent.

wie wir gethan haben, den Gebrauch einer ſo nütz-lichen Erfindung auf immer vernichtet hat. Kein wackerer Mann ſuchet ſich wegen einer Sache ei-nen Vorzug an zu maſſen, die er mit andern ge-mein hat. Heut zu Tage bezeigen dieienigen, welche die Belohnung am wenigſten verdienet ha-ben, dem Scheine nach die meiſte Verachtung dawider, um ſich dadurch in den Rang derieni-gen zu ſetzen, denen man dadurch Unrecht gethan hat, daß man dieſes Ehrenzeichen, das ihnen al-lein gehörete, ſo unverdient ausgetheilet, und da-durch verächtlich gemacht hat.

Es iſt ſchwer ei-nen neuen Ritteror-den in An-ſehen zu bringen.

Wollte man aber ſich Hoffnung machen, wenn man dieſen Orden eingehen und abkommen lieſſe, geſchwind wieder eine andere ähnliche Gewohn-heit in Anſehen zu bringen und zu erneuern: ſo iſt diß keine Unternehmung, die ſich für ſo wilde und verderbte Zeiten ſchicket, als die gegenwärti-gen ſind. Dieſe neue Gewohnheit würde gleich von ihrem Urſprunge an, in alle dieienigen Unbe-quemlichkeiten verfallen, welche die erſte abge-bracht haben. Die Geſetze, nach welchen dieſer neue Orden ausgetheilet würde, müßten ungemein ſtrenge und ſcharf ſeyn, damit er ein Anſehen be-käme. Dieſe unruhige Zeiten aber laſſen ſich nicht kurz und ordentlich im Zügel halten. Ueber diß müßte man erſt, ehe man ihn in Anſehen brin-gen könnte, das Andenken des erſtern, und die Verachtung, worein er gefallen iſt, vergeſſen haben.

Tapferkeit iſt die vor-nehmſte Tugend unter den Franzo-ſen.

Ich könnte hier füglich etwas von der Tapfer-keit und von dem Unterſchiede, der zwiſchen die-ſer und den übrigen Tugenden iſt, ſagen: allein, da Plutarch oft auf dieſe Sache verfallen iſt: ſo

würde es vergeblich ſeyn, wenn ich das, was er davon geſaget hat, hier wiederhohlen wollte. Doch dieſes iſt Betrachtungswürdig, daß unſere Nation der Tapferkeit (*vaillance*) den erſten Grad unter den Tugenden einräumet, wie der Name zeiget, der von dem Worte: **Werth** (*valeur*) abſtammet. Eben ſo bedeutet nach unſerer Art zu reden, der Ausdruck: *un homme qui vaut beaucoup* (ein Mann von großem Werthe) oder *un homme de bien* (ein wackerer Mann) in der Sprache unſers Hofes und unſers Adels nichts anders als einen tapfern Mann. So verhielt es ſich auch bey den Römern: denn die allgemeine Benennung der **Tugend** kömmt bey ihnen von dem Worte her, welches **Stärke** bedeutet. Die Kriegsdienſte kommen dem Adel in Frankreich eigentlich, allein und weſentlich zu. Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe auch die erſte Tugend geweſen iſt, die ſich unter den Menſchen geäußert, und die einem den Vorzug vor dem andern gegeben hat, und daß ſich dadurch die Stärkſten und Herzhafteſten zu Herren über die Schwächern gemacht, und beſondern Rang und Hochachtung erworben haben. Daher hat ſie alſo dieſen rühmlichen und herrlichen Namen bekommen. Es kann auch ſeyn, daß dieſe Völker, weil ſie ſehr kriegeriſch geweſen, derjenigen Tugend den Preis vor andern gegeben haben, die bey ihnen die gemeinſte war, und am meiſten Ehre brachte. Eben ſo macht unſere Leidenſchaft, und die unruhige Sorgfalt, die wir für die Keuſchheit der Weiber tragen, daß eine **gute Frau**, **eine rechtſchaffene Frau**, **eine ehrliche und tugendhafte Frau**, bey uns in der That nichts anders, als eine keuſche Frau bedeutet; gerade, als

als wenn wir alle andere Pflichten aus der Acht ſchlügen, um ſie zu dieſer einzigen an zu halten, und ihnen bey allen andern Fehlern den Zügel ſchieſſen laſſen wollten, wenn ſie ſich dieſen ab zu legen gefallen lieſſen.

Das VIII. Hauptſtück.

Von der Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder. An die Frau von Eſtiſſac.

Madame, wenn mir nicht die Seltſamkeit und Neuigkeit helfen, welche gemeiniglich den Dingen einen Werth geben, ſo komme ich mit meiner lächerlichen Unternehmung nimmermehr mit Ehren durch: allein ſie iſt ſo phantaſtiſch, und ſo außerordentlich, daß ihr dieſes vielleicht durchhelfen kann. Eine melancholiſche, und folglich meiner natürlichen Art ſehr zu wider laufende Gemüthsverfaſſung, welche von dem Verdruſſe über die Einſamkeit herrühret, in welche ich mich ſeit einigen Jahren begeben habe, hat mich zuerſt auf den wunderlichen Einfall gebracht, ein Buch zu ſchreiben. Als ich mich nachgehends völlig entblößet fand, und keine andere Materie wußte: ſtellete ich mich mir ſelbſt zum Gegenſtande vor. Mein Buch iſt alſo das einzige von ſeiner Art in der Welt, und von einem tollen und ausſchweifenden Inhalte. Es iſt auch an dieſer Arbeit nichts merkwürdiges, als eben dieſes wunderliche Weſen. Denn einem ſo muthigem und ſchlechtem Gegenſtande kann auch der beſte

Meiſter von der Welt keine anſehnliche Geſtalt geben. Da ich mich nun, Madame, darinnen nach dem Leben abzuſchildern vor habe, ſo würde ich einen wichtigen Zug vergeſſen, wenn ich nicht die Ehre darinnen vorſtellete, die ich ihren Verdienſten iederzeit erwieſen habe. Ich habe dieſes alſo zu Anfange dieſes Hauptſtückes ausdrücklich ſagen wollen, zumal, da unter ihren übrigen guten Eigenſchaften die Liebe, die ſie für ihre Kinder bezeiget haben, mit oben an ſtehet. Jedermann, welcher weiß, in was für einem Alter ſie der Herr von Eſtiſſac, ihr Gemahl, in dem Wittwenſtande gelaſſen hat, was für große und anſehnliche Vorſchläge, ſie, ſo gut als eine Dame in Frankreich von ihrem Stande, gehabt haben, mit was für Standhaftigkeit und Herzhaftigkeit ſie ſo viele Jahre durch, und bey ſo vielen Schwierigkeiten, die Laſt und Verwaltung ihrer Geſchäfte ertragen haben, die ſie in alle Winkel von Frankreich herum geführet haben, und ihnen noch iezt genug zu ſchaffen machen, auf was für guten Fuß ſie alles bloß durch ihre Klugheit oder durch ihr gutes Glück geſetzet haben: der wird mir leicht zugeſtehen, daß wir zu unſerer Zeit kein ſtärkeres Beyſpiel der mütterlichen Liebe haben, als das ihrige. Ich danke Gott, Madame, daß dieſelbe ſo wohl angewendet worden iſt: denn die gute Hoffnung, die der Herr von Eſtiſſac, ihr Sohn, von ſich macht, verſichert hinlänglich, daß er ihnen, wenn er in die Jahre kömmt, ſo viel Gehorſam und ſo viele Erkänntlichkeit als das beſte Kind erzeigen werde. Allein, da er eben wegen ſeiner Kindheit die vielen und ungemeinen Wohlthaten, die er von ihnen genoſſen hat,

hat, nicht hat wahrnehmen können, ſo will ich ihm, weil ihm etwa dieſe Schriften einmal in die Hände fallen könnten, wenn ich weder Mund noch Sprache mehr habe, die gewiſſe Verſicherung geben, welche ihm die guten Wirkungen, die er, wenn Gott will, dereinſt davon ſpüren wird, noch lebhafter geben werden, daß kein Edelmann in Frankreich ſeiner Mutter ſo viel als er, zu danken hat, und daß er künftig keine gewiſſere Probe ſeines guten Gemüthes und ſeiner Tugend geben kann, als wenn er ſie für eine ſolche Mutter erkennet.

Woher es kommt, daß die Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder größer iſt, als die Liebe der Kinder gegen ihre Aeltern.

Wenn es ein wahrhaftig natürliches Geſez, das iſt, einen Trieb giebt, den man überall und beſtändig, ſo wohl den Thieren als uns ſelbſt, als welches nicht außer allem Streite iſt, eingepräget findet: ſo kann ich, meiner Meynung nach, wohl behaupten, daß die Liebe die iedes Thier zu ſeinen Jungen trägt, nach der Sorge, die es für ſeine Erhaltung träget, und der zu Folge es alles ſchädliche fliehet, die nächſte Stelle einnimmt. Und weil es ſcheinet, als habe uns die Natur dieſelbe anbefohlen, in der Abſicht, die auf einander folgenden Stücke dieſer ihrer Maſchine zu verlängern und fort zu führen: ſo iſt es kein Wunder, wenn ſie rückwärts von den Kindern gegen die Aeltern nicht eben ſo groß iſt. Hierzu kömmt noch die Ariſtoteliſche (*) Betrachtung, daß derienige, der iemand gutes thut, denſelben mehr liebt, als er von ihm geliebet wird; und daß derienige, der zu fordern hat, eine ſtärkere Liebe hegt, als der, welcher ſchuldig iſt; und daß ieder Werkmeiſter ſein Werk lieber hat, als er von

(*) Ariſt. *Eth. ad Nicom.* L. IX. C. 7.

dem Werke würde geliebet werden, wenn es eine Empfindung hätte. Dieß macht, daß wir unſer Daſeyn lieben, und daß das Daſeyn in Bewegung und Thätigkeit beſtehet. Daher iſt ieder gewiſſermaßen in ſeinem Werke. Wer einem gutes thut, übet eine löbliche und ſchöne Handlung aus: wer aber gutes empfängt, thut allein eine nützliche Handlung. Das nützliche iſt aber nicht ſo liebenswürdig, als das löbliche. Das löbliche iſt beſtändig und dauerhaft, und verſchaft dem, der es gethan hat, ein beſtändiges Vergnügen. Das nützliche vergehet und verliert ſich leicht, und das Andenken deſſelben iſt weder ſo friſch noch ſo angenehm. Dieienige Sachen, die uns am meiſten gekoſtet haben, ſind uns am angenehmſten. Das Geben aber koſtet mehr, als das Nehmen.

Die Menſchen ſind mit einer Fähigkeit zur Vernunft erſchaffen, zu was Ende.

Weil es Gott gefallen hat, uns eine gewiſſe Fähigkeit zur Vernunft zu geben, damit wir nicht, wie die unvernünftigen Thiere den gemeinen Geſetzen knechtiſch unterworfen ſeyn, ſondern uns mit Verſtand und freyen Willen darnach richten ſollen: ſo müſſen wir wohl der bloßen Gewalt der Natur etwas einräumen; aber uns auch nicht tyranniſch von ihr hinreiſſen laſſen. Die Vernunft allein muß unſere Neigungen regieren. Ich meines Theils, finde ſehr wenig Geſchmack an denienigen Neigungen, die ohne Verordnung und Vermittelung unſerer Urtheilskraft in uns entſtehen. Alſo kann ich bey der Gelegenheit, wovon ich rede, nicht dieienige Liebe annehmen, mit der man die Kinder umfaſſet, wenn ſie kaum noch gebohren ſind, und weder einige Bewegung

in ihrer Seele, noch kenntliche Geſtalt an ihrem Leibe haben, wodurch ſie ſich liebenswürdig machen könnten. Ich habe ſie auch nicht gerne um mich erziehen laſſen.

Eine wahrhaftige und ordentliche Liebe ſollte nur alsdann erſt entſtehen und wachſen, wenn wir ſie kennen lernen. Alsdann ſollten wir, wenn ſie es verdienten, die natürliche Neigung der Vernunft beſtändig folgen laſſen, und wahrhaftige väterliche Liebe gegen ſie hegen. So ſollten wir auch urtheilen, wenn ſie anders beſchaffen ſind, und uns ungeacht der Gewalt der Natur allezeit nach der Vernunft richten. Allein, oft geht es ganz umgekehrt; und gemeiniglich laſſen wir uns durch das Springen, durch das Spielen, und das Tändeln unſerer Kinder, mehr als hernach durch ihre Handlungen, wenn ſie völlig zu Verſtande gekommen ſind, bewegen: gerade, als hätten wir ſie zu unſerm Zeitvertreibe geliebet, als Affen, und nicht als Menſchen. Mancher ſchaffet ſeinen Kindern in der Kindheit ihre Spielwerke ſehr freygebig an; und ſperret ſich hernach bey den geringſten Unkoſten, die ſie ihm in ihren zunehmenden Jahren verurſachen. Wahrhaftig, es ſcheinet, als ob uns die Eiferſucht, in welche wir gerathen, wenn wir ſie vor der Welt erſcheinen und derſelben genießen ſehen, zu der Zeit, da wir dieſelbe bald verlaſſen ſollen, ſparſamer und kärger gegen ſie machte. Es verdreußt uns, daß ſie uns auf der Ferſe nachgehen, als wollten ſie uns vertreiben. Wenn wir uns davor fürchten, ſo ſollten wir weil ſie der Ordnung der Dinge gemäß, die Wahrheit zu ſagen, nicht anders, als

Wie die Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder beſchaffen ſeyn ſoll.

auf

auf Unkoſten unſers Seyns und unſeres Lebens, ſeyn und leben können, nicht Väter werden wollen.

Die Väter ſollen die Kinder an ihrem Vermögen Theil nehmen laſſen.

Eines Theils halte ich es für eine Grauſamkeit und Ungerechtigkeit, wenn wir ſie nicht unſer Vermögen gemeinſchaftlich und geſellſchaftlich genieſſen, und um unſere häuslichen Geſchäfte wiſſen laſſen, ſo bald ſie dazu fähig ſind; wenn wir nicht unſerer Gemächlichkeit etwas abbrechen und abgehen laſſen wollen, um für die ihrige zu ſorgen. Zu dieſem Ende haben wir ſie ia gezeuget. Es iſt eine Ungerechtigkeit, daß ein alter, unvermöglicher, und halbtodter Vater allein hinter dem Kamine Güter genieſſet, mit welchen ſich viele Kinder forthelfen und erhalten könnten; und daß er ſie indeſſen, weil es ihnen an Mitteln gebricht, ihre beſten Jahre verlieren läſſet, ohne daß ſie durch die dem gemeinen Weſen geleiſteten Dienſte oder durch Bekanntſchaft mit Leuten ihr Glück machen können.

Junge Leute aus vornehmen Häuſern, die gezwungen worden ſind, ſich mit Stehlen zu behelfen.

Man bringt ſie dadurch zur Verzweiflung, daß ſie ſich durch einen Weg, ſo ungerecht er auch ſeyn mag, ihre Nothdurft zu verſchaffen ſuchen. Ich habe zu meiner Zeit verſchiedene junge Leute aus vornehmen Häuſern gekannt, die dem Diebſtahle ſo ergeben waren, daß ſie durch keine Strafe davon ab zu bringen geweſen ſind. Ich kenne einen, der ſehr vornehme Anverwandten hat, mit dem ich einmal auf Bitten ſeines Bruders, eines ſehr ehrlichen und rechtſchaffenen Edelmanns, deswegen redete. Er antwortete und bekannte mir rund heraus, er wäre zu dieſem häßlichen Laſter durch die Härtigkeit und den Geiz ſeines Vaters verleitet worden, aber iezt wäre er ſo daran gewöhnet,

net, daß er ſich nicht davor in Acht nehmen könnte. Er war eben damals ergriffen worden, weil er einer Dame Ringe geſtohlen hatte, bey welcher er früh bey ihrem Aufſtehen nebſt vielen andern geweſen war. Dieß erinnerte mich an eine Erzählung, die ich von einem andern Edelmanne gehört hatte, der in dieſem ſchönen Handwerke von ſeiner Jugend an ſo geſchickt und gewandt war, daß er ſich, als er Herr über ſein Vermögen wurde, und dieſen ſchönen Handel auf zu geben geſonnen war, dennoch nicht enthalten konnte, wenn er bey einem Laden vorbey gieng, in welchem etwas war, das er brauchte, daſſelbe zu ſtehlen; ob er gleich hernach hinſchickte, und es bezahlen ließ. Ich habe auch verſchiedene geſehen, die ſo gut darinnen abgericht und geübt waren, daß ſie ihren guten Freunden Sachen ſtahlen, die ſie wiedergeben wollten. Ich bin ein Gaſconier, und dennoch weiß ich von keinem Laſter weniger, als von dieſem. Ich laſſe es ein wenig mehr von Natur, als ich es aus Ueberlegung verwerfe. Ich habe nicht einmal den Willen iemandem etwas zu nehmen. Dieſes Land iſt zwar deswegen etwas mehr verſchrien, als die andern Franzöſiſchen Länder. Dem ungeacht haben wir in unſern Zeiten verſchiedene Leute aus vornehmen Häuſern, die aus andern Gegenden waren, vieler erſchrecklichen Diebſtähle überzeuget, und unter den Händen der Juſtiz geſehen. Ich halte dafür, daß dieſe Ausſchweifung vielleicht einigermaſſen daher kömmt, daß die Väter eben dieſes Laſter an ſich gehabt haben.

Schlechte Entſchuldigung der

Wenn man mir antworten will, wie einſt ein ganz verſtändiger Herr antwortete, daß er durch

Väter, welche Schätze ſammlen, damit ihnen ihre Kinder Ehrerbietung erweiſen ſollen.

ſeine Reichthümer, die er ſparte, keinen andern Vortheil und Nutzen zu erhalten ſuchte, als dieſen, daß ihn die Seinigen ehren und gute Worte geben müßten, weil dieſes, wenn ihm das Alter alle andere Kräfte benommen haben würde, noch das einzige übrige Mittel bliebe, ſich bey ſeiner Familie in Anſehen zu erhalten, und zu verhindern, daß er nicht von der ganzen Welt verachtet würde. In der That, nach des Ariſtoteles Meynung befördert nicht nur das Alter, ſondern iede Leibesſchwachheit (*) den Geiz: ſo läßt ſich dieſes zwar einigermaſſen hören; allein es iſt doch nur ein Mittel wider ein Uebel, deſſen Urſprung man vielmehr verhindern ſollte.

Wodurch ſich ein Vater bey ſeinen Kindern in Anſehen ſetzen ſoll.

Ein Vater iſt ſehr elend daran, den ſeine Kinder nicht weiter lieben, als in ſo weit ſie ſeiner Hülfe bedürfen: wenn man anders dieſes eine Liebe nennen darf. Er muß ſich bey ihnen durch ſeine Tugend und Geſchicklichkeit in Anſehen ſetzen, und durch ſeine Gütigkeit und Leutſeligkeit beliebt machen. Bey einem reichem Stoffe hat ſo gar die Aſche ihren Werth: und wir ſind gewohnt vor den Gebeinen und Ueberbleibſeln angeſehener Leute Hochachtung und Ehrfurcht zu tragen. Kein Alter kann bey einer Perſon, die ihre Jahre mit Ehre erreicht hat, ſo hinfällig und verdorben ſeyn, daß es nicht ehrwürdig ſeyn ſollte: zumal bey ihren Kindern, deren Seelen man aber durch Vernuuft, nicht durch Noth und Dürftigkeit, oder durch Härtigkeit und Gewalt zu ihrer Pflicht angewöhnet haben muß.

(*) Er

(*) δοκει γαρ το γηρας, και πασα αδυναμια, ανελευθερους ποιειν. *Eth. Nic.* Lib. IV. C. 3. p. 46. B.

(*) Et errat longe, mea quidem ſententia,
Qui imperium credat eſſe grauius aut ſtabilius
Vi quod ſit, quam illud quod amicitia adiungitur.

Ich verwerfe alle Gewaltthätigkeit bey der Erziehung einer zarten Seele, die man zur Ehre und zur Freyheit gewöhnen will. Bey der Strenge und bey dem Zwange iſt, ich weiß nicht was, knechtiſches. Deswegen behaupte ich, daß das, was nicht durch Vernunft, Klugheit und Geſchicklichkeit ausgerichtet werden kann, niemals mit Gewalt erhalten wird. So bin ich erzogen worden. Man hat mir geſagt, daß ich in meinen allererſten Jahren die Ruthe nicht öfters als zweymal, und zwar ſehr gelinde, gekoſtet hätte. Eben ſo habe ich es mit meinen Kindern machen müſſen. Sie ſterben mir alle, wenn ſie noch an der Bruſt liegen. Meine einzige Tochter Leonore, die dieſem Unglücke entgangen iſt, hat ſechs Jahre und etwas darüber, erreichet, ohne daß man bey ihrer Erziehung, und zur Beſtrafung ihrer kindiſchen Fehler, etwas anders als Worte, und zwar ganz gelinde Worte, gebrauchet hätte; worzu ſich auch die Gelindigkeit ihrer Mutter leichtlich bequemte. Sollte mein Verlangen bey dieſer fehl ſchlagen: ſo giebt es noch andere Urſachen genug, denen ich die Schuld beymeſſen kann, ohne daß ich deswegen meine Zucht, welche

Montagne verwirft alle Gewaltthätigkeit bey der Kinderzucht.

(*) Und derjenige irret ſich meiner Meynung nach ſtark, der ſich einbildet, er könne ſich ein feſters und dauerhafteres Anſehen durch Gewalt als durch Liebe, verſchaffen. Terent. *Adelph.* Act. I. Sc. 1. v. 39.

welche, wie ich gewiß weiß, gerecht und natürlich iſt, mißbilligen darf. Ich würde hierinnen gegen Knaben noch viel vorſichtiger gegangen ſeyn, weil dieſe noch weniger zum dienen, und zu einer freyern Lebensart gebohren ſind. Ich würde lieber geſuchet haben ihr Herz mit Redlichkeit und Freymüthigkeit zu erfüllen. Ich habe noch keine andere Wirkung der Ruthe wahrgenommen, als daß ſie die Seelen entweder feiger, oder boshaftig hartnäckiger machet.

Wahrhaftes Mittel, die Liebe ſeiner Kinder zu erlangen.

Wollen wir von unſern Kindern geliebet ſeyn? Wollen wir ihnen die Gelegenheit benehmen, uns den Tod zu wünſchen? (obgleich keine Gelegenheit zu einem ſo erſchrecklichen Wunſche ſeyn, oder entſchuldiget werden kann (*), nullum ſcelus rationem habet) ſo müſſen wir ſie ſo viel in unſerer Gewalt ſtehet, zu einem vernünftigen Leben anhalten. Deswegen ſollten wir uns nicht ſo jung verheyrathen, damit wir nicht gleichſam einerley Alter mit ihnen hätten. Dieſer Fehler macht uns verſchiedene große Schwierigkeiten. Ich rede hier beſonders von demjenigen Adel, welcher müßig, und, wie man ſpricht, bloß von ſeinen Zinſen lebt. Denn außerdem, und bey einer ſolchen Lebensart, da man Gewerbe treibt, veranlaſſen die Menge und Geſellſchaft der Kinder eine Verbeſſerung des Hausweſens, und ſind eben ſo viel neue Mittel und Werkzeuge ſich zu bereichern.

Das beſte Alter ſich zu verheyrathen.

Ich habe mich in meinem drey und dreyßigſten Jahre verheyrathet, und ich lobe die Meynung,

(*) Kein Laſter iſt auf die Vernunft gegründet. Ex. *Orat. Scipionis Africani* apud Tit. Liu. L. XXVIII. c. 28.

nung, welche das fünf und dreyßigſte Jahr dazu beſtimmet (*), die man dem Ariſtoteles zuſchreibet. Plato (**) will, man ſolle ſich nicht vor dem dreyßigſten Jahre verheyrathen, hält ſich aber auch mit Rechte über dieienigen auf, die nach dem fünf und funfzigſten Jahre noch an das Kinderzeugen denken, und erkennt die von ihnen erzeugten Kinder der Erziehung und des Lebens unwürdig. Thales ſetzte hier wohl die rechten Schranken, wenn er, als er noch iung war, und von der Mutter zum Heyrathen angetrieben wurde, antwortete (***): **es wäre noch nicht Zeit**, und, als er in die Jahre kam, vorwendete: **es wäre nicht mehr Zeit.** Man muß keiner unzeitigen Handlung Zeit wiedmen. Die alten Gallier hielten das für die größte Schande (†), wenn iemand vor dem zwanzigſten Jahre Umgang mit Weibsperſonen gepflogen hatte: und befahlen ſonderlich denenienigen Mannsperſonen, die ſich in den Krieg begeben wollten, an, ihre Junggeſellenſchaft bis in ein ziemliches Alter zu behalten, weil der Muth durch die Vermiſchung mit Weibern geſchwächet würde und ſich verlöre.

(*) Ma

(*) Es ſind ſieben und dreyßig, und nicht fünf und dreyßig. *τȣς δε επτα και τριακοντα, η μικρον*, *Politic.* L. VII. c. 16.

(**) Gegen das Ende des VI Buches *de Rep.* wo er ſaget: vom 30 bis zum 35 Jahre.

(***) Diog. Laert. *in Vita Thaletis.* L. I. Segm. 26.

(†) Was Montagne den Galliern zuſchreibt, ſagt Cäſar ausdrücklich von den Teutſchen. *De bello Gallico* L. VI. „Qui diutiſſime impuberes per„manſerunt, maximam inter ſuos ferunt lau-

(*) Ma hor congiunto a giouinetta ſpoſa,
E lieto homai de figli, era invilito
Ne gli affetti di padre, e di marito.

Der König von Tunis, Muleaſſes, welchen der Kaiſer Carl der fünfte wieder in ſeine Staaten einſetzte, tadelte an ſeinem verſtorbenen Vater, Mahomet, den häufigen Umgang mit Frauenzimmern, und nannte ihn weibiſch, und einen Kinderzeuger. Die Griechiſche Hiſtorie bemerket von dem Jkkus, aus Tarent, von dem Kriſſo, Aſtyll, Diopomp und andern (**), daß ſie ſich um ihre Leiber zu dem Laufen, zu dem Kämpfen und andern Uebungen in den Olympiſchen Spielen recht dauerhaft zu erhalten, ſo lange ſie ſich deſſen befleißiget, alles Beyſchlafes enthalten. Jn einer gewiſſen Gegend des Spaniſchen Jndiens erlaubte man den Mannsperſonen nicht eher zu hey=

„dem: hoc ali ſtaturam, ali hoc vires, neruosque confirmari putant; intra annum vero vigeſimum foeminae notitiam habuiſſe, in turpiſſimis habent rebus.

(*) Aber, weil er damals mit einer iungen Frau vereinigt lebte, und ſeine Freude an ſeinen Kindern hatte, war ſein Herz durch die väterliche und eheliche Liebe erweichet. Torq. Taſſo *Gieruſal. liberat.* Canto X. Stanza 39.

(**) Plato, *de Legibus*, L. VIII. p. 647. αϱ ȣν ȣκ ισμεν τον Ταϱαντινον Ικκον ακοῃ δια τον ολυμπιασσι τε αγωσι και τȣς τε αλλȣς - - - ως λογος, ȣτε τινος πωποτε γυναικος ηψατο, ȣδ᾽ αυ παιδος, εν ολῃ τῃ της ασκησεως ακμῃ, και δη και κϱισσωνα, και αςυλλον και Διοπομπον και αλλȣς παμπολλȣς, ὁ αυτος πȣ λογος εχει . . .

heyrathen, als nach dem vierzigſten Jahre: aber den Mädgen erlaubte man es ſchon im zehnden Jahre. Ein Edelmann von fünf und dreyßig Jahren darf ſeinem Sohne, der zwanzig Jahre alt iſt, noch nicht Platz machen. Er iſt ſelbſt im Stande ſich ſo wohl in Kriegszügen, als an dem Hofe ſeines Fürſten zu zeigen. Er braucht das Seinige ſelbſt: und alſo muß er zwar davon mittheilen, aber doch nur ſo, daß er ſich eines andern wegen nicht ſelbſt vergiſſet. Ein ſolcher Vater kann ſich mit Rechte der Antwort bedienen, die ordentlich die Väter im Munde führen: **Ich will mich nicht ausziehen, ehe ich mich niederlege.**

Ein alter Vater muß den Gebrauch ſeines Vermögens ſeinen Kindern überlaſſen.

Aber ein Vater, der von Jahren und Ungemächlichkeiten zur Erde gebeuget, und durch ſeine Schwachheit und abnehmende Geſundheit von der gemeinen menſchlichen Geſellſchaft ausgeſchloſſen wird, thut ſich und den Seinigen unrecht, wenn er unnützer Weiſe über einem großen Haufen von Reichthümern brütet. Er iſt ſchon in ſolchen Umſtänden, daß er, wenn er klug iſt, ein Verlangen tragen kann ſich legen zu können, und ſich aus zu ziehen: nicht zwar bis aufs Hemde, aber doch bis auf einen guten warmen Schlafrock. Den übrigen Pracht, den er nicht mehr brauchet, muß er willig denenienigen ſchenken, denen es nach der natürlichen Ordnung gehöret Es iſt billig, daß er ihnen den Gebrauch davon überläßt, weil ihn die Natur deſſelben beraubet: ſonſt iſt ohne Zweifel Bosheit und Neid dahinter Die ſchönſte Handlung des Kaiſers Karl des fünften war dieſe, daß er, nach dem Beyſpiele verſchiedener Alten von ſeinem Stande erkannte, daß

uns die Vernunft klar genug befiehlet, wenn uns unſere Röcke zu ſchwer ſind und uns hindern, uns aus zu kleiden und uns nieder zu legen, wenn wir nicht mehr feſt auf den Beinen ſtehen. Er übergab ſeine Reichthümer, Größe und Macht ſeinem Sohne, als er die Abnahme ſeiner Herzhaftigkeit und Stärke bey Führung der Geſchäfte, und ſeines erlangten Ruhmes ſpürete.

(*) Solue ſeneſcentem mature ſanus equum, ne
Peccet ad extremum ridendus, & *ilia* ducat.

Dieſer Fehler, daß man ſich nicht ſelbſt bey Zeiten zu erkennen weiß, noch das Unvermögen und gewaltige Veränderung merket, welche das Alter natürlicher Weiſe ſo wohl in dem Leibe als in der Seele verurſachet, welches meines Erachtens in beyden gleich ſtark geſchieht; wenn nicht gar die Seele um die Hälfte mehr Veränderung leidet, als der Leib: Dieſer Fehler, ſage ich, hat die meiſten großen Leute um ihren Ruhm gebracht. Ich habe zu meiner Zeit Leute von großem Anſehen geſprochen und genau gekannt, an denen man leicht wahrnehmen konnte, daß ſie von ihrer ehemaligen Geſchicklichkeit, die mir aus dem Ruhme, welchen ſie ſich in ihren beſten Jahren erworben hatten, gewaltig viel verloren hatten. Doch hätte ich ihrer Ehre wegen gerne gewünſchet, daß ſie ſich in ihr Haus zur Ruhe bege-

(*) Laß dein Pferd, wenn du klug biſt, ſo bald es anfänget zu altern, ſonſt möchte es einmal mitten in der Rennbahne nicht weiter fort kommen, und ein Gelächter verurſachen. Horat. L. I. *Epiſt.* I. v. 8. 9.

begeben, und ſich der öffentlichen und Kriegsgeſchäfte entſchlagen hätten, die ihre Schultern nicht mehr tragen konnten. Ich bin ehedem ſehr genau in dem Hauſe eines Edelmannes bekannt geweſen, der ein Wittwer und ſehr alt, aber dabey doch noch munter genug war. Dieſer hatte verſchiedene Töchter zu verheyrathen, und einen Sohn, der ſich bereits ſeinem Alter nach hätte hervor thun ſollen. Diß beſchwerte ſein Haus mit verſchiedenen Unkoſten und fremden Beſuchen, woran er wenig Vergnügen fand, nicht allein aus Sparſamkeit, ſondern vielmehr, weil er wegen ſeines Alters eine Lebensart angenommen hatte, die von der unſrigen ſehr abwich. Ich ſagte ihm eines Tages etwas frey, wie ich gewohnet bin, er würde beſſer thun, wenn er uns Platz machte, und ſeinem Sohne ſein beſtes Haus übergäbe, (denn er hatte ſonſt keines, als dieſes, in welchem gute Wohnung und Bequemlichkeit geweſen wäre:) und ſich hingegen auf eines ſeiner nahgelegenen Landgüter begäbe, wo niemand ſeine Ruhe ſtöhren würde, weil er doch ſonſt wegen ſeiner Kinder unſer ungeſtümes Ueberlaufen, nicht vermeiden könnte. Er folgte mir, und befand ſich wohl dabey. Ich will damit nicht rathen, ſich die Hände ſo zu binden, daß man keine Aenderung wieder treffen kann. Ich, meines Theils, würde ihnen, wenn ich dieſe Perſon ſpielen ſollte, die Nutzung meines Hauſes und meines Vermögens laſſen, aber mir die Freyheit dabey vorbehalten, eine andere Einrichtung zu treffen, wenn ſie mir Gelegenheit darzu gäben. Ich würde ihnen die Nutzung laſſen, weil ſie mir nicht mehr bequem wäre; aber von der Gewalt über die Sachen im

Ganzen würde ich mir ſo viel vorbehalten, als mir gefiele. Ich habe allezeit dafür gehalten, es müßte ein großes Vergnügen für einen alten Vater ſeyn, wenn er ſeine Kinder ſelbſt zur Verwaltung des Hausweſens anweiſen, und ihnen bey ſeinem Leben ihre Ausſchweifungen verweiſen kann: wenn er ihnen nach ſeiner Erfahrung Unterricht und Lehren geben kann: wenn er ſeinen Erben die alte Ehre und Ordnung ſeines Hauſes in die Hände liefern, und ſich hiedurch vor die Hofnung, die er ſich von ihrer künftigen Aufführung macht, verſichern kann. In dieſer Abſicht würde ich ihre Geſellſchaft nicht fliehen, ich würde genau auf ſie Acht geben, und nach Beſchaffenheit meines Alters ihre Munterkeit und ihre Freude mit genieſſen. Wenn ich nicht unter ihnen lebte, (wie ich es denn auch nicht wohl thun könnte, wenn ich nicht ihre Verſammlung durch das verdrießliche Weſen meines Alters, und die Verrichtungen, wozu mich meine Krankheiten zwängen, beunruhigen, oder die alsdann zu beobachtende Regeln überſchreiten wollte) würde ich doch wenigſtens nahe bey ihnen mich, nicht in dem anſehnlichſten, ſondern in dem bequemſten Theile meines Hauſes, aufhalten. Ich wollte nicht ſo leben, wie ich vor einigen Jahren einen Dechant von S. Hilarius zu Poitier habe leben ſehen, der durch ſeine Schwermüthigkeit zu einer ſolchen Einſamkeit veranlaſſet wurde, daß er, als ich in ſein Zimmer kam, ſchon in zwey und zwanzig Jahren nicht einen Schritt daraus geſetzet hatte; ungeacht er alle ſeine Handlungen frey und bequem verrichten konnte, außer daß ihm ein Fluß auf den Magen gefallen war. Kaum ließ er die

ganze Woche durch iemand vor ſich. Er ſchloß ſich beſtändig allein in ſein Zimmer ein, außer daß ihm ein Bedienter des Tages einmal zu eſſen brachte, der aber nur hinein und wieder heraus gieng. Er that weiter nichts, als daß er auf und ab gieng, und in einem Buche las (denn er verſtund etwas von den Wiſſenſchaften); im übrigen war er hartnäckig entſchloſſen, in dieſer Verfaſſung zu ſterben, welches auch bald darauf geſchahe. Ich würde bey meinen Kindern durch einen angenehmen Umgang eine lebhafte Freundſchaft und ungeheuchelte Gewogenheit gegen mich zu unterhalten ſuchen, und dieſe erhält man leichtlich bey gut gearteten Gemüthern, denn wenn es wütende Thiere ſind, dergleichen unſer Jahrhundert zu tauſenden hervor bringt, ſo muß man ſie als ſolche haſſen und fliehen.

Ich bin übel mit der Gewohnheit zufrieden, da man den Kindern den Vaternamen unterſaget, und ihnen einen fremden, als wenn er ehrerbietiger wäre, aufdringet, eben, als ob die Natur nicht genugſam vor die Beſtätigung unſers Anſehens geſorget hätte. Wir nennen den allmächtigen Gott **Vater**, und wollen uns von unſern Kindern nicht ſo nennen laſſen. Ich habe dieſen Irrthum in meinem Hauſe (*) abgeſchaffet.

Der Vatername ſollte den Kindern nicht unterſaget werden.

Eben ſo eine Narrheit und Ungerechtigkeit iſt es, wenn man erwachſene Kinder des vertrauten Umganges

Erwachſene Kinder müſſen die Erlaubniß bekommen mit ihren Aeltern vertraut um zu gehen.

(*) Der gute König Heinrich IV. ſchafte ihn auch in ſeiner Familie ab: **Denn er wollte nicht**, ſagt Perefixe, **daß ihn ſeine Kinder Monſieur nennen ſollten, weil diß ein Name iſt, der die Kinder ihren Aeltern fremde zu ma-**

ganges mit ihren Aeltern berauben, und eine trotzige und verächtliche Mine gegen ſie annehmen will, in der Hoffnung, ſie dadurch in der Furcht und dem Gehorſame zu erhalten. Diß iſt ein ſehr unnützes Poſſenſpiel, welches die Väter bey ihren Kindern verdrießlich, und was noch ſchlimmer iſt, lächerlich machet. Sie haben die Jugend und die Kräfte in Händen, folglich den Beyfall und die Gunſt der Welt, und verſpotten die wilden und tyranniſchen Minen eines Mannes, der kein Geblüte mehr, weder im Herzen, noch in den Adern hat. Wahre Popanze! Wenn ich mich fürchterlich machen könnte; ſo würde ich mich doch noch eher beliebt zu machen ſuchen.

Beyſpiel eines Alten der ſich fürchterlich machen wollte, und in Verachtung gerieth.

Ein Alter hat ſo vielerley Fehler und ſo viel Schwachheiten an ſich, er fället ſo leicht in Verachtung, daß die Zuneigung und die Liebe der Seinigen der beſte Vortheil iſt, welchen er erlangen kann. Das Befehlen und die Furcht ſind keine Waffen mehr für ihn. Ich habe iemand geſehen, der in ſeiner Jugend ſehr herriſch geweſen iſt, und als er ins Alter gekommen, ungeachtet er daſſelbe ſo geſund als möglich zubringt, beſtändig ſchlägt, beißt, flucht, der ſtürmiſchte Herr in Frankreich iſt, und ſich mit Sorgen und Wachen abnagt. Alles dieſes aber iſt nur ein Gaukelſpiel, bey welchem ſich die Familie ſelbſt zuſammen ſchlägt. Andere brauchen den Boden, den Keller, ſogar ſeinen Beutel am beſten, indeſſen

machen ſcheinet, und eine Knechtſchaft und Unterwürfigkeit anzeiget: ſondern er wollte, ſie ſollten ihn Papa nennen, weil dieſer Name Zärtlichkeit und Liebe ausdrücket. *Hiſtoire de Henri le Grand*, p. 503.

deſſen daß er die Schlüſſel dazu in ſeiner Taſche, ſorgfältiger als ſeine Augen, bewahret. Indeſſen, daß er ſich mit ſeinem ſchlechten und ſpärlichem Tiſche begnügt, ſchmauſt, ſpielt und verſchwendet alles in verſchiedenen Winkeln ſeines Hauſes, und ſchwatzt von ſeinem vergeblichen Zorne, und ſeiner vergeblichen Vorſicht. Jeder ſtehet wider ihn auf der Hut. Wenn ungefähr ein ſchlechter Bedienter es mit ihm hält, ſo wird er ihm geſchwind verdächtig gemacht; als wozu das Alter ſchon für ſich geneigt iſt. Wie oft hat er ſich nicht gegen mich gerühmet, daß er die Seinigen ſo gut im Zaume hielte, und ſie ihm den vollkommenſten Gehorſam und die größte Ehrerbietung erwieſen? Wie genau wußte er nicht, was bey ihm vorgieng?

(*) Ille ſolus neſcit omnia.

Ich kenne niemand, der mehr natürliche und erlangte Eigenſchaften, die zu Erhaltung einer Herrſchaft erforderlich ſind, beſitzet, als er, und dennoch hat er ſich dieſelbe, wie ein Kind, nehmen laſſen. Deswegen habe ich dieſes Beyſpiel vielen andern ähnlichen, die mir bekannt ſind, vorgezogen, weil es beſſer in die Augen fällt. Man könnte es zu einem Vorwurfe einer gelehrten Streitfrage machen, ob es ſo oder anders beſſer iſt. Wenn er gegenwärtig iſt, giebt ihm alles nach. Man läßt ſeiner Gewalt den eitlen Lauf, daß man ihm niemals widerſtehet. Man folgt ihm, man fürchtet ihn, man erzeiget ihm Ehrerbietigkeit, ſo viel er will. Giebet er einem Bedienten den Abſchied, gleich machet er ſeinen Bündel zu-

(*) Er allein weiß nicht, was in ſeinem Hauſe vorgehet. Terent. *Adelph.* Act. IV. Sc. 2. v. 9.

ſammen, und damit iſt er weg; aber nur ihm alleine aus den Augen. Das Alter thut langſame Schritte, und ſeine Sinne ſind ſo verdüſtert, daß der Bediente in eben dem Hauſe ein ganzes Jahr leben, und ſeine Verrichtungen abwarten kann, ohne daß es von ihm wahrgenommen wird. Wenn ſich die Gelegenheit fügt, läßt man klägliche, demüthige, und mit Verſprechungen eines beſſern Bezeigens erfüllte Briefe von einem entfernten Orte kommen, wodurch man denſelben wieder bey ihm in Gunſt ſetzet. Trifft der Herr einen Handel, oder ſchickt Briefe ab, die ſeinen Leuten mißfallen: gleich hintertreibet man alles, und erdichtet hernach Urſachen genug, die ausbleibende Vollziehung oder Antwort zu entſchuldigen. Da ihm keine auswärtigen Briefe zu erſt überliefert werden, ſo bekommet er auch keinen zu Geſicht, als welche man ihm ſehen laſſen will. Fällt ihm von ungefähr einer in die Hände: ſo iſt er gewohnt, ſich denſelben von einer gewiſſen Perſon vorleſen zu laſſen; und da findet man auf der Stelle in dem Briefe, was man haben will, und läßt ohne Bedenken manchen, der ihn in dem Briefe ſchimpfet, ſtatt deſſen um Verzeyhung bitten. Kurz, er ſieht die Sachen nicht anders, als in einem ſo geſtellten und gezeichnetem Bilde, daß es ihm ſo viel möglich iſt, gefällt, damit man nicht ſeinen Unwillen und Zorn rege machet. Ich habe genug lange und anhaltende Haushaltungen unter verſchiedenen Geſtalten geſehen, mit denen es eine vollkommen ähnliche Bewandniß gehabt hat.

Die Weiber ſind beſtändig geneigt, ſich ihren Männern zu widerſetzen. Sie ergreifen mit beyden

den Händen alle Gelegenheiten ihnen zu widerſprechen, und bedienen ſich der erſten der beſten Entſchuldigung, ſtatt einer vollkommenen Rechtfertigung. Ich habe eine geſehen, die ihren Mann tapfer beſtahl, um, wie ſie zu ihrem Beichtvater ſagte, deſto reichlicher Allmoſen zu geben. Verlaſſe ſich einer nur auf dieſe gewiſſenhafte Austheilung. Keine Handlung dünket ihnen anſtändig genug zu ſeyn, wenn ſie mit Erlaubniß des Mannes geſchiehet. Sie müſſen ſich alles, entweder mit Liſt, oder mit Ungeſtüm, allezeit aber auf eine ſchimpfliche Weiſe unterfangen, wenn es einige Artigkeit und ein Anſehen haben ſoll. Wenn ſie in dem gegenwärtigen Falle einen armen alten Mann und Kinder haben: ſo nehmen ſie dieſe zum Vorwande, und thun ihrer Leidenſchaft mit Ruhme ein Genüge, und rotten ſich mit ihnen, wie bey einer gemeinſchaftlichen Dienſtbarkeit leichtlich wider ſeine Herrſchaft und Regierung zuſammen. Sind die Kinder Söhne, erwachſen und in guten Umſtänden, ſo verleiten ſie auch bald den Haushofmeiſter, den Einnehmer, und alles übrige Geſinde, entweder durch Liebkoſungen, oder durch Gewalt.

Alte Männer werden von ihren Weibern hintergangen.

Diejenigen, welche weder Weib noch Kinder haben, fallen nicht ſo leicht in das Unglück, aber wenn ſie darein fallen, auch deſto grauſamer und ſchimpflicher. Der alte Cato ſagte zu ſeiner Zeit, **ſo viel Knechte, ſo viel Feinde.** Man urtheile einmal, ob er uns nicht, nach dem Unterſcheide, der in der Reinigkeit ſeines und unſers Jahrhundertes iſt, habe warnen wollen, daß Weib, Söhne und Knechte eben ſo viel Feinde für uns ſind. Es iſt noch gut, daß uns das hohe Alter

Andere werden von ihren Bedienten betrogen.

den

den angenehmen Dienſt, und uns unempfindlich, unwiſſend und leicht betrogen zu werden fähig macht. Wenn wir dahinter kämen, wie würde es zu der Zeit mit uns werden, da die Richter, die unſere Streitigkeiten entſcheiden ſollten, gemeiniglich Anhänger der Kinder und partheyiſch ſind? Falls ich einmal dieſen Betrug nicht wahrnehme, ſo nehme ich doch zum wenigſten wahr, daß ich leicht zu betrügen bin. Beſitzt alſo nicht ein Freund in Vergleichung mit dieſen bürgerlichen Verbindungen einen unbeſchreiblichen Werth? Wie ehrerbietig verehre ich nicht das bloße Bild derſelben, das ich in den Thieren ſo rein erblicke! Wenn andere mich betrügen, ſo betrüge ich mich doch wenigſtens nicht ſelbſt, mit der Einbildung, als wäre ich im Stande, mich davor in Acht zu nehmen, und zerbreche mir den Kopf nicht, um ihre Fallſtricke zu vermeiden. Ich rette mich vor dergleichen Verrätherepen in meinem eigenen Schoos, nicht durch eine unruhige und unordentliche Neugierigkeit, ſondern vielmehr dadurch, daß ich ſie aus dem Sinne ſchlage, und durch Standhaftigkeit. Wenn ich eines andern Umſtände erzählen höre: ſo halte ich mich nicht bey ihm auf; ſondern werfe ſogleich die Augen auf mich, um zu ſehen, wie es mit mir ſtehet. Alles, was ihn betrifft, geht auch mich an. Sein Zufall warnet und ermuntert mich von dieſer Seite: Wir ſagen alle Tage, ia alle Stunden etwas von andern, was wir eigentlicher von uns ſelbſt ſagen würden, wenn wir unſere Betrachtung ſowohl zuſammen zu ziehen, als aus zu dehnen wüßten. Viele Schriftſteller thun auf dieſe Art der Vertheidigung ihrer Sache ſelbſt Schaden, indem ſie unvorſichtiger Weiſe der

Par-

Parthey, die ſie angreifen wollen, entgegen laufen, und Pfeile auf ihre Feinde abſchieſſen, die ſich mit weit gröſſerem Vortheile wiederum gegen ſie gebrauchen laſſen.

Als der verſtorbene Herr Marſchall von Montluc ſeinen Sohn verloren hatte, der auf der Inſul Madera ſtarb, und in der That ein rechtſchaffener und Hofnungs voller Edelmann war, ſagte er mir unter andern Klagen, er empfände ein beſonders Misvergnügen und Herzeleid darüber, daß er ſich ihm niemals vertrauet, und ſich durch dieſe väterliche Ernſthaftigkeit und Verſtellung des Vergnügens beraubet hätte, ſeinen Sohn zu genieſſen, und recht kennen zu lernen, wie auch ihm ſeine ausnehmende Freundſchaft gegen ihn, nebſt dem vortheilhaften Urtheile das er von ſeiner Tugend gefället, an den Tag zu legen. „Der arme Purſche, ſagte er, hat niemals etwas anders, als „ſaure und verächtliche Minen von mir bekommen, und hat bis an ſein Ende geglaubet, daß „ich ihn weder nach Verdienſt zu lieben, noch zu „ſchätzen wüßte. Auf wen habe ich dann die Ent„deckung dieſer beſondern Liebe, die ich in meiner „Seele gegen ihn hegte, verſparet? Hätte er „nicht ſelbſt billig alles Vergnügen darüber em„pfinden, und mir allen Dank darüber ſchuldig „ſeyn ſollen? Ich habe mich gezwungen und ge„martert, dieſe vergebliche Verſtellung zu behau„pten, und habe darüber das Vergnügen ſeines „Umganges, und zugleich ſeine Zuneigung verlo„ren, die nie anders, als ſehr kaltſinnig geweſen „ſeyn kann, weil ich ihn iederzeit hart gehalten, und „ihm nicht anders, als tyranniſch begegnet habe.„ Ich halte dieſe Klage für billig und vernünftig.

Die Väter müſſen mit ihren Kindern vertraut umgehen, wenn ſie darzu geſchickt ſind.

Denn,

Denn, wie ich aus einer allzugewiſſen Erfahrung weiß, ſo iſt kein Troſt bey dem Verluſte unſerer guten Freunde ſo ſüße, als dieſer, den uns die Verſicherung giebt, daß wir ihnen nichts zu ſagen vergeſſen, und eine vollkommene und gänzliche Vertraulichkeit mit ihnen gepflogen haben (*). O wertheſter Freund! Bin ich, weil ich den Geſchmack davon habe, beſſer oder ſchlimmer daran? Gewiß, ich bin dadurch beſſer. Meine Betrübniß über ſeinen Verluſt gereichte mir zum Troſte und zur Ehre. Iſt dieſes nicht eine fromme und angenehme Pflicht für mich, wenn ich hierdurch beſtändig ſein Leichenbegängniß feyre? Kann wohl eine Ergötzlichkeit dieſen Verluſt erſetzen? Ich entdecke mich den Meinigen, ſo viel ich kann, und gebe ihnen ſehr gerne meine Neigung und Geſinnung ſo wohl gegen ſie, als gegen andere, zu verſtehen. Ich gehe geſchwind heraus, und zeige mich, damit man ſich auf keiner Seite irret. Unter andern beſondern Gewohnheiten, die unſere alten Gallier hatten, war, wie Cäſar (**) ſagt, auch dieſe, daß die Kinder nicht eher vor ihren Vätern erſcheinen, und ſich nicht öffentlich in ihrer Geſellſchaft ſehen laſſen durften, bis ſie die Waffen

(*) Dieſe Anrede geſchieht an einen guten Freund, den la Boetie, wie aus der Nachricht von deſſen Tode klärlich erhellet, die vom Montagne ſelbſt geſchrieben und herausgegeben worden iſt, und die man am Ende der Verſuche finden wird.

(**) *De bello Gallico* L. VI. Suos liberos niſi cum adoleuerint, vt munus militiae, ſuſtinere poſſint, palam ad ſe adire patiuntur: Filiumque in puerili aetate in publico, in conſpectu patris aſſiſtere, turpe ducunt.

ſen zu tragen anfiengen: als wenn ſie dadurch hätten ſagen wollen, nunmehr wäre es auch Zeit, daß die Väter vertraut und bekannt mit ihnen thäten.

Ich habe noch eine andere Gattung von Unbeſonnenheit bey einigen Vätern zu meiner Zeit geſehen, die nicht damit zu frieden ſind, daß ſie ihre Kinder während ihres langen Lebens des Antheils berauben, den ſie natürlicher Weiſe an ihren Glücksgütern hätten nehmen ſollen, ſondern noch nach ihrem Tode ihren Weibern eben die Gewalt über alle ihre Güter und das Recht gelaſſen, nach eigner Willkühr damit zu ſchalten. Ich habe auch einen ſolchen Herrn gekannt, der einer der vornehmſten Bedienten unſerer Krone war, und auf mehr als funfzig tauſend Thaler Einkünfte Anwartſchaft hatte, dennoch aber arm und voller Schulden in einem Alter von mehr als funfzig Jahren ſtarb, weil ſeine Mutter in ihren ſehr hohen Jahren nach der Verordnung ſeines Vaters der ebenfalls ſein Leben auf achtzig Jahre gebracht hatte, noch den Nießbrauch aller ſeiner Güter beſaß. Dieſes dünket mich keines weges billig zu ſeyn.

Härtigkeit der Väter, die ihre Kinder ſelbſt nach ihrem Tode des Nutzens von ihrem Vermögen berauben.

Daher ſehe ich nicht, daß ein Mann, der in guten Umſtänden iſt, großen Vortheil davon erlangt, wenn er ſich eine Frau ausſiehet, die ihn mit einem großen Heyrathsgute beſchweret. Es giebt keine fremde Schulden, die ſo viel zum Verderben der Häuſer beytrügen. Meine Vorfahren haben dieſem Rathe gemeiniglich mit Nutzen gefolget, und ich habe es ebenfalls gethan. Gegentheils irren aber auch diejenigen, die uns die reichen Weiber widerrathen, aus Furcht, ſie möchten

Starke Wittwengelder verderben die Familien.

deſto widerſpenſtiger und unerkenntlicher ſeyn. Sie bringen uns, wegen einer nichtigen Muthmaſſung um einen wahrhaften Vortheil. Eine unvernünftige Frau macht ſich aus einem Bewegungsgrunde ſo viel als aus dem andern. Sie bilden ſich am meiſten ein, wenn ſie am wenigſten Recht haben. Die Ungerechtigkeit locket ſie an, ſo wie die guten durch die Ehre, welche ſie von ihren tugendhaften Handlungen zu erwarten haben, anlocket. Es giebt Weiber, die deſto freundlicher ſind, ie reicher ſie ſind; als wie andere deſto freywilliger und rühmlicher keuſch leben, weil ſie ſchöne ſind.

Man muß den Wittwen ſo viel laſſen, daß ſie ihren Staat führen können.

Es iſt billig, daß man den Müttern die Verwaltung des Vermögens ſo lange läßt, als die Kinder den Geſetzen zu Folge noch nicht in dem Alter ſind, daß ſie demſelben ſelbſt vorſtehen können. Allein der Vater muß ſie ſehr ſchlecht erzogen haben, wenn er nicht hoffen kann, daß ſie bey ihren mündigen Jahren mehr Klugheit und mehr Fähigkeit beſitzen werden, als ſeine Frau wegen der gewöhnlichen Schwachheit ihres Geſchlechtes beſitzen kann. Doch es würde Gegentheils weit mehr wider die Natur ſeyn, wenn man die Mutter bloß der Gnade ihrer Kinder leben lieſſe. Man muß ihnen alſo reichlich ſo viel geben, als ſie nöthig haben, um ihren Staat ihrem Stande und ihrem Alter nach zu unterhalten, weil ihnen die Armuth und der Mangel weit unanſtändiger iſt, und weit ſchwerer zu ertragen wird, als den Mannsperſonen. Man muß alſo dieſe Laſt lieber den Kindern aufbürden, als den Müttern.

Klügſte Mittel unſere Gü-

Ueberhaupt dünkt mich die beſte Austheilung unſerer Güter bey unſerem Sterben ſey dieſe, daß wir

wir ſie nach dem Landesgebrauche austheilen laſſen. Die Geſetze haben beſſer darauf gedacht als wir; und es iſt beſſer, daß wir ſie in ihrer Wahl irren laſſen, als daß wir uns in Gefahr ſetzen, unvorſichtiger Weiſe in der unſrigen zu irren. Unſere Güter ſind eigentlich nicht unſer, weil ſie nach einem bürgerlichen Veriährungsrechte, und ohne unſere Bewilligung gewiſſen Nachfolgern beſtimmet ſind. Und ungeacht ſich unſere Freyheit noch etwas weiter erſtreckt: ſo behaupte ich doch, daß keinem ohne das ſchon eine große und ſehr ſcheinbare Urſache dasienige nehmen ſoll, was ihm ſein Glück beſtimmt hat, und wozu ihn das gemeine Recht beruft; und daß man dieſe Freyheit mißbrauchet, wenn man ſich derſelbigen nach ſeinen eignen und wunderlichen Einfällen bedienet. Jch danke es meinem Schickſale, daß es mir keine Gelegenheiten gegeben hat, die mich verſuchen, und meine Liebe von der gemeinen und rechtmäßigen Ordnung abwendig hätte machen können. Jch kenne manche, welche man vergeblich durch viele ihnen erwieſene Dienſte zu gewinnen ſuchen würde. Ein einziges übel genommenes Wort verdunkelt ein zehniähriges Verdienſt. Glücklich iſt derienige, der die rechte Zeit trift, und ihnen bey dieſem letzten Uebergange nach dem Maule redet. Die nächſte Handlung behält den Preiß. Hier richten nicht die beſten und meiſten, ſondern die neueſten und gegenwärtigen Dienſte etwas aus. Solche Leute, ſpielen mit ihren Teſtamenten, wie mit Aepfeln oder mit der Ruthe, und belohnen oder beſtrafen damit iede Handlung dererienigen, die Theil daran zu haben verlangen. Dieſe Sache hat all zulange Folgen,

ter bey unſerm Sterben zu theilen.

und iſt allzu wichtig, als daß man ſie ieden Augenblick ſo herum drehen darf. Die Weiſen beſchlieſſen dabey ein für allemal etwas gewiſſes, und ſehen auf die Vernunft, und auf den eingeführten Gebrauch. Wir laſſen uns ein wenig allzu ſehr angelegen ſeyn, die Erbfolge in der männlichen Linie zu beſtimmen, und ſetzen uns eine lächerliche Ewigkeit unſerer Namen zum Endzweck vor. Wir halten auch etwas allzu viel auf die ungegründeten Muthmaßungen von dem Zukünftigen, zu welchen uns kindiſche Gemüther veranlaſſen. Vielleicht hätte man mir Unrecht gethan, wenn man mich meines Ranges entſetzet hätte, weil ich der tümmſte und ungeſchickteſte, der trägeſte und ungelehrigſte, nicht allein unter meinen Brüdern, ſondern unter allen Kindern im Lande, war, es mochten nun Gemüths- oder Leibesübungen ſeyn. Es iſt eine Narrheit, wenn man im Vertrauen auf gewiſſe Wahrſagungen, durch welche wir doch ſchon ſo oft betrogen worden ſind, lange wählen will. Wenn man die ordentliche Regel überſchreiten, und die Wahl, welche das Schickſal in Anſehung unſerer Erben gemachet hat, verbeſſern wollte, ſo könnte es mit mehrerm Scheine in Betrachtung einer merklichen und außerordentlich ungeſtalten Leibesbildung geſchehen; welche ein beſtändiger und unverbeſſerlicher Fehler, und nach unſerem Geſchmacke, da wir beſonders auf die Schönheit ſehen, ſehr nachtheilig iſt.

Plato will, daß die Vertheilung des Ver-

Das artige Geſpräch des Platoniſchen Geſetzgebers mit ſeinen Bürgern wird dieſer Stelle zur Zierde dienen. „Wie, ſprechen ſie, wenn ſie ihr „Ende herannahen ſehen (*), ſollen wir alſo das Unſe-

(*) *De Legibus* L. XI. p. 969. 970. Edit. Wechel. Ficini.

„Unſerige nicht vermachen können, wem wir wol„len. Ihr Götter, was für eine Grauſamkeit. „Alſo ſoll es uns nicht frey ſtehen, den Unſrigen „nach dem ſie uns in unſern Krankheiten, in un„ſerm Alter, in unſern Geſchäften gedienet haben, „mehr oder weniger nach unſern Gefallen zu geben! „Der Geſetzgeber antwortet hierauf folgender ge„ſtalt: Meine Freunde, ihr werdet ohne Zweifel „bald ſterben, und es iſt ſchwer, daß ihr euch ſelbſt, „und das eurige recht kennet, wie die Ueberſchrift „zu Delphos verlangt. Ich, der ich die Geſetze „mache, behaupte, daß ihr weder über euch ſelbſt, „noch über dasienige, was ihr beſitzet, Herren „ſeyd. Eure Güter gehören, ſo wohl als ihr eu„rer Familie, ſo wohl der vergangenen als der zu„künftigen: aber noch vielmehr gehören ſo wohl „eure Familien als eure Güter, dem gemeinen „Weſen. Weil ich alſo befürchte, daß euch in eurem „Alter, oder in eurer Krankheit ein Schmäuchler „oder eine Leidenſchaft zur Unzeit anreizen, ein „ungerechtes Teſtament zu machen; ſo will ich „euch davor bewahren. Ich ſehe ſo wohl auf „das allgemeine Beſte der Stadt, als auf das „Beſte eures Hauſes. Daher will ich Geſetze „feſt ſetzen, und zeigen, daß billig der Nutzen einer „Privatperſon dem allgemeinen Beſten weichen „müſſe. Gehet ihr nur frölich den Weg, welchen „alle Menſchen gehen müſſen. Mir, der ich auf eine „Sache nicht mehr, als auf die andere, ſehe, der ich „mich, ſo viel ich kann, um das Ganze bekümme„re, liegt es ob für eure Verlaſſenſchaft zu ſorgen.„

Vermögens durch die Geſetze beſtimmet werden ſoll.

Mich dünkt, (damit ich wieder auf mein Vorhaben komme,) allerdings, daß ſelten Weibsperſonen gebohren werden, denen die Herrſchaft über

Es iſt gefährlich, wenn man den Weibern die

Freyheit läßt, den Kindern ihr natürliches Erbe aus zu theilen.

die Männer gehören ſollte, wenn ich die mütterliche und natürliche ausnehme; es müßte dann denenienigen zur Strafe geſchehen, die ſich ihnen aus einer fieberhaften Gemüthsart freywillig unterworfen haben. Allein, diß hat nicht bey den alten Weibern ſtatt, von welchen wir hier reden. Die Wahrſcheinlichkeit dieſer Betrachtung hat uns das Geſetz, welches nie keiner geſehen hat, und welches die Weibsperſonen von der Erbfolge in Anſehung dieſer Krone ausſchlieſſet, zu erſinnen und in den Schwang zu bringen veranlaſſet. Es iſt auch keine Herrſchaft in der Welt, wo man ſich nicht, eben ſo wie bey uns, aus einem wahrſcheinlichen Grunde, der es beſtätiget, darauf zu berufen pflegt. Das Glück hat es an einigen Orten mehr in Anſehen gebracht, als an andern. Es iſt gefährlich, dem Urtheile der Weiber die Theilung unſerer Verlaſſenſchaft zu überlaſſen, wenn man auch nur auf die Wahl Achtung giebt, die ſie unter den Kindern machen, welche allemal ungerecht und wunderlich iſt. Sie haben den unordentlichen Appetit und verderbten Geſchmack, den ſie zur Zeit ihrer Schwangerſchaft äußern, zu allen Zeiten in ihrer Seele. Gemeiniglich ſiehet man, daß ſie ihre Liebe auf die ſchwächſten und elendeſten oder auf dieienigen werfen, die ihnen noch am Halſe hangen, wenn ſie dergleichen haben. Denn da ſie nicht Vernunft genug beſitzen, das würdigſte zu wählen und zu ergreifen; ſo fallen ſie lieber auf die Seite, wo ſich die Regungen der Natur allein äußern: eben ſo, wie die Thiere, die ihre Jungen nicht länger kennen, als ſo lange ſie an ihren Zitzen hängen.

Im übrigen ſieht man leicht aus der Erfahrung, daß dieſe natürliche Liebe, welcher wir ſo viel Gewalt zu ſchreiben, ſehr ſchwache Wurzeln hat. Wir reiſſen ia täglich um eines ſehr geringen Vortheils willen ihnen ihre eigene Kinder aus den Mutterarmen, und hängen ihnen die unſrigen auf. Wir machen, daß ſie die ihrigen einer ſchlechtern Säugamme, welcher wir die unſrigen nicht anvertrauen wollen, oder einer Ziege überlaſſen, und verbieten ihnen nicht allein dieſelben zu ſtillen, in was für Gefahr ſie auch darüber gerathen können, ſondern ſo gar überhaupt die geringſte Sorge für ſie zu tragen, damit ſie die unſrigen deſto beſſer in Acht nehmen ſollen. Man ſiehet auch, daß bey den meiſten unter ihnen gar bald aus Gewohnheit eine gewiſſe Afterliebe entſtehe, welche heftiger als die natürliche iſt, und daß ſie für die Erhaltung fremder Kinder mehr Sorgfalt tragen, als für die Erhaltung ihrer eigenen. Wie viel man auf die natürliche Liebe der Mütter gegen ihre Kinder bauen darf.

Was ich von den Ziegen geſaget habe, iſt deſto gemeiner, weil es in meiner Gegend ſehr gewöhnlich iſt, daß die Bauerweiber, wenn ſie ihre Kinder nicht ſelbſt ſtillen können, Ziegen zu Hülfe nehmen. Ich habe gegenwärtig zweene Bedienten, die in ihrem Leben nicht länger als acht Tage Weibermilch geſogen haben. Dieſe Ziegen laſſen ſich gar bald ſo gewöhnen, daß ſie kommen, und dieſe kleinen Kinder ſäugen: ſie kennen ihre Stimme, wenn ſie ſchreyen, und laufen herbey. Wenn man ihnen ein anderes Kind, als ihren Säugling, anlegen will, ſo wollen ſie es nicht leiden, und das Kind machet es eben ſo, wenn man es an eine andere Ziege leget. Ich habe vor kurzem geſehen, daß ſich ein Kind, dem man ſeine Ziegen, die eine Liebe gegen dieienige Kinder gewinnen, die ſie mit ihrer Milch ernähren.

 ne

ne Ziege nahm, weil ſie der Vater nur von einem Nachbarn geborget hatte, niemals an die andere Ziege, die man ihm brachte, gewöhnen konnte, und ohne Zweifel für Hunger ſtarb. Die natürliche Liebe ändert ſich eben ſo leicht bey den Thieren, und ſchlägt eben ſo leicht bey ihnen aus der Art, als bey uns. Ich glaube, daß bey demienigen, was uns Herodot von einer gewiſſen Gegend in Libyen erzählet, oft ein Irrthum vorgeht. Er ſaget, man vermiſchte ſich daſelbſt ohne Unterſcheid mit den Weibern, aber ſo bald das Kind laufen lernte, fände es ſeinen Vater (*) weil es durch die natürliche Neigung unter dem Haufen am erſten zu dieſem geführet würde.

Geburten des Geiſtes ſind den Menſchen eben ſo lieb, als ihre Kinder.

Wenn man betrachtet, daß wir unſere Kinder ganz natürlich aus dem Grunde lieben, weil wir ſie gezeuget haben, und daß wir ſie daher auch unſer anderes Ich nennen: ſo ſcheinet es, daß wir noch andere Dinge hervorbringen, die uns eben ſo werth ſeyn ſollten. Das, was wir durch unſere Seele erzeugen, die Geburten unſers Verſtandes, unſers Muthes, und unſerer Geſchicklichkeit, werden von einem viel edlern Theile, als der körperliche iſt, hervorgebracht, und ſind mehr unſer. Bey dieſer Zeugung ſind wir zugleich Vater und Mutter. Dieſe Kinder koſten uns mehr Mühe, und bringen uns mehr Ehre, wenn ſie etwas Gutes an ſich haben. Die guten Eigenſchaften unſerer andern Kinder ſind mehr ihr, als unſer Werk: der

(*) και τω αν ικη των ανδρων το παιδιον, τουτου παις νομιζεται, und das Kind wird für desienigen Sohn gehalten, zu welchen es unter dem Haufen lauft. Herodot. L. IV. p. 320.

der Antheil, welchen wir daran haben, iſt ſehr geringe. Aber dieſe hier haben alle ihre Schönheit, alle ihre Annehmlichkeit und allen ihren Werth, von uns. Alſo haben ſie weit mehr Aehnlichkeit mit uns, und ſtellen uns noch weit lebhafter vor, als die andern. Plato ſetzet noch hinzu, (*) daß dieſes unſterbliche Kinder ſind, die ihre Väter unſterblich machen, ja gar vergöttern, als wie den Lykurg, den Solon, den Minos.

Ein Beweis davon iſt Heliodors, Biſchofs von Trikka, Liebesgeſchichte.

Da nun die Geſchichte eine Menge Beyſpiele von iener gemeinen Liebe der Väter gegen ihre Kinder enthalten: ſo halte ich es nicht für undienlich, auch ein Beyſpiel von dieſer Liebe aufzuſuchen. Heliodor, der ehrliche Biſchof von (**) Trikka entſchlug ſich lieber des Anſehens, der Einkünfte, und der Andacht, die mit ſeinem ehrwürdigen Amte verknüpft waren, als daß er eine Tochter (***) verlieren wollte, eine Tochter, die

(*) Dieß iſt die Stelle: *οταν ικανος γενηται ρητωρ η βασιλευς, ωςε λαβων τον λυκȣργȣ, η Σολωνος, η Δαρειȣ δυναμιν, αθανατος γενεσθαι λογογραφος εν πολει, αρ ȣν ȣκ ισοθεον ηγειται αυτος τε αυτον ετι ζων, και οι επειτα γιγνομενοι ταυτα, περι αυτου νομιζȣσι, θεωμενοι αυτȣ τα συγγραμματα.* In *Phaedro*, p. 258. C. T. III. Ed. H. Steph.

(**) Trikka, eine Stadt in dem obern Theſſalien: Griechiſch *Τρικκη*. In einer der erſten Auflagen des Montagne ſtehet Trikea, und dieſer Fehler hat ſich in alle Auflagen, eben ſo wie in die letzte Engliſche Ueberſetzung, eingeſchlichen.

(***) Seinen Roman, welcher *Αιθιοπικα* Aethiopiſche Hiſtorie, betittelt iſt. Nicephor. L. XII. C. 34.

noch heut zu Tage ſehr artig iſt, aber vielleicht, als Tochter eines Geiſtlichen und Prieſters, ein wenig allzu ſehr und allzu üppig gepußt erſcheint.

Labiens Schriften. Zu Rom war ein gewiſſer Labien, ein Mann von großer Tapferkeit und Anſehen, der, nebſt ſeinen andern guten Eigenſchaften, in allen Stücken der Gelehrſamkeit vortreflich war, und wie ich glaube, ein Sohn jenes großen Labiens, welcher in dem Galliſchen Kriege unter dem Cäſar einer der vornehmſten Befehlshaber war, ſich aber hernach auf die Seite des großen Pompeius wendete, und ſich ſo lang tapfer bey derſelben hielt, bis ſie von dem Cäſar in Spanien völlig überwunden wurde. Dieſer Labien, von dem ich rede, hatte ſeiner Tugend wegen viele Neider, und wahrſcheinlicher Weiſe, auch die Hofleute und Lieblinge der damaligen Kaiſer zu Feinden, weil er freymüthig war, und einen von ſeinem Vater angeerbten Haß wider die Tyranney hegte, und vermuthlich auch in ſeinen Schriften blicken ließ. Seine Feinde kamen bey dem Rathe zu Rom ein, und erhielten, daß verſchiedene von ihm ans Licht geſtellete Werke zum Feuer verdammet wurden. An ihm (*) wurde dieſe neue Art zu ſtrafen, da man ſo gar die Schriften und gelehr-

(*) In hunc primum excogitata eſt noua poena: effectum eſt enim per inimicos, vt omnes eius libri incenderentur. Res noua & inſueta, ſupplicia de ſtudiis ſumi. M. Annaei Senec. *Controu.* L. V. zu Anfange. Dieſe Art der Strafe hat auch unter den Chriſten ſtark Beyfall gefunden, und man verbrennet noch heut zu Tage Bücher zu Rom, in Frankreich, in Engelland u. ſ. w.

gelehrten Arbeiten mit dem Tode ſtrafete, angefangen, mit welcher man nachgehends zu Rom noch viele andere belegte. Man hätte noch nicht Mittel, und Stoff genug zur Grauſamkeit gehabt, (*) wenn man ſie nicht auch an ſolchen Dingen ausgeübt hätte, welche die Natur aller Empfindung beraubet, und von allem Leiden befreyet hat, dergleichen die Ehre und die Erfindungen unſeres Geiſtes ſind; und wenn man nicht auch die Wiſſenſchaften und die Denkmale der Muſen der körperlichen Uebel theilhaftig gemacht hätte. Labien konnte dieſen Verluſt nicht ertragen (**), und dieſes ſein ſo wer- thes Kind nicht überleben. Er ließ ſich daher in das Grabmal ſeiner Voraͤltern tragen und ver- ſchließen, wo er ſich zugleich zu ermorden und zu begraben vorgeſetzet hatte. Schwerlich wird man eine ſtärkere väterliche Liebe auf zu weiſen wiſſen. Als Caßius Severus, ein ſehr beredter Mann und ſein vertrauter Freund, deſſelben Bü- cher verbrennen ſahe, rief er aus, (***) daß man ihn nach eben dem Rathsſchluſſe zugleich lebendig verbrannt zu werden, verurtheilen müßte, weil er

 alles

(*) Parum videlicet in poenas notae crudelitatis eſt: conquirite in voſmet ipſos noua, quibus pereatis; et ſi quid ab omni patientia rerum natura ſubduxit, ſicut ingenium memoriamque nominis, inuenite, quemadmodum perducatis ad eandem rem corporis mala. Id. *ibid.*

(**) Non tulit hanc Labienus contumeliam, nec ſuperſtes eſſe ingenio ſuo voluit, ſed in monumenta ſe maiorum ſuorum ferri iuſſit, atque ita includi. Id. *Ibid.*

(***) Illo tempore quo libri Labieni ex Senatus conſulto vrebantur: Nunc me, inquit, viuum vri oportet, qui illos edici. Id. *ibid.*

alles, was dieſe Bücher in ſich faßten, in ſeinem Gedächtniſſe führte und behielte.

Und die Bücher des Cremutius Cordus.

Ein gleicher Zufall (*) betraf den Cremutius Cordus, welcher angeklaget wurde, daß er in ſeinen Büchern den Brutus und Caßius gelobet hätte. Der niederträchtige, knechtiſche, und verderbte Senat, welcher einen noch ärgern Herrn, als Tiberius war, verdienete, verdammte ſeine Schriften zum Feuer. Er begnügte ſich ihnen in ihrem Tode Geſellſchaft zu leiſten und brachte ſich (**) durch die Enthaltung von allem Eſſen um.

Lucans Liebe zu ſeiner Poeſie.

Der ehrliche Lucan war von dem Böſewichte Nero verurtheilet worden. Als nun ſchon der meiſte Theil ſeines Blutes aus den Adern, die er ſich von ſeinem Arzte am Arme hatte öfnen laſſen, um daran zu ſterben, heraus gelaufen war, und die Kälte die äußerſten Theile ſeiner Glieder eingenommen hatte, auch bereits anfieng ſich den Lebenstheilen zu nähern, hatte er in dem letzten Augenblicke zuletzt noch einige Verſe aus ſeinem Buche vom pharſaliſchen Kriege im Gedächtniſſe, die er her ſagte, und ſterbend noch im Munde führete. Was war dieſes anders, als ein zärtlicher und väterlicher Abſchied von ſeinen Kindern, welcher das letzte Lebewohl und die zärtlichen Umarmungen, womit wir uns bey unſerm Ende von den unſrigen trennen, vorſtellete? Was war es anders, als eine Wirkung der natürlichen Neigung, die uns in den letzten Augenblicken dasienige ins Gedächtniß bringet, was wir in unſerm Leben am liebſten gehabt haben?

Glauben

(*) Tacit. *Annal.* L. IV.
(**) Vitam abſtinentia finiuit. Id. *ibid.*

Glauben wir wohl, daß Epikur, der, als er an heftigen Kolikſchmerzen ſtarb, wie er ſagte, allen ſeinen Troſt auf die Schönheit ſeiner Lehren bauete, welche er in der Welt ließ, und eben ſo viel Vergnügen an einer Anzahl wohlgearteter und wohl gezogener Kinder, wenn er welche gehabt hätte, gefunden haben würde, als er über die Geburt ſeiner herrlichen Schriften empfand? Oder glauben wir, daß er ſich, wenn er die Wahl gehabt hätte, entweder ein ungeſtaltes und übel geartetes Kind, oder ein einfältiges und abgeſchmacktes Buch zu hinterlaſſen, nicht lieber das erſte Unglück als das letzte würde über ſich haben ergehen laſſen; und daß auch ieder Menſch von gleicher Geſchicklichkeit eben das thun würde? Vielleicht würde es eine Gottloſigkeit (zum Exempel) von dem H. Auguſtin ſeyn, wenn er, geſetzt daß man ihm vorſchlüge, entweder ſeine Schriften, wovon unſere Religion einen ſo großen Nutzen hat, oder ſeine Kinder, wenn er welche hätte, zu begraben, nicht lieber ſeine Kinder begraben wollte.

Ob nicht Epikur ſeine Schriften wohlgearteten Kindern würde vorgezogen haben.

Ich weiß ſelbſt nicht, ob ich nicht lieber ein vollkommen wohlgebildetes Kind durch den Umgang mit den Muſen, als durch den Umgang mit meiner Frau gezeugt zu haben wünſchte. Dem gegenwärtigen, es mag beſchaffen ſeyn, wie es will, gebe ich das, was ich ihm gebe, ſchlechterdings und unwiederruflich, ſo wie man leiblichen Kindern zu geben pfleget. Das wenige Vermögen, das ich ihm gegeben habe, ſtehet nicht mehr in meiner Gewalt. Es kann mehr Dinge wiſſen, als ich weiß, und etwas von mir haben, das ich nicht behalten habe, und das ich, ſowohl als ein

Von der Liebe, die Montage für ſein Buch hegte.

ein Fremder, von ihm entlehnen müßte, wenn ich es brauchte. Wenn ich klüger als daſſelbe bin, ſo iſt es hingegen reicher, als ich. Es giebt wenig Leute, die der Poeſie ergeben ſind, die nicht lieber Väter einer Aeneis als des ſchönſten Kindes zu Rom zu ſeyn wünſchen würden, und nicht lieber das letztere, als die erſtere würden verlieren wollen. Denn, nach dem Ariſtoteles, (*) iſt der Poet unter allen Künſtlern am meiſten in ſein Werk verliebt.

Epaminondas für ſeine beyden berühmten Siege, die er erfochten hatte.

Es iſt ſchwer zu glauben, daß Epaminondas, der ſich rühmete, er hinterlieſſe ſtatt aller Nachkommenſchaft, Töchter, (**) die dereinſt ihrem Vater Ehre machen würden, (diß waren die zween berühmten Siege, die er wider die Lacedämonier erfochten hatte) dieſelben gegen die allerſchönſten in ganz Griechenland würde vertauſchet haben; oder daß Alexander und Cäſar iemals gewünſchet haben würden, der Größe ihrer berühmten Kriegsthaten beraubet zu ſeyn, und dagegen den Vortheil zu genieſſen Kinder und Erben zu hinterlaſſen, ſo vollkommen und ſo vortrefflich ſie auch hätten ſeyn können. Ja, ich zweifle ſehr, ob Phidias, oder ein anderer vortrefflicher Bildhauer, die Erhaltung und Dauer ſeiner natürlichen Kinder eben ſo ſehr ſollte gewünſchet haben, als die Dauer eines vortrefflichen Bildes, das er mit großer Arbeit und groſſem

Phidias für ſeine ſchönſten Bildſäulen.

(*) *Ethic. Nicom.* L. IX. c. 7.

(**) So wird die Rede vom Diodor aus Sicilien L. XV. c. 87. erzählet Denn nach dem Cornelius Nepos im Leben des Epaminondas L. X. redet dieſer große General nur von einer Tochter, nämlich der Leuktriſchen Schlacht.

ſem Fleiße vollkommen nach der Kunſt gemachet hatte. Man findet ſo gar bey dieſer andern Art von Anverwandſchaft eben die laſterhaften und raſenden Leidenſchaften, welche manchmal die Väter zur Liebe gegen ihre Töchter oder die Mütter gegen ihre Söhne gereizet haben. Einen Beweiß davon giebt dasienige, was man von dem Pygmalion erzählet, der, als er eine Bildſäule, welche ein vortrefflich ſchönes Frauenzimmer vorſtellete, verfertiget hatte, in dieſe ſeine Arbeit ſo ſterblich und ſo unſinnig verliebt wurde, daß ihm die Götter ſeiner Raſerey zum Beſten dieſelbe lebendig machen mußten:

(*) Tentatum molleſcit ebur, poſitoque rigore
Subſidit digitis.

Das IX. Hauptſtück.

Von den Waffen der Parther.

Es iſt ein Fehler und eine große Weichlichkeit von unſerm ietzigen Adel, daß er nicht eher als in dem äußerſten Nothfalle die Waffen ergreiffet; und dieſelben ſo gleich wieder ableget, ſo bald die Gefahr nur ein wenig entfernet zu ſeyn ſcheinet. Hieraus entſtehen viele Unordnungen, weil ieder erſt bey dem Angriffe nach den Waffen ſchreyet und läuft, ſo legen einige noch erſt ih-

Ueble Gewohnheit, ſich nicht eher als im äußerſten Nothfalle zu bewaffnen.

(*) Er greift das Helfenbein an. Es wird weich, und giebt ſeinen Fingern nach. Ouid. *Metamorph.* L. X. Fab. 8. v. 41. 42.

ihre Küraſſe an, wenn die andern ſchon über den Haufen geworfen ſind. Unſere Vorfahren lieſſen ſich ihren Helm, ihre Lanze, und ihre Panzerhandſchuhe nachtragen, und legten ihre Rüſtung nicht ab, ſo lange der Feldzug dauerte. Jetzt ſind unſere Völker wegen der Verwirrung, welche das Heergeräthe und die Knechte, die ſich von ihren Herren, wegen ihrer Waffen nicht entfernen dürfen, in großer Unordnung und ſchlechter Verfaſſung. Titus Livius ſagt von unſern Leuten: (*) Intolerantiſſima laboris corpora vix arma humeris gerebant. Viele Völker gehen noch heut zu Tage, ſo wie vor Alters in den Krieg, ohne ſich zu bedecken, oder bedeckten ſich wenigſtens mit einer Rüſtung, die nichts nutzte:

(**) Tegmina queis capitum raptus de ſubere cortex.

Alexander der kühnſte Feldherr, der iemals geweſen iſt, bewaffnete ſich ſehr ſelten. Und dieienigen, welche unter uns nichts auf die Rüſtung halten, ſind deswegen nicht viel ſchlimmer daran.

Die Harniſche der Franzoſen ſind wegen ihres Gewichtes mehr beſchwerlich, als zur Vertheidigung geſchickt.

Wenn einer einmal aus Mangel des Harniſches umkömmt; ſo gehen nicht wenigere wegen der

(*) Sie können nichts ausſtehen, und kaum ihr Gewehr auf den Schultern tragen. Tit. Liu. L. X. c. 28. Allein Titus Livius ſaget nicht, daß es den Galliern ſchwer geworden wäre, ihre Waffen zu tragen. Doch es folget ganz natürlich. Vielleicht hat er es an einem andern Orte ausdrücklich geſaget, und Montagne hat die zwo Stellen in eine gezogen, wie er oft thut.

(**) Virgil. *Aeneid.* VII. v. 742.
Ihr Helm beſtund aus Cork . . . .

der beſchwerlichen Rüſtung verloren, weil ſie durch ihre Schwere gehindert, entweder auf einen Fehlhieb oder auf andere Art gequetſchet und zerſchlagen worden ſind. In der That, wenn man die Schwere und Dicke unſerer Rüſtung anſiehet, ſollte man nicht anders meynen, als wir ſuchten weiter nichts, als uns zu vertheidigen: denn wir werden durch dieſelben mehr beſchweret, als bedecket. Wir ſind ſo eingeſpannt, und eingepreßt, daß wir ofters genug zu thun haben, wenn wir ihre Laſt ertragen wollen, eben als ob wir alles nur durch unſere Rüſtung niederſchlagen wollten, und wir ſie eben ſowohl zu vertheidigen verbunden wären, als ſie uns vertheidigen ſollen. Tacitus malet unſere alten Kriegsleute artig ab, daß ſie (*) eben ſo, bloß zu ihrer Beſchützung gewaffnet geweſen, daß ſie weder einen andern verletzen, noch verletzet hätten werden können, und wenn ſie gefallen, nicht wieder hätten aufſtehen können.

Die Meder waren ſchwer und unbequem bewaffnet.

Als Lucull (**) gewiſſe Leute mit Mediſchen Waffen an der Spitze der Armee des Tigranes ſahe, die in ſchweren und unbequemen Harniſchen, wie in einem eiſernen Gefängniſſe ſtacken, gerieth er auf die Gedanken, daß ſie leicht zu überwältigen wären, und machte bey ihnen den Anfang ſeines Angriffs und ſeines Sieges. Und ietzt, da unſere Muſquetiers im Anſehen ſtehen, glau-

(*) Quibus more gentico continuum ferri tegimen, - - inferendis ictibus inhabiles, accipiendis impenetrabiles: - - iacenteſque nullo ad reſurgendum niſu, quaſi exanimes linquebantur. Tacit. *Annal.* L. IV.

(**) Plutarch in deſſen Leben.

glaube ich gewiß, (*) daß man noch endlich auf eine Erfindung gerathen wird, wie man uns unſerer Sicherheit wegen einmauern, und in Baſteyen, dergleichen die Alten von ihren Elephanten tragen lieſſen, eingeſchloſſen in den Krieg fahren laſſen kann. Der iüngere Scipio war ganz anderer Meynung. Er gab ſeinen Soldaten einen ſcharfen Verweis, da ſie an demienigen Orte des Grabens, wo die Belägerten aus der Stadt einen Ausfall wider ſie thun konnten, Fußangeln unter das Waſſer gelegt hatten; wobey er ſagte, die An-

(*) Montagne hat nicht recht gerathen: denn heut zu Tage kleidet man ſich zum Sturmlaufen faſt eben ſo an, wie zum Balle. Die Mode, auf welche in Frankreich alles ankömmt, hat dieſen Gebrauch eingeführet. Dieſe wunderliche Art iſt der Critik des ſcharfſinnigen Sittenrichters unſers Jahrhundertes dem berühmten la Bruyere nicht entwiſcht. Wer hatte, ſagte er, den Leuten ehedem in den Kopf geſetzet, daß man entweder zur Vertheidigung oder zum Angriffe in dem Kriege ſey? Wer hatte ihnen den Gebrauch der Waffen zur Wehre und zum Angriffe gezeiget? Wer verbindet ſie ietzo ſich derſelben zu begeben? und ſich, da ſie auf dem Balle geſtiefelt gehen, ohne Waffen und in einer Schanzgräberiacke dem völligen Feuer einer Contreſcarpe bloß zu ſtellen? Sind unſere Väter, welche eine ſolche Aufführung dem Fürſten und dem Vaterlande nicht zuträglich zu ſeyn erachteten, klug oder unſinnig geweſen? Und was für Helden erheben denn wir ſelbſt in unſerer Geſchichte? Einen Gueſclin, einen Cliſſon, einen Foix, einen Boucicaut, die alle eine Sturmhaube getragen, und den Küraß angeleget haben. cap. XIV. Von etlichen Gebräuchen.

Angreifenden müßten auf Unternehmungen denken, nicht aber ſich fürchten (*). Denn er beſorgte mit Recht, dieſe Vorſicht möchte ihre Wachſamkeit einſchläfern, daß ſie nicht mehr ſo auf ihrer Hut ſtünden. So ſagte er auch zu einem iungen Menſchen, der ihm viel Weſens von ſeinem ſchönen Schilde vormachte: **Der Schild iſt wahrhaftig ſchön, mein Sohn, aber ein Römiſcher Soldat muß ſich mehr auf ſeine rechte, als auf ſeine linke Hand verlaſſen.** Bloß die Gewohnheit macht uns die Laſt unſerer Waffen unerträglich.

(**) L'usbergo in doſſo haveano, et l'elmo in teſta,
Duo di quelli guerrier dei quali io canto.
Ne notte ò di, dapoi ch'entraro in queſta
Stanza, g'haveano mai meſſi dà canto,
Che facile a portar come la veſta
Era lor; perche in uſo l'havean tanto.

Der

(*) Valer. Maxim. L. III. *in Romanis* §. 2. Wenn Montagne dieſes aus dem Valerius Maximus genommen hat, ſo hat er es nicht genau abgeſchrieben: denn dieſer Schriftſteller ſaget nicht, daß man Fußangeln unter das Waſſer geleget habe u. ſ. w. ſondern, daß einige dem Scipio dieſes zu thun angerathen hätten. Cum vrbem praeualidam obſideret, ſuadentibus quibusdam vt circa moenia eius ferreos murices ſpargeret &c. reſpondit: Non eſſe eiusdem et capere aliquos, et timere.

(*) Zweene von den Kriegern, die ich hier beſinge, (Orlande und Sacripante) hatten den Küraß auf dem Rücken, und den Helm auf dem Kopfe. Sie hatten, ſeitdem ſie in dieſem Schloſſe waren, weder

Waffen des Römiſchen Fußvolkes.

Der Kaiſer Caracalla führte in voller Rüſtung und zu Fuſſe ſein Heer (*). Die Römiſchen Fußgänger trugen (**) ihren Helm, Degen, und Schild; denn, wie Cicero ſaget, waren ſie ſo gewohnt, ihre Waffen auf dem Rücken zu haben, daß ſie ihnen eben ſo wenig hinderlich fielen, als ihre Glieder (***); arma enim membra militis eſſe dicunt. Sie mußten aber auch zugleich auf vierzehn Tage Lebensmittel, und eine gewiſſe Anzahl Pfähle, womit ſie ſich verpalliſadirten tragen, welches bis ſechzig Pfund am Gewichte betrug. Dennoch waren des Marius Soldaten, ungeacht ſie ſo beladen waren, wenn ſie in Schlachtordnung zogen, gewohnt (†), in fünf Stunden fünf Franzöſiſche Meilen, oder wenn es die Noth erforderte, ſechſe zurück zu legen. Ihre Kriegszucht war auch weit ſchärfer, als die unſrige: daher that ſie auch ganz andere Wirkungen. Als der jüngere Scipio eine beſſere Zucht unter ſeiner Armee

weder Tag noch Nacht durch dieſe doppelte Rüſtung abgeleget, die ihnen ſo leicht, als ihre Kleider waren, ſo ſehr waren ſie daran gewöhnt. Arioſto *Cant.* XII. *Stanz.* 30.

(*) Dieſes iſt aus Xiphilins Auszuge in dem Leben dieſes Kaiſers genommen.

(**) Scutum, gladium, galeam in onere noſtri milites non plus numerant, ſagt Cicero, quam humeros, lacertos, manus. *Tuſc. Quaeſt.* L. II. C. 16.

(***) Denn ſie ſagen, die Waffen wären die Gliedmaſſen eines Soldaten. Eben daſ.

(†) Plutarch in dem Leben des Marius ſagt bloß, daß Marius ſeine Leute große und lange Märſche hätte thun laſſen.

mee in Spanien einführen wollte (*), befahl er ſeinen Soldaten, nicht anders, als ſtehend, und nichts gekochtes, zu eſſen. Ich will noch dieſes erwähnen, welches ſich vortrefflich hieher ſchickt, daß ein Lacedämoniſcher Soldat, einen Verweis bekommen, da man ihn in einem Kriegszuge unter einem Hausdache geſehen hatte. Sie waren dergeſtalt zu allen Ungemächlichkeiten abgehärtet, daß es eine Schande war, wenn man iemand unter einem andern Dache, als unter dem freyen Himmel, wahrnahm, was es auch immer für Wetter ſeyn mochte. Wir würden unſere Leute auf dieſe Weiſe nicht weit bringen.

Die Parther waren im Kriege völlig mit Eiſen bedecket.

Uebrigens merket Marcellin (**), ein Mann, der von Jugend an unter den Römern Kriegsdienſte gethan hatte, ſorgfältig an, auf was Art ſich die Parther zu bewaffnen gewohnt geweſen, und merket es deswegen an, weil ſie von der Römiſchen ſehr unterſchieden war. Sie hatten, ſaget er (***), Harniſche, die gleichſam aus kleinen Federn beſtanden, welche ihre Leibesbewegungen nicht hinderten: und dennoch ſo ſtark waren, daß unſere Wurfſpieſſe, wenn ſie daran fuhren, zurück pralleten. Diß ſind die ſchuppigten Panzer, deren

(*) Plutarch. *Apophthegm. Regum & Imperatorum*, in dem Artikel Scipio der Jüngere.

(**) Ammian Marcellin, ein lateiniſcher Geſchichtſchreiber, von Geburt ein Grieche, der unter den Kaiſern Conſtantius, Julianus u. ſ. w. gelebet und Kriegsdienſte gethan hat.

(***) Vndique laminis ferreis, in modum tenuis plumae, contecti, fidentesque quod tela rigentis ferri lapſibus impacta reſiliebant. Ammian. Marcell. L. XXIV. C. 7.

ren ſich unſere Vorfahren ſtark bedienet haben. An einem andern Orte ſaget er (*): Sie hatten ſtarke und dauerhafte Pferde, die mit dickem Leder bedeckt waren, ſie aber waren vom Kopfe bis zu den Füſſen mit dicken eiſernen ſo künſtlich an einander gefügten Blechen geharniſcht, daß ſie ſich an den Orten, wo die Gelenke der Glieder ſind, bewegen lieſſen. Man hätte ſagen ſollen, es wären eiſerne Menſchen. Denn die Kopfrüſtung paßte ſo gut, und ſtellete die Geſtalt und die Theile des Geſichtes ſo natürlich vor, daß man ſie nicht anders verwunden konnte, als durch kleine runde Löcher, die vor den Augen waren, und ihnen ein wenig Licht gaben, und durch die Ritze, die an dem Orte der Naſenlöcher waren, wodurch ſie ziemlich beſchwerlich Luft ſchöpften.

(**) Flexilis inductis animatur lamina membris,
Horribilis viſu, credas ſimulacra moueri
Ferrea, cognatoque viros ſpirare metallo:
Par veſtitus equis, ferrata fronte minantur,
Ferratosque mouent ſecuri vulneris armos.

Diß

(*) Erant omnes cateruae ferratae, ita per ſingula membra denſis laminis tectae, vt iuncturae rigentes compagibus artuum conuenirent: humanorumque vultuum ſimulacra ita capitibus diligenter aptata, vt imbracteatis corporibus ſolidis ibi tantum incidentia tela poſſint haerere, qua per cauernas minutas & orbibus oculorum affixas parcius viſitur, vel per ſupremitates narium anguſti ſpiritus emittuntur. Amm. Marcell. Lib. XXV. C. 1.

(**) Ein biegſames Blech reget ſich auf ihren Gliedern

Diß iſt eine Beſchreibung, die dem Aufzuge eines Mannes der nach Franzöſiſcher Art in voller Rüſtüng iſt, ſehr nahe kömmt. Plutarch ſagt, Demetrius hätte für ſich und für den Alcimus der ſein beſter Kriegsmann war, zweene völlige Harniſche (*) machen laſſen, ieden hundert und zwanzig Pfunde ſchwer, an ſtatt, daß die gemeinen Harniſche nur ſechzig Pfund wogen.

dern. Ein ſchrecklicher Anblick! Man ſollte glauben, es wären eiſerne Bildſäulen, die ſich bewegten, oder Menſchen, die zugleich mit dem vereinten Metalle Luft ſchöpften. Ihre Pferde die eben ſo ausgerüſtet ſind, und mit ihrer mit Eiſen bedeckten Stirne drohen, und ſicher vor allen Wunden ſind, bewegen ihre gepanzerte Schultern. Claudian. *in Ruffin.* L. II. v. 358. u. f.

(**) Dieß iſt aus Plutarchs Leben des Demetrius genommen. Allein es hat Montagne die Sachen ein wenig unter einander geworfen. Plutarch ſagt anfänglich, man habe dem Demetrius zween eiſerne Küraſſe gebracht, ieden vierzig Pfund ſchwer und ungemein gut gehärtet, wie der Verſuch mit einem auswies, welchen Demetrius für ſich behielt, nachdem er den andern dem Alcimus gegeben hatte. Hierauf ſetzet er, wie im vorbey gehen, darzu, daß dieſer Alcimus der ſtärkſte und beſte Soldat geweſen ſey, den Demetrius unter ſeiner Armee gehabt, und daß er allein einen Harniſch von hundert und zwanzig Pfund getragen habe, da alle andere nur ſechzig Pfund ſchwer waren. Die eigentliche Worte des Plutarchus ſind dieſe: Θωρακες – – μνων ολκης εκατερος τεσσαρακοντα – – τουτον (den man probieret hatte) αυτος εφορει. τον δ' ετερον Αλκιμος ο Ηπειρωτης, ος μονος εχρητο διταλαντω πανοπλια, των αλλων χρωμενων ταλαντιαια p. 898. Tom. I. in fol. Paris, Typ. Regiis an. 1624.

Das X. Hauptſtück.

Von den Büchern.

Ich zweifle keinesweges, daß ich nicht oft von Dingen reden ſollte, die von den Meiſtern in der Kunſt, weit beſſer und richtiger abgehandelt worden ſind. Ich liefere hier bloß einen Verſuch meiner natürlichen Fähigkeiten, nicht aber der erworbenen. Alſo verſchlägt es mir nichts, wenn mich gleich iemand auf der Unwiſſenheit ertappet. Denn ich werde ſchwerlich einem andern für meine Gedanken gut ſeyn, da ich mir ſelbſt nicht dafür gut ſeyn mag, und nicht damit zu frieden bin. Wer Gelehrſamkeit ſuchet, muß ſie da fiſchen, wo ſie ſich aufhält. Ich rühme mich keiner Sache weniger, als dieſer. Ich trage hier meine Einfälle vor, durch welche ich nicht die Sachen, ſondern mich ſelbſt zu erkennen zu geben ſuche. Vielleicht werden ſie mir einmal bekannt werden, oder ſind mir ſchon bekannt geweſen, nachdem mich etwa das Glück auf die Stellen geführet hat, wo ſie ins Licht geſetzet ſind. Allein, ich erinnere mich nicht mehr daran. Wenn ich gleich einige Beleſenheit habe, ſo behalte ich doch nichts. Alſo mache ich mich zu weiter nichts anheiſchig, als zu zeigen, wie weit ſich iezt meine Erkenntniß erſtrecket. Man muß nicht auf die Materien, ſondern auf die Art des Vortrages ſehen. Man beurtheile bey dem, was ich entlehnet, ob ich im Stande geweſen bin, etwas zu erwählen, welches die Erfindung, die allezeit von mir kömmet, zu beſtärken und zu unterſtützen geſchickt iſt. Ich laſſe andere dasienige, was ich

ent-

entweder weil ich der Sprache nicht mächtig genung bin, oder wegen der Schwachheit meines Verſtandes nicht ſo geſchickt als ſie ausdrücken kann, nicht nach meinem Kopfe, ſondern nach meiner Ordnung ſagen. Ich zähle die entlehnten Gedanken nicht, ſondern ich wiege ſie ab. Wenn ich dabey auf die Menge geſehen hätte, ſo würde ich mich mit noch zwey mal ſo vielen beladen haben. Sie kommen meiſtentheils von ſo berühmten und alten Namen her, daß ſie ſich, wie mich dünket, auch ohne mich ſchon ſelbſt genugſam (*), nennen werden.

Warum Montagne die Namen der Schriftſteller verſchwiegen, von denen er ſeine Gedanken entlehnet hat.

Wenn ich ihre Gründe, Vergleichungen und Beweiſe in meinen Grund und Boden verſetze, und mit den meinigen vermiſche; ſo verſchweige ich den Urheber derſelben wiſſentlich, um die Verwegenheit der voreiligen Urtheile im Zaume zu halten, die ſich über alle Gattungen von Schriften hermachen, beſonders über neue Schriften, und die von noch lebenden Perſonen herrühren; die in der Mutterſprache geſchrieben ſind, von welchen iedermann reden kann, und an zu deuten ſcheinen, daß in den Gedanken ſelbſt und an dem ganzen Entwurfe nichts beſonderes ſey. Ich möch-

(*) Man hat erſt nach dem Tode des Montagne angefangen, die Schriftſteller zu nennen, deren Worte er angeführet hat. Allein ich kann wohl ſagen, daß man es von der gegenwärtigen Auflage mehr verſuchet als bewerkſtelliget habe. Man wird hier nicht nur diejenigen Stellen finden, aus welchen Montagne ſeine Worte genommen hat; ſondern noch eine große Anzahl anderer, die er nur ſehr unbeſtimmt angeführet, ungeacht er ſie dem Verſtande nach ſeinem Werke eingerückt hat.

möchte gerne, daß ſie auf meiner Naſe dem Plutarch einen Naſenſtüber gäben, daß ſie ſich verbrenneten und in meiner Perſon den Seneca ſchimpften. Ich muß meine Schwachheit hinter dem Anſehen dieſer großen Männer verſtecken. Ich wollte einen loben, der mir die fremden Federn (*) ausrupfte: ich meyne durch ſeine Urtheilskraft und Unterſcheidung der Stärke und Schönheit der Gedanken. Mein kurzes Gedächtniß verurſacht, daß ich nicht fortkommen kann, wenn ich ſie nach ihrer Heimath unterſcheiden will. Aber, wenn ich meine eignen Kräfte meſſe, erkenne ich leicht, daß auf meinem Grund und Boden keine ſo herrliche Blumen wachſen können, als ich hin und wieder darauf finde; und daß alle Früchte von meinem Wuchſe zuſammen nicht ſo viel werth ſind. Ich darf weiter nichts verantworten, als wenn ich mir ſelbſt im Lichte ſtehe, daß ich das eitle und fehlerhafte in meinen Gedanken nicht merke, oder nicht zu merken im Stande bin, wenn ich mir es vorſtelle. Wir überſehen öfters Fehler: allein die Schwäche der Urtheilskraft beſtehet darinnen, daß wir dieſelben nicht wahrnehmen können, wenn ſie uns ein anderer entdecket. Wir können Wiſſenſchaft und Wahrheit ohne Beurtheilungskraft, und wieder Beurtheilungskraft, ohne iene beſitzen: ia die Erkenntniß unſerer Unwiſſenheit iſt meines Erach-

(*) Wenn ich ſolches zuweilen gethan habe, ſo iſt es mehr von ungefähr, oder durch Hülfe des Gedächtniſſes geſchehen, als durch dieſe Art der Unterſcheidungskraft, die Montagne von denenienigen fordert, die ſich unterfangen wollen, ihm die fremden Federn aus zu rupfen.

Erachtens eines der ſchönſten und ſicherſten Kennzeichen unſerer Beurtheilungskraft. Ich überlaſſe es dem Glücke meine Stücke in Ordnung zu ſtellen. Ich nehme meine Einfälle, wie ſie mir vorkommen. Bald drängen ſie ſich mit Haufen herzu, bald aber kommen ſie ganz langſam einer nach dem andern. Ich will, meinen natürlichen und ordentlichen Gang, ſo ungeſchickt er auch iſt, ſehen laſſen. Ich gehe, wie es mir einkömmt. Ich trage auch hier keine Sachen vor, die man nothwendig wiſſen müßte, oder von denen man nicht zufälliger Weiſe und ohne vieles Bedenken reden dürfte. Ich wollte wünſchen, daß ich eine vollkommnere Erkänntniß von den Dingen beſäße: aber ich mag ſie nicht ſo theuer kaufen, als ſie zu ſtehen kömmt. Mein Vorhaben iſt den noch übrigen Theil meines Lebens angenehm, aber nicht mühſam zu zu bringen. Ich mag mir um keines Dinges willen den Kopf zerbrechen: auch nicht um der Wiſſenſchaft willen, ob ſie ſchon von noch ſo großem Wehrte iſt.

Ich ſuche nichts in den Büchern, als mich durch einen erlaubten Zeitvertreib damit zu vergnügen. Wenn ich ia nachdenke, ſo ſuche ich nichts als die Wiſſenſchaft, welche von der Selbſterkenntniß handelt, und mich recht ſterben und recht leben lehret. Was er in den Büchern geſucht hat.

(*) Has meus ad metas ſudet oportet equus. Ueber den Schwierigkeiten welche ich bey dem Leſen antreffe, beiſſe ich mir nicht die Nägel ab: ſondern übergehe ſie, nachdem ich mich ein oder zwey mal drüber gemacht habe. Wenn ich mich dabey auf-

(*) Nach dieſem Ziele muß mein Pferd mit vollem Zügel laufen. Propert. L. IV. Eleg. 1. v. 70.

aufhielte, ſo würde ich mich und meine Zeit darüber verderben. Mein Verſtand thut in der erſten Hitze das meiſte. Was ich nicht gleich das erſte mal einſehe, das ſehe ich noch weniger ein, wenn ich hartnäckig nachdenke. Ich richte nichts aus, wenn ich nicht munter bin. Allein das anhaltende und allzu emſige Nachdenken blendet meine Beurtheilungskraft, und machet ſie düſter und müde. Das Geſicht vergehet mir darüber. Ich muß es davon abwenden, und zu verſchiedenen malen wieder darauf wenden: eben ſo wie man uns über den Scharlach mit den Augen hinfahren, und denſelben mehr als einmal, geſchwind hinter einander mit dem Geſichte durchlaufen heißt, wenn wir von ſeinem Glanze urtheilen wollen. Wenn mir ein Buch nicht gefällt, ſo nehme ich ein anderes, und ich wende mich nicht eher dazu, bis mir das Müſſiggehen verdrießlich zu werden anfängt.

Montagne zog die Schriften der Alten den Schriften der Neuern vor.

Ich mache mich nicht ſehr an die Neuern, weil mir die Alten viel vollſtändiger und ſtärker vorkommen. Mit den Griechen mache ich mir auch nicht viel zu ſchaffen, weil ſich mein Verſtand nicht zu einer kindiſchen und ſchulmäßigen Erkänntniß (*) bequemen kann. Unter den bloß luſtigen Büchern halte ich unter den neuern des Boccaz Dekameron (**), den Rabelais, und die

(*) In der Ausgabe in 4. vom Jahre 1588. drückt ſich Montagne hier ſo aus: Weil mein Verſtand nicht mit einer mittelmäßigen Erkenntniß zufrieden iſt. Diß kann bey gegenwärtiger Stelle ſtatt einer Auslegung dienen. Er will uns hiedurch ſagen, daß er nur eine mittelmäßige Erkenntniß in der Griechiſchen Sprache gehabt hat.

(**) Rabelais, ſagte Boileau, will immer luſtig ſeyn, und er iſt es auch beſtändig. Wegen ſeiner

die (*) Küſſe des Johannes Secundus, (wenn ſie unter dieſen Titel gehören) würdig geleſen zu werden. Aber der Amadis und andere derglei-
chen

ſeiner Schreibart ſagte der Herr Rouſſeau, da wir einmal in London beyſammen waren, und darauf zu reden kamen: **Niemand hat den Reichthum und den Nachdruck der Franzöſiſchen Sprache beſſer gekannt, und ſich denſelben ſo wohl zu Nutze zu machen gewußt, als Rabelais.** Dieſe Anmerkung, welche von einem der beſten Poeten dieſes Jahrhunderts herrühret, der ſehr richtig denket, und mit der Erkenntniß ſehr nützlicher Dinge gezieret iſt, verdienet aufbehalten zu werden. Sie iſt ohne Zweifel dem berühmten la Fontaine bekannt geweſen, der ſich dieſelbe gut zu Nutze gemachet hat. Unſere iungen Schriftſteller dürfen nur, ieder nach ſeiner Neigung, und nach der Schreibart, auf welche ſich ieder legen will, dieſem Beyſpiele folgen: ſo werden ſie ſehen, daß unſere Sprache nur durch dererienigen Nachläſſigkeit, welche ſich keine Mühe geben derſelben wahren Reichthum zu entdecken, arm iſt. Ein zu dieſer Abſicht dienliches Mittel iſt das ſorgfältige Leſen unſerer alten Schriftſteller, in welchen man unſere neue Sprache zu bereichern Gelegenheit finden wird, eben ſo, wie Virgil durch das Leſen des Ennius die ſeinige zu bereichern im Stande war ex ſtercore Ennii aurum colligens. Hieran haben gewiſſe Witzlinge niemals gedacht, die etwas wundergroßes zu thun glauben, wenn ſie unſere alten Bücher in ſchönes neues Franzöſiſch überſetzen, (das neueſte iſt allezeit das ſchönſte) und dadurch vernichten. Man könnte ſie mittelmäßigen Malern vergleichen, welche, wenn ſie die Arbeiten eines Raphaels, eines Paul Veroneſe und eines Titian, abcopiret, dieſe herrlichen Originale ins Feuer würfen.

(*) Ein lateiniſches Gedicht, das den Titel hat; Joannis Secundi Baſia. Der Verfaſſer iſt ein Hol-
län-

chen Schriften haben nicht einmal in meiner Kindheit, ſo viel bey mir gegolten, daß ich mich damit aufgehalten hätte.

Was er gegen das Ende ſeines Lebens von dem Ovid hielte.

Ich will noch dieſes entweder kühn oder verwegen ſagen, daß dieſe alte und ſchwere Seele nicht nur nicht mehr von dem Arioſt, ia nicht einmal von dem guten Ovid gekützelt wird. Denn ſeine flieſſende Schreibart und ſeine Erfindungen, die mich ehe dem entzücket haben, ſind mir iezt kaum noch erträglich. Ich ſage meine Meynung von allen Dingen frey: ſelbſt von denenienigen, die vielleicht meine Fähigkeit überſteigen, und von denen ich ſelbſt weiß, daß ſie keinesweges unter meiner Gerichtsbarkeit ſtehen. Das, was ich davon urtheile, ſoll auch nur das Maaß meiner Einſicht, nicht aber das Maaß der Sachen anzeigen. Wenn ich an dem (*) **Ariochus** des Plato keinen Geſchmack finde, als an einem Werke, das für einen ſolchen Verfaſſer ſehr matt iſt, ſo trauet ſich mein Verſtand ſelbſt nicht. Er iſt nicht ſo hochmü-

länder. Es iſt eine Sammlung von Sinngedichten über den auf dem Titel des Werkes angezeigten Gegenſtand. Ungeachtet man ſolches oft, und unter andern einmal zu Lyon, bey Sebaſtian Gryphius im Jahr 1539 aufgeleget hat, ſo iſt es, wie man ſaget, gleichwohl ſehr ſelten geworden. Doch will ich deswegen gar nicht rathen, daß man es wieder drucken ſoll: denn ich kann mir aus keinem lateiniſchen von Neuern verfertigten Gedichten etwas machen; ſelbſt des Buchanan, Grotius, Heinſius und anderer Gedichte nicht ausgenommen. Ich meyne, was die Verſe betrifft.

(*) Dieſes Geſpräch gehört nach dem Urtheile der beſten Kunſtrichter nicht dem Plato, ſondern dem Aeſchines, einem Schüler des Sokrates, zu.

müthig, daß er ſich dem Anſehen ſo vieler berühmten Urtheile der Alten widerſetzet, welche er für ſeine Lehrer und Meiſter hält, und mit welchen er viel lieber irren würde. Er miſſet ſich ſelbſt die Schuld bey, und macht ſich den Vorwurf, daß er entweder nur bey der Schaale geblieben ſey, und nicht auf das Innerſte habe kommen können, oder daß er die Sache nach einem falſchen Scheine betrachtet habe. Er iſt zu frieden, wenn er ſich vor Verwirrung und Unordnung in Acht nimmt: ſeine Schwäche aber erkennet er, und bekennet ſie auch gerne. Er glaubet die Wahrſcheinlichkeiten, die er vor ſich ſiehet, recht aus zu legen: aber eben dieſe Wahrſcheinlichkeiten ſind ſchwach und unvollkommen. Die meiſten Fabeln des Aeſopus haben vielerley Sinn und Verſtand. Diejenigen, welche ſie auslegen, betrachten ſie von einer gewiſſen Seite, die ſich für die Fabel ſchickt: allein meiſtens wählen ſie nur die erſte die ſich ihnen darſtellet, und betrachten nur das Aeußerliche. Indeſſen kann man ſie doch noch von andern Seiten betrachten, und mehr in das Weſentliche und Innere dringen, in welches iene nicht haben dringen können. So mache ich es auch.

Lateiniſche Poeten denen er den erſten Plaz einräumte.

Alleine, daß ich fortfahre, ich habe allezeit geglaubt, daß Virgil, Lucrez, Catull und Horaz in der Poeſie allen andern weit vorgehen: beſonders Virgil in ſeinem Gedichte **vom Ackerbau**, welches ich für das vollkommenſte Stück der Dichtkunſt achte. Aus der Vergleichung mit dieſem Gedichte kann man leicht erkennen, daß in der Aeneis Stellen ſind, die der Verfaſſer noch beſſer ausgeputzet haben würde, wenn er Zeit darzu gehabt

gehabt hätte. In der Aeneis aber ſcheinet mir das fünfte (*) Buch das vollkommenſte zu ſeyn. Ich liebe und leſe auch gerne den Lucan, nicht ſo wohl wegen ſeiner Schreibart, als wegen ſeines eigenen Werthes, und wegen Richtigkeit ſeiner Meynungen und Urtheile. Der ehrliche Terenz, bey dem man alle Artigkeiten und Annehmlichkeiten der lateiniſchen Sprache findet, ſcheinet mir die Bewegungen, und die Beſchaffenheit unſerer Sitten wunderſchön nach dem Leben abzumalen. Alle Stunden führen mich unſere Handlungen auf ihn zurücke. Ich mag ihn noch ſo oft leſen, ſo finde ich doch allezeit eine neue Schönheit und Annehmlichkeit bey ihm.

Lucrez kann nicht mit dem Virgil verglichen werden, und noch weniger Arioſt.

Diejenigen, welche bald nach Virgils Zeiten lebten, beklagten ſich, daß einige den Lucrez mit ihm vergleichen wollten. Ich bin der Meynung, daß in

(*) Montagne ziehet hier das fünfte Buch der Aeneis den übrigen Büchern dieſes Gedichtes nur in Anſehung der Zuſammenſetzung und der Schreibart vor. Er will blos ſagen, daß ihm dieſes Buch am beſten geſchrieben, am vollkommenſten, und am meiſten ausgebeſſert zu ſeyn ſcheinet. Und wo ich nicht irre, hat die berühmte Frau Dacier, eben ſo davon geurtheilet, wenn ſie in einer Anmerkung über das XXIIIſte Buch der Ilias, Pariſ. Ausgabe p. 589. (Amſterdam. Ausgabe p. 319. Anmerk. 81.) zwiſchen der Beſchreibung der Stelle, die man beym Homer findet, und der Beſchreibung, die Virgilius davon im V Buche ſeiner Aeneis giebt, eine kurze Vergleichung anſtellet. Sie ſpricht: **Virgil käme mit der ganzen Pracht der Poeſie, er habe nichts vergeſſen, was den Sieg zweifelhaft machen kann, und nichts wäre beſſer ausgearbeitet, als ſeine Verſe;**

in der That zwiſchen beyden keine Vergleichung ſtatt findet. Allein ich habe zu thun, daß ich mich bey dieſem Glauben erhalte, wenn ich manchmal über eine ſchöne Stelle des Lucrez gerathe. Da ſie über dieſer Vergleichung ſo eiferten, was würden ſie erſt von der Tummheit und barbariſchen Unwiſſenheit dererienigen ſagen, die heut zu Tage den Arioſt mit ihm vergleichen? Ja, was würde Arioſt ſelbſt dazu ſagen?

(*) O ſeculum inſipiens & inficetum!

Ich halte dafür, die Alten haben ſich noch mehr über dieienigen zu beklagen gehabt, die den Plautus mit dem Terenz vergleichen (dieſer ſtellt ein wenig beſſer einen Edelmann vor) als über die Vergleichung zwiſchen dem Lucrez und Virgil. Zu der Hochachtung und dem Vorzuge des Terenz träget auch dieſes viel bey, daß ihn der Vater der Römiſchen Beredſamkeit, der einzige von ſeinem Range, ſo oft im Munde führet: desgleichen das Urtheil, welches der Oberrichter der Römiſchen Poeten (**) über den Plautus fället.

Verderbter Geſchmack derienigen, die den Plautus dem Terenz gleich achteten.

Es

(*) O abgeſchmackte und unſinnige Zeit! Catull. *Epigram.* 41. v. 270.

(**) Horat. der in ſeiner Schrift *de Arte poetica* v. 270. u. f. ſaget:

At noſtri proaui Plautinos & numeros, &
Laudauere ſales, nimium patienter vtrumque
Ne dicam ſtulte, mirati. Das iſt:

Hat unſrer Väter Mund des Plautus Scherz und Kunſt
Im Luſtſpiel ſehr gelobt; ſo wars aus blinder Gunſt,
Man hat ihn wahrlich nur aus Einfalt hochgeſchätzet.

Die Römiſchen Poeten hatten zur Zeit des Montagne keine Gabe zu erfinden.

Es iſt mir oft in den Sinn gekommen, daß diejenigen, welche zu unſerer Zeit Komödien ſchreiben (nach Art der Italiäner, die hierinnen ziemlich glücklich ſind) aus drey bis vier Komödien des Terenz oder Plautus eine einzige machen. Sie häufen in einer, einzigen Komödie fünf bis ſechs Erzählungen des Boccaz auf einander. Sie überladen ſich ſo mit Materie, weil ſie ſich nicht durch ihre eigenthümlichen Annehmlichkeiten aufrecht zu erhalten getrauen. Sie müſſen alſo einen Körper ausfündig machen, auf den ſie ſich ſtützen können; und wollen uns, da ſie uns mit dem ihrigen nicht genugſam aufhalten können, durch die Erzählung die Zeit vertreiben. Bey (*) meinem Schriftſteller zeigt ſich gerade das Gegentheil. Die Vollkommenheiten und Schönheiten ſeiner Schreibart, machen, daß das Verlangen nach ſeinem Gegenſtande vergehet. Seine Munterkeit und Artigkeit ziehen uns überall an ſich. Er iſt durchgängig ſo luſtig,

(**) Liquidus, puroque ſimillimus amni

und erfüllet unſere Seele ſo ſehr mit ſeinen Annehmlichkeiten, daß wir darüber die Annehmlichkeit ſeiner Fabel vergeſſen. Eben dieſe Betrachtung führet mich noch weiter. Ich ſehe, daß die guten und alten Poeten das gezwungene und

(*) Dem Terenz, der ſeiner Seits von den Griechen in eben dem Stücke eben ſo weit übertroffen wird, als er es den neuen Poeten, von welchen Montagne redet, zuvorthut. Terenz macht ebenfalls manchmal aus zwey griechiſchen Stücken ein Lateiniſches. Man ſehe die Vorrede ſeines Eunuchus.

(**) Hell, und dem reinſten Fluſſe gleich. Horat. L. II. Epiſt. 2. v. 120.

und gekünſtelte Weſen vermieden haben: und nicht nur die Spaniſche und Petrarchiſche phantaſtiſche Schwulſt; ſondern ſo gar die weit erträglichern und gemäßigtern Spitzfindigkeiten, welche die Zierde aller poetiſchen Werke in den folgenden Jahrhunderten ausmachen. Ein guter Kenner tadelt die Alten deswegen gewiß nicht, und bewundert die gleiche Politur, die beſtändige Annehmlichkeit und immer blühende Schönheit, welche in den Catulls Sinngedichten herrſchet, weit mehr, als alle ſpitzige Einfälle, womit Martial das Ende der ſeinigen ausrüſtet. Dieſes geſchiehet gerade aus dem bereits von mir angeführten Grunde, welchen auch Martial für ſich brauchet, minus illi ingenio laborandum fuit, in cuius locum materia ſucceſſerat. Jene machen Eindruck genug, ohne daß ſie ſich ſonderlich bewegen und ſtark angreifen: ſind allezeit luſtig, und brauchen ſich nicht erſt zu kützeln. Dieſe hingegen ſind fremder Hülfe benöthiget. Je weniger ſie geiſtreich ſind, deſto mehr Körper brauchen ſie. Sie reiten, weil ſie nicht recht gut auf den Beinen ſind. Es gehet hier eben ſo wie bey unſern Bällen, bey welchen ſich diejenigen Leute von ſchlechtem Stande, welche im Tanzen Unterricht geben, weil ſie die Geberden und die geſchickten Stellungen unſers Adels nicht nachahmen können, durch gefährliche Sprünge, und andere ſeltſame und poßierliche Bewegungen beliebt zu machen ſuchen. Eben ſo machen die Damen in denenjenigen Tänzen, worinnen verſchiedene Wendun-

(*) Er durfte ſeinen Witz nicht ſo anſtrengen, weil er mehr Stoff hatte. In *Praefatione* L. VIII.

Wendungen und Leibesbewegungen vorkommen, eine beſſere Figur, als in gewiſſen andern Prunktänzen, wo ſie nur bloß einen ordentlichen Schritt gehen, und ihre natürliche Stellungen und angebohrne Annehmlichkeiten zeigen dürfen. Ich habe auch vortreffliche Poſſenreiſſer geſehen, die in ihren alltäglichen Kleidern, und in ihrer ordentlichen Stellung den Zuſchauern alles Vergnügen machten, das man von ihrer Kunſt erwarten kann: da hingegen die Lehrlinge, die nicht ſo weit gekommen waren, ſich das Geſicht mit Mehl beſtreuen, ſich verkleiden, und allerhand närriſche Geſichter ſchneiden mußten, wenn ſie uns zu lachen machen wollten.

Vergleichung zwiſchen der Aeneis und Arioſts Orlando Furioſo.

Nichts erläutert dieſe Gedanken beſſer, als die Vergleichung zwiſchen der Aeneis und (*) dem Raſenden. Jene fliegt ſchnell mit hohem und kühnem Fluge beſtändig fort. Dieſer aber flattert und hüpft beſtändig von Erzählung auf Erzählung, wie von einem Aſte auf den andern, und verläßt ſich auf ſeine Flügel nicht weiter, als wenn er einen ſehr kleinen Weg vor ſich hat; und ſetzt ſich alle Augenblicke nieder, damit ihm nicht der Athem und die Kräfte entgehen.

(*) Excurſusque breues tentat.

Diß ſind die Schriftſteller, welche mir unter dieſer Art von Büchern am beſten gefallen.

Gründlichere Bücher, woraus Montagne ſeine Meynungen in Ordnung bringen lernte.

Wenn ich außer dem Bücherleſen etwas mehr Nutzen mit dem Vergnügen verknüpfen, und dadurch meine Meynungen und meine Handlungen ordentlich einrichten lernen will: ſo bediene ich mich

(*) Arioſts *Orlando furioſo.*

(**) Er unternimmt kleine Ausſchweifungen *Georgic.* Lib. IV. v. 194.

mich zu dieſer Abſicht des Plutarchs, ſeit dem er Franzöſiſch iſt, und des Seneca. Bey beyden finde ich nach meiner Gemüthsart dieſen beſondern Vortheil, daß die Wiſſenſchaft, die ich darinnen ſuche, bey ihnen ſtückweiſe abgehandelt iſt, und alſo keine anhaltende Arbeit erfordert, zu welcher ich unfähig bin. So ſind Plutarchs kleine Abhandlungen und des Seneca Briefe beſchaffen, welche den ſchönſten und nützlichſten Theil ihrer Schriften ausmachen. Ich brauche nicht viel Umſtände, wenn ich mich darüber ſetzen will, und breche wieder ab, wo es mir gefället. Denn ſie gehen nicht in einem fort, und hängen nicht zuſammen.

Vergleichung zwiſchen dem Plutarch und Seneca.

Dieſe zweene Schriftſteller ſtimmen in den meiſten nützlichen und wahren Meynungen mit einander überein; ſo wie ſie auch ihr Glück faſt in einem Jahrhunderte hat gebohren werden laſſen. Beyde ſind Lehrmeiſter zweener Römiſcher Kaiſer geweſen. Beyde ſind ſie aus einem fremden Lande gekommen. Beyde ſind reich und mächtig geweſen: Sie tragen den Kern der Weltweißheit, auf eine natürliche und geſchickte Art vor. Plutarch iſt gleichförmiger und beſtändiger: Seneca iſt wankender und mannichfaltiger. Dieſer greift ſich aus allen Kräften an, ſtreubt und ſtämmt ſich um die Tugend wider die Schwachheit, wider die Furcht, und wider die laſterhaften Neigungen zu bewafnen. Jener ſcheinet ihre Gewalt nicht ſo groß zu ſchätzen, daß er deswegen hurtiger gehen oder ſich in Acht nehmen ſollte. Plutarch hat Platoniſche Meynungen, welche glimpflich ſind und ſich mit der bürgerlichen Geſellſchaft vergleichen laſſen. Seneca hegte Stoiſche

und Epikuriſche Meynungen, die zwar mehr vom gemeinen Gebrauche abgehen, aber meines Erachtens bequemer für ieden ins beſondere, und ſtandhafter ſind. Man merket an dem Seneca, daß er ſich in etwas nach der Tyranney der damaligen Kaiſer richtet. Denn, ich halte es für gewiß, daß er die Sache der großmüthigen Mörder des Cäſars gezwungen verdammet. Plutarch hingegen iſt überall frey. Seneca iſt voll ſpitzfindiger und witziger Einfälle. Plutarch voll Sachen. Jener erhitzet und beweget uns mehr. Dieſer vergnüget uns, und bezahlet uns die Mühe beſſer. Dieſer führet uns, iener treibt uns.

Was Montagne von den philoſophiſchen Werken des Cicero für ein Urtheil fället.

Unter Cicerons Werken können mir bloß dieienigen zu meinem Vorhaben dienen, welche von der Weltweißheit, beſonders aber von der Sittenlehre, handeln. Soll ich aber die Wahrheit frey geſtehen, (denn wer einmal die Schranken der Unverſchämtheit überſchritten hat, läßt ſich nicht mehr im Zügel halten,) ſo kömmt mir ſein Vortrag verdrießlich vor. Seine Vorreden, Erklärungen, Eintheilungen und Wortableitungen, nehmen den meiſten Theil ſeines Werkes ein. Das kräftigſte und nahrhafteſte, was darinnen iſt, geht durch dieſe langweilige Vorbereitungen verloren. Wenn ich eine ganze Stunde geleſen habe, welches viel für mich iſt, und überlege was ich für Saft und Kraft daraus gezogen habe: ſo finde ich meiſtentheils nichts weiter, als Wind. Denn er iſt noch nicht auf die zu ſeinem Vorhaben dienlichen Beweiſe, auf die zur Sache, welche ich ſuche, gehörigen Gründe, gekommen. Mir, der ich nur klüger, nicht aber gelehrter und beredter zu werden verlange, ſtehen dieſe Logikaliſchen und Ariſtoteli-

ſchen Anſtalten gar nicht an. Ich verlange, man ſoll bey dem Hauptwerke anfangen. Ich verſtehe hinlänglich, was **Tod** und was **Wolluſt** iſt, ohne daß man eine langweilige Zergliederung nöthig hat. Ich ſuche gleich Anfangs gute und tüchtige Gründe, die mich ihre Anfälle aushalten lehren. Weder die Grammatikaliſchen Spitzfindigkeiten, noch die ſinnreiche Zuſammenſetzung der Worte und Beweiſe tragen hierzu etwas bey. Ich ſuche ſolche Schlüſſe, die den Zweifel gleich auf das erſte mal auf der ſtärkſten Seite angreifen, ſeine hingegen ſchleichen nur um den Topf herum. Sie ſind gut in die Schule, in die Richterſtube, und in eine Predigt, wo wir Zeit zu ſchlafen haben, und eine Viertelſtunde darnach den Zuſammenhang darinnen noch ganz bequem werden finden können. So muß man vor Richtern, die man mit Rechte oder Unrechte gewinnen will, vor Kindern, und vor dem Pöbel reden, dem man alles vorſagen und erwarten muß, was es hilft. Ich verlange nicht daß man ſich Mühe geben ſoll mich aufmerkſam zu machen, und daß man mir nach Art unſerer Herolde funfzig mal zuſchreye: **Nun höret.** Die Römer ſagten bey ihrem Gottesdienſte: Hoc age, und wir ſagen bey dem unſrigen: Surſum corda. Dieß ſind für mich lauter vergebliche Worte. Ich komme von Hauſe ſchon völlig vorbereitet: und habe keine Anlockung oder Brühe nöthig. Ich eſſe das Fleiſch wohl roh. Man benimmt und verderbt mir den Appetit durch dieſe Vorbereitungen und Vorſpiele, an ſtatt daß man ihn reizen ſollte.

Und von den Geſprächen des Plato.

Wird wohl der Muthwille unſerer Zeit die kühne Entheiligung zu entſchuldigen, dienen, wenn ich

ich ſelbſt Platons Geſpräche für matt achte, und glaube, daß er ſeine Materie damit erſtickt? Und wenn ich die Zeit bedaure, die ein Mann, der ſo viele weit beſſere Dinge hätte ſagen können, mit vergeblichen und vorläufigen Unterredungen zu bringet? Meine Unwiſſenheit wird mich am beſten entſchuldigen, daß ich die Schönheit ſeiner Sprache nicht einſehe. Ich verlange überhaupt Bücher, welche die Wiſſenſchaft gebrauchen, nicht aber ſolche, die ſie erſt in Ordnung bringen. Die zween (*) erſten, und Plinius, nebſt andern ihres gleichen haben dieſes Hoc age nicht; denn ſie wollen mit Leuten zu thun haben, die ſich ſelbſt aufmuntern. Oder haben ſie es ia: ſo iſt es ein weſentliches Hoc age, und welches einen Körper ausmachet.

Lob der Briefe an den Atticus.

Ich leſe auch die Briefe an den Atticus gerne, nicht allein weil ſie eine ſehr weitläuftige Nachricht von der Geſchichte und den Umſtänden der damaligen Zeit enthalten: ſondern vielmehr deswegen, weil er darinnen ſeine beſondere Geſinnung blicken läßt. Denn ich bin, wie ich anderwärts geſaget habe, beſonders begierig die Seele und die ungeheuchelten Urtheile meiner Schriftſteller kennen zu lernen. Man kann wohl ihre Geſchicklichkeit, nicht aber ihre Sitten, und ſie ſelbſt, nach dieſen Probſtücken ihrer Schriften beurtheilen, die ſie auf dem Schauplatze der Welt auslegen. Ich habe tauſendmal bedauret, daß wir das Buch verloren haben, welches Brutus von der Tugend geſchrieben hatte. Denn es iſt ſchön, wenn man bey denienigen die Theorie lernen kann, die in der Ausübung geſchickt ſind. Aber da die Predigt ein anderes

(*) Plutarch und Seneca.

deres Ding iſt als der Prediger; ſo iſt es mir eben ſo lieb, wenn ich den Brutus im Plutarch ſehe, als wenn ich ihn in ſeinem Eigenthume ſehen könnte. Ich möchte noch eher den wahren Inhalt der Geſpräche wiſſen, die er mit einem ſeiner vertrauteſten Freunde den Tag vor einem Treffen in ſeinem Gezelte gehalten, als die Anrede die er den Tag darauf an ſein Kriegsheer gethan hat: und lieber dasienige, was er in ſeinem Kabinete und Zimmer gethan, als das, was er auf freyem Markte und vor dem Rathe gethan hat.

Abſchilderung des Cicero.

In Anſehung des Cicero, halte ich es mit der gemeinen Meynung, daß ſeine Seele außer der Gelehrſamkeit nicht viel vortreffliches gehabt. Er war ein guter Bürger, und von Natur gutherzig, wie dicke und ſpashafte Leute gemeiniglich ſind: aber, die Wahrheit zu ſagen, ſehr weichlich und praleriſch. Ich weiß auch wahrhaftig nicht, wie ich ihn entſchuldigen ſoll, daß er ſeine Poeſie (*) an das Tagelicht zu bringen gewürdiget hat. Es iſt keine große Unvollkommenheit, daß er ſchlechte Verſe gemacht hat. Aber das iſt eine Unvollkommenheit, daß er nicht gemerket hat, wie unwürdig ſie ſeinem erlang-

Seine Poeſie.

(*) Alle Leute urtheilen nicht ſo nachtheilig von Cicerons Poeſie. Es giebt iezt noch ſehr geſchickte Männer, welche viel darauf halten, und Plutarch ſagt ausdrücklich, Cicero ſey nicht nur für den beſten Redner, ſondern auch für den beſten Dichter unter den Römern zu ſeiner Zeit gehalten worden. Die Ehre der Beredſamkeit, ſetzet er hinzu, und der Ruhm der Wohlredenheit iſt ihm noch bis iezt geblieben, ungeacht ſich ſeit dem große Veränderungen mit der lateiniſchen Sprache ereignet haben. Allein ſeine Gedichte haben allen Ruf und alles Anſehen verloren, weil es ſeit der Zeit andere weit vortrefflichere Dichter gegeben hat. Plutarch in Cicerons Leben.

Seine Beredſamkeit.

erlangten großen Namen wären. Seine Beredſamkeit hat ihres gleichen nicht; und ich glaube nicht, daß es ihm iemals ein Menſch gleich thun wird. Als der iunge Cicero, der ſeinem Vater nur dem Namen nach ähnlich war, in Aſien commandirte, und einmal mit verſchiedenen Fremden bey der Tafel war, unter andern aber Ceſtius ganz unten ſaß, ſo wie man ſich oft an die offenen Tafeln der Großen zu dringen pfleget, fragte Cicero einen von ſeinen Leuten, wer er wäre, worauf ihm dieſer deſſelben Namen ſagte. Allein, weil er die Gedanken wo anders hatte, die Antwort vergaß, und den Bedienten hernach noch zwey bis drey mal fragte, antwortete dieſer, um ſich die Mühe zu erſparen einerley ſo oft zu wiederholen, und um ihm dieſen Mann durch einen gewiſſen Umſtand kenntlich zu machen: (*) **Es iſt eben der Ceſtius, von dem man dir geſaget hat, daß er die Beredſamkeit deines Vaters gegen die ſeinige geringe achtet.** Cicero, welcher dadurch auf einmal aufgebracht wurde, befahl, dieſen armen Ceſtius zu ergreifen, und ließ ihn in ſeiner Gegenwart weidlich auspeitſchen. Gewiß ein unhöflicher Wirth.

Cicerons Beredſamkeit hat Tadler gefunden.

Selbſt unter denenienigen, welche Cicerons Beredſamkeit nach reiflicher Ueberlegung für unvergleichlich geachtet, haben dennoch einige Fehler darinnen bemerket. So nannte ſie der große Brutus, ſein guter Freund, eine matte und lahme (*)

(*) Nouiſſime ſeruus, vt aliqua nota memoriam eius faceret certiorem, interroganti Domino, quis ille eſſet qui in imo recumberet, ait: *Hic eſt Ceſtius, qui patrem tuum negabat literas ſciſſe.* Afferri protinus flagra iuſſit &c. M. *Senec.* in fine Svaſoriarum.

me (*) Beredſamkeit, fractam et elumbem. Die Redner, welche bald nach ſeinem Jahrhunderte gelebt, haben ebenfalls an ihm getadelt, daß er ſich ſo ſehr bemühet ſeine Abſätze mit langen Worten zu ſchlieſſen, und mißbilligten beſonders das (**) eſſe videatur, deſſen er ſich ſo oft dazu bedienet. Ich meines Theils liebe vielmehr kurz abſchnappende Säze, die ſich mit Jamben endigen. Gleichwohl beobachtet er zuweilen, iedoch ſehr ſelten, den Wohlklang ſchlecht. Folgende Stelle will meinen Ohren nicht klingen: (***) Ego vero me minus diu ſenem eſſe mallem, quam eſſe ſenem, antequam eſſem. (†)

Warum Montagne beſonders an der Hiſtorie Gefallen gehabt hat.

Die Geſchichtſchreiber ſind mir am angenehmſten: Denn ſie beluſtigen und ſind leicht. Ueber diß erſcheinen hier der Menſch überhaupt, den ich eben kennen zu lernen ſuche, die Mannichfaltigkeit

(*) Man ſehe das Geſpräch *De Oratoribus, ſive de cauſis corruptae eloquentiae* C. 18.

(**) Ibid. c. 23.

(***) Dieſe Critik des Montagne iſt meines Bedünkens etwas allzuſcharf. Denn ohne zu erwähnen, daß im Lateiniſchen die Gleichlaute angenehm klingen, ſo darf man dieſe hier deswegen nicht tadeln, weil ſie nichts gezwungenes an ſich haben, und mit derienigen Art zu reden, deren man ſich im gemeinen Leben bedienet, und die Cicero in dieſem ganzen Werke brauchet, ganz wohl übereinkommen. Außerdem hätte Montagne wenn er dieſe drey Gleichlaute die ſo nahe auf einander folgen, nicht hat leiden können, nur das ante von dem quam abſondern dürfen, wie es in Gronovs Ausgabe geſchehen iſt, wo es heißt, quam eſſe ſenem ante, quam eſſem.

(†) Ich meines Ortes, wollte lieber nicht ſo lange alt ſeyn, als alt ſeyn, ehe ich es wirklich bin. Cic. *de ſenectute* C. 10.

keit und wahre Beſchaffenheit ſeiner innerlichen Umſtände, überhaupt und ins beſondere, und die verſchiedene Zufälle, die ihm drohen. Nun halten ſich die Lebensbeſchreiber mehr bey den Anſchlägen, als bey den Begebenheiten, mehr bey demjenigen, was von innen kömmet, als bey dem, was ſich von außen ereignet, auf, und ſind mir daher am anſtändigſten. Dies iſt die Urſache, warum Plutarch auf alle Art mein Mann iſt. Ich bedauere ſehr, daß wir nicht ein Dutzend Laerze haben, oder daß dieſer nicht weitläuftiger iſt, oder mehr Kenntniß gehabt hat. Denn ich bin eben ſo neugierig, die Schickſale und das Leben dieſer großen Lehrer der Welt zu wiſſen, als ihre verſchiedene Lehrſätze und Einfälle zu erfahren. Wer ſich in der Geſchichte umſehen will, muß ohne Unterſchied alle Gattungen von Schriftſtellern, ſowohl alte, als neue, ſowohl fremde, als Franzöſiſche durchblättern, um darinnen die Sachen zu lernen, von denen ſie verſchiedentlich handeln.

Lob der Gedenkſchriften des Cäſars.

Aber beſonders verdienet Cäſar, wie mich dünkt, fleißig geleſen zu werden, nicht allein wegen der Geſchichtkunde, ſondern auch ſein ſeblſt wegen: ſo viel Vollkommenheit und Vortrefflichkeit beſitzet er vor allen andern, ungeacht Salluſt mit in dieſe Zahl gehöret. Gewiß, ich leſe dieſen Schriftſteller mit etwas mehr Ehrerbietung und Ehrfurcht, als man ſonſt menſchliche Schriften lieſet. Bald betrachte ich ihn ſelbſt nach ſeinen Handlungen, und nach ſeiner wunderbaren Größe. Bald betrachte ich die unnachahmliche Feinheit ſeiner Schreibart, worinnen er nicht allein alle Geſchichtſchreiber, wie Cicero ſagt, ſondern den Cicero vielleicht ſelber übertroffen hat. Seine Urtheile ſind, wenn er von ſeinen Feinden redet, ſo aufrichtig, daß ich,

ich, die falſchen Farben bey Seite geſetzt, wodurch er ſeine böſe Sache und die Abſcheulichkeit ſeines verderblichen Ehrgeizes verbergen will, dafür halte, es ſey daran weiter nichts aus zu ſetzen, als daß er allzuſparſam von ſich ſelbſt geredet hat. Denn er könnte unmöglich ſo viele große Dinge ausgeführet haben, wenn er nicht mehr dabey gethan hätte, als er meldet.

Wodurch einfältige Geſchicht-ſchreiber, ſchätzbar werden.

Ich lobe mir Geſchichtſchreiber, die entweder einfältig oder vortrefflich ſind. Die einfältigen Geſchichtſchreiber, die nichts von dem Ihrigen in die Geſchichte einmiſchen können, und nichts weiter dabey thun, als daß ſie alle Mühe und Fleiß anwenden, alles, was ſie erfahren können, zu ſammlen, und alles ohne Wahl und ohne Unterſchied getreulich auf zu ſchreiben, laſſen uns ein freyes Urtheil zur Erkenntniß der Wahrheit.

Froiſſard gehöret unter dieſe Gattung. Sein Lob.

Von dieſer Art iſt zum Exempel unter andern der ehrliche Froiſſard, der bey ſeiner Unternehmung ſo aufrichtig verfahren iſt, daß er, wenn er wo einen Fehler gemacht hat, denſelben, ſobald er daran erinnert worden iſt, gleich auf der Stelle ohne Bedenken erkennet und verbeſſert: und der uns auch ſogar die unterſchiedenen Gerüchte, welche herum gegangen, und die verſchiedenen Erzählungen, die man ihm vorgebracht, meldet. Diß iſt der Stoff einer nacketen und ungeſtalten Geſchichte. Jeder kann ſich dieſelbe zu Nutze machen, nachdem er Verſtand hat.

Worinnen der Wehrt vortreflicher Geſchicht-ſchreiber beſtehet.

Die ganz vortrefflichen Geſchichtſchreiber beſitzen die Geſchicklichkeit, das Wiſſenswürdigſte zu wählen, und aus zwo Erzählungen die wahrſcheinlichſte aus zu ſuchen. Sie ſchlüßen aus den Umſtänden und Neigungen der Fürſten auf ihre

ihre Anſchläge, und legen ihnen ſolche Worte in den Mund, die ſich dazu ſchicken. Sie können ſich mit Rechte unterfangen, unſern Glauben nach dem ihrigen ein zu richten: aber gewiß, dieſes kömmt wenig Leuten zu.

Welches die verächtlichen Geſchichtſchreiber ſind.

Die Mittelgattung von Geſchichtſchreibern, (welche die gemeinſte Art ſind) verderben alles. Sie wollen uns die Biſſen vorkauen. Sie nehmen ſich vor, die Geſchichte nach ihrer Einbildung zu beurtheilen und folglich zu ziehen. Denn wenn ſich einmal unſer Urtheil auf eine Seite neiget, ſo können wir uns nicht mehr enthalten, die Erzählung nach dieſem Fuſſe zu drehen und zu foltern. Sie unterfangen ſich die merkwürdigen Sachen aus zu ſuchen, und verbergen uns oft ein gewiſſes Wort, eine gewiſſe beſondere Handlung, die uns am beſten belehren würde. Sie laſſen Sachen, die ſie nicht verſtehen, als ob ſie unglaublich wären, weg; und vielleicht noch manche Sache deswegen, weil ſie dieſelbe nicht gut Lateiniſch oder Franzöſiſch geben können. Sie möchten immer ihre Beredſamkeit und ihren Verſtand kühnlich auskramen; ſie möchten auf ihrer Seite urtheilen: allein ſie ſollten uns nur auch etwas nach ihnen zu beurtheilen übrig laſſen, und durch ihre Abkürzung und Wahl nichts in dem Weſentlichen der Sache ändern oder beſtimmen, ſondern uns dieſelbige rein und unverſtümmelt nach ihrem ganzen Umfange wieder zukommen laſſen. Meiſtens, und beſonders in unſerm Jahrhunderte, wählet man zu dieſem Amte Leute aus dem Pöbel, bloß darum, weil ſie zierlich ſchreiben können: gerade, als wenn wir die Sprachkunſt darinnen lernen wollten. Sie thun auch recht, weil ſie doch bloß

des-

deswegen in Sold genommen worden ſind, und nichts als Geſchwätze feil geboten haben, wenn ſie ſich nur hauptſächlich um dieſes Stück bekümmern. Alſo machen ſie mit einer Menge ſchöner Worte ein ſchönes Gewebe von Erzählungen, die ſie auf den Straſſen der Städte geſammlet haben.

Die einzigen guten Geſchichte, ſind die, welche von denenienigen beſchrieben worden ſind, welche die Geſchäfte ſelber geführet, oder Theil an ihrer Ausführung gehabt, oder wenigſtens das Glücke genoſſen haben, andere von eben der Art aus zu führen. So ſind faſt alle Griechiſche und Römiſche Geſchichte beſchaffen. Denn, wenn mehrere Augenzeugen einerley Sache beſchrieben haben, (wie dann damals die Hoheit und Wiſſenſchaft gemeiniglich beyſammen waren) und ſich alsdann noch irgendwo ein Fehler findet, ſo muß derſelbe gewiß ſehr geringe, und bey einem ſehr zweifelhaften Falle vorgegangen ſeyn. Was kann man ſich von einem Arzte verſprechen, wenn er vom Kriege handelt; oder von einem Schulmanne, wenn er von den Anſchlägen eines Fürſten ſchreibet?

Welches die einzigen guten Hiſtorien ſind.

Wenn wir ſehen wollen, wie gewiſſenhaft die Römer hierinnen geweſen: ſo dürfen wir nur dieſes betrachten. Aſinius Pollio fand ſelbſt in Cäſars Geſchichten (*) hie und da ein Verſehen, worein er gefallen war, weil er ſeine Augen nicht an

Verſehen, die man in Cäſars Gedenkſchriften gefunden hat.

(*) Beym Sveton in dem Leben des Julius Cäſar §. 56. Cum Caeſar pleraque & quae per alios erant geſta, temere crediderit; & quae per ſe, vel conſulto vel etiam memoria lapſus perperam ediderit. Ich führe dieſe Beurtheilung des Pollio deswegen an, weil ſie bey dem Sveton ſchärfer als in dem Montagne iſt, der ſie doch aus dem Sveton genommen haben muß.

an alle Orte ſeines Heeres hatte hinwerfen können, und andern glaubte, welche ihm nicht genugſam ausgemachte Sachen erzählten; oder auch, weil ihm ſeine Stadtverweſer nicht ſorgfältig genug von denienigen Dingen Nachricht gaben, die ſie in ſeiner Abweſenheit verrichtet hatten. Man kann hieraus ſehen, wie kützlich dieſe Erforſchung der Wahrheit iſt, da man ſich bey einem Treffen nicht auf die Wiſſenſchaft des Generals verlaſſen, und auch den Soldaten nicht in demienigen, was ſich um ſie herum zugetragen hat, trauen darf, wofern man nicht die Zeugen nach Art einer gerichtlichen Unterſuchung gegen einander verhöret und nicht bey iedem Zufalle auch von den geringſten Umſtänden Beweiſe vor ſich ſiehet. Wahrhaftig, die Nachrichten, die wir von unſern eigenen Sachen haben, ſind weit ungewiſſer. Doch dieſes hat Bodin hinlänglich, und nach meinem Sinne ausgeführt. Um der Untreue meines Gedächtniſſes und ſeinem Mangel in etwas ab zu helfen, als welcher ſo groß iſt, daß ich ſchon mehr als einmal gewiſſe Bücher als neu und mir noch unbekannt wieder in die Hände genommen habe, die ich etliche Jahre zuvor ſorgfältig durchgeleſen, und mit meinen Anmerkungen beſchmieret hatte; habe ich mir ſeit einiger Zeit angewöhnet, bey iedem Buche, (ich meyne ſolche, die ich nur ein einigmal brauchen will) hinten die Zeit, wenn ich es durchgeleſen habe, und was ich überhaupt davon geurtheilt habe an zu merken, damit mir dieſes wenigſtens meine Gedanken und den allgemeinen Begriff wieder vorſtellet, den ich mir bey dem Leſen von dem Verfaſſer gemachet habe. Ich will hier einige von dieſen Anmerkungen beyfügen.

Fol-

Folgendes habe ich von ungefähr vor zehen Jahren in meinen Guicciardini geſchrieben (denn ich rede mit meinen Büchern in meiner Sprache, ſie mögen für eine reden, was ſie für eine wollen). „Er iſt ein fleißiger Geſchichtſchreiber, aus „welchem man meines Bedünkens die wahre Ge„ſchichte ſeiner Zeit ſo richtig, als aus keinem an„dern lernen kann: er hat auch an dem meiſten „ſelbſt Theil gehabt, und eine anſehnliche Per„ſon dabey vorgeſtellet. Es iſt nicht wahrſchein„lich, daß er aus Haß, Gunſt oder Eitelkeit den „Sachen eine andere Geſtalt gegeben haben ſollte. „Zum Beweiſe dienen die freyen Urtheile, die er „von den Großen, und beſonders auch von denie„nigen fället, denen er ſein Glück zu danken hat, „und von denen er befördert worden iſt, als vom „Pabſte Clemens dem ſiebenden. Dem Anſehen „nach will er ſich beſonders durch ſeine Aus„ſchweifungen und Betrachtungen ſehen laſſen. „Einige darunter ſind gut, und voll ſchöner Ge„danken; allein er hat gar zu viel Gefallen dar„an gefunden. Denn da er nichts übergehen „will, und dennoch eine ſo reiche und ſo weitläu„fige, ia bey nahe unendliche Materie vor ſich „hat, ſo wird er darüber matt, und fällt ein we„nig in das Schulgeſchwätze. Ich habe auch „dieſes angemerket, daß er, ungeacht er von ſo vielen „Seelen und ihren Wirkungen, von ſo vielen Be„wegungen und Anſchlägen urtheilet, dennoch nie„mals einen von der Tugend, der Religion oder „dem Gewiſſen herleitet, nicht anders als wenn „dieſe Dinge gänzlich aus der Welt verſchwun„den wären. Er ſchreibet alle Handlungen, ſo „ſchön ſie auch an ſich ſelbſt zu ſeyn ſcheinen, ei„ner

[Was Montagne von Guicciardini urtheilt.]

„ner laſterhaften Gelegenheit der Eigennützigkeit „zu. Man kann ſich unmöglich einbilden, daß „unter dieſer unendlichen Anzahl Handlungen, „welche er beurtheilet, nicht eine einzige von der „Vernunft ſollte hergerühret haben. Die Men„ſchen können nimmermehr alle ſo verderbet ſeyn, „daß nicht einer darunter der Seuche entgangen „ſeyn ſollte. Diß macht, daß ich beſorge, er dürfte „wohl ein wenig Geſchmack an dem Laſter gehabt, „und andere Leute nach ſich beurtheilet haben.

Urtheil vom Philipp von Comines.

In meinem Philipp von Comines ſtehet folgendes: „Man findet hier eine ſchöne und ange„nehme Schreibart und eine natürliche Einfalt. „Die Erzählung iſt rein, und die Aufrichtigkeit „des Verfaſſers leuchtet deutlich daraus hervor. „Sie iſt ohne Prahlerey, wenn er von ſich redet; „und ohne Liebe und Neid, wenn er von andern „ſpricht: Seine Betrachtungen und Ermahnun„gen ſind mehr mit einem redlichen Eifer und mit „der Wahrheit, als mit einer beſonders großen „Geſchicklichkeit, überall aber mit Nachdruck und „Ernſthaftigkeit begleitet. Er zeiget hiedurch „daß er aus einem guten Hauſe, und zu wich„tigen Geſchäften angeführet worden iſt.

Von den Memoiren des du Bellay.

Ueber die Memoiren (*) des Herrn du Bellay

(*) Dieſe Nachrichten, welche Meſſire Martin du Bellay heraus gegeben hatte, enthalten zehen Bücher, worunter die vier erſten und drey letzten vom Martin du Bellay, und die übrigen von ſeinem Bruder Wilhelm de Langey herrühren, und aus deſſen fünften Ogdoade vom Jahr 1536. bis 1540 genommen ſind. Sie ſind betittelt: *Memoires de Meſſire Martin du Bellay, contenant le Diſcours de pluſieurs choſes advenues au Royaume de France depuis l'an* 1513. *iusqu' au trepas*

lay habe ich folgendes angemerket: „Es iſt alle„zeit ein Vergnügen, wenn man Sachen von ſol„chen Leuten beſchrieben ſiehet, die ſelbſt derglei„chen aus zu führen verſuchet haben. Allein, es „iſt nicht zu läugnen, daß ſich bey dieſen bey„den (*) Herren eine große Abnahme der Auf„richtigkeit und Freyheit im Schreiben zeiget, „welche bey den alten Schriftſtellern dieſer Art „hervor leuchtet, als bey dem **Sire de Join„ville**, einem Diener des H. Ludewigs, bey dem „**Eginhard**, Karls des Großen Kanzler, und „noch ganz neuerlich bey dem **Philipp von Co„mines**. Dieſes Werk hingegen iſt mehr eine „Vertheidigungsſchrift für den König Franciſcus, „wider den Kaiſer Karl den fünften, als eine Ge„ſchichte. Ich glaube eben nicht, daß ſie in dem „Hauptwerke der Geſchichte etwas ſollten geändert „haben: allein ſie ſind doch beſtändig gewohnt die „Beurtheilung der Begebenheiten oft ohne Urſa„che zu unſerem Vortheile zu drehen, und alles „zu übergehen, was in dem Leben ihres Herrn „kützlich iſt. Einen Beweiß hievon giebt das Zau„dern des Herrn von Montmorency und von „Brion, welches hier vergeſſen iſt; ja man findet „nicht einmal, den Namen der Frau d'Eſtampes „darinnen. Man kann zwar die geheimen Hand„lungen verdecken; allein wer das, was alle Welt „weiß, und ſolche Dinge verſchweigt, die ſattſam „bekannt, und ſo wichtige Folgen gehabt haben, „begeht

pas de François I. arrivé en 1547. Hieraus iſt klar, warum Montagne von zween Herren du Bellay redet, nachdem er zuvor der Memoiren des Herrn du Bellay gedacht hat.

(*) Guillaume und Martin du Bellay.

„begeht einen Fehler, der nicht entſchuldiget wer„den kann. Kurz, wer mir trauen will, muß ſich „anderswo umſehen, wenn er von dem Könige „Franciſcus, und den zu ſeiner Zeit vorgefallenen „Dingen eine völlige Kenntniß erlangen will. Was „man ſich darinnen zu Nutze machen kann iſt die „umſtändliche Beſchreibung der Schlachten und „Kriegesthaten, denen dieſe Edelleute beygewoh„net haben; wie auch einige Reden und beſonde„re Handlungen einiger zu ihrer Zeit lebenden „Prinzen, nebſt denen geheimen Verrichtungen „und Unterhandlungen, welche der Herr von Lan„geay auf ſich gehabt hat, wo alles mit merkwür„digen Sachen, und mit nicht gemeinen Betrach„tungen, angefüllet iſt.

Das XI. Hauptſtück.

Von der Grauſamkeit.

Die Tugend iſt höher, als die ſo genannte natürliche Güte.

Mich dünkt die Tugend iſt etwas ganz anders und edlers, als die uns angebohrnen Neigungen zur Gütigkeit. Von Natur wohl geſittete und wohlgeartete Seelen gehen zwar eben den Weg, und bezeigen ſich in ihren Handlungen eben ſo, wie die tugendhaften. Allein die Tugend bedeutet, ich weiß nicht was größeres und wirkſamers, als ſich durch eine glückliche Gemüthsverfaſſung ganz ſtill und gelaſſen der Vernunft nach führen laſſen. Derienige, welcher aus natürlicher Sanftmuth und Gutherzigkeit die erlittenen Beleidigungen nichts achtet, thut zwar etwas ſehr ſchönes und lobenswürdiges: aber derienige, welcher ſich, ungeacht ihn eine Beleidigung ärgert und bis in die Seele ſchmerzet, dennoch mit den

Waffen der Vernunft wider dieſe raſende Rachgierde bewaffnet, und nach einem großen Kampfe Herr darüber wird, der thut ohne Zweifel noch mehr. Jener handelt gut, der andere tugendhaft: die eine Handlung kann Güte, die andere aber Tugend genannt werden. Der Name der Tugend ſcheinet ſchon Schwierigkeit und Streit voraus zu ſetzen und dem Anſehen nach kann ſie nicht ausgeübet werden, wenn ſie nicht Widerſtand findet. Vielleicht nennen wir eben deswegen Gott zwar gütig, ſtark, freygebig, und gerecht, aber nicht tugendhaft: denn er handelt in allen Stücken ſeiner Natur gemäß, und ohne ſich Gewalt an zu thun. Nicht allein unter den Stoiſchen, ſondern ſo gar auch unter den Epikuriſchen Weltweiſen, (Ich folge hier (*) der gemeinen Meynung, welche falſch

Die Tugend kann nicht ohne Schwierigkeiten ausgeübet werden.

Ggg 2 iſt,

(*) Montagne hält ſich hier etwas auf, um ſich zu entſchuldigen, daß er die Epikurer den Stoikern durch dieſes Unterſcheidungs-Zeichen beygeſellet hat, **nicht allein unter den Stoiſchen, ſondern auch Epikuriſchen Weltweiſen**: der gemeinen Meynung nach, welche vorausſetzet, die Epikurer wären in der Sittenlehre nicht ſo ſtrenge geweſen, als die Stoiker; welches in der That nicht wahr iſt, wie er gleich zeiget. Montagne läßt ſich hiedurch in eine lange Parentheſe ein, auf welche ſich der Leſer gefaßt halten muß, wenn er nicht den Zuſammenhang gänzlich verlieren ſoll. In den letzten Auflagen hat man dieſer Unbequemlichkeit abhelfen wollen: aber, ohne zu gedenken, daß es durch unnütze Wiederhohlung geſchehen iſt, welche des Montagne Vortrag matt und dunkel machen: ſo iſt dieſes eine unerlaubte Freyheit, weil derjenige, welcher eines andern Werk heraus giebt, daſſelbe ſo liefern muß, wie es der Verfaſſer aufgeſetzet hat. Der Engliſche Ueberſetzer hat noch mehr gethan. Denn er hat dieſe ungeheuere Parentheſe,

iſt, ungeacht Arceſilaus demienigen, der ihm vorwarf, daß viele von ſeinen Anhängern in die Schule der Epikurer, niemals aber aus dieſer in die ſeinige übergiengen, die ſpitzfindige Antwort gab: **Ich glaube es wohl. Aus Hähnen können (*) leichte Kapaunen, aber aus Kapaunen niemals Hähne gemacht werden:** Denn gewiß die Epikuriſche Sekte giebt der Stoiſchen in Anſehung der herzhaften und ſtrengen Meynungen und Lehrſätze nicht das geringſte nach. Die Zänker pflegen den Epikur, damit ſie ihn beſtreiten, und ſich gewonnen Spiel machen können, Dinge ſagen zu laſſen, woran er niemals gedacht hat. Sie verdrehen ſeine Worte, und folgern nach grammatikaliſchen Regeln aus ſeinen Redensarten einen andern Verſtand und eine andere Meynung, als er, wie ſie wohl wiſſen, in ſeiner Seele geheget, und durch ſeine Sitten an den Tag geleget hat. Allein, ein Stoiker, welcher aufrichtiger war, ſpricht, er habe ſich unter andern auch deswegen nicht zu den Epikurern bekennen wollen, weil ſie einen allzuhohen und unerſteiglichen Weg giengen: (**) & ii qui φιληδονοι vocantur, ſunt φιλοκαλοι & Φιλοδικαιοι, omneſque virtutes colunt & retinent: Unter den Stoiſchen und Epikuriſchen Weltweiſen, ſage ich, haben viele geurtheilet, es ſey

nicht

rentheſe, weil er ſich nicht daraus zu finden gewußt, gar außen gelaſſen. Wenn er ſie nicht verſtanden hat, ſo hätte er es doch, wie mich dünkt, billig ſeinen Leſern melden ſollen.

(*) Laerz in dem Leben des Arceſilaus B. IV Abſch. 43.

(**) Denn die ſo genannten Wolluſtfreunde ſind Tugen- und Gerechtigkeitsfreunde, welche alle Tugenden ausüben und beybehalten. Cic. *Epiſt.* 19. Lib. XV.

nicht genug, daß die Seele in guter Verfaſſung ſtehet, ſittſam und zur Tugend geneigt iſt, es ſey nicht genug, daß unſere Entſchließungen und Gedanken über alle Anfälle des Glückes erhaben ſind, ſondern man müßte ſich überdieß nach Gelegenheiten umſehen einen Verſuch damit zu machen, wo man damit zur Probe ſchreiten könnte. Sie verlangen, man ſoll den Schmerz, die Dürftigkeit und die Verachtung aufſuchen, um mit ihnen zu kämpfen, und die Seele immer in Bewegung zu erhalten:

(*) Multum ſibi adiicit virtus laceſſita.

Dieſes iſt eine von den Urſachen, welcher wegen Epaminondas, der noch einer (**) dritten Secte zugethan war, den Reichthum, den ihm das Glück durch einen ſehr rechtmäßigen Weg in die Hände ſpielte, ausſchlug: denn er ſagte, er wollte ſich wider die Armuth rüſten; und blieb auch allezeit in der äußerſten Armuth. Sokrates griff ſich, meines Bedünkens noch härter an, und behielt ſeine böſe Frau zu ſeiner Uebung, wozu eine eiſenfeſte Seele erfordert wird. Metell unterfieng ſich, durch die Stärke ſeiner Tugend unter allen Römiſchen Rathsherren ganz allein ſich der Gewaltthätigkeit des Römiſchen Zunftmeiſters Saturnin zu widerſetzen, welcher mit aller Gewalt ein ungerechtes Geſetz dem Volke zum Beſten einführen wollte. Als er ſich nun hierdurch der Lebensſtrafen ſchuldig machte, welche Saturnin den Wiederſpenſtigen gedrohet hatte, ſagte er in dieſer äußerſten Noth zu denen, welche ihn auf den Markt begleiteten. (***) Böſes

(*) Die angefochtene Tugend wird ſtärker. Senec. *Epiſt.* XIII.

(**) Von der Pythagoriſchen Sekte - Thebanum Epaminondam, ſagt Cicero, Lyſis Pythagoreus erudiuit. *De Offic.* L. I. C. 44.

(***) Plutarch im Leben des Marius.

ſes zu thun wäre leicht und niederträchtig. Gutes zu thun, wenn keine Gefahr dabey iſt, wäre etwas gemeines. Aber gutes zu thun, wenn Gefahr dabey iſt, dieſes wäre eigentlich eines tugendhaften Mannes Sache. Dieſe Worte des Metell zeigen genungſam, was ich beſtätigen wollte, daß die Tugend nicht die Leichtigkeit zur Gefährtinn hat, und daß dieſer leichte, angenehme und abhängige Weg, auf welchem die ordentlichen Schritte einer guten natürlichen Neigung gehen, nicht der Weg der wahren Tugend iſt. Sie will einen rauhen und dornichten Weg haben. Sie will entweder auswärtige Schwierigkeiten zu beſtreiten haben, (wie Metells Tugend), wodurch das Glücke gern ihren ſchnellen Lauf unterbrechen will; oder innerliche Hinderniſſe, welche ihr die unordentliche Begierden und unſere Unvollkommenheiten in den Weg legen.

In edlen Seelen, dergleichen des Sokrates und Cato Seelen waren, wird die Tugend leicht, weil ſie zur Gewohnheit wird.

Bis hieher bin ich nach Wunſche gekommen. Aber zu Ende dieſer Betrachtung fället mir ein, daß die Seele des Sokrates, die vollkommenſte die ich iemals kennen gelernt habe, nach meiner Beſchreibung eine ziemlich geringſchätzige Seele ſeyn müßte. Denn ich kann mir bey dieſem Manne keine gewaltſame laſterhafte Begierden vorſtellen. Ich kann mir auf der Bahn ſeiner Tugend keine Schwierigkeit und keinen Zwang einbilden. Ich weiß, daß ſeine Vernunft eine ſolche Gewalt und Herrſchaft an ihm gehabt hat, daß ſie nicht einmal eine laſterhafte Begierde würde haben ausbrechen laſſen. Einer ſo erhabenen Tugend, als dieſe, kann ich nichts entgegen ſetzen. Mich dünket, ich ſehe ſie mit einem ſieghaften und triumphirenden Schritte ohne Hinderniß

derniß und ohne Aufenthalt prächtig und gemächlich einhergehen. Wenn die Tugend nicht anders, als durch den Streit mit widerwärtigen Begierden hervorſchimmern kann: wollen wir dann ſagen, ſie könne des Beyſtandes des Laſters nicht entbehren, und habe demſelben ihre Ehre und Anſehen zu danken? Was wird dann auch aus der wackern und großmüthigen Epikuriſchen Wolluſt werden, welche ſich die Tugend in ihrem Schooſe zärtlich zu pflegen, ſie daſelbſt gaukeln und mit der Schande, den Fiebern, der Armuth, dem Tode, und den Foltern ſpielen zu laſſen rühmet? Voraus geſetzt, daß die vollkommene Tugend kämpfen, den Schmerzen geduldig ertragen, und die Gewalt des Zipperleins gelaſſen ausſtehen muß, geſetzt, daß ſie nothwendig nichts als rauhe und beſchwerliche Gegenſtände haben muß? Wenn ich das zum nothwendigen Gegenſtande der Tugend mache, was wird aus der Tugend werden, die ſo hoch geſtiegen iſt, daß ſie den Schmerz nicht allein verachtet, ſondern ſich damit beluſtiget, und von den heftigſten Schmerzen einer ſtarken Kolik gekützelt wird? Aus einer ſolchen Tugend, dergleichen die Epikurer forderten, und von welcher uns viele unter ihnen ſehr gewiſſe Beweiſe durch ihre Handlungen hinterlaſſen haben, dergleichen auch viele andere ausgeübt haben; und dadurch meines Erachtens in der That noch über die Regeln ihres Lehrgebäudes gegangen ſind, wovon der jüngere Cato ein Beyſpiel abgiebt? Wahrhaftig, wenn ich ihn ſterben, und ſeine Eingeweide zerreiſſen ſehe: ſo kann ich mich unmöglich begnügen, bloß zu glauben, daß ſeine Seele damals von aller Unruhe und allem Schrecken

gänzlich frey geweſen. Ich kann nicht glauben, daß er ſie bloß in derienigen Verfaſſung befunden, die ihm die Lehrſätze der Stoiſchen Sekte vorſchrieben, und nur gelaſſen, ruhig und unempfindlich geweſen ſey. Meines Bedünkens war die Tugend dieſes Mannes allzu munter und friſch, als daß er bloß hierbey ſollte verblieben ſeyn. Ich glaube ganz gewiß, daß er bey einer ſo edlen Handlung Vergnügen und Wolluſt empfunden, und ſich daran mehr, als an einer andern in ſeinem Leben ergötzet hat: (*) Sic abiit e vita, vt cauſam moriendi nactum ſe eſſe gauderet. Ich bin hievon ſo überzeugt, daß ich zweifele, ob er der Gelegenheit zu einer ſo ſchönen That überhoben zu ſeyn gewünſcht haben ſollte. Wenn mich nicht ſein redliches Gemüth, welches ihm das gemeine Beſte ſeinem eigenen vor zu ziehen veranlaßte, zurück hielte, ſo würde ich leichtlich auf die Meynung verfallen, er habe es dem Glücke gedanket, daß es ſeine Tugend auf eine ſo ſchöne Probe geſetzet, und dem (**) Räuber vergönnet, die alte Freyheit ſeines Vaterlandes unter die Füſſe zu treten. Mich dünkt, ich leſe aus dieſer Handlung, ich weiß nicht, was für eine Freude in ſeiner Seele, und eine Regung eines außerordentlichen Vergnügens, und einer männlichen Wolluſt über der Betrachtung dieſer edlen und hohen Unternehmung.

(*) De-

(*) Er gieng freudig aus dieſem Leben (ſagt Cicero *Tuſc. Quaeſt.* L. I. C. 30.) weil er eine Urſache zu ſterben gefunden hatte.

(**) Dem Cäſar, welchen Montagne, ungeacht er in dem vorhergehenden Hauptſtücke deſſen große Eigenſchaften ſchön ins Licht geſetzt hat, hier den rechten Namen giebt, weil er das abſcheulichſte unter allen Verbrechen begangen hat.

(*) Deliberata morte ferocior.

Dieſe Freude wurde nicht, wie einige pöbelhafte und weibiſche Leute geurtheilt haben, durch die Hoffnung des Ruhms erwecket; (denn dieſe Betrachtung iſt viel zu niederträchtig, als daß ſie ein ſo großmüthiges, hohes und ſtandhaftes Herze hätte rühren können): ſondern durch die eigenthümliche Schönheit der Sache. Er ſahe die Sache, deren Triebfedern er in ſeiner Gewalt hatte, weit beſſer und vollkommener ein, als wir thun können. Die Weltweisheit hat mich vergnüget, da ſie geurtheilet, daß (**) ſich eine ſo ſchöne Handlung für kein anderes, als Catons Leben geſchickt haben würde; und daß allein das Seinige ein ſolches Ende hätte nehmen dürfen. Dennoch befahl er, und zwar mit Rechte, ſo wohl ſeinem Sohne, als den anweſenden Rathsherren, ſich auf andere Art zu helfen. (***) Catoni, quum incredibilem natura tribuiſſet grauitatem, eamque ipſe perpetua conſtantia roborauiſſet, ſem-

(*) Der Entſchluß zu ſterben machte ſie noch trotziger. Horat. L. I. Od. 37. v. 29. Was Horaz von der Kleopatra geſaget hat, wendet Montagne auf Catons Seele an.

(**) Dieß hat Cicero geſaget *Offic.* L. I. C. 31. Nonnunquam mortem ſibi ipſe conſciſcere alius debet, alius in eadem cauſa non debet. Num enim alia in cauſa M. Cato fuit, alia ceteri qui ſe in Africa Caeſari tradiderunt? Atqui ceteris forſitan vitio datum eſſet, ſi ſe interemiſſent. &c.

(***) Die Natur hatte den Cato mit einer unglaublichen Ernſthaftigkeit begabet, die er durch eine anhaltende Standhaftigkeit noch mehr geſtärket hatte, indem er niemals von ſeinem Vorſatze abgewichen war. Er mußte alſo lieber ſterben, als das Angeſicht des Tyrannen anſehen. Cic. *de Offic.* L. I. C. 31.

perque in propoſito conſilio permanſiſſet: moriendum potius quam tyranni vultus aſpiciendus erat. Der Tod muß allezeit eben ſo, wie das Leben ſeyn. Das Sterben macht uns zu keinen andern Leuten. Ich lege allezeit den Tod nach dem Leben aus. Wenn man mir einen dem Anſehen nach beherzten Tod erzählet, der aber auf ein feiges Leben folget: ſo behaupte ich, daß derſelbe von einer Feigheit und einer mit dem Leben übereinſtimmenden Urſache herrühret. Wollen wir dann alſo ſagen, der Schimmer ſeiner Tugend werde durch dieſen gemächlichen Tod, und durch dieſe Leichtigkeit, welche von der Stärke ſeiner Seele herrührte, um etwas vermindert? Kann ſich wohl einer, der nur einige Kenntniß von der wahren Weltweisheit hat, begnügen zu glauben, daß Sokrates in dem Gefängniſſe, in den Banden, und bey ſeiner Verurtheilung bloß ohne Furcht und ohne Leidenſchaft geweſen ſey? Wer bemerket nicht bey ihm nicht allein Herzhaftigkeit und Standhaftigkeit, (in dieſer Verfaſſung befand er ſich ſtets), ſondern ſo gar, ich weiß nicht was für ein neues Vergnügen, und eine beſondere Munterkeit in ſeinen letzten Reden und Bezeigen? Verräth er nicht den Kützel, welchen er empfand, als er ſich, nachdem ihm die Ketten abgenommen worden waren, an dem Schenkel kratzete, daß eine ähnliche Luſt und Freude in ſeiner Seele geherrſcht, da er ſich der vergangenen Ungemächlichkeiten entlediget ſahe, und in kurzer Zeit zur Erkenntniß der zukünftigen Dinge zu gelangen hoffen konnte? Cato wird mir zu verzeihen belieben, ſein Tod iſt tragiſcher, dieſer aber iſt, ich weiß nicht wie, viel ſchöner. Ariſtipp ſagte zu denen, welche denſelben

Die Munterkeit, welche Sokrates bey ſeinem Tode bezeigt, erhebet denſelben noch über Catons Tod.

ben bedaureten: (*) **Die Götter verleihen mir doch einen ſolchen Tod!** Man ſiehet an den Seelen dieſer (**) beyden Männer und ihrer Nachahmer, (denn ich zweifle ſehr, daß es iemals ihres gleichen gegeben hat) eine ſolche Fertigkeit in der Tugend, daß ſie ihnen natürlich geworden iſt. Die Tugend koſtet ihnen keine Mühe mehr, und gründet ſich nicht mehr auf Vorſchriften der Vernunft, bey deren Beobachtung ſie ſich Gewalt anthun müßten. Sie iſt ſelbſt das Weſen ihrer Seele. Die lange Ausübung der Verordnungen der Weltweisheit, welche bey ihnen eine ſchöne und fähige Natur gefunden haben, hat ihnen dieſen Vortheil verſchaffet. Die laſterhaften Leidenſchaften, die bey uns entſtehen, finden bey ihnen keinen Eingang. Die Stärke und Gewalt ihrer Seele erſticket und dämpfet die Begierden, ſo bald ſie ſich nur zu regen anfangen.

Allein, meines Erachtens, iſt es ohne allen Zweifel weit ſchöner, wenn man die Verſuchungen in ihrer Geburt durch einen hohen und göttlichen Muth erſticket, und ſich dergeſtalt zur Tugend gewöhnet hat, daß ſelbſt die Saamen der Laſter dadurch ausgereutet werden; als wenn man erſt ihrem Fortgange mit Gewalt Einhalt thut, und ſich, nachdem man ſich durch die erſten Regungen der Leidenſchaften hat übereilen laſſen, wider dieſelbe bewaffnet und anſtrenget, um ihren Lauf zu hindern, und ſie zu überwinden. Eben ſo gewiß iſt es auch wohl, daß dieſes zweyte Unternehmen weit ſauerer iſt, als wenn

Verſchiedene Stuffen der Tugend.

(*) Laerz in Ariſtipps Leben B. II. Abſchn. 76. ερωτωμενος πως απεθανε Σωκρατης, εφη, ως αν εγω ευξαιμην.

(**) Des Sokrates und Cato.

wenn man ſich bloß mit einer ſittſamen und ſanftmüthigen Natur begabet findet, die ſchon für ſich ſelbſt vor aller Unordnung und allen Laſtern Abſcheu träget. Dieſe dritte und letzte Art macht zwar, dem Anſehen nach, einen Menſchen unſchuldig; aber nicht laſterhaft; frey von böſen Thaten, aber auch nicht geſchickt genug gutes zu thun. Ueber diß kömmt dieſe Gemüthsverfaſſung der Unvollkommenheit und Schwachheit ſo nahe, daß ich nicht recht weiß wie man beyder Gränzen beſtimmen und ſie von einander unterſcheiden ſoll. Die Namen **Gütigkeit** und **Unſchuld** ſind daher ſchon einiger maßen verächtlich. Ich ſehe, daß uns viele Tugenden, als die Keuſchheit, die Nüchternheit und Mäßigkeit, durch einen natürlichen Fehler zu Theile werden können. Die Standhaftigkeit bey Gefährlichkeiten, (wenn man ſie anders Standhaftigkeit nennen kann) die Verachtung des Todes, die Gedult bey Unglücksfällen können daher rühren, daß man dergleichen Zufälle nicht richtig beurtheilet und nicht recht kennet: und öfters rührt ſie auch bey den Menſchen nur daher. Die Blödſinnigkeit und Tummheit ahmen alſo zuweilen tugendhafte Handlungen nach. So habe ich oft geſehen, daß man Leute wegen etwas gelobet hat, weswegen ſie Tadel verdieneten.

Worauf ſich der Mangel der Herzhaftigkeit bey den Italienern gründet.

Ein Italieniſcher Herr ſagte einſt in meiner Gegenwart zum Nachtheile ſeiner Landsleute: die Italiener wären ſo ſpitzfindig, und hätten ſo lebhafte Vorſtellungen, daß ſie die bevorſtehenden Gefährlichkeiten und Zufälle, ſo weit voraus ſähen, daß man es ſich nicht müßte befremden laſſen, wenn man ſehe, daß ſie oft im Kriege ſelbſt, ehe ſie noch die Gefahr erkannt hätten, auf ihre Sicher-

heit

heit bedacht wären. Wir und die Spanier wären nicht ſo verſchlagen, und giengen daher weiter. Wir müßten die Gefahr mit unſern Augen ſehen und mit den Händen greifen, ehe wir uns davor entſetzten: alsdenn hielten wir eben ſo wenig Stand. Hingegen die Deutſchen und Schweitzer, welche noch plumper und tumer wären, beſonnen ſich kaum, wenn ſie ſchon zu Boden geſchlagen wären. Vielleicht war dieſes nur ſein Scherz. Indeſſen iſt doch ſo viel gewiß, daß in dem Kriegshandwerke die Lehrlinge ſich oft ſehr weit wagen, aus einer andern Unbedachtſamkeit, als ſie es thun, wenn ſie ſich einmal verbrannt haben.

(*) Haud ignarus, quantum noua gloria in armis
Et praedulce decus primo certamine poſſit.

Aus dieſer Urſache muß man, wenn man von einer beſondern Handlung urtheilet, vielerley Umſtände, und den ganzen Menſchen, der ſie gethan hat, betrachten, ehe man ihr einen Namen giebt. Ich habe oft geſehen, (damit ich ein paar Worte von mir ſelbſt ſage) daß meine Freunde etwas, das nur ein Glück geweſen iſt, eine Klugheit genannt, gegentheils aber eine vorzügliche Urtheilskraft und Einbildung für eine vorzügliche Herzhaftigkeit und Geduld gehalten, und mir alſo einen Titel ſtatt des andern, bald zu meinem Vortheile, bald zu meinem Nachtheile gegeben haben. Uebrigens fehlt es ſo weit, daß ich zu iener erſten und vollkommenſten Stafel der Vortrefflichkeit gelanget wäre,

Worinnen des Montagne Tugend beſtanden hat.

(*) Virgil. *Aeneid.* Lib. XI. v. 154. ſq.
Ich wußte wohl, wie viel die Ehr und Luſt zum Siege
Bey Jungen Helden kann.

wäre, wo die Tugend zu einer Gewohnheit wird, daß ich ſelbſt in der andern wenig Proben abgeleget habe. Ich habe mir keine große Gewalt angethan, die Begierden im Zaume zu halten, von welchen ich getrieben worden bin. Meine Tugend iſt eine zufällige und ungefähre Tugend, oder vielmehr Unſchuld. Ich beſorge, es würde erbärmlich mit mir ſtehen, wenn ich mit einer unordentlichen Gemüthsverfaſſung gebohren worden wäre. Denn ich habe in meiner Seele wenig Muth verſpüret, den Leidenſchaften zu widerſtehen, wenn ſie nur ein wenig heftig geweſen wären. Ich kann keinen Zank noch Streit in mir hegen. Alſo darf ich mir nicht viel darauf einbilden, daß ich von ſehr vielem befreyet bin.

(*) Si vitiis mediocribus, et mea paucis
Mendoſa eſt natura, alioqui recta, velut ſi
Egregio inſperſos reprehendas corpore naeuos.

Ich habe es mehr meinem Glücke als meiner Vernunft zu danken. Mein gutes Glück hat mich aus einem bekannter maßen wackern Geſchlechte, und von einem ſehr rechtſchaffenen Vater erzeuget werden laſſen. Ich weiß nicht ob er mir einen Theil ſeiner Neigungen eingeflößet hat, oder ob die häuslichen Beyſpiele, und die gute Erziehung, die ich von meiner Kindheit an genoſſen habe, unvermerkt etwas darzu beygetragen haben, oder ob ich ſonſt ſo gebohren worden bin,

(**) Seu libra, ſeu me Scorpius aſpicit

For-

(*) Wenn mein Gemüth, welches ſonſt ganz gut iſt, nur mittelmäßige Fehler und in geringer Anzahl hat, die wie kleine Flecken auf einem ſchönen Leibe ſind. Horat. L. I. Sat. VI. v. 65. ſqq.

(**) Ich mag nun in der Waage, oder im Skorpion, einem

Formidoloſus, pars violentior
Natalis horae ſeu tyrannus
Heſperiae Capricornus vndae.

So viel iſt indeſſen gewiß, daß ich vor den meiſten Laſtern von mir ſelbſt einen Abſcheu habe. Antiſthenes antwortete demienigen, der ihn fragte, was das beſte wäre, das man lernen könnte (*), **das Böſe zu verlernen.** Und dieſe Antwort ſcheinet ſich ſehr gut auf die gegenwärtige Abbildung zu ſchicken. Ich habe, ſage ich, einen Abſcheu vor denſelben nach einer ſo natürlichen und mir eigenen Meynung, daß ich eben dieſen Trieb und Eindruck, den ich von der Säugamme mit genommen, erhalten habe, und der durch keine Gelegenheit, ſo gar durch meine eigenen Betrachtungen nicht einmal einige Veränderung erlitten hat. Denn da dieſe in gewiſſen Stücken von dem gemeinen Wege abgehen: ſo würden ſie mich leichtlich zu Handlungen verleiten können, die mir dieſe natürliche Neigung verhaßt machet.

Montagne war in ſeinen Meynungen, nicht ſo ordentlich als in ſeinen Sitten.

Ich werde was ungeheures ſagen: ich will es aber dennoch ſagen. Ich finde daher bey mir in vielen Stücken weit mehr Beſtändigkeit, und Ebenmaas in meinen Sitten, als in meinen Meynungen: und meine Begierde iſt nicht ſo unordentlich, als meine Vernunft. Ariſtipp behauptete der Wolluſt und des Reichthums wegen ſo kühne Meynungen, daß er die ganze Weltweisheit wider ſich aufbrachte. Unterdeſſen hatte dieſes doch keinen

Ein-

einem böſen Geſtirne und dem fürchterlichſten unter allen, oder im Steinbocke, dem Tyrannen des Abendländiſchen Meeres gebohren ſeyn. Horat. L. II. *Od.* 17. v. 7. ſeqq.

(*) το κακα απομαθειν. Diogen. Laert. *in Vita Antiſthenis* L. VI. Segm. 7.

Einfluß in ſeine Sitten. Denn, als ihm der Tyrann Dionys drey ſchöne Mädchen anbot, daß er ſich eines davon nehmen ſollte, antwortete er, er nähme ſie alle drey, und es wäre dem Paris übel bekommen, daß er eine den übrigen vorgezogen hätte (*): ſchickte ſie aber, da er ſie nach Hauſe geführet hatte, wieder fort, ohne ſie zu berühren. Als ſeinem Knechte unterwegs das Geld, welches er ihm nachtrug, zu ſchwer wurde, befahl er ihm, (**) er ſollte davon ſo viel, als ihm überläſtig wäre, ausſchütten und hinwerfen. Selbſt Epikur, deſſen Lehrſätze unheilig und weichlich ſind, führte ein ſehr andächtiges und arbeitſames Leben. Er ſchreibt an einen guten Freund, (***) er behälfe ſich mit einem trockenen Brodte und Waſſer, und bittet denſelben ihm ein wenig Käſe zu ſchicken, damit er etwa einmal herrlich leben könnte. Sollte es wohl wahr ſeyn, daß wer vollkommen gut ſeyn ſoll, aus einer verborgenen, natürlichen, und allgemeinen Eigenſchaft, ohne Geſetze, ohne Gründe, ohne Beyſpiele, gut ſeyn muß? Die Ausſchweifungen, in welche ich gefallen bin, ſind Gott Lob nicht die ſchlimmſten. Ich habe ſie bey mir ſelbſt verdammt, nachdem ſie es verdienen; denn mein Verſtand iſt dadurch nicht angeſtecket worden. Umgekehrt, ich tadele ſie an mir ſelbſt ſchärfer, als an einem andern. Diß iſt aber auch alles. Denn übrigens thue ich denſelben allzuwenig Widerſtand, und neige mich allzuleicht auf die andere Seite der Waagſchale: ausgenommen, daß ich ſie in einige Ordnung bringe,

und

(*) Diog. Laert. *in Vita Ariſtippi* L. II. Segm. 67.
(**) Id. *Ibid.* Segm. 77. & Horat. L. II. Sat. 3. v. 100. ſeqq.
(***) Diog. Laert. L. X. Segm. 11.

und die Vermiſchung mit andern Laſtern verhindere, weil meiſtens eines die andern nach ſich zieht, wenn man ſich nicht in Acht nimmt. Die meinigen habe ich, ſo viel mir möglich geweſen iſt, von den übrigen abgeſondert und gezwungen allein und einfach zu bleiben:

(*) - - - - - - - - Nec vltra
Errorem foueo.

Zwar ſind die Stoiker der Meynung, der Weiſe arbeite, wenn er arbeitet, durch alle Tugenden zugleich, obgleich nur eine unter denſelben nach Beſchaffenheit der Handlung, vor andern in die Augen fället: und hiebey könnten ſie ſich einigermaſſen auf die Vergleichung mit dem menſchlichen Leibe berufen. Denn die Cholera kann nichts thun, wenn nicht alle übrige Feuchtigkeiten dabey helfen, obſchon die Cholera vor andern herrſcht. Wenn ſie aber hieraus eine ähnliche Folge ziehen wollen, daß derienige, welcher einen Fehler begehet, zugleich alle Laſter begehet: ſo glaube ich ihnen nicht ſo ſchlechterdings; oder ich verſtehe ſie nicht. Die Erfahrung lehret mich das Gegentheil. Dieſes ſind eitle Spitzfindigkeiten, bey denen ſich manchmal die Weltweisheit aufhält. Ich bin einigen Laſtern ergeben: aber ich fliehe andere ſo ſehr, als ſie immer ein Heiliger fliehen kann. Die Peripatetiker läugnen ebenfalls dieſen Zuſammenhang, und dieſe unzertrennliche Verbindung. Und Ariſtoteles behauptet, ein Menſch könne klug und gerecht, aber dabey unmäßig und unkeuſch ſeyn. Sokrates bekannte denenienigen, die aus ſeiner Geſichtsbildung einige Neigung zu den Laſtern

Wenn man einem Laſter ergeben iſt, ſo läßt man ſich doch deswegen nicht gleich von allen Laſtern beherrſchen.

(*) Ohne die Ausſchweifung weiter zu treiben. Juvenal. *Sat.* VIII. v. 194.

ſtern wahrnahmen, (*) er hätte wirklich von Natur dergleichen Neigung, hätte ſie aber durch Kunſt verbeſſert. Des Weltweiſen Stilpo (**) vertraute Freunde ſagten, er wäre von Natur dem Weine und dem Weibsvolke ſehr ergeben geweſen; allein, er hätte durch ſeine Bemühungen es dahin gebracht, daß er ſich beyder vollkommen enthielte.

Worinnen des Montagne Güte beſtanden hat.

Was ich im Gegentheil Gutes an mir habe, das habe ich meiner Geburt, keinem Geſetze, Gebote und ſonſt keiner andern Anweiſung zu danken. Meine Unſchuld, iſt eine einfältige Unſchuld, die ſehr wenig Lebhaftigkeit und gar nichts gekünſteltes hat. Ich haſſe unter andern Laſtern die Grauſamkeit ganz grauſam von Natur und aus Ueberlegung, als das größte unter allen Laſtern. Aber ich bin ſo weichherzig, daß ich kein iunges Huhn ohne Misvergnügen würgen ſehe, und mit Verdruß einen Haaſen unter den Zähnen meiner Hunde quäken höre, ungeacht die Jagd eine gewaltſame Luſt iſt. Dieienigen, welche die Wolluſt beſtreiten, und zeigen wollen, ſie ſey durchaus laſterhaft und unvernünftig, beweiſen es gemeiniglich daher, weil ſie uns, wenn ſie in ihrer größten Stärke iſt, dergeſtalt einnimmt, daß die Vernunft gar keinen Eingang bey uns finden kann.

Sie

(*) Cic. *Tuſc. Quaeſt.* L. IV. c. 37. Cum illa (vitia) ſibi ingenita, ſed ratione a ſe deiecta diceret.

(**) Stilponem - - ſcribunt ipſius familiares et ebrioſum et mulieroſum fuiſſe: neque hoc ſcribunt vituperantes, ſed potius ad laudem. Vitioſam enim naturam ab eo ſic edomitam et compreſſam eſſe doctrina, vt nemo vnquam vinolentum illum, nemo in eo libidinis veſtigium viderit. Cic. Lib. *de Fato* c. 5.

Sie berufen ſich auf das, was wir davon in dem Umgange mit Weibesperſonen erfahren,

(*) - quum iam praeſagit gaudia corpus,
Atque in eo eſt Venus, vt muliebria con-
ſerat vara.

wo uns ihrer Meynung nach das Vergnügen ſo gewaltig außer uns ſetzt, daß die durch die Wolluſt ganz betäubte und entzückte Vernunft alsdenn ihr Amt nicht mehr thun kann.

Allein ich weiß, daß es damit ganz anders gehen kann, und daß man die Seele manchmal, wenn man will, eben den Augenblick auf andere Gedanken bringen kann. Man muß ſie nur anſpannen, und mit Fleiß anſtrengen. Ich weiß und verſtehe es ſehr wohl, wie man die Stärke dieſer Luſt hemmen kann, und habe nicht gefunden, daß die Venus eine ſo mächtige Göttin iſt, als die meiſten, die reformirter als ich ſind, vorgeben. Ich halte es für ein Wunderwerk, wie die Königinn von Navarra in einer Erzählung ihres **Heptamerons**, (welches ein ganz artiges Buch in ſeiner Art iſt) und für keine Sache von der größten Schwierigkeit, wenn einer ganze Nächte in aller Bequemlichkeit und Freyheit mit einer längſt gewünſchten Liebſte zubringt, und ſich dem gethanen Verſprechen zu Folge mit Küſſen und bloßem Anrühren begnügt. Ich glaube, daß ſich das Beyſpiel des Vergnügens an der Jagd beſſer darzu ſchicket. Gleichwie bey derſelben weniger Vergnügen iſt, ſo iſt es deſto entzückender und kömmet deſto unverhofter, ſo daß unſere betäubte

Er konnte den ſtärkſten Eindrücken der Wolluſt widerſtehen.

(*) Wenn dem Körper ſchon die Wolluſt ahndet, und man das Reitzende der Liebe ſchon wirklich koſtet. Lucret. L. IV. v. 1099. ſeqq.

Vernunft ſich nicht faſſen kann, wenn das lange aufgeſuchte Wild, mit einem Sprunge, und vielleicht an einem Orte, wo wir es am wenigſten vermuthet, auf uns zukömmt. Die Erſchütterung und das gewaltige Jagdgeſchrey rühren uns dergeſtalt, daß die Liebhaber von dieſer Art der niedern Jagd ſchwerlich den Augenblick auf etwas anders würden denken können. Daher ſagen die Poeten Diane habe die Fackel und die Pfeile des Cupido beſieget

(*) Quis non malarum quas amor curas habet
Haec inter obliuiscitur?

Er hatte ein ſehr zärtliches Naturell.

Doch ich will wieder auf mein Vorhaben kommen. Ich werde zärtlich gerührt, wenn ich einen andern leiden ſehe, und würde zu Gefallen leichtlich mit weinen wenn ich nur bey irgend einer Gelegenheit weinen könnte. Nichts reizet mich zu Thränen als Thränen, nicht nur wahre, ſondern ſo gar, wie es kömmt, erdichtete oder gemahlte. Die Todten bedaure ich nicht ſonderlich, und wollte ſie lieber beneiden: aber die Sterbenden bedaure ich gewaltig. Die Wilden, welche die Körper der Verſtorbenen braten und freſſen, mißfallen mir nicht ſo ſehr, als diejenigen, welche die Lebenden martern und verfolgen. Ja, ich kann nicht einmal die öffentlichen Todesſtrafen, ſo billig ſie auch ſeyn mögen, mit einem ſtandhaften Blicke anſehen. Ein Geſchichtſchreiber, welcher die Gnade des Julius Cäſars ausdrücken will, ſagt: Er war in ſeiner Rache ſehr gelind, und verdammte die Seeräuber, welche ihn einmal gefangen und ein Löſegeld abgedrungen hatten, als er ſie gezwungen ſich ihm zu ergeben, wie er

(*) Wer ſollte alsdann nicht die verdrüßliche Unruhe der Liebe vergeſſen? Horat. *Epod. Od.* II. v. 37.

er ihnen ſchon gedrohet hatte, zum Kreuze; doch ließ er ſie vorher erwürgen. Seinen Geſchichtſchreiber, Philemon, der ihn mit Gifte hatte vergeben wollen, beſtrafte er nicht ſchärfer, als ſchlechthin mit dem Tode. Man wird leicht errathen, wenn ich auch dieſen Lateiniſchen Schriftſteller (*) nicht nenne, der ſich unterſtehet, es als einen Beweiß der Gnade anzuführen, wenn man diejenigen, von denen man beleidiget worden iſt, bloß umbringet, daß er von den häßlichen und ſchrecklichen Beyſpielen der Grauſamkeit, welche die Römiſchen Tyrannen ausübten, gerühret worden iſt.

Die öffentlichen Todesſtrafen ſollten einfach und ohne alle Zeichen der Schärfe ſeyn.

Meines Theils kömmt mir ſo gar bey der Juſtiz, alles, was über den einfachen Tod iſt, als lauter Grauſamkeit vor: beſonders bey uns, da wir uns angelegen ſeyn laſſen ſollten, die Seelen in einer guten Verfaſſung aus der Welt zu ſchicken, welches nicht geſchehen kann, wenn wir ſie durch unerträgliche Martern gequälet zur Verzweifelung gebracht haben. Als vor einiger Zeit ein Soldat, der im Gefängniſſe lag, von dem Thurme herunter, auf welchem er ſich befand, wahrgenommen hatte, daß ſich das Volk auf dem Platze verſammlete, und daß die Zimmerleute ihre Arbeit daſelbſt aufrichteten, bildete er ſich ein, dieſes geſchähe ſeinet wegen. Er faßte daher den Entſchluß ſich um zu bringen,

(*) Dieſer Schriftſteller iſt Sveton, deſſen eigene Worte folgende ſind: In vlciſcendo, ſaget er, wenn er vom Julius Cäſar redet, natura leniſſimus. Piratas a quibus captus eſt, cum in deditionem redegiſſet, quoniam ſuffixurum ſe cruci ante iurauerat, iugulari prius iuſſit, deinde ſuffigi. - - Philemonem a manu ſeruum, qui necem ſuam per venenum inimicis promiſerat, non grauius quam ſimplici morte punit - -

fand aber nichts dazu dienliches, als einen alten verroſteten Nagel von einem Karren, den ihm das Glück darbot, womit er ſich auch zuerſt zween Stiche um die Kehle herum gab. Da er ſahe, daß dieſes vergebens geweſen war, gab er ſich bald darauf den dritten Stich in den Bauch, worinnen er den Nagel ſtecken ließ. Der erſte von ſeinen Wächtern, fand ihn, als er in ſein Behältniß hinein kam, in dieſem Zuſtande zwar noch lebend, aber doch liegend und von ſeinen Stichen ganz abgemattet. Man ſuchte ſich die Zeit, ehe er hinſtürbe, zu Nutze zu machen, und kündigte ihm geſchwinde ſein Urtheil an. Nachdem dieſes geſchehen, und er gehöret hatte, daß er zu weiter nichts, als enthauptet zu werden verurtheilet würde, ſchien er wiederum neuen Muth zu ſchöpfen; nahm den Wein an, den er vorhero nicht hatte trinken wollen; dankte ſeinen Richtern für das unverhofte gnädige Urtheil und ſagte, er wäre entſchloſſen geweſen, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen, weil er ſich vor einem härtern und unerträglichern Tode gefürchtet und aus den Zubereitungen, die er auf dem Platze hätte machen ſehen, die Meynung geſchöpfet hätte, man wollte ihn etwa mit einer erſchröcklichen Todesſtrafe martern. Er bezeigte ſich alſo eben ſo, als wenn er dem Tode entgienge, da doch nur die Art ſeines Todes geändert wurde. Ich wollte rathen, daß man die ſcharfen Strafen, wodurch man das Volk im Zaume zu halten ſuchet, nur an den todten Körpern der Miſſethäter ausübte. Denn der Pöbel würde meiſt eben ſo ſehr gerührt werden, wenn er ſähe, daß ſie des Begräbniſſes beraubet, verbrannt und geviertheilt würden, als durch die Strafen die man ihnen bey dem Leben anthut, ungeacht dieſes in der That wenig

nig oder gar nichts iſt, wie Gott ſaget (*), Qui corpus occidunt, et poſtea non habent, quod faciant. Die Poeten machen auch viel Weſens aus der Abſcheulichkeit eines ſolchen Anblickes, und ſtellen denſelben noch ärger vor, als den Tod.

(**) Heu reliquias ſemiaſſi Regis, denudatis oſſibus,
Per terram ſanie delibutas foede diuexarier.

Ich kam einſtens zu Rom eben dazu, als man den Catena, einen berüchtigten Straſſenräuber, hinrichtete. Man erwürgte ihn, ohne daß die Umſtehenden darüber in Bewegung geriethen. Allein, da man ihn zu viertheilen anfieng, begleitete das Volk ieden Streich des Scharfrichters mit einer kläglichen Stimme und einem Ausrufe, nicht anders, als ob ieder denſelben empfunden hätte. Man muß dergleichen Grauſamkeiten nur an der Schaale, nicht aber an dem Lebendigen ausüben. So milderte Artaxerxes (***) in einem gewiſſer maßen ähnlichen Falle die Strengigkeit der alten Perſiſchen Geſetze, durch die Verordnung, daß dieienigen Herren, welche in ihrer Bedienung etwas verſehen hatten, nicht wie vormals gepeitſchet, ſondern ausgezogen werden ſollten, und daß man ihre Kleider an ihrer ſtatt peitſchen ſollte: und daß man ihnen nicht, wie ehedem die Haare, ausraufen, ſondern nur ihren hohen Hut (†) abnehmen ſollte. Die ſonſt

(*) Die den Leib tödten, und darnach nichts mehr thun können. Lucä L. XII. v. 4.

(**) Was für ein ſcheußlicher Anblick, daß die blutigen Ueberbleibſel des halbverbrannten Königes, und die entblößten Knochen, auf der Erde herum liegen. Cic. *Tuſc. Quaeſt.* L. I. c. 44.

(***) Plutarch. *Apophtegm. Regum &c.*

(†) Welcher Tiara hieß.

ſo andächtigen Aegypter glaubten der göttlichen Gerechtigkeit genung zu thun, wenn ſie Bilder von (*) Schweinen, opferten. Eine kühne Erfindung, daß ſie Gott, eine ſo wirkliche Subſtanz, mit Gemählden und Schatten befriedigen wollten.

Beyſpiele einer auſſerordentlichen Grauſamkeit.

Ich lebe in einer Zeit, da wir einen Ueberfluß an unglaublichen Beyſpielen dieſes Laſters haben, weil bey unſern innerlichen Kriegen aller Muthwille herrſchet: und man wird in den alten Geſchichten keine ärgere finden, als wir alle Tage ſehen. Allein, dadurch bin ich ſie noch keinesweges gewohnt worden. Kaum konnte ich mich überreden laſſen, ehe ich es geſehen hatte, daß man ſo wilde Seelen fände, die bloß, weil ſie Vergnügen an dem Morden finden, Mord begehen; die andern die Glieder abhacken und abſchneiden; die ungewöhnliche Martern und neue Todesarten ausſinnen, nicht aus Feindſchaft, oder eines Nutzens wegen, ſondern bloß zu dem Ende, damit ſie den lieblichen Anblick der Geberden und erbärmlichen Bewegungen, des Aechzens und der kläglichen Stimme eines ängſtlich ſterbenden Menſchen genieſſen. Gewiß, höher kann die Grauſamkeit nicht getrieben werden, als (**) Vt homo hominem, non iratus, non timens, tantum ſpectaturus occidat.

Des Montagne Mitleid gegen die Thiere.

Ich, meines Theils habe nicht einmal ohne Misvergnügen ein unſchuldiges Thier, das ſich nicht

(*) Herodot ſaget, nur die Armen hätten ſich dieſe Freyheit heraus genommen. Οἱ δὲ πένητες αὐτῶν ὑπ᾽ ἀσθενείης βίου σταιτίνας πλάσαντες ὗς καὶ ὀπτήσαντες ταύτας θύουσι. L. II. p. 122.

(**) Daß ein Menſch einen Menſchen nicht im Zorne oder aus Furcht, ſondern bloß um ihn ſterben zu ſehen umbringt. Senec. *Epiſt.* 90.

nicht wehren kann, und das uns nicht beleidiget hat, verfolgen und umbringen ſehen können. Für mich iſt es allezeit ein ſehr widriger Anblick, wenn der Hirſch, wie gemeiniglich geſchiehet, nachdem er aus dem Athem und matt iſt, und ſich nicht anders zu retten weiß, zurück kehret, ſeinen Verfolgern ſelbſt in die Hände läuft, und mit Thränen um Gnade bittet;

(*) Quaeſtuque cruentus

Atque imploranti ſimilis,

Selten fange ich ein Thier lebendig, das ich nicht wieder laufen laſſe. Pythagor kaufte ſie von den Fiſchern und Vogelſtellern, und machte es eben ſo.

(**) Primoque a caede ferarum

Incaluiſſe puto maculatum ſanguine ferrum,

Blutgierige Gemüther zeigen in Anſehung der Thiere eine natürliche Neigung zur Grauſamkeit. Nachdem man zu Rom in den Schauſpielen Thiere ermorden zu ſehen gewohnt war, verſuchte man es mit den Menſchen, und mit den Fechtern. Die Natur ſelbſt hat dem Menſchen, wie ich beſorge, einen gewiſſen Trieb zur Unmenſchlichkeit eingepflanzet. Keiner hat eine Freude daran, wenn er die Thiere mit einander ſpielen und einander liebkoſen ſiehet: aber ieder beluſtiget ſich daran, wenn er ſie einander zerreiſſen und zerſtücken ſiehet. Man

(*) Virgil. *Aeneid.* L. VII. v. 501 ſ.
Er ſeufzt im ganzen Haus, als ſucht er Hülf allda.

(**) Ich glaube der Stahl iſt zu erſt von dem Blute der Thiere befleckt und warm gemacht worden. Ouid. *Metamorph.* L. XV. Fab. 2. v. 47. 48.

darf über dieſes Mitleiden, welches ich mit ihnen trage, nicht ſpotten. Selbſt die Gottesgelahrheit befiehlt uns ihnen einiger maßen günſtig zu ſeyn. Und ſie hat Urſache uns einige Achtung und Liebe für dieſelben an zu befehlen. Denn ſie betrachtet, daß uns ein Herr zu ſeinem Dienſt in dieſen Pallaſt geſezt hat, und daß ſie eben ſo wohl als wir unter ſeine Hausgenoſſen gehören.

Die Seelenwanderung des Pythagoras iſt von vielen Völkern angenommen worden.

Pythagor entlehnete die Seelenwanderung von den Aegyptern: nach der Zeit aber iſt ſie von vielen Völkern, und beſonders von unſern Druiden, angenommen worden.

(*) Morte carent animae, ſemperque priore relicta
Sede, nouis domibus viuunt, habitantque receptae.

Die Religion unſerer alten Gallier lehrete, daß die Seelen, weil ſie ewig wären, ohne Aufhören ihre Wohnung veränderten, und aus einem Körper in den andern übergiengen, und gründete dieſen Einfall einiger maßen auf die Betrachtung der göttlichen Gerechtigkeit. Sie ſagten, Gott wieſe der Seele, nachdem ſie ſich bey dem Alexander bezeiget, und nach ihren Umſtänden, einen andern, mehr oder weniger beſchwerlichen Leib zur Wohnung an:

(**) Muta ferarum
Cogit

(*) Die Seelen ſterben nicht; ſondern wenn ſie die erſte Behauſung verlaſſen haben, ſo wohnen und leben ſie in einer andern. Ouid. *Metamorph.* L. XV. Fab. 2. v. 6. 7.

(**) Er zwinget ſie, unvernünftige Thiere zu beſeelen, die grauſamen iagt er in Bäre, die räuberiſchen in Wölfe, die betrügeriſchen in Füchſe. End=

Cogit vincula pati, truculentos ingerit
vrſis.

Praedoneſque lupis fallaces vulpibus addit:

- - - - - - -

Atque vbi per varios annos per mille figuras

Egit, lethaeo purgatos flumine tandem

Ruſus ad humanae reuocat primordia
formae.

Eine tapfere verſetzte er in den Leib eines Löwen; eine wollüſtige, in den Leib eines Schweines; eine feige, in den Leib eines Hirſches oder Haaſens; eine boshafte in den Leib eines Fuchſes: und ſo weiter, bis ſie durch dieſe Züchtigung gereiniget worden wären, und wieder in den Leib eines andern Menſchen führen.

(*) Ipſe ego, nam memini, Troiani tempore
belli

Panthoides Euphorbus eram.

Ich

Endlich ruft er ſie, wenn ſie viele Jahre hinter einander tauſend verſchiedene Geſtalten durchwandelt und ſich endlich in dem Waſſer des Fluſſes Lethus gereiniget haben, wieder zurück in menſchliche Leiber. Claudian. *in Ruffin.* L. II. v. 482. 483. 484. -- 491. 492. 493.

(*) Ich ſelbſt war zur Zeit des Troianiſchen Krieges, denn ich erinnere es mich noch, Euphorb, des Panthus Sohn. So redet Pythagoras von ſich ſelbſt beym Ovid *Metamorph.* L. XV. Fab. 3. v. 8. 9. Will man wiſſen, durch was für ein Mittel Pythagor ſich habe erinnern können, wer er zur Zeit des Troianiſchen Krieges geweſen? ſo kann man den Diogenes Laerz in Pythagoras Leben leſen L. VIII. Segm. 4. 5.

Ich mache aus der Verwandſchaft zwiſchen uns und den Thieren eben ſo wenig, als daraus, daß viele Völker, beſonders unter den älteſten und edelſten, die Thiere nicht allein in ihre Geſellſchaft aufgenommen, ſondern ſie ſo gar weit über ſich geſetzt, und theils für Freunde und Lieblinge ihrer Götter gehalten, und ihnen mehr als menſchliche Ehrerbietung und Ehrfurcht erwieſen, theils aber außer denſelben keinen andern Gott und keine andere Gottheit erkannt haben. (*) Belluae a barbaris propter beneficium conſecratae;

(**) Crocodilon adorat
Pars haec, illa pauet ſaturam ſerpentibus Ibin.
Effigies ſacri hic nitet aurea Cercophiteci:
- - hic piſcem fluminis, illic
Oppida tota canem venerantur.

Die ſehr geſchickte Erklärung, welche Plutarch von dieſem (***) Irrthume machet, bringet ihnen allerdings viel Ehre. Denn er ſaget, die Aegypter hätten zum Exempel nicht die Katze oder den Ochſen, ſondern

(*) Die Thiere ſind von den Barbarn wegen ihres Nutzens vergöttert worden. Cic. *de Natura Deorum* L. I. c. 36.

(**) Einige loben das Krokodill, andere den Storch, der ſich von Schlangen nähret. Hier ſchimmert das güldne Bild eines göttlich verehrten Affens. ⸗ ⸗ Hier wird ein Fiſch aus dem Nil, und dort ein Hund von ganzen Städten verehret. Juuenal. *Sat.* XV. v. 2. 3. 4. - 7. 8.

(***) In libello *de Iſide et Oſiride.*

ſondern in dieſen Thieren ein gewiſſes Bild der göttlichen Eigenſchaften verehret. In dieſem (*) verehrten ſie die Geduld und die Nutzbarkeit; und in iener, (**) die Munterkeit oder, wie unſere Nachbarn die Burgunder nebſt ganz Deutſchland beſchaffen ſind, die Ungeduld (***) ſich eingeſperrt zu ſehen, wodurch ſie die Freyheit vorſtelleten, die ſie mehr als alle andere göttliche Eigenſchaften liebten und ehreten: und ſo weiter. Allein, wenn ich unter den gemäßigſten Meynungen die Gründe überlege, wodurch ſie ſich zu zeigen bemühen, daß zwiſchen uns und den Thieren eine ſehr große Aehnlichkeit iſt, wie viel Antheil ſie an unſern größten Vorzügen haben, und mit wie vieler Wahrſcheinlichkeit man ſie mit uns gleich ſchätzen kann: gewiß, ſo laſſe ich vieles von unſerer Einbildung fahren, und begebe mich gern der eingebildeten Herrſchaft, die man uns über andere Geſchöpfe zuſchreibet.

Wir müſſen eine gewiſſe Achtung für die Thiere haben.

Wenn alles dieſes ſeine Richtigkeit hat, ſo verbindet uns eine gewiſſe Betrachtung und eine allgemeine Pflicht der Menſchlichkeit, nicht nur den Thieren, welche Leben und Empfindung haben, ſondern ſo gar den Bäumen und Pflanzen. Wir ſind Gerechtigkeit den Menſchen, Gnade und Gütigkeit aber den andern Geſchöpfen ſchuldig, die deren fähig ſind. Es iſt eine gewiſſe Gemeinſchaft zwiſchen ihnen und uns, und eine gewiſſe gegenſeitige Verbindlichkeit. Ich ſcheue mich nicht meine

(*) In dem Ochſen.

(**) In der Katze.

(***) Dieſes iſt den Katzen gleichſam natürlich; wenn man haben will, daß eine Katze frey in ein Zimmer gehen ſoll, ſo muß ſie auch wieder frey heraus gehen können.

meine ſo kindiſche Zärtlichkeit zu bekennen, daß ich es meinem Hunde nicht verweigern kann, wenn er zur Unzeit mit mir ſpielen will.

Merkwürdige Beyſpiele von dieſer Art der Hochachtung.

Die Türken haben Allmoſen und Spitäle für die Thiere geſtiftet. Die Römer lieſſen die Gänſe, durch deren Wachſamkeit ihr Capitol erhalten worden war, auf gemeine Koſten füttern. Die Athenienſer verordneten, (*) daß dieienigen Mauleſel und Mauleſellinnen, welche bey der Erbauung des Tempels Hecatompedon gebrauchet worden waren, frey ſeyn, und überall ungehindert ſollten weiden dürfen. Die Agrigentiner hatten im Gebrauche, (**) die Thiere, welche ihnen lieb geweſen waren, als Pferde von beſonderem Verdienſte, nützliche Hunde und Vögel, ja ſo gar dieienigen, die ihren Kindern zum Zeitvertreibe gedienet hatten, ernſthaft zu begraben. Die ihnen gewöhnliche Pracht, welche ſie in allen andern Dingen beobachteten, (***) zeigte ſich beſonders in der Koſtbarkeit und Menge der zu dieſem Ende aufgeführten Denkmäler, welche noch viele Jahrhunderte darnach Figur machten. Die Aegypter (†) beerdigten die Wölfe, die Bäre, die Krokodille, die Hunde, und die Katzen, an heiligen Oertern, balſamirten ihre Körper, und legten bey ihrem Tode Trauerkleider an. (††) Cimon ließ die Pferde, mit welchen

(*) Plutarch in Catons des Sittenrichters Leben.

(**) Diodorus Siculus L. XIII. c. 17.

(***) Id. *Ibid.*

(†) Herodot. L. II. p. 129.

(††) Des Miltiades Vater Herodot. L. VI. p. 419.

welchen er dreymal den Rennpreis in den Olympiſchen Spielen gewonnen hatte, ehrlich begraben. Der alte Xanthipp (*) ließ ſeinen Hund auf einem Vorgebürge an der Küſte des Meeres begraben, welches hernach den Namen davon behalten hat. Und Plutarch machte ſich, wie er ſelbſt ſagt, ein Gewiſſen daraus, einen Ochſen, welcher ihm lange Zeit gedienet hatte, um eines geringen Gewinnes willen zu verkaufen, und in das Schlachthaus zu ſchicken (**).

(*) Plutarch in Catons des Sittenrichters Leben.

(**) Plutarch in Catons des Sittenrichters Leben.

Ende des erſten Theiles.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

8°
Aus L.A.
Montaigne
1753

R*
I.10

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Montaigne, Michel Eyquem <<de>> / Coste, Pierre, / Tietz, Johann Daniel,

Michaels Herrn von Montagne Versuche nebst des Verfassers Leben

Bd.: 1

Leipzig (1753)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LA 3474 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11257921-1
VD18 80040446-001